# ALPENVEREINSJAHRBUCH



# BERG 2006

Alpenvereinsjahrbuch

# BERG 2006

Zeitschrift Band 130


**Jahrbuch-Redaktion**
Walter Theil

**Jahrbuch-Beirat**

Lutz Bormann, DAV
Heinz Röhle, DAV
Roland Stierle, DAV
Gerold Benedikter, OeAV
Oskar Wörz, OeAV
Franz Mock, AVS



**Herausgeber**
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen



# INHALT













## TopThema: Sicherheit und Risiko


| | | |
|---|---|---|
| **Markus Pingold** | Der Wandel der alpinen Kulturlandschaft als Risiko? | 12 |
| **Christoph Höbenreich** | »Kinderarbeit!« – Die Ausdauerfähigkeit und Belastbarkeit von Kindern im Bergsport | 28 |
| **Werner Hickel** | Der schwarze Schlaf | 38 |
| **Peter Schatzl** | Vom Kult des zu Fuß Gehens – Über Risiko und Sicherheit beim Trekking | 46 |
| **Pit Schubert** | Normen für Klettersteige | 52 |
| **Bernhard Streicher** | Riskante Entscheidungen – Psychologische Entscheidungsfaktoren in Risikosituationen | 60 |
| **Team risk'n'fun** | risk'n'fun »PATCHWORK« | 72 |
| **Walter Würtl** | Komplexes Risikomanagement – Der strategische Umgang mit Risiko im Wintersport | 84 |
| **Siegbert Warwitz** | Vom Sinn des Wagens – Warum Menschen sich gefährlichen Herausforderungen stellen | 96 |


## Bergsport Heute


| | | |
|---|---|---|
| **Joe Klausner** | Sierra Nevada del Cocuy – Das vergessene Paradies | 114 |
| **Toni Lamprecht** | Grönland 2004 – Die Ruhe vor dem Sturm | 120 |
| **Andreas Mühlleitner** | Trekking in West-Neuguinea | 130 |
| **Eberhard Neubronner** | Silber am Horizont – Pioniertour durch Tuwa | 142 |
| **Matthias Pinn** | Überflieger am Alpamayo | 158 |
| **Gunar Streu** | Vom Cerro Torre zum Cerro Fitz Roy | 164 |


## Kultur und Wissenschaft


| | | |
|---|---|---|
| **Bernhard Malkmus** | Robert Macfarlane und die Kunst, wie man die Berge zur Sprache bringt | 172 |
| **Dennis Cramer** | Klosterberg Athos – 2000er unter Verschluss | 180 |




# AV-JAHRBUCH BERG 2006












| | | |
|---|---|---|
| **Karin Steinbach Tarnutzer** | Ladakh: einzigartige Kultur, einsames Nomadenland | 192 |
| **Claudia Richartz-Sasse** | Gipfelglück – Die Geschichte der Erschließung der Zugspitze | 202 |
| **Franz Xaver Wagner** | Gipfelsalat – Anmerkungen eines Satirikers zur alpinen Folgerichtigkeit | 220 |


## Alpine Geschichte


| | | |
|---|---|---|
| **Helmut Schulze** | Auf den Spuren von Oliver Perry-Smith | 230 |
| **Peter Danner** | Ärzte, Humanisten, Konquistatoren – Das Besteigen der Berge in der frühen Neuzeit Teil 2 | 242 |
| **Ingrid Runggaldier Moroder** | Die Frau im Fels – Die Anfänge des Frauenbergsteigens in Südtirol | 260 |








## KartenGebiet/GebietsThema: Schobergruppe


| | | |
|---|---|---|
| **Gerhard Karl Lieb/ Michael Krobath** | Die Schobergruppe, ein stilles Kleinod der Hohen Tauern | 272 |


## Forum Alpenverein


| | | |
|---|---|---|
| **Elmar Landes** | Kultur? – Ansichten, Einsichten, Forderungen und Reflexionen | 286 |
| **Wolfgang Wahl** | Auf der Suche nach dem Kick – Wie risikobereit sind jugendliche Alpinsportler? | 300 |
| **Andreas Dick** | Aufwärts in die Zukunft – Bedeutende Leistungen im Bergsport 2004 und Stilfragen | 308 |


**KARTENBEILAGE: Schobergruppe 1:25.000**

# Vorwort

von Walter Theil

Wenn die Medien – im Zusammenhang mit Bergsport und abgesehen von trockenen Materialtests und Sicherungsmethoden – das Thema »Sicherheit und Risiko« präsentieren, dann drängen sich unweigerlich ganz bestimmte Vorstellungen und Erwartungshaltungen auf: Spektakuläre Berichte und Bilder von verwegenen Männern und Frauen, die mit futuristisch anmutenden Geräten an zerbrechlichen Eiszapfen hängen oder an Fingerspitzen über Abgründen turnen, die halberfroren an vereisten und sturmumtosten Achttausenderflanken kleben oder sich mit Ski bzw. Snowboard in fast senkrechte Wände stürzen.

Durch die dramatische Schilderung und noch stärker durch die eindrucksvollen Bilder wird für einen Großteil der Leser und Betrachter die eigentliche Frage: »Wie machen die das?« verdrängt und durch die unterschwellig mitgelieferte Frage »Warum begeben sich diese Menschen freiwillig in eine solche Gefahr?« ersetzt.

Abenteuer und Extremsport sind die Ausdrucksformen, die den Vorgang beschreiben, wenn man sich von dem vermeintlich wertvoll besetzten Begriff der »Sicherheit« wegbewegt und in den eher fragwürdig besetzten Raum des »Risikos« vorstößt. Aber was soll man tun, wenn fast jegliche sportliche Aktivität als »Abenteuer« oder »extrem« etikettiert bzw. vermarktet wird? Und wenn andererseits Statistiken belegen, dass als »sicher« geltende Sportarten, wie z.B. das Bergwandern, anhand der Unfallzahlen durchaus ihre Risiken bergen.

Das TOP-Kapitel dieses Alpenvereinsjahrbuchs versucht das Begriffspaar Sicherheit und Risiko nicht auf die Perspektive des extremen Bergsteigers zu reduzieren, sondern will möglichst viele Aspekte und Schattierungen zum Thema beitragen.

Sicherheit kann immer nur ein anzustrebender, Risiko stets nur ein zu minimierender Faktor sein, und das heißt nichts anderes, als dass jeder Einzelne diesen Prozess aktiv beeinflussen und bewusst steuern kann. Damit ist nicht gemeint, dass ich die Schwerkraft vernachlässigen oder den Lauf einer Lawine verändern kann – aber durch entsprechendes Training, optimale Ausrüstung und die gekonnte praktische Anwendung theoretischen Wissens lässt sich die Diskrepanz zwischen Sicherheit und Risiko auf ein einschätzbares Verhältnis reduzieren.

Die folgenden Beiträge veranschaulichen auch, dass die beiden Begriffe – weit über den Materialaspekt und den Extremsport hinaus – für jeden Berg- und Naturfreund Bedeutung haben und die eigene Urteilsbildung gefragt ist, denn das Vertrauen auf eine »trügerische« Sicherheit kann genauso unangenehme Folgen zeitigen wie ein unüberlegtes riskantes Handeln.

Die Überschwemmungen und Murenabgänge im Sommer 2005 haben zum wiederholten Male aufgezeigt, dass selbst beschauliche alpine Landschaften ihre Gefahren bergen. Und so hat es seine Berechtigung, wenn Markus Pingold am Beispiel des Landschaftswandels um Bad Hindelang in den Allgäuer Alpen den Fragen nachgeht, wie sich das Verhältnis der Menschen zur Landschaft verändert und welche Risiken dieser Wandel mit sich gebracht hat.

Da der Bergsport in den wenigsten Fällen als Individualsport betrieben wird – auch wenn die spektakulären Solisten teilweise das öffentliche Bild dominieren –, verlangt er stets auch die Einschätzung von Risiken für andere. Was kann ich Kindern zumuten, wie verhalte ich mich bei Trekkingreisen oder ganz allgemein, welche psychologischen und pädagogischen Entscheidungsfaktoren gilt es in Risikosituationen speziell in Gruppen zu berücksichtigen? Und dass die Art und Weise, wie ich mit den anderen kommuniziere, von erheblicher Bedeutung bei der Vermittlung von Wissen und Erfahrung ist, unterstreicht der Beitrag des risk'n'fun-Teams.

Die eingangs aufgeworfene »Warum«-Frage greift Siegbert Warwitz in seinem systematischen Überblick über die diversen Risikotheorien nochmals auf. Er skizziert die gängigen Modelle und kontrastiert und erweitert diese um den Begriff des »Wagnis«.

»Hinter der ›Warum‹-Frage steht der Versuch, Neues in Bekanntes zu integrieren.« Wenn dieser Satz des Philosophen Robert Spaemann zutrifft und Bedeutung erlangen soll, dann muss es die Aufgabe des Alpenvereinsjahrbuchs sein, Bekanntes zu erhalten, aber auch Neues zuzulassen. Die Beschreibung und Darstellung dessen was ist, dessen was und wie es erlebt wurde, ist Voraussetzung und der Nährboden für jegliche tiefschürfende Analyse.

In den Kapiteln über Bergsport Heute, Kultur und Wissenschaft und Alpine Geschichte beschreiben und bebildern Kletterer, Trekker und Wanderer ihre unterschiedlichen Erlebnisse und Unternehmungen und äußern sich Schriftsteller und Wissenschaftler zu alpin relevanten Themen und wohl keiner wird sich den Worten von Tollison ganz entziehen können: »Wir sehen die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern so, wie wir sind.«

Der Bogen reicht dabei von der heimischen Zugspitze und deren Erschließungsgeschichte über Trekkingparadiese in Südamerika, Ladakh und Neuguinea bis zu anspruchsvollen Kletterfahrten in Grönland und vom griechischen Klosterberg Athos bis nach Tuwa, einer fast unwirklichen Region in der zentralasiatischen Steppe. Der heute fast vergessene Elbsandsteinkletterer Oliver Perry-Smith erhält seine verdiente Würdigung und dem meist stiefmütterlich behandelten Thema Frauenbergsteigen, dem immer noch eine Gesamtbetrachtung fehlt, wird ein wichtiger Baustein hinzugefügt.

Dass auch weniger spektakuläre Gebirgsregionen durchaus ihren Reiz besitzen, beweisen Gerhard Karl Lieb und Michael Krobath mit ihrer liebevollen Beschreibung der Schobergruppe.

Wichtig für die Entwicklung des Alpinismus und für das Selbstverständnis der Alpenvereine sind und bleiben neben dem Thema Natur (das in BERG 2005 ausführlich behandelt wurde) die Bereiche Kultur, Jugend und Leistungssport, denn dabei geht es letztlich um die Selbstdarstellung, die Zukunft und den Weg des Bergsteigens allgemein. Elmar Landes bündelt die Meinungen zum kontrovers diskutierten alpinen Kulturbegriff, Wolfgang Wahl plädiert für Experimentiermöglichkeiten der Jugendlichen und Andi Dick gibt in seinem Überblick über die bergsportlichen Höchstleistungen zu verstehen, dass auch hier das »Wie«, der Stil, eine entscheidende Bedeutung erfährt.



Alle diese Begriffe entbehren nicht eines gewisses Risikopotentials, aber sie bedeuten auch – gemäß dem chinesischen Schriftzeichen für Risiko – sowohl Gefahr als auch Chance. Und deshalb sollten wir nicht nachlassen, uns in die bestmögliche Situation zu versetzen, um den nächsten Schritt immer wieder als Chance zu begreifen.




# SICHERHEIT UND RISIKO

## TOPTHEMA

Markus Pingold

Christoph Höbenreich

Werner Hickel

Peter Schatzl

Pit Schubert

Bernhard Streicher

Team risk'n'fun

Walter Würtl

Siegbert Warwitz

# Der Wandel der alpinen Kulturlandschaft als Risiko?

## Eine Untersuchung des Landschaftswandels in Bad Hindelang in den Allgäuer Alpen

von Markus Pingold

**Risiko – Ein Phänomen und viele Dimensionen**

Eigentlich eine Situation, wie sie in den Alpen Sommer für Sommer dutzendfach vorkommt: Der Schnee wird weich, die Steigeisen stollen. Der Pickel soll Abhilfe schaffen und geht zu den Eisen. Und bleibt leider auch dort, als der Körper das Gleichgewicht sucht und der Fuß zurück zum Boden will. An sich nicht weiter tragisch. Ungünstig nur, dass ein schmaler Firngrat nicht der richtige Ort für solche Kunststücke ist. Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt: Die Reise abwärts beginnt kopfüber und endet dann doch noch, bevor sie richtig begonnen hat, auf einem kleinen Felsabsatz. – Eine knappe Erinnerung nur, aber doch ein eindrücklicher Hinweis auf die Risiken alpinen Lebens. Betrachten wir dieses individuelle Risiko, dem sich jeder bei Aufenthalten im Gebirge aussetzt, als alpines Risiko der ersten Ebene.

Größer noch und für die Allgemeinheit bedeutender ist das Risiko der Naturgefahren. Wieder ist es eine persönliche Erfahrung, die mir in besonderer Erinnerung steht und die hierfür als Beispiel dienen soll: Exkursionen sind zweifelsohne die fachlichen wie sozialen Glanzpunkte eines Geografie-Studiums, zumal, wenn sie in die Alpen führen. An Pfingsten 1999 waren wir in solcher Mission im Allgäu unterwegs. Das Wetter war schlecht. So schlecht, dass es sogar für die diesbezüglich einiges gewohnte Region erwähnenswert war. Als der Regen nachließ, hatten sich riesige Bereiche in eine bis dato kaum gekannte Seenlandschaft verwandelt, eigentlich kleine Bäche hatten jedes Maß verloren und der Schaden war vielerorts groß. Noch bevor wir uns einen Überblick verschaffen konnten, mussten wir erst mal den Weg von Murenmaterial frei schaufeln. – Das ist das Bild, das mir in Erinnerung blieb: Dozent und Student stehen staunend mit Schaufeln im Morgengrauen und räumen das auf die Seite, was ein über Nacht entstandener Bach auf der Straße abgelagert hatte. Hier sind wir nicht nur bei der zweiten Dimension von Risiko, sondern auch im Untersuchungsgebiet, dem Allgäu, angekommen.

Als wir einige Stunden später ins Ostrachtal fuhren, wurden dort bereits lange Schadenslisten erstellt. Obwohl man gewohnt ist, mit extremen Wettersituationen und deren Auswirkungen umzugehen, war das unliebsame Erstaunen an diesem Tag doch sehr groß. Als die Regenwolken weitergezogen waren, funkelten die Wasserflächen im Gegenlicht. Der Bürgermeister kam in Gummistiefeln ins Rathaus, weil der Weg von seinem Weiler oben am Berg hinunter ins Dorf durch eine Mure versperrt war. Später noch, nach dem Aufräumen und mit einigem zeitlichem Abstand, prägt eine Mischung aus Respekt vor der Naturgewalt und Trauer über die Schäden die Worte des Kreisheimatpflegers: »Wenn die Ostrach sieben Brücken zerstört, bei einem Unwetter, das langt dann schon, das ist nicht so alltäglich.«

Doch nicht erst jüngst, sondern kontinuierlich über die letzten Jahrhunderte hinweg, waren die Orte des Tales Überschwemmungsgefahren ausgesetzt. Das Bild vom Hochwasser von 1901 bringt das Risiko zum Ausdruck, dem sich das Dorf durch den Siedlungsplatz auf dem fruchtbaren, aber eben auch hochwasseranfälligen Schwemmkegel eines Wildbaches ausgesetzt hat. Das Risiko nahm man bewusst in Kauf, wohl in einer Mischung aus Hoffnung und gutem Glauben, dass solche Katastrophen nicht zu oft auftreten würden.

Denkt man über diesen Einzelfall hinaus, so kommen wahrscheinlich jedem schreckliche Bilder von Autos in den Sinn, die von Schlammmuren durch Dörfer geschleudert werden, und von Straßen, die man nach sommerlichen Starkniederschlägen im Abgrund zusammensuchen kann. Hierin eine spontan auftretende und daher schwer berechenbare Bedrohung für das Leben im Alpenraum zu sehen, ist nicht schwer.

Diese beiden Assoziationen zum alpinen Risiko sind hinlänglich bekannt und sie werden an anderer Stelle in diesem Buch aufschlussreich dargestellt. Weg von Steinschlag, Gletscherspalten, Lawinenkatastrophen kann man allerdings den Begriff Risiko auch in eine andere Richtung, eine dritte Ebene, denken.



*Blick von der so genannten Kanzel an der Jochstraße in das Ostrachtal. Im Vordergrund schlängelt sich die deutsche Alpenstraße. Im Hintergrund ist das von Süd (links) nach Nord verlaufende Illertal, in das die Ostrach mündet, zu erkennen. Der Horizont wird begrenzt von der Hörner- und Nagelfluhkette mit dem Hochgrat als höchster Erhebung. Wenige Kilometer westlich davon verläuft die Grenze zum österreichischen Bundesland Vorarlberg.*
Foto: Markus Pingold

Was bedeutet es für die naturräumlichen Risiken, wenn die Menschen Landschaft nicht mehr flächenhaft nutzen, sondern nur in Ausschnitten in der Freizeit aufsuchen? Was bedeutet es für mögliche Naturgefahren, wenn sich die Ökologie der Landschaft vollständig verändert? Welches Risiko liegt darin, dass eine vertraute Landschaft im Sinne von Heimat verschwindet? – Fragen, über die nachzudenken es sich durchaus lohnt.

**Wahrnehmung und Wirklichkeit**

Wald und Wiese – das klingt harmonisch und so, als ob es unweigerlich zusammengehört. Gefragt nach den vermutlich größten Veränderungen in der alpinen Landschaft der letzten hundert Jahre, nennen die allermeisten Menschen anthropogene Eingriffe wie Seilbahnen, Siedlungserweiterungen oder den Bau von Straßen. Dabei kommt meist auch recht unverblümt zum Ausdruck, dass man davon ausgehe, dass dadurch die Natur und auch insbesondere der Wald gefährdet sei. Legt man den Befragten einen Bildvergleich vor, der dem heutigen Landschaftszustand eine historische Fotografie gegenüber stellt, ist das Er-

staunen oft sehr groß. Warum? Ganz einfach, weil man – die Diskussion vom Waldsterben in den 80er Jahren und die großen Sturmschäden in den 90er Jahren noch im Hinterkopf – nicht damit rechnet, dass in der Flächenbilanz nicht der Wald, sondern die offenen Landschaftsbereiche im Bestand gefährdet sind.

Die im Artikel verwendeten Bilder geben hierzu selbsterklärend Aufschluss.



*Hochwasser 1901 in Bad Oberdorf (Gemeinde Bad Hindelang) – Ausgangspunkt für die großen Baumaßnahmen, die zu einem Schutz, aber natürlich auch zu erheblichen Landschaftsveränderungen führten.*
Foto: Archiv Richard Berktold



*Hangrutsch, der an Pfingsten 1999 den Weiler Gailenberg vom Ostrachtal abschnitt.*
Foto: Richard Berktold



*Hochwasser im Ostrachtal, Pfingsten 1999. Dieses Ereignis gilt im Allgäu als schlimmstes Hochwasser des letzten Jahrhunderts. Grob vergleichbar nur mit den Zerstörungen von 1910 und 1924.*
Foto: Richard Berktold

**Von Beständigkeit und schnellem Wechsel – Annäherung an die Hindelanger Kulturlandschaft**

Lässt man Kempten seitwärts liegen und fährt, die Allgäuer Alpen im Halbrund vor sich, südwärts, hinein ins Oberallgäu, so geht die hügelige Moränenlandschaft recht unverzüglich in eine »richtige« Berglandschaft über. Die Lebensadern des Menschen sind hier (wie natürlich auch anderswo) die Täler, auch wenn die Berge als optisch auffälliger Blickfang stets die meiste Beachtung erhalten. Daher verwundert es auch nicht, dass nicht Täler und Orte, sondern Berge und Alpflächen das charakteristische Bild des Allgäus prägen. Bei Sonthofen mündet das Ostrachtal in das Haupttal der Iller, welche das südliche Oberallgäu entwässert. Hier beginnt die Hindelanger Gemarkung, die sich über das gesamte Ostrachtal, die Oberjocher Passhöhe und das oberste Wertachtal bis Unterjoch erstreckt. Die Fläche, die dabei zusammenkommt, beträgt stolze 137 km². Bad Hindelang gehört damit zu den flächengrößten Gemeinden Bayerns. Den eiszeitlichen Gletschern und in deren zeitlicher Nachfolge der Ostrach haben die Hindelanger nicht nur den Namen des Tales zu verdanken, sondern – viel grundlegender – die gesamte Form des Tales, an dessen günstigsten Plätzen eine ganze Reihe von Weilern und Dörfern entstehen konnte. Während im unteren Talbereich sanfte, relativ weitläufige Formen vorherrschen, wird das Tal im Bereich von Hinterstein immer enger, die Berge werden steiler und das Ambiente damit alpiner. Spätestens hier hat man das Gefühl, im Hochgebirge angekommen zu sein.

Die großen Höhenunterschiede, die Lage im Gebirgsinneren der Alpen (sowohl nach naturräumlichen als auch nach wirtschaftlich-politischen Kriterien) sowie die große Flächenausdehnung zeichnen Hindelang als für den Alpennordrand typische Berggemeinde aus.

Insgesamt gesehen besitzt die Gemeinde eine mit anderen Allgäuer Gemeinden, beispielsweise der Nachbargemeinde Oberstdorf, vergleichbare naturräumliche Ausstattung. An die menschliche Nutzung stellt sie hohe Anforderungen, bietet aber auch mit großen landschaftlichen Reizen die Grundlage für den Tourismus.

Um über die Landschaft reden zu können, muss diese noch etwas näher skizziert werden: Denkt man an das Allgäu, so stellen sich bei immer noch sehr vielen Menschen Bilder von Wiesen und Wäldern, von Kühen und frisch gemähtem Grün, von geranienschweren Holzbalkonen und herausgeputzten Dörfern ein. Nimmt man sich die Zeit und versucht, immer wieder den Blick auf Landschaft und Dörfer zu richten und auch längst bekannte oder auch wenig spektakuläre Strukturen bewusst wahrzunehmen, dann kann man zu einem überraschenden Ergebnis kommen: Die Klischees, so abgedroschen und realitätsfern sie auch klingen mögen, haben in den touristischen Bereichen des Allgäus mehr als nur einen wahren Kern. Auf die Landschaft konzentriert – und um die allein soll es jetzt zunächst einmal gehen –, heißt das, dass die Landschaft des Oberallgäus tatsächlich geprägt ist von einem Zusammenspiel von Wald und offenen Flächen (Wiesen, Weiden). Zudem präsentieren sich viele Orte in einer sehr gepflegten, traditionell wirkenden Form, die bei vielen Besuchern den Eindruck einer heilen Welt hinterlässt. Ob der Inhalt hält, was die Fassade verspricht, soll hier nicht zur Diskussion gestellt werden. Die Landschaft auf jeden Fall präsentiert sich allen Neubaugebieten, touristischen Bauprojekten und Bundesstraßen zum Trotz immer noch als ein optisch recht ansprechendes Gefüge, in dem Grüntöne dominieren und die Berge die meist allgegenwärtige Kulisse bilden.



*Sicher gäbe es weit spektakulärere Motive aus den Hindelanger Bergen, aber wohl kaum typischere. Der Faszination von extremen Szenerien zu erliegen ist leicht. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, dass nicht der alpine Felsbereich, sondern die Wiesen- und Alpflächen den größten und auch charakteristischsten Landschaftsbestandteil des Allgäus bilden. – Kulturland bei Bad Hindelang mit Mähwiesen, Heustadeln und Heckenreihen.*
Foto: Markus Pingold

Aus der Kombination der naturräumlichen Verhältnisse (geologische Bedingungen, Klima, Boden und Vegetation) und der kulturlandschaftlichen Gestaltung ergibt sich das für das Allgäu typische Landschaftsbild mit dem Dreiklang aus Wiesen, Wald und Felsbereichen. Die Landschaft lebt aber auch von der Vielfalt ihrer kleinen Elemente wie Heustadeln, Lesesteinmauern oder traditionellen Zäunen.

Alle naturräumlichen Prozesse besitzen eine sehr hohe Eigendynamik. So führt beispielsweise die natürliche Sukzession dazu, dass sich aufgelassene Mähwiesen innerhalb weniger Jahrzehnte zu geschlossenen Waldflächen entwickeln und sich das Land-





*Zwei Bilder, ein Zweck: Abgrenzung von Grundstücken, die beide die Außengrenze des Dorfes bilden und denen daher eine wichtige ästhetische Funktion zukommt. Einmal eine traditionelle, sehr lebendig wirkende Zaunform, einmal eine moderne Betonsteinmauer. – Auch solche Elemente dokumentieren den Landschaftswandel.*
Fotos: Markus Pingold

*Die Zutaten, aus denen das Gefüge einer alpinen Kulturlandschaft besteht, können sehr einfach sein: offene Flächen im Talgrund, Berge als Kulisse und dazwischen das Wasser als formenbildende Kraft. – Das Hintersteiner Tal mit Blick auf den Giebel (1948).*
Foto: Archiv Foto Kaufmann

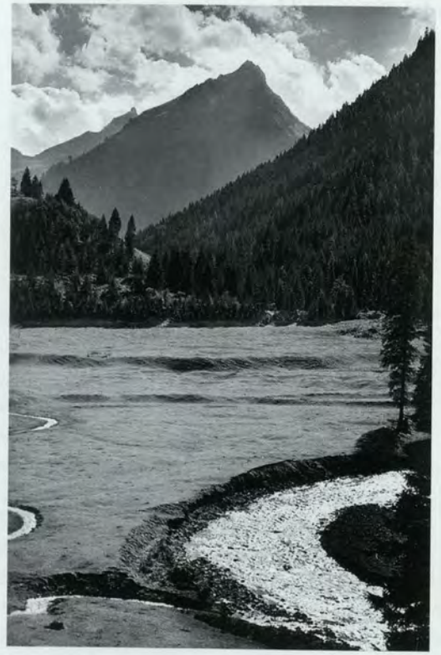
schaftsbild grundlegend verändert. Diese Art des Kulturlandschaftswandels vollzieht sich also nicht durch einen aktiven Eingriff des Menschen, sondern durch die Einstellung einer Maßnahme, nämlich dem Mähen der Wiesen. Diese aus anthropogener Sicht passiven Veränderungen geben das wahrscheinlich beste Beispiel für die Bedeutung des Naturraumes ab.

**In der Landschaft lesen wie in einem Buch**

In Landschaften kann man lesen wie in einem Buch. Oft ist dafür gar kein großes Vorwissen notwendig, sondern lediglich etwas Geduld und die Bereitschaft zum genauen Hinschauen. Ein dankbares Beispiel hierfür bietet der Siedlungsrand einer Neubausiedlung (errichtet in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts) in Bad Hindelang. In dem wenige hundert Quadratmeter großen Landschaftsausschnitt stecken Spuren aus mehreren Jahrhunderten: Die Ackerterrassen zeugen vom Ackerbau der frühen Neuzeit. Zaun und Heustadel entsprechen in Form und Ausführung dem traditionellen Muster des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Der Strommast steht exemplarisch für die Veränderungen des letzten Jahrhunderts und die Solarzellen für das angebrochene dritte Jahrtausend. Erst sie alle zusammen ergeben das Gefüge, welches die Kulturlandschaft heute so komplex und erhaltenswert macht.



*Kulturlandschaft par excellence: Von den historischen Ackerterrassen bis zu den modernen Solarzellen – mehrere Jahrhunderte Landschaftsgeschichte im Westentaschenformat zeigt dieser Blick auf den Siedlungsrand von Bad Hindelang (2001).*
Foto: Markus Pingold



**Beständig ist nur der Wandel**

Wenn man Gäste fragt, was sie am Allgäu besonders schätzen und warum die Landschaft für sie besuchenswert ist, wird in den Antworten auffallend oft die »Ursprünglichkeit« oder etwas, das als »Natürlichkeit« bezeichnet wird, genannt. Im ersten Moment und aus dem Bauch heraus kann man diesen Begriffen zustimmen. Betrachtet man den Sinngehalt der beiden zitierten Worte allerdings näher, so kommen berechtigte Zweifel an der Natürlichkeit der Allgäuer Landschaft auf. Dieser Begriff passt nicht so recht zu einer Landschaft, in der seit Jahrhunderten der Wandel das einzig Beständige ist.

Das »natürliche« Landschaftsbild des Ostrachtales im wirklichen Sinne des Wortes, also vor den ersten Veränderungen durch den Menschen, wurde dominiert von großflächigen Waldbeständen und kleinen Urrasenflächen in der alpinen Zone.

Die ersten Eingriffe in diesen Urzustand in Form von Waldrodungen wurden ab etwa dem 8. Jahrhundert vorgenommen. Im







*Diese Landschaft prägte das Bild vom Allgäu. Die Mähwiesen am Imberger Horn waren einst die größten ihrer Art in der Gemeinde. Heute sind bereits fast zwei Drittel der Fläche bewaldet. – Hornwiesen, hinten die Rotspitze (2033 m), (1956). In gut erreichbaren (Talgrund, Straßenanbindung) und maschinell bewirtschaftbaren Bereichen blieben die alten Mähflächen und damit der offene Landschaftscharakter erhalten. – Bruckwiesen zwischen Bad Oberdorf und Hinterstein (2001).*
Fotos: Archiv Foto Kaufmann, Markus Pingold

späten Mittelalter nahmen die Bevölkerung – und in Folge davon – auch die gerodeten Flächen allmählich zu. Als eine der Ernährungsgrundlagen diente bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Ackerbau. Angebaut wurden in erster Linie Gerste, Hafer und Kartoffeln. In der Landschaft hinterließ der Ackerbau mit den bereits erwähnten Ackerterrassen auf den südseitigen Hängen auch heute noch sichtbare Spuren.

Das äußere Erscheinungsbild der Landschaft wandelte sich durch den Aufschwung der Milchwirtschaft in der Mitte der 19. Jahrhunderts zum grünen Allgäu. Der ertragsarme Ackerbau wurde zu dieser Zeit eingestellt.

In den höheren Lagen führte die Alpwirtschaft sehr früh (die ersten Alpen im Ostrachtal wurden bereits im 15. Jahrhundert erwähnt) durch großflächige Rodungen und den Bau von Alphütten, Wegen, Lesesteinmauern als Weidegrenzen u. ä. zu einer grundlegenden Umgestaltung der Landschaft.

Besondere Auswirkungen auf die Landschaft hatte insbesondere der vom 15. bis zum 17. Jahrhundert im Ostrachtal und den Seitentälern betriebene Erzabbau. Zur Verarbeitung des Erzes waren Unmengen von Holz nötig. Dies führte zu riesigen Kahlschlägen und resultierte in einer regelrechten Holznot.

Nach der Aufgabe des Bergbaus nahm der Waldbestand wieder zu. Dies bedeutet, dass der Ausgangszustand für unsere Untersuchungen (Ende des 19. Jahrhun-



*Wenn man heute von Kulturlandschaft spricht, meint man meist das Miteinander von Mensch und Natur. Daher spielen auch Häuser und deren Gestalt eine wichtige Rolle im Bild der Landschaft. – Traditionelles Bauernhaus in Hinterstein (2001).*
Foto: Markus Pingold



*Die Auswahl an Erschwernissen für die Bergbauernhöfe ist groß: Die Form der Buckelwiesen macht eine ökonomisch sinnvolle Bewirtschaftung fast unmöglich. Allerdings verleihen sie der Landschaft auch ein charakteristisches Antlitz. Wenn es gelingt, dies für den Tourismus zu nutzen, dann hat der Erhalt solcher Flächen doch einen wirtschaftlichen Nutzen. – Buckelwiese bei Hinterstein, hier sind Restbestände von den Planierungsmaßnahmen der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts verschont geblieben (2001).*
Foto: Markus Pingold

derts) bereits wieder einen deutlich höheren Waldbestand aufweist als die Jahrhunderte davor.

Die heutige Kulturlandschaft ist somit das Ergebnis einer Jahrhunderte langen Nutzung durch den Menschen, geprägt von zwei gegensätzlichen Prozessen: Dem aktiven Eingreifen in den Naturhaushalt (z. B. durch Rodungen) und dem Auflassen von Flächen. Auf diese Weise bewirkte der Mensch aktiv und passiv einen andauernden Wandel der Kulturlandschaft.



*Die Ackerterrassen, die heute den Hängen waagrechte Strukturen verleihen, stammen aus der Zeit als das Allgäu noch nicht als »grünes Allgäu«, sondern ob der Blütenfarbe des Flachses als »blaues Allgäu« galt. Die Heustadel haben ihre ursprüngliche Funktion (Lagerung von Heu) verloren, prägen aber noch das Landschaftsbild. – Südseitige Mähwiesen oberhalb von Bad Hindelang (2001).*
Foto: Markus Pingold

**Ökonomisch, ökologisch, emotional – Bedeutungen der Kulturlandschaft**

Der extensive und arbeitsintensive Energie- und Materialeinsatz unserer Vorfahren, verschiedene traditionelle Nutzungsformen (z. B. Waldweide, gliedernde Elemente wie Hecken, Lesesteinmauern etc.), die vielfältigen Formen der Reproduktion sowie die geringen Transportmöglichkeiten führten zu kleinräumigen und ästhetisch attraktiven Nutzungsstrukturen. Die traditionelle Kulturlandschaft (und für das Allgäu bedeutet dies den Wechsel von offenen [Wiese, Weide] und geschlossenen [Wald] Flächen) ist daher die tragende Säule eines sanften Tourismus in Alpenregionen.

Welche wirtschaftliche Bedeutung hier dahinter steht, lässt sich in Orten wie Bad Hindelang, in denen etwa 80% der Einkommen direkt oder indirekt vom Tourismus abhängen, leicht erahnen.

Durch die menschliche Nutzung von Natur und Landschaft verschwanden zwar Lebensräume wie Urwälder und natürliche Flussläufe, aber es entstanden auch neue, zumeist kleinräumige Biotope, die einer Vielzahl von Tier- und Pflanzenarten Lebensraum bieten. Gegenüber der natürlichen »Ursprungslandschaft« nahm hierdurch der Artenreichtum zu. Im 19. Jahrhundert führte ein extensiver Energie- und Materialeinsatz und ein intensiver Einsatz von Handarbeit zu einer maximalen Vielfalt in der Landschaft.

Auch durch die zunehmende Beeinträchtigung natürlicher Sonderstandorte (ökologische Nischen) kommt diesen durch den Menschen geschaffenen Lebensräumen in neuerer Zeit eine besondere Bedeutung zu.

Traditionelle und historische Kulturlandschaften besitzen eine unverwechselbare Eigenart und können dadurch eine hohe Identitätskraft und ein Heimatgefühl vermitteln. Zudem besitzen sie auch eine kulturhistorische Bedeutung, da sie Aufschluss über traditionelle und historische Nutzungen geben. Sie belegen damit als »lebendige Geschichte« frühere Mensch-Natur-Verhältnisse. Damit sind Kulturlandschaften ein wichtiger Teil des Begriffskomplexes Heimat und besitzen emotionale Funktionen.

**Fotovergleiche zur Analyse des Landschaftswandels**

Die Fragestellung, die diesem Artikel zu Grunde liegt, ist denkbar einfach. Sie lässt sich in einem Satz zum Ausdruck bringen: Welchem Wandel unterlag die Bad Hindelanger Kulturlandschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts?

Als unabdingbare Voraussetzung dafür wurde in den oben stehenden Absätzen versucht, sich dem Phänomen der Kulturlandschaft etwas anzunähern.

Methodisch bot sich die Arbeit mit historischen Fotografien an, die ab etwa 1880 flächendeckend und in guter Qualität zur Verfügung stehen. Hierzu wurden aktuelle, motivgleiche Vergleichsfotos erstellt. In der Gegenüberstellung ergaben sich sehr aufschlussreiche und vor allem sehr anschauliche Bildvergleiche, deren Analyse aussagekräftige Ergebnisse zum Wandel der Kulturlandschaft in den vergangenen hundert Jahren lieferte.

Das Bild einer Landschaft wird nicht nur von großen, flächenhaften Elementen geprägt, sondern auch von vielen kleinräumigen Details, wie beispielsweise Einzelbäumen, Hecken, Zäunen oder Mauern. Für diese wichtigen Landschaftselemente stellen Fotos die einzige Form der Erfassung dar, denn in Karten werden solche Details nicht oder nur sehr abstrakt erfasst.



*Nachfotografieren der historischen Bilder im Gelände. Im Talgrund Bad Hindelang.*
Foto: Markus Pingold

Bilder zeigen zudem immer den aktuellen Zustand der Landschaft zum Zeitpunkt der Aufnahme. Bei schleichend ablaufenden Veränderungen wie z. B. der Waldzunahme aufgrund natürlicher Sukzession stellt dies einen enorm wichtigen Aspekt dar, den Karten oder Flächen-Statistiken oftmals nicht leisten.

**Ergebnisse – Der Landschaftswandel im Überblick**

**Wald und Wiese – die größten Bereiche der Veränderungen**

Wenn man mitten im Wald Stacheldraht-Zäunen begegnet, den Himmel aber durch die dichten Fichtenbestände kaum noch erahnen kann, wird man nachdenklich. Der Zaun ist noch halbwegs gut erhalten, kann also nicht Jahrhunderte alt sein. Er ist auch kein Überbleibsel einer Pflanzung. Wie erklärt sich die Situation? – Der Wald ist in der Tat erst wenige Jahrzehnte alt. Geschluckt





*Blick über Unterjoch auf die ostseitigen Hänge des Wertacher Hörnles. Hier hat sich die Waldfläche im Laufe des letzten Jahrhunderts verdoppelt und von dem ehemals offenen Landschaftscharakter ist nicht mehr viel übrig geblieben (1898 und 2001).*
Fotos: Archiv Wolfgang Gehring, Markus Pingold

hat er die Alp- und Mähflächen und damit Land, das über Jahrhunderte hinweg dem Menschen als Wirtschaftsgrundlage diente. Damit geht mit den Flächenveränderungen unweigerlich auch eine Zeitepoche zu Ende. Ob man dies bedauert oder als natürlichen Lauf des Schaffens und Vergehens ansieht, ist eine Frage der Betrachtungsweise und der persönlichen Einschätzung. In jedem Fall aber ist es ein kulturgeschichtlicher Verlust, wenn Heustadel, Heinzen (Holzgestelle zum Trocknen des Heus) und vor allem auch der gesamte offene Charakter einer Landschaft im Wald verschwinden.



*Landschaftselemente einer vergangenen Zeit: Heinzen, Holzschindel-Dach. Bad Oberdorf und Hinterstein (um 1950).*
Fotos: Archiv Foto Kaufmann

Die großflächigsten Veränderungen gab es im Bereich der offenen Landschaft. Der Waldbestand nahm im gesamten Gemeindegebiet deutlich zu, in vielen Bereichen um 50%. An manchen Hängen, speziell wenn sie wie in Unterjoch überwiegend in privatem Besitz sind und zudem von einer Gemarkungsgrenze durchzogen werden, hat sich der Waldbestand in den letzten hundert Jahren sogar verdoppelt. Der Wald ist also auf viele Flächen zurückgekehrt, die ihm der Mensch für lange Zeit durch permanente Nutzung abgerungen hatte. Die Wiederbewaldung fand und findet somit dort statt,



wo die landwirtschaftliche Nutzung aufgegeben wurde. Dies betrifft vor allem arbeitsintensive, z. B. sehr steile Flächen.

Interessanterweise sind etwa zwei Drittel des Waldzuwachses nicht auf die in den 60er und 70er Jahren so eifrig betriebene Aufforstungspolitik zurückzuführen, sondern auf die Ausbreitung des Waldes durch Samenflug. Er ist also rein natürlichen Ursprungs. Dadurch ist der Prozess nicht nur sehr ungesteuert, sondern zu einem nicht unerheblichem Maße auch unbemerkt vonstatten gegangen.

Erschwerend kommt hinzu, dass es häufig gar nicht so leicht ist, zu bestimmen, was nun als Wald bezeichnet werden kann und was (noch) nicht. Wissenschaftliche Definitionen von Wald helfen einem dabei wenig weiter. Für den Prozess der Landschaftsveränderung kann in etwa die Faustregel gelten, dass die Verwaldung und der endgültige Übergang zum geschlossenen Waldbestand spätestens dann nicht mehr (bzw. nur noch mit unverhältnismäßig großem finanziellen Aufwand) zu stoppen ist, wenn die Bäume mannshoch sind.

Unterstützt wurde dieser Prozess der Flächenänderung durch die Zunahme an Heckenstrukturen und Baumreihen. Vor allem entlang von Gewässerläufen und Parzellengrenzen haben Baum- und Strauchstrukturen in den letzten hundert Jahren in der Bad Hindelanger Landschaft deutlich zugenommen.

**Siedlungsveränderungen**

Die Siedlungsflächen haben sich in den letzten hundert Jahren in etwa verdoppelt. Als sehr überraschend für die meisten Befragten (auch viele Einheimische verschätzten sich hierbei kräftig) erwies sich die Tatsache, dass die Bevölkerung der Gemeinde in den letzten 50 Jahren gleich blieb (genauer gesagt: sogar um knapp 10% sank). Mit dem üblichen Argument des Bevölkerungswachstumes kann die Verdoppelung der Siedlungsfläche daher nicht begründet







werden. Vielmehr scheinen die veränderten Flächenbedürfnisse die Entwicklung geprägt zu haben. Hierbei fallen – neben den eigentlichen Wohngebieten – die Zweitwohnungssiedlungen und stärker noch die Flächen für Freizeitbeschäftigungen wie Sport- und Tennisplätze stark ins Gewicht.

**Infrastrukturveränderungen**

Hinter diesem schwer fassbaren Begriff verbergen sich Veränderungen von Strukturen, die meist nicht großflächig sind, durch Menge und Eigenarten aber die Landschaft doch entscheidend prägen. Quantität und Vielfalt solcher Elemente nahmen sehr stark zu. Auffällig sind hierbei die Strukturen der Versorgung und des öffentlichen Lebens (Stromleitungen, Straßenlaternen etc.). Auch der Neubau von Straßen und – gerade in den letzten Jahren

*Blick von der Kanzel an der Jochstraße auf Bad Hindelang und die südseitigen Talhänge. 1929 beherrschten noch offene Wiesen- und Weideflächen das Bild, die Bewaldung hatte gegenüber dem Ausgangszustand (Bau der Jochstraße Ende des 19. Jahrhunderts) aber bereits schon begonnen (1929 und 2001).*
Fotos: Archiv Foto Kaufmann, Markus Pingold

*Stummer Zeuge vergangener Wirtschaftsweisen. Zerfallener Heustadel inmitten aufgelassener Mähwiesen an der Nordseite des Hirschbergs (2001).*
Foto: Markus Pingold






*Blick aus der Dorfmitte von Unterjoch (mit Gasthaus Krone und der Kirche) auf den Ausläufer des Zinkens. Die Veränderungen der Mikrostruktur (Versiegelung der Fläche, Neubauten etc.) gehen einher mit der großflächigen Waldzunahme auf dem Hang hinter der Kirche (um 1905 und 2001).*
Fotos: Archiv Wolfgang Gehring, Markus Pingold

– Wirtschaftswegen prägt das Landschaftsbild nachhaltig. Als dritter großer Aspekt sind hier zudem die Einrichtungen für den Tourismus (Seilbahnen, Kurhaus, Kurpark etc.) zu nennen. Deren Entwicklung korreliert mit dem Aufschwung des Wintertourismus in Oberjoch, konzentriert sich in der Gemeinde allerdings auch auf diesen Ortsteil und ist insgesamt im Hindelanger Landschaftsbild daher eher zu vernachlässigen. Allerdings lagen in diesem Bereich brisante Themen der Gemeindepolitik der letzten Jahre begraben, z. B. die Diskussion um Beschneiungsanlagen.

Die Erschwernisse und besonderen Anforderungen des Gebirges für eine menschliche Nutzung erfordern ein in vielerlei Hinsicht aufwändiges Leben und Wirtschaften. Die Prägung der Kulturlandschaft durch Maßnahmen der Siedlung, der landwirtschaftlichen Nutzung oder der Infrastruktur verlangt somit oft sehr tiefgreifende und aufwändige Eingriffe. Ein Beispiel hierfür stellt die in Anlage und Pflege äußerst aufwändige Jochstraße (Fertigstellung der heutigen Trasse 1900) zur Überwindung der Höhendifferenz zwischen dem Ostrachtal und der Oberjocher Passhöhe dar.

Neben den Veränderungen auf der Makroebene wurde der zeitliche Längsschnitt auch auf die Mikroebene angelegt. Hierbei kamen Veränderungen ans Licht, die zwar im Einzelfall unbedeutend erscheinen mögen, einer Kulturlandschaft aber doch ihren speziellen Charakter verschaffen. Beispiele hierfür bilden der Verlust traditioneller Zaunarten oder das Verschwinden landschaftsprägender Bauweisen.

**Betrachtung der Veränderungen nach Großräumen**

Insgesamt gesehen hat der Talraum sehr tiefgreifende Veränderungen erfahren. Die rein landwirtschaftliche Nutzung, die er (auch in Folge der Ostrach-Regulierungen) seit dem 19. Jahrhundert eingenommen hatte, ging durch diesen Wandel verloren. Stattdessen herrscht in diesem Bereich heute ein Pluralismus verschiedenster Nutzungen nebeneinander vor. Dabei hat der Talboden einen sehr veränderungsdynamischen Charakter erhalten. Ein weiteres Kriterium ist hierbei, dass die Veränderungen in diesem Raum wahrscheinlich nie abgeschlossen sein werden, auch wenn – nach aktueller Aussage der Gemeindeverwaltung – z. B. die Siedlungsentwicklung keinen Flächenprozess mehr darstellen soll.

Eine naturräumliche Sonderstellung in Form einer Hochebene mit weiten Flächen, wie sie die Gemeinde sonst nicht kennt, nimmt der Bereich zwischen Oberjoch, Unterjoch und der Landesgrenze zu Tirol ein. Aufgrund der besseren Eignung dieser Flächen zur maschinellen landwirtschaftlichen Nutzung ist hier der Waldzuwachs geringer.

Die großen Flächenveränderungen von Wald und Wiese haben im Bereich der Hänge und Talflanken stattgefunden. In den unteren Hangbereichen (zumindest auf den flachen, südseitigen Hängen, die maschinell bewirtschaftet werden können) dominiert gegenwärtig noch der Bestand offener Flächen. Auf den höher gelegenen Hängen tritt aufgrund des Rückgangs Jahrhunderte alter Wiesen- und Weideflächen großflächig inzwischen fast nur noch Waldbestand auf. Das im oberen Hangbereich ehemals landschaftsprägende Nebeneinander von Wald und Wiesen (»Fleckerlteppich«) ist fast überall verschwunden. Hier kann daher ohne Einschränkungen von einer Monotonisierung und Verarmung der Kulturlandschaft gesprochen werden. Der Bereich der Talflanken musste zudem eine Reihe weiterer Eingriffe verkraften, z. B. touristische Anlagen und Wirtschaftswege, die zum einen auf Programme zur Förderung moderner Alpbewirtschaftungsweisen und zum anderen auf die Windwürfe bzw. deren Aufarbeitung zurückzuführen sind.

Einen Sonderfall stellen die großen Alpflächen im Hintersteiner Tal dar. Da die Alpwirtschaft in den letzten Jahrzehnten von Sonderbedingungen (Subventionen) geprägt wurde, kam es insgesamt gesehen in diesem Bereich zu geringeren Flächenveränderungen als im Bereich um die Dörfer herum.

In der alpinen Zone, die in Bad Hindelang bis etwa 2.500 m hinauf reicht, würde man wahrscheinlich keine kulturlandschaftlichen Elemente vermuten. Und doch kam es im untersuchten Zeitraum erstmals auch in diesem Bereich zu Eingriffen des Menschen. Und damit – wenn auch nur punktuell bzw. linear – zur Gestaltung einer Kulturlandschaft. Die Nutzung ist einzig und allein auf den Tourismus zurückzuführen: Die sommerlichen Varianten führten z.B. zur Anlage von Wanderwegen, Klettersteigen und der Errichtung von








Schutzhütten. Der Wintertourismus drang in Form von Seilbahnen und Pisten bis in diese Zone vor. Das diesbezüglich bekannteste und landschaftlich wohl auch fatalste Projekt der Allgäuer Hochalpen, die Anlagen am Nebelhorn, liegen nicht mehr auf Hindelanger Gemarkung. Da das Nebelhorn allerdings nicht weit entfernt ist, sind die Auswirkungen dieses Rummels auch im Gemeindegebiet zu spüren.

*Blick vom Gipfel des Hirschbergs auf Bad Oberdorf (links) und Bad Hindelang. Auffällig ist die Ausdehnung der Siedlungsflächen im Talraum. Der Berg im Vordergrund ist das Imberger Horn, den Horizont bilden (von links) Hochvogel, Großer Daumen und Nebelhorn. (um 1960 und 2001)*
Fotos: Archiv Foto Kaufmann, Markus Pingold

*Hindelanger Klettersteig im Bereich der Wengenköpfe. Beispiel dafür, dass Elemente der Kulturlandschaft inzwischen auch die Gipfelbereiche prägen.*
Foto: Markus Pingold

**Synthese**

Neben Tendenzen, die absehbar waren und durch die Untersuchung quantitativ und qualitativ belegt werden konnten, lieferte die Analyse der Bilder auch Erkenntnisse, die als überraschend und auch im Kontext der alpenweiten Forschung bemerkenswert eingestuft werden können.



*Die großen baulichen Veränderungen begannen früh: Die Jochstraße (heutige B 308 dt. Alpenstraße während des Baus (1895) und kurz nach der Fertigstellung (1900).*
Fotos: Gemeindearchiv Bad Hindelang

Als solche ist beispielsweise die Erkenntnis anzusehen, dass entgegen bisheriger Annahmen der Landschaftswandel in Form der starken Waldzunahme nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, sondern bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In Unterjoch ist der schleichende Flächenwandel bereits um 1900 nachweisbar und damit zu einer Zeit, in der die Bedeutung der Landwirtschaft noch fast ungebremst hoch war.

Im Bereich der Siedlungsausdehnung überraschte die Einsicht, dass die Eckpfeiler der Entwicklung bereits fast alle in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts gelegt wurden. Dies zeigt, wie schwer sich eine einmal eingeschlagene Richtung in der Raumplanung ändern lässt.

Überaus erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Trennung von Flächenwachstum und Bevölkerungsentwicklung. Man wird in Zukunft daher auch vermehrt auf andere Parameter achten müssen. Die Dynamik der Siedlungsentwicklung im alpinen Raum scheint vom Faktor Bevölkerung abgekoppelt worden zu sein.

Die Arbeit an den Bildvergleichen unterzog eine bisher nur vereinzelt verwendete Methode dem großflächigen (Abdeckung der Gemeindefläche mit mehreren hundert Bildern und 50 Analyse-Tafeln im Format DIN A3) Praxistest. Belegbare und aufgrund der Anschaulichkeit auch leicht nachvollziehbare Ergebnisse schafften es, der Bevölkerung den Wandel bewusst zu machen.

Als Triebkräfte hinter den sichtbaren Veränderungen lassen sich in erster Linie vier Bereiche ausmachen: Wirtschaftliche Gründe (Strukturwandel der Landwirtschaft, Rolle des Tourismus hinsichtlich Flächenbedarf, Auswirkungen auf die Bautätigkeit, im Vergleich mit Landwirtschaft lukrative Erwerbsquelle), gesellschaftlicher Wandel (größerer Bedarf an Wohn- und Freizeitflächen), kommunal gesteuerte Eingriffe (Baumaßnahmen u. ä.) und staatlich gesteuerte Prozesse (Agrarpolitik, Aufforstungsprämien).

Dabei ist zu beachten, dass viele Veränderungen nur passiv (und durch Zusammenhänge, die oftmals nicht leicht zu erkennen sind) ausgelöst werden.





Abschließend ist es in erster Linie das extrem hohe Tempo des Wandels der Kulturlandschaft, das Anlass zu Beunruhigung gibt. Dass sich Kulturlandschaft laufend entwickelt und nie in einem statischem Zustand verharren kann, erklärt sich von selbst. Aber das Tempo, mit dem die alpine Landschaft sich im letzten Jahrhundert verändert hat, ist eigentlich nur noch zu vergleichen mit den naturräumlichen Veränderungen nach dem Zusammenbruch des Erzabbaus im 16. Jahrhundert, als ganze Täler brach fielen und die Natur sich zurückeroberte, was ihr vorher genommen worden war.

Historische Prozesse haben das Landschaftsbild auch geprägt, aber sie sind später wieder völlig und ohne (sichtbare) größere Veränderungen aus dem Landschaftsgefüge verschwunden. Davon unterscheiden sich die modernen Veränderungen in einem ganz entscheidenden Punkt: Die Größe der Eingriffe und die Dauerhaftigkeit von Straßen, Siedlungen u. ä. bewirkt eine Fixierung im Landschaftsbild, die nicht mehr so leicht zu entfernen bzw. rückgängig zu machen ist.

**Das Allgäu als Sonderfall?**

Die aufgezeigten Veränderungen mögen teilweise überraschen. Einen Sonderfall stellen sie nicht dar. Der Kulturlandschaftswandel läuft in ähnlicher Form nicht nur im gesamten Allgäu, sondern fast im gesamten Alpenraum ab. In allen Bereichen, die hinsichtlich der physischen und kulturellen Rahmenbedingungen vergleichbar sind, also Berggemeinden mit entsprechenden landwirtschaftlichen Erschwernissen, aber auch mit für Tourismus attraktiver Landschaft, wird man die Flächenveränderungen in ähnlichem Ausmaß antreffen. Lediglich hinsichtlich des ehemals relativ geringen Waldanteils von nur 28% weist das Allgäu Unterschiede zu anderen Regionen, beispielsweise zu Oberbayern oder Tirol, auf. Dort kann daher der Waldzuwachs aufgrund der höheren Ausgangssituation etwas geringer sein. Am Alpenostrand (Steiermark, Oberösterreich, Niederösterreich) hingegen ist eine noch stärkere Waldzunahme zu beobachten und in den piemontesischen Alpen fallen ganze Talschaften in einem Tempo brach, wie es in Europa seit Jahrhunderten nicht mehr zu beobachten war.

**Landschaftswandel als Risiko**

Wenn man mit den Erkenntnissen des alpinen Landschaftswandels nun eine Brücke zurück zum Aspekt des Risikos schlägt, steht vor allem eine Frage im Mittelpunkt: Können die Veränderungen der Kulturlandschaft ein Risiko für die Alpen bzw. die Alpenbewohner darstellen? – Ja, der Wandel ist so tiefgreifend, dass er durchaus zu einem Risiko werden kann. Drei verschiedene Argumentationsebenen sollen versuchen, dies zu erklären:

Über Jahrhunderte hinweg war die Beziehung der Menschen zur alpinen Natur von Wechselseitigkeit geprägt. Aus Erfahrung mit der Instabilität und den natürlichen Gefahren des Gebirges hatte sich ein hochgradig sensibler Umgang mit Signalen





*Im Zuge der Straßenerweiterungen verschwand in den 60er Jahren mit den alten Alleen ein weiteres, in hohem Maße landschaftsprägendes Element. Dass die Bäume inzwischen nachgepflanzt wurden, zeugt von der gewachsenen Sensibilität für die Landschaftswirkung solcher Strukturen. – Blick auf Bad Oberdorf und die erst 1938 gebaute und daher außerhalb des Dorfes liegende Kirche (1965 und 2001).*
Fotos: Nachlass Franz Scholl, Markus Pingold

der alpinen Natur entwickelt. Mit der Zeit waren die Erkenntnisse zu tradiertem Wissen geworden, welches von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Ein Beispiel hierfür gibt das folgende Zitat des langjährigen Kreisheimatpflegers des Oberallgäus: »Wenn es da früher am Hirschbach ein Loch rausgerissen hat, dann ist man da sofort hin und hat einen Kasten reingehängt und Stämme und hat geschaut, dass das nicht größer wird.« Die früher flächenhafte Nutzung war auch mit flächenhafter Verantwortung verbunden, um im Sinne einer Reproduktion die genutzten Flächen als Lebensgrundlagen zu erhalten. Erhalten kann man hierbei nur, was man aktiv zu pflegen bereit ist. Auf alpinen Flächen bedeutet dies in erster Linie schweißtreibende Handarbeit, z. B. um Wiesen von aufkommenden Bäumen und Sträuchern frei zu halten. Oder um vegetationsfrei gewordene Stellen einzusäen und zu befestigen. Diese Arbeiten kosten viel Zeit und bringen – zumindest auf den ersten Blick – wenig (finanziellen) Ertrag. Dass sie heute als erstes eingestellt werden ist daher leicht nachzuvollziehen.



*Blick auf die aufgelassene Taufersalpe in einem Seitental des Hintersteiner Tales (2001).*
Foto: Markus Pingold

Vom Landschaftswandel kann aber auch ein ökologisches Risiko ausgehen. Hierbei ist eine gegenläufige Entwicklung zu beobachten: Auf der einen Seite ist aufkommender Wald ein stabilisierendes Element. Man denke hierbei nur an Schutzwälder und die Hangstabilisation durch Baumwurzeln. Auf der anderen Seite sind Übergangsphasen, die durchaus einige Jahrzehnte andauern können, hinsichtlich der ökologischen Stabilität der Landschaft potentiell problematisch und können das Risiko von Naturkatastrophen spürbar erhöhen.

Beachtet werden muss ferner, dass Schäden heutzutage (auch relativ gesehen) viel höhere finanzielle Schadenssummen nach sich ziehen, nicht zuletzt auch deswegen, weil heute Bereiche bebaut sind, die der Mensch Jahrhunderte lang wohlwissend gemieden hat. Letztendlich gibt es in diesem Bereich noch viele offene Fragen und wenig eindeutig geklärte Kausalzusammenhänge.

Nicht zuletzt kann man den Landschaftswandel auch als Risiko für den Verlust von Heimat betrachten. In Gesprächen mit Einheimischen zeigte sich, dass der heutige Umgang bzw. die Gleichgültigkeit, mit der bisweilen der Landschaft gegenüber getreten wird, als problematisch empfunden wird. So wird beispielsweise Schadholz, das in Folge von Sturmschäden liegen bleibt, weil die Kosten für eine Aufarbeitung den Holzwert übersteigen würden, als Verschwendung von nutzbarem Gut empfunden. Noch deutlicher wird dies, wenn zum Ausdruck gebracht wird, dass das Verfallen von alten Nutzflächen als verschwenderischer Umgang mit Produktionsflächen von Lebensmitteln betrachtet wird.

In dieser Denkweise kann dann auch nachvollzogen werden, dass es als Verlust gesehen wird, wenn Alp-Gebäude zerfallen, Nutzland im Wald verschwindet und die oft aus vielen Details bestehenden Arbeiten zum Erhalt der Kulturlandschaft vernachlässigt werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die emotionale Komponente, die bei vielen Allgäuern auffällt, wenn sie über ihre Landschaft sprachen. Was für Bergbesteigungen Gültigkeit hat, gilt auch hier: Berge, die nicht einfach und nur unter großen Anstrengungen zu erreichen sind, bieten intensive Erlebnisse. Mit einer Kulturlandschaft, die mühevoll geschaffen wurde und von Naturgefahren bedroht wird, verhält es sich offenbar ähnlich.

So erklärt sich auch, dass die Menschen im Allgäu – oder allgemeiner gesprochen:







*Das alte Bild der Alpen und das neue Bild der Alpen. Auf dem Weg zur Heuernte in Unterjoch (um 1940), auf dem Wagen die so genannten Heinzen, Holzgestelle, auf denen das Heu zum Trocknen aufgehängt wurde. – Andere Zeiten, andere Sitten, andere Landschaften? Großparkplatz am Ortsrand von Hinterstein. Die Touristen bringen Geld in die hintersten Winkel der bayerischen Alpen, aber sie bringen auch allsonntägliche Blechlawinen auf den Zufahrtsstraßen in die Alpen und solche unansehnlichen Parkplätze mit sich.*
Fotos: Archiv Wolfgang Gehring, Markus Pingold

in Bergregionen und speziell dort, wo (wie in Bad Hindelang) viele Menschen direkt oder indirekt vom Tourismus leben – nicht nur eine wirtschaftliche Abhängigkeit von der Landschaft spüren, da die Gäste wegen der Landschaft und den Bergen kommen, sondern auch eine emotionale Bindung. In den vielen Gesprächen, mit denen versucht wurde, der Wahrnehmung des Landschaftswandels und der Einstellung zur Landschaft auf den Grund zu gelangen, kam dies immer wieder zum Ausdruck. Die Worte eines Allgäuers veranschaulichen dies auf beeindruckende Weise: »Mir tut es einfach gut, wenn ich mich in einer schönen Landschaft aufhalte. Das ist für mich der unschätzbare, unbezahlbare Wert [von Landschaft]. Das ist Lebensqualität pur. Für mich ist das Heimat in jeder Form. Ich habe eine ganz enge emotionale Bindung. Ich glaube, dass die allermeisten Hindelanger das genauso sehen. Ich glaube, dass das stärker ausgeprägt ist als in anderen Gegenden, in einem Augsburger Vorort zum Beispiel.« Diese wenige Zeilen zeigen im Grunde die gesamte Struktur gefühlsnaher Landschaftswahrnehmung auf: Zunächst wird eine Landschaft einfach nur als schön empfunden. Da diese Empfindung als angenehm wahrgenommen wird, bekommt die Ästhetik der Landschaft auf diese Weise eine emotionale Komponente.

Eine Zeitschrift, die sich dem Erhalt von Landschaftsnähe und Brauchtum verschrieben hat und sinnigerweise auch den Namen »Das schöne Allgäu« trägt, hat einen Leitartikel einmal mit folgendem Resümee zusammengefasst: »D' Huimat isch schee, mir wend se it vrlottre lau!« (Die Heimat ist schön, wir wollen sie nicht verlottern lassen!) Daran erkennt man unschwer, welche emotionale Komponente hier mitschwingt. Da rationale Begründungen, wie oben aufgezeigt, nicht fern liegen, schadet Emotionalität hier nicht; auch Subjektivität ist hier keine Schimpfwort. Vielmehr kann eine persönliche Identifikation mit der Landschaft helfen, charakteristische Gesichtszüge dieser Landschaft und das Gefühl für sie und ihre Veränderungen zu erhalten. Und sie kann dazu motivieren, Verantwortung für die Landschaft zu übernehmen. Damit wird verhindert, dass die Landschaft zu etwas Beliebigem wird.

Ein Beispiel, wie Verantwortung für die Landschaft aussehen kann, lieferten Jugendliche der Jugendbildungsstätte des Deutschen Alpenvereins, die zugewachsene Aussichts- bzw. Ruhebänke wieder freischnitten. Auch wenn durch solche punktuellen Maßnahmen natürlich nicht der Landschaftscharakter an sich beeinflusst werden kann, so erfüllen die Bänke nun doch wieder ihre ursprüngliche Funktion: Sie ermöglichen eine freie Aussicht.



*Eine Jugendgruppe des DAV beim Freischneiden von Aussichtsbänken, die im Laufe der Zeit von der aufkommenden Waldrand-Vegetation geschluckt worden waren. Erst durch den Einsatz der Jugendlichen können die Bänke ihrer Aussichtsfunktion wieder erfüllen (2004).*
Foto: Gemeinde Bad Hindelang

# »Kinderarbeit!«

## Die Ausdauerleistungsfähigkeit und Belastbarkeit von Kindern im Bergsport

VON CHRISTOPH HÖBENREICH

*Zu Recht dienen die meisten alpinen Aktivitäten, die mit Kindern durchgeführt werden, der Vermittlung naturnaher und sozialer Erlebnisse sowie der Förderung koordinativer Fertigkeiten. In keinem Lebensalter können grundlegende motorische Bewegungsmuster und soziale Verhaltensweisen so nachhaltig vermittelt werden, wie im Kindesalter[1]. Dass dabei aber bereits auch schon der Grundstein für die Entwicklung motorischer Eigenschaften und konditioneller Fähigkeiten gelegt und insbesondere die Ausdauerfähigkeit trainiert werden kann, sollte nicht übersehen werden.*

DEM ARTIKEL SEI vorausgeschickt, dass er nicht als Anleitung zur Züchtung neuer Mini-Rekordler von Bergläufern oder Wandernadelsammlern für überehrgeizige Eltern oder Jugendleiter gedacht ist. Er soll vielmehr helfen, bestehende Fehlmeinungen oder Bedenken bezüglich der Leistungsfähigkeit des Kindes im Bergsport zu zerstreuen, tatsächliche Risiken aufzuzeigen, und die ausgezeichnete Trainierbarkeit der aeroben[2] Ausdauer im Kindesalter sowie den großen präventiven Wert der Ausdauer für die Gesundheit des Kindes hervorzuheben.

Sportliche Ausdauerleistungen von Kindern wie die Marathonzeiten für Sechsjährige von unter viereinhalb Stunden oder 10-km-Läufe für Vierjährige um eine Stunde wären noch Ende der 70er Jahre für unmöglich oder zumindest als besonders gesundheitsgefährdend angesehen worden. Damals hielt man eine Ausdauerleistungsfähigkeit und -verträglichkeit im Kindesalter für nicht gegeben und unterschätzte das kindliche Herz-Kreislaufsystem erheblich. In der Sportwissenschaft hat sich bezüglich der Ausdauerleistungsfähigkeit des Kindes jedoch eine entscheidende Veränderung ergeben. Während man früher meist vor einer Überbeanspruchung durch zu lange Belastungseinheiten warnte, wird heute das Problem ungeeigneter Belastungen einerseits in zu hohen Intensitäten und andererseits in der allgemeinen Unterbeanspruchung durch defizitäre Bewegungstätigkeiten des alltäglichen Lebens und des Schulsports gesehen.

Die sportliche Ausdauer ist die Fähigkeit, eine motorische Tätigkeit über eine längere Zeitspanne durchführen und einer Belastung physisch und psychisch lange widerstehen zu können. Im Kindesalter ist es wichtiger, eine gute allgemeine Grundlagenausdauer als sportartspezifische Ausdauerfähigkeiten zu bilden. Eine gute Grundlagenausdauer ist nämlich nicht nur eine Voraussetzung für jene Alpinsportarten, bei denen die Ausdauerfähigkeit leistungsbestimmend ist. Insbesondere ihr hoher Stellenwert als Prävention vor Bewegungsmangelkrankheiten und Übergewicht sowie zur Stärkung des Immunsystems und Stabilisierung der Gesundheit legitimieren die Förderung der allgemeinen Grundlagenausdauer bereits im Kindesalter. Denn durch ein Grundlagenausdauertraining wird eine hohe Kapazität des Herz-Kreislauf-, Atmungs- und Stoffwechselsystems erreicht und eine schnelle Erholungsfähigkeit gewährleistet. Daher sollte der Ausdauersport primär aus pädagogischer Sicht als eine für das spätere Leben gesundheitsfördernde und erlebnissteigernde Tätigkeit näher gebracht werden, und nicht mit dem Ziel eines bereits in der Kindheit zu forcierenden Leistungsfortschrittes. Dazu kann gerade auch die Begeisterung für den Bergsport einen wertvollen Beitrag leisten!

[1]Vorschulalter (ca. 3 bis 5 Jahre), Schulkindalter (ca. 6 bis 12/Mädchen bzw. 13/Jungen Jahre), Jugendalter (ca. 13/Mädchen bzw. 14/Jungen bis 18 Jahre). Da Lebens- und Entwicklungsalter divergieren können, muss das sportliche Leistungsniveau in Abhängigkeit vom Entwicklungsstand, nicht vom Lebensalter gesehen werden.

[2]Bei aerober Leistung erfolgt die Energiebereitstellung unter Sauerstoffverbrauch (oxydative Energiebereitstellung), bei anaerober Leistung ohne Sauerstoffverbrauch.



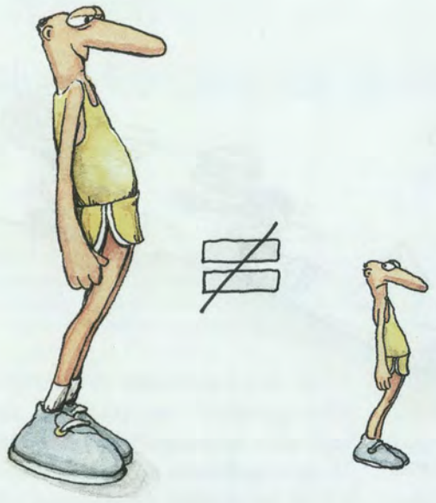


*Die Begeisterung der Kinder für Bewegung und Spiel in der freien Natur ist die wichtigste Grundlage, um mit Kindern in die Berge zu gehen und ihnen Bergsport näher zu bringen.* Illustrationen: Rosch

**Beste Voraussetzungen**

Kinder eignen sich aufgrund **guter physiologischer Voraussetzungen** nicht nur für das Training der Koordination und der Beweglichkeit, sondern auch für das der Langzeitausdauer (Belastungszeiten über 30 Minuten) hervorragend. Kinder besitzen allgemein auch **günstige konstitutionelle Voraussetzungen** für den Ausdauersport, da sie im Vergleich zum Erwachsenen einen größeren Quotientenwert des Verhältnisses Körpergröße/Körpergewicht aufweisen. Es ist daher für Kinder ein relativ geringerer Kraftaufwand notwendig, um Bewegungen durchzuführen. Kinder sind für Ausdauerbelastungen geradezu prädestiniert. Kinder haben **bessere koordinative Voraussetzungen** selbst schwierige Bewegungsabläufe schneller zu erlernen als Erwachsene. Im späten Schulkindalter sind dann durch den Abbau der nervösen Hemmungsprozesse auch Ausdauerleistungen mit hohem Technikanteil ökonomisch zu bewältigen. Kinder sind im Allgemeinen nach dem ersten Gestaltwandel (6./7. Lebensjahr) durch günstige psychisch-affektive Voraussetzungen wie Bewegungsdrang, Kritiklosigkeit, Unbekümmertheit, großem Lerneifer, Neugierde, freiwilliger Leistungsbereitschaft, großem Sportinteresse und Wettkampffreudigkeit stark motivierbar – aber auch manipulierbar. Kinder verweigern jedoch sofort unter Druck und Zwang. Mit Beginn der Pubertät (ca. im 12. Lebensjahr bei Mädchen bzw. 13. bei Jungen) fehlt es dann häufig – trotz an sich guter physischer Voraussetzungen – an einer entsprechenden Motivation für die Belastungen eines Ausdauertrainings oder die »sozialen Begleiterscheinungen« des konventionellen Bergsports im Familienverband.

Bezogen auf die **Körpermasse** liegt im Bereich der aeroben Ausdauer eine ähnlich gute Ausdauerleistungsfähigkeit zwischen Kindern und Erwachsenen vor. Dennoch dürfen Kinder nicht einfach als »kleine Erwachsene« gesehen werden. Das verminderte Atemvolumen, ein geringerer Hämoglobingehalt (und damit eine geringere Speicherungsmöglichkeit von Sauerstoff), eine geringere koordinative Feinsteuerung bei unzureichend automatisierten Bewegungen, schlechtere biomechanische Voraussetzungen zur Fortbewegung im Gelände (Beinlänge), der im Wachstum befindliche Bewegungsapparat und eine manchmal mangelnde Motivation für ein-



*Kinder sind keine kleinen Erwachsenen! Sie haben für sportliche Ausdauerleistungen zwar gute, aber eben andere konstitutionelle und physiologische Eigenschaften.*

schnellen Herzfrequenzanstieges bei Kindern ist jedoch kein Zeichen von Unökonomie, sondern eine Möglichkeit, hohe Belastungen bei aerober Energiebereitstellung zu tolerieren.

Auch bezüglich der **Atmungskapazität** und des **Muskelstoffwechsels** bestehen Unterschiede. Das vorpuberale Kind reagiert auf Belastungen gleich mit einer Atemfrequenzsteigerung, Jugendliche nach der Pubertät und Erwachsene jedoch zuerst mit einer Atemvertiefung. Zudem ist beim Kind zu berücksichtigen, dass es bei zu intensiver Belastung vorzeitig ermüdet. Dadurch ist verhindert, dass sich das Kind überfordern kann oder gar das kindliche Kreislaufsystem geschädigt wird. Die begrenzten Kohlehydratdepots für die glykoseabhängigen Organe (z. B. Gehirn) werden so geschont. Da das Kind vor einer starken Übersäuerung und einem übermäßigen Glykogenabbau geschützt ist, ist seine anaerobe Kapazität sehr eingeschränkt. Anaerobe Belastungen sind daher und auch wegen des steigenden Stresshormonspiegels, der das Kind an die Grenze seiner psycho-physischen Belastbarkeit bringt, nicht kindgemäß und erst nach der Pubertät zu forcieren.

tönige Ausdauerbelastungen dürfen nicht außer Acht gelassen werden.

Auf das Körpergewicht bezogen bleibt die **Herzgröße** vom Kindes- bis zum Erwachsenenalter weitestgehend unverändert. Mit einem Ausdauertraining kann auch beim Kind ein gesundes Sportherz mit einem starken Herzmuskel bewirkt werden, das ein größeres Schlagvolumen aufbringen kann. Ausdauertraining führt ebenso zu einer Verbesserung der pulmonalen Leistungsfähigkeit und zu einer verbesserten Ausnutzung des Sauerstoffs in der Muskulatur. Ausdauertrainierte Kinder weisen niedrigere Pulsfrequenzen als untrainierte auf. Das ausdauertrainierte Herz eines Kindes arbeitet ökonomisch und rationell im Schongang. Bereits Vorschulkinder sind also auch im Bergsport durchaus ausdauerbelastbar, da ihre Herzen im Verhältnis zum Körpergewicht normal groß sind. Bei der kardiopulmonalen Anpassung an Belastungen gibt es zwischen dem Kind und dem Erwachsenen jedoch einen bedeutenden Unterschied. Das Kind steigert zuerst die Frequenz, dann erst das Schlagvolumen. Daher kann sich bei Kindern die Herzschlagfrequenz bereits bei Ausdaueranforderungen mittlerer Intensität deutlich ihrem Maximalwert annähern. Der Mechanismus des

**Für ein Ausdauertraining ist es nie zu früh**

Die sportliche Leistung beim Bergsteigen hängt von unterschiedlichen motorischen Eigenschaften ab. Wandern, Schibergsteigen, Hochtouren, Trekking, Sportklettern oder alpines Klettern haben jeweils unterschiedliche technische, taktische und konditionelle Anforderungsprofile. Bergwanderungen, Schi- und Hochtouren erfordern die Fähigkeit zum kontinuierlichen Gehen und Steigen im Langzeitausdauerbereich über mehrere Stunden. Die aerobe Ausdauer ist dabei ein wichtiger leistungsbestimmender Konditionsfaktor. Ein alpines Ausdauertraining[3] hat das Ziel, Kinder

[3]Wenn man mit Kindern am Wochenende zwar regelmäßig, aber doch ohne Trainingsplan in die Berge geht, darf man genau genommen nicht von »Training« sondern von »Üben« der Ausdauerleistungsfähigkeit sprechen.



**Tab. 1: Trainingsbeginn motorischer Eigenschaften nach Alter und Geschlecht**

| Motorische Eigenschaft | Jungen/ Mädchen | Altersstufen in Jahren | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 5 - 7 | 8 - 10 | 11 - 12 | 13 - 14 | 15 - 16 | 17 - 18 | > 18 |
| Maximalkraft | J | | | | | O | OO | OOO |
| | M | | | | O | OO | OOO | OOO |
| Schnellkraft | J | | | | O | OO | OOO | OOO |
| | M | | | O | OO | OOO | OOO | OOO |
| Kraftausdauer | J | | | | | O | OO | OOO |
| | M | | | | O | OO | OOO | OOO |
| Aerobe Ausdauer | J | O | O | O | OO | OO | OOO | OOO |
| | M | O | O | O | OO | OO | OOO | OOO |
| AnaerobeAusdauer | J | | | | | O | OO | OOO |
| | M | | | | O | OO | OOO | OOO |
| Reaktionsschnelligkeit | J | | O | O | OO | OO | OOO | OOO |
| | M | | O | O | OO | OO | OOO | OOO |
| Azyklische Schnelligkeit | J | | | | O | OO | OOO | OOO |
| | M | | | O | OO | OO | OOO | OOO |
| Zyklische Schnelligkeit | J | | | | O | OO | OOO | OOO |
| | M | | | O | OO | OO | OOO | OOO |
| Beweglichkeit | J | OO | OO | OO | OOO | OOO | OOO | OOO |
| | M | OO | OO | OO | OOO | OOO | OOO | OOO |

**(Hahn 1982; eigene Ergänzung)**

O Vorsichtiges Üben (1 - 2 x wöchentlich)
OO Regelmäßiges Training (3 - 5 x wöchentlich)
OOO Möglichkeit für Leistungstraining

langfristig an die Belastungen des Bergsports körperlich und mental anzupassen. Es ist dabei zu beachten, dass sich im Kindesalter nicht alle motorischen Eigenschaften (s. Tab. 1) gleich gut trainieren lassen. Während insbesondere die Maximalkraft und die anaerobe Ausdauer erst nach der Pubertät intensiviert werden sollen, gilt allgemein, dass es **für ein Training der aeroben Ausdauer höchstens einen zu späten, aber praktisch keinen zu frühen Beginn gibt**.

Im frühen Schulkindalter ist die aerobe Ausdauer durch abwechslungsreiche Laufübungen mit geringer Intensität schon gut trainierbar. Durch die bessere muskuläre Ausbildung und die gesteigerte maximale $O_2$-Aufnahme können Kinder des späten Schulkindalters dann sehr gute Ausdauerfähigkeiten erlangen. Die Entwicklung der



*Für ein Training der Ausdauer gibt es höchstens einen zu späten aber praktisch keinen zu frühen Beginn.*



*Kinder haben wegen ihrer schlechteren Thermoregulation (weniger Schweißsekretion aber auch weniger Unterhautfettgewebe) ein anderes Temperaturempfinden als Erwachsene.*

Ausdauerleistungsfähigkeit verläuft bei Jungen und Mädchen nicht parallel. Während der Pubertät ist bei Jungen eine deutliche Zunahme der aeroben Leistungsfähigkeit festzustellen. Mit dem hochgradigen Testosteronanstieg wächst dann bei ihnen neben der Kraft auch die anaerobe Kapazität an.

**Gefahren und Leistungsgrenzen**

Beim gesunden Kind ist es auch bei einem sehr frühen Beginn eines Ausdauertrainings oder selbst durch extreme Ausdauerbelastungen bei normalen Umweltbedingungen unmöglich, einen Schaden am Herz-Kreislaufsystem zu erzeugen. Eine Trainingsüberlastung ist nicht zu befürchten. Denn stets ermüdet die Skelettmuskulatur vor dem Herzmuskel und zwingt so zum Abbruch der Arbeit. Auf diese Weise sind die inneren Organe vor Überforderung geschützt. Einschränkungen in der Leistungsfähigkeit sind nicht durch das Herz-Kreislaufsystem, sondern durch den geringen Anteil des Muskelgewebes am Körpergewicht bedingt. Da der passive Bewegungsapparat (also Sehnen, Bänder, Knorpel und Knochen) des Kindes noch nicht voll entwickelt ist, erwägen Orthopäden bei langdauernden uniformen Bewegungsabläufen mögliche Überbelastungen im Gelenksbereich.

Die natürlichen Schutzmechanismen können dann beeinträchtig sein, wenn mit Infektionen und erhöhter Körpertemperatur, mit vollem Magen, bei Umgebungstemperaturen über 28°C, bei höheren relativen Luftfeuchten als 80% oder ohne Akklimatisation in Höhen über 2.500 m trainiert wird. Äußere Zeichen einer (auch anaeroben) Überforderung sind eine kurze, stoßartige Atmung, eine starke Rötung der Haut, aber auch Blässe, ein weißes Mund-Nase-Dreieck, unkoordinierte Bewegungen und Erbrechen.

Gerade beim Bergsport gilt es zu beachten, dass dem Kind Hitze und Kälte zu schaffen machen. Seine Wärmeproduktion ist bei körperlicher Aktivität größer als beim Erwachsenen. Die geringere Schweißsekretion und die damit verbundene schlechtere Thermoregulation mangels Verdunstung bringen Nachteile für das Kind. Die anfallende Wärme muss durch vermehrten Bluttransport zur Haut (Wärmeabstrahlung) und durch verstärkte Atmung abgebaut werden, was seine Ausdauerleistungsfähigkeit bei Wärme beeinträchtigt. Da die relative Körperoberfläche des Kindes größer als die des Erwachsenen ist, und es üblicherweise weniger Unterhautfettgewebe zur Isolierung sowie geringere Energiereserven zur Wärmeproduktion hat, kühlt es bei Kälte schneller aus als der Erwachsene. Das Temperaturempfinden eines Erwachsenen darf also nicht einfach auch als Maßstab für das Kind gelten.

**Training durch und für den Bergsport**

Nicht nur im Kinderalltag sondern auch im Schulsport ist das Risiko einer zu geringen körperlichen Beanspruchung viel größer als die Gefahr einer Überforderung. Zudem sind (nicht nur) Kinder im alltäglichen Leben und in Turnsälen fast nur mit ebenen Flächen konfrontiert. Um ein einseitiges Bewegungsangebot zu vermeiden, sollte Kindern die Möglichkeit geboten werden, sich in der freien Natur (!) zu bewegen. Die Bewegung im alpinen Gelände fördert die Ökonomie und Harmonie der Motorik. Der Bergsport bietet sich auch besonders an, die Fähigkeiten in dem für Kinder so wichtigen Grundlagenausdauerbereich zu verbessern.

Auf Grund seiner charakteristischen Qualitäten und Werte übt er »einen besonders günstigen Einfluss auf die geistige, körperliche und seelische Entwicklung des Kindes aus« (MORAVEC 1994)! Das Besteigen eines Berges fordert und fördert sowohl das psychische wie auch das physische Durchhaltevermögen. In den Bergen lässt sich »Durchhalten« sehr gut erlernen und die körperliche Ausdauerfähigkeit verbessern. Eine gute aerobe Kapazität erhöht die Sicherheit auf einer Bergtour, denn ein Kind außer Atem und ohne Energiereserven kann in ausgesetztem Gelände koordinative Aufgaben viel schwerer bewältigen und das Gleichgewicht halten. Da ausdauernde und gesunde Kinder zudem widerstandsfähiger gegen die klimatischen Bedingungen des Gebirges sind, kann das Ausdauertraining als präventive Sicherheitsmaßnahme angesehen werden.

Bergwandern und Hochtouren eignen sich in hohem Maße, die aerobe Kapazität von Kindern in einem abenteuerlichen und abwechslungsreichen Umfeld zu trainieren. Denn das alpine Terrain lockt und weckt Neugierde. Laufen, Steigen und Klettern sind grundlegende Fortbewegungstechniken und entsprechen den natürlichen Bewegungsmustern des Kindes. Durch die vergleichsweise niedrige Intensität aber sehr lange Dauer einer Tour liegt die Belastung immer im aeroben Bereich, der dem Prinzip der Kindgemäßheit entspricht.

Um sich nicht nur <u>durch</u> den sondern auch <u>für</u> den Bergsport konditionell vorzubereiten, ist ein Lauftraining für Kinder im Tal vorteilhaft. Neben dem Laufen eignen sich auch andere zyklische Sportarten gut für das aerobe Ausdauertraining wie Radfahren, Mountainbiken, Schilanglaufen, zum Rodeln gehen oder trendgemäß »Nordic Walking« (schnelles Gehen mit speziellen Wanderstöcken). Egal welche Ausdauersportart angewendet wird, bei jedem Training mit Kindern ist wichtig: Nicht die Strecke »tötet«, sondern das Tempo!

Daher werden die Dauermethode mit gleich bleibender Belastungsintensität oder

### Alpine Aktivitäten im Kindes- und Jugendalter

<u>Vorschulalter (3-5)</u>

- **Halbtageswanderungen**
  - ▶ Maximal ca. 4 Stunden auf abwechslungsreichen Wegen in ungefährlichem Gelände
  - ▶ Viele Erholungs- und Spielpausen zum Entdecken der Natur
  - ▶ Spielerische Feinschulung der Koordination und »Trittsicherheit«
  - ▶ Sicherung vor Stolpern bei Absturzgefahr

<u>Frühes Schulkindalter (6 - 9)</u>

- **Tageswanderungen**
  - ▶ Steilere Bergwege und wegloses Gelände
  - ▶ Interesse an Aktivitäten in einer Gruppe Gleichaltriger
  - ▶ Beginn der Konzentrationsfähigkeit für koordinativ anspruchsvollere Bewegungen (Kraxeln)
  - ▶ »Durchhalten« lernen

<u>Spätes Schulkindalter (10 - 13)</u>

- **Längere Bergtouren**
  - ▶ Längere Konzentrationsfähigkeit und Bewegungsharmonie ermöglichen Touren bis ca. 8 Std. Gehzeit und über 1.000 Höhenmeter
  - ▶ Mehrtages- und Gletschertouren in Höhen über 3.000 m
  - ▶ Wachsendes Gefahrenbewusstsein
  - ▶ Einsicht und Verständnis für präventive Sicherheitsmaßnahmen
  - ▶ Beginn der spielerischen Alpinausbildung

<u>Jugendalter (14 - 17)</u>

- **Kletter- und Hochtouren**
  - ▶ Fels, Firn und Eis
  - ▶ Klettersteige und Trekking
  - ▶ Gipfel und Schwierigkeitsgrade werden als Herausforderung interessant
  - ▶ Hohe Leistungsbereitschaft zum Vergleich mit Jugendlichen und Auseinandersetzung mit Erwachsenen

<u>Erwachsenenalter (ab 18)</u>

- ▶ Das **gesamte alpinsportliche Spektrum** ist durch volle Belastbarkeit möglich!

*Für Übergewicht im Kindesalter sind nicht primär eine genetische Veranlagung, sondern vor allem eine zu geringe körperliche Bewegung bei erhöhtem Fernseh- und Medienkonsum sowie falsche Ernährungsgewohnheiten verantwortlich.*



das extensive Intervalltraining[4] bevorzugt. Bei den vielseitigen Möglichkeiten kindgemäßer Ausdauertrainingsformen muss das grundlegende Prinzip der gleichmäßigen, langen und relativ niedrigen Belastung und Pausen (beim Intervalltraining) eingehalten werden, was auch der Charakteristik des Bergsports entspricht. So werden Parallelen zum natürlichen, nicht zu schnellen und wechselnden Bewegungstempo des Kindes hergestellt. Beispiele kindgemäßer Ausdauertrainingsformen sind Minutenläufe (»Wer kann 1, 2, 3, 4 … min ohne Pause laufen?«), Minutenläufe nach dem Pyramidensystem (1-2-3-2-1 min), kontinuierliches Laufen (5, 10, 15 min), Wald- und Orientierungsläufe. Als Negativbeispiele im Kinderausdauertraining gelten alle Varianten der intensiven Intervallmethode, mehrere Läufe unter Wettkampfbedingungen zwischen 400 und 800 m, zu kurze Erholungspausen oder intensive Fang- und Verfolgungsspiele Erwachsener – Kind.

**Grundsätze eines kindgemäßen Lauftrainings**

- Aerobe Belastungen sind altersadäquat, anaerobe möglichst zu vermeiden.
- Umfangreiche Ausdauerbelastungen (30 min und mehr) sind günstig. Wöchentlich sollte in Summe mindestens 1 bis 2 Stunden oder 6 bis 12 km gelaufen werden.
- Im Schulkindalter soll die Belastungsintensität niedrig bis mittel sein. Hohe Intensitäten, starke Tempowechsel und große Krafteinsätze sollten vermieden werden.
- In der Regel können Pulsfrequenzen für nennenswerte kardiovaskuläre Veränderungen im Ausdauerbereich von 150 bis 170/min angenommen werden, wobei der obere Bereich effektiver zu sein scheint.

**Einschätzung der Ausdauerleistungsfähigkeit**

Der Cooper-Test ist einer der am häufigsten durchgeführten Tests zur Diagnose der aeroben Leistungsfähigkeit. Er ist einfach und auch mit größeren Kindergruppen durchführbar. Dabei ist in einer Zeit von 12 Minuten die größtmögliche Strecke auf einer horizontalen Ebene zu laufen. Die zurückgelegte Distanz lässt anhand der Beurteilungstabelle Rückschlüsse auf die Leistungsfähigkeit zu. Für Mädchen gelten jeweils 200 m weniger.

Schlechte Ergebnisse sind auch oft mit Übergewicht[5] verbunden – und mit allen damit einhergehenden gesundheitlichen Risiken. Für Übergewicht im Kindesalter sind nicht primär eine genetische Veranlagung, sondern vor allem eine zu geringe körperliche Bewegung bei erhöhtem Fernseh- und Medienkonsum sowie falsche Ernährungsgewohnheiten verantwortlich. Die Freude an körperlicher Aktivität und die Essgewohnheiten werden am stärksten durch die Familie geprägt. »Mangelhafte« Ergebnisse des Cooper-Tests sollten daher nicht nur zu einem Ausdauertraining, sondern auch zu einer nachhaltigen Änderung der Lebensgewohnheiten veranlassen! In keinem Lebensabschnitt ist es leichter als im Kindesalter, die Ausdauerleistungsfähigkeit zu verbessern und die Motivation für den (Berg-)Sport zu fördern.

**Tab. 2: Beurteilung durch den Cooper-Test**

| Kondition | Alter (Jahre) | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 |
| Ausgezeichnet | 2.600 m | 2.650 m | 2.700 m | 2.750 m | 2.800 m | 2.850 m | 2.900 m | 2.950 m | 3.000 m | 3.050 m |
| Sehr gut | 2.400 m | 2.450 m | 2.500 m | 2.550 m | 2.600 m | 2.650 m | 2.700 m | 2.750 m | 2.800 m | 2.850 m |
| Gut | 2.000 m | 2.050 m | 2.100 m | 2.150 m | 2.200 m | 2.250 m | 2.300 m | 2.350 m | 2.400 m | 2.450 m |
| Befriedigend | 1.600 m | 1.650 m | 1.700 m | 1.750 m | 1.800 m | 1.850 m | 1.900 m | 1.950 m | 2.000 m | 2.050 m |
| Mangelhaft | 1.000 m | 1.050 m | 1.100 m | 1.150 m | 1.200 m | 1.250 m | 1.300 m | 1.350 m | 1.400 m | 1.450 m |

(ZINTL 1990; FETZ, KORNEXL 1993)

[4]Das extensive Intervalltraining zeichnet sich durch einen planmäßigen Wechsel von Belastungs- und Erholungsphasen aus, z. B.: 10 min Belastung bei mittlerer Intensität wechseln mit Erholungsphasen, in denen die Pulsfrequenz absinkt aber nicht Ruhepulswerte erreicht.

[5]Obwohl es keine gesicherten Daten gibt, sind nach Schätzungen ca. 15% der Kinder in Österreich übergewichtig (WIDHALM 2001)!



**Kindgemäßes Bergsteigen**

Kinder können selbst mehrstündige Bergwanderungen mit relativ niedriger Intensität problemlos bewältigen, solange ihre Motivation zum Gehen erhalten bleibt. Auch wenn sich die eigenen Bergsteigerbedürfnisse nicht immer mit denen der Kinder decken, sollte man sich Zeit nehmen, sich auf die kindliche Erlebniswelt einlassen und die Durchführung und den Charakter einer Tour an den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit des Kindes ausrichten. »**Kinder gehen nicht mit ihren Eltern. Eltern begleiten ihre Kinder**«, heißt es in der alpinen Erlebnispädagogik treffend.

Da Spaß und Lust für eintönige Bewegung unmittelbar mit Spieltrieb und Interesse an der alpinen Natur (und dabei vor allem mit ihren kleinsten Details) verbunden sind, sind Spiel- und Entdeckungspausen sinnvoll. Hier gilt es individuell abzuwägen, wann und in welcher Form eine Pause für die Bereitschaft, »weiter« zu gehen, notwendig ist. Eine Tour sollte auf die Begeisterung des Kindes für die Bewegung im Gebirge und nicht auf zurückzulegende Kilometer, Höhenmeter oder Stunden ausgerichtet und damit nicht leistungsorientiert sein. Kinder wollen Abwechslung anstatt langweiliger Dauerhatscher. Die Leistung sollte ohne Antreiben erbracht und durch kindgemäße Erfolgserlebnisse animiert werden. Ein prestigeträchtiger »Gipfelsieg« ist für Kinder kaum ein Anreiz. Ein Wasserfall, ein See oder eine Almhütte sind oft viel interessanter. Längere Gehzeiten sollten mit Entdeckungs- und Beobachtungsphasen aufgelockert werden. Eine Gliederung der Tour in einzelne Etappen und die Ankündigung von Pausen ist motivierend: Von der Spielwiese zur Hütte, dann über den Bach zum Schneefeld und zum Schluss



*Kindgemäßes Bergsteigen heißt: Kinder gehen nicht mit ihren Eltern. Eltern begleiten ihre Kinder.*



*Da Bewegung unmittelbar mit Spieltrieb und Interesse an der alpinen Natur (und dabei vor allem an ihren kleinsten Details) verbunden ist, sind Spiel- und Entdeckungspausen sinnvoll.*

touren automatisiert sein. Dem Kind muss immer die Möglichkeit zu vollständiger Erholung geboten werden. Erholungszeiten sind annähernd gleich wie bei Erwachsenen. Dass auf regelmäßige und ausreichende Flüssigkeits- und Energiezufuhr geachtet werden sollte, versteht sich.

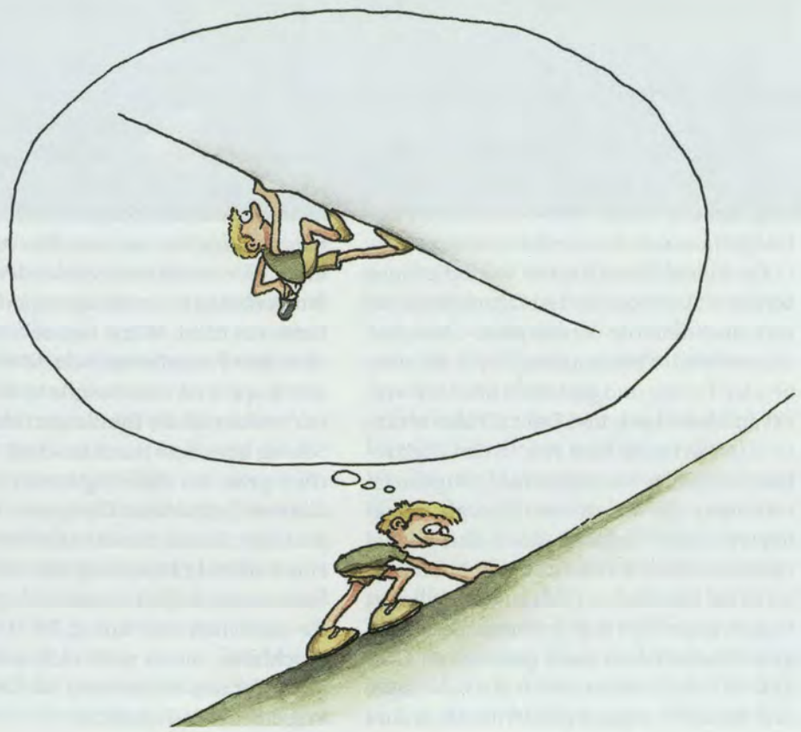
Um den passiven Bewegungsapparat des Kindes zu schonen, ist auf das Gewicht[6] und eine ergonomische Passform des Rucksacks zu achten. Präventive Maßnahmen wie kind- und laufgerechte Schuhe sowie zeitweiliges Barfußlaufen zur Kräftigung der Fußmuskulatur sind ebenfalls wichtig. Bergab sollte das Tempo langsam sein. Die Verwendung von Wanderstöcken muss kritisch gesehen werden, da Kinder auf Grund unzureichender Armkraft die Stöcke noch nicht effizient zur Entlastung einsetzen können und die Übung des Gleichgewichts und der Trittsicherheit beeinträchtigt ist. Wenn Absturzgefahr durch Stolpern besteht, sollten Kinder des Vorschul- und des frühen Schulkindalters am kurzen Seil gesichert werden.

Kinder sind empfindlicher gegenüber den klimatischen Bedingungen in hohen Gebirgen, insbesondere Hitze, Kälte, UV-Strahlung und Witterung. Gerade beim Bergsteigen ist der Gefahr einer Überhitzung aber auch einer Unterkühlung durch funktionelle und hochwertige Kleidung Rechnung zu tragen. Die Haut des Kindes sollte vor der UV-Strahlung durch Sonnencremen mit hohem Lichtschutzfaktor (> 30) und Sonnenhut geschützt werden. Auf coole Sonnenbrillen mit ausreichendem Schutz darf natürlich auch nicht vergessen werden.

Bei richtiger Akklimatisation besteht keine Gefahr, Kinder bereits im Vorschulalter auch in Höhen bis ca. 3.000 m zu begleiten. Sie unterscheiden sich in ihrer Reaktion auf Hypoxie und ihrer Anfälligkeit auf die akute Höhenkrankheit oder Lungenödeme zwar nicht von Erwachsenen. Höhenbedingte Symptome werden aber leichter mit nicht höhenspezifischen Befindungsstörungen (wie Appetitlosigkeit, Schlafstörungen, Erschöpfung, Verdauungsstörungen etc.) verwechselt, was zu Fehldiagnosen führen kann. Erst im frühen Schulkindalter verbessert sich dann ihre Fähigkeit, Symptome zu beschreiben. Auf Trekkingreisen stellen auch die hygienischen Bedingungen ein gewisses Risikopotential für Kinder dar, da ihr Immunsystem noch nicht voll ausgebildet ist. Aus Sicht der Trekking- und Höhenmedizin wird empfohlen, Trekkingtouren aus gesundheitlichen Gründen erst frühestens ab dem 14. Lebensjahr[7] zu unternehmen (BERGHOLD, SCHAFFERT 2001).

**Ausblick**

Kinder sind sehr gut ausdauerbelast- und trainierbar. Sie zeigen im aeroben Belastungsbereich die gleichen Anpassungserscheinungen wie Jugendliche und Erwachsene. Es wird jedoch abgeraten, Kinder im anaeroben Bereich maximal zu belasten. Es bleibt die Hoffnung, dass die verantwortungsvolle Vorbildwirkung der Eltern und Betreuer von Kindergruppen hilft, bereits im heranwachsenden Kind ein Ausdauerbewusstsein und -bedürfnis zu bilden, damit es die sportlichen und gesundheitlichen Wertigkeiten der Ausdauerleistungsfähigkeit zur Steigerung der Lebensqualität später voll ausnützen kann. Ein Grundlagenausdauertraining durch den Bergsport ist letztlich eine große Chance, nicht nur die Gesundheit des Kindes zu fördern, sondern Begeisterung für die Bewegung in der alpinen Natur zu wecken. Nur so wird es selbst einmal die Bergwelt für sich entdecken wollen ...



*Ein Kind mit Begeisterung für Bewegung in der Natur hat die besten Grundlagen, einmal Berge und Bergsport für sich entdecken zu wollen ...*


Literatur:

BERGHOLD, Franz, Wolfgang Schaffert: Handbuch der Trekking- und Expeditionsmedizin. München, 2001

DAV: Bergsteigen mit Kindern (Broschüre). München 2003

FETZ, Friedrich, Elmar Kornexl: Sportmotorische Tests. Wien 1993

HAHN, Erwin: Kindertraining. München, 1982

MORAVEC, Fritz: Wandern und Bergsteigen mit Kindern (Broschüre). Wien, 1994

RADLINGER, Lorenz u. a.: Bergsporttraining. München, 1986

SEIFERT, Ulrike, Rainald Fischer: Mit Kindern ins Gebirge. DAV Panorama Nr. 5, 2000

WIDHALM, Kurt: www.netdoktor.at, 2001

ZINTL, Fritz: Ausdauertraining. München, 1990


[6]Das Gewicht sollte nur 10% des Körpergewichts betragen (DAV 2003).

[7]Temba Tseri Sherpa, seit 2001 jüngster Gipfelsieger am Mt. Everest, zählte bei seiner Besteigung gerade einmal 15 Lenze. Bei einem früheren Rekordversuch erfror er sich einige Finger, die amputiert werden mussten…

zum Kletterblock. Rundwanderungen und Bergwege sind beliebter als Einbahnrouten und Forststraßen. Spielkameraden können sich gegenseitig zu »Spitzenleistungen« anspornen. Und eine Geschichte des Großvaters kann helfen, eine langweilige Etappe zu überbrücken.

Topographische Karten erleichtern die Einschätzung des Landschaftscharakters bei der Tourenplanung für eine abwechslungsreiche Bergtour. Kann man sich vielleicht sogar das nörgelnde »Wie weit is'n no?« ersparen, wenn man Kinder an der Tourenplanung beteiligt? Neben Kreativität und Flexibilität für Änderungen während der Tour sorgen auch verschiedene Sportgeräte (Tourenschi, Mountainbike, Rodel, »Zipflbob« etc.) für Abwechslung.

Im Allgemeinen neigen Kinder dazu, das Anfangstempo zu hoch zu wählen. Die Steuerung der Belastungsintensität kann der Einfachheit halber indirekt über die Atmung erfolgen. Es gilt der Grundsatz, dass nur so schnell gewandert, gestiegen oder gelaufen werden sollte, dass sich das Kind noch in zusammenhängenden Sätzen unterhalten kann. Später kann das Messen der Pulsfrequenz erlernt und als Regulativ eingesetzt werden. Spätestens im Jugendalter sollte der »alpine Schritt« für lange Berg-

# Der schwarze Schlaf

VON WERNER HICKEL

*Plötzlich ist die Spur zwei Meter links von mir. Eine Sekunde Unaufmerksamkeit durch aufflackernde Snowboard-Gier. Vorsichtig drücke ich die Kante in den Schnee, steuere auf die Spur zu – da öffnet sich der Boden.*

MICHAELS FLEISCHIGE, dunkelbraune Hände fahren durch den feuchten Schnee. Schon fliegt eine unförmige Kugel auf das Hüttendach. Der Schnee rutscht das von der Sonne erhitzte Metall hinunter, glitzernde Schlieren bis zur Regenrinne, jawohl, funktioniert, ein dünnes, aber stetiges Rinnsal fließt durch das senkrechte Rohr in unsere Thermoskannen.

Michael schaut mich an, während ich trinke. Blaue Augen, die in tiefer Übereinkunft mit seinem sonnengegerbten Gesicht stehen.

»Wirklich die restlichen Müsliriegel bei Kati ins Gemeinschaftsfach gelegt?«

Ich drehe verlegen den schwarzen Verschluss der Thermoskanne in meinen Händen.

»Irgendwie war die Tour für mich gestern zu Ende. Das hier kam mir wie ein Anhängsel vor.«

»Immerhin ein Zweitausenddreihundert-Höhenmeter-Anhängsel.« Michael schüttelt langsam den Kopf. »Wir werden die Müsliriegel heute noch vermissen, schätze ich.«

Die Haute Route hat mir wohl die Sinne benebelt. Aufstiege und Abfahrten über riesige und dennoch verborgene Gletscher, immer wieder blitzsaubere Zöpfe im staubenden Pulver und gestern schließlich vorbei an Matterhorn und Dent d'Hérens runter nach Zermatt. Und rein in den Elektro-Bus, umgeben von blutarmen Skigebietsrutschern, die von unserer Energie umgeblasen werden und bloß ahnen, dass wir gerade von einem anderen Stern kommen. Ab ins Hotel Bahnhof, wo Kati auf ihre stille Art regiert, ein in die Jahre gekommener Engel, gute Geschäftsfrau auch, hat alles im Griff und will doch immer noch ein Kind sein, und schafft's sogar irgendwie. Ab in ihre blitzsaubere Gemeinschaftsküche, den Riesentopf her und einen Reisberg mit indischem Curry gekocht, über den kein Affe springen kann. Danach ins warme, weiche Bett – Mission erfolgreich beendet. Ich fühle mich königlich.

Doch die zwei Franzosen mit ihrer Weinprobe. Haben einen Dreiecksschemel zwischen sich, auf dem mehrere Flaschen stehen. Endlich legen sie sich hin – und schnarchen, beide. Kein gleichmäßiges Sägen, sondern eine unendliche Abfolge explosiver Röchel– und Grunzlaute, die mir in die Seele schneiden. Michael hat eine der winzigen akustischen Lücken genutzt, schläft seelenruhig neben mir. Ich liege die ganze Nacht wach. Als der Wecker klingelt, fühle ich mich elend.

Kein Schnee mehr unten in Täsch, auf 1.400 Metern, wo wir die Tour beginnen. Das Tourensnowboard, deutlich schwerer als Michaels Ski, drückt auf meinen Rucksack, während wir die kleine Straße hinaufgehen. Endlich beginnt der Schnee. Wir fellen an, gehen um eine Kurve – Schnee Ende. Vor uns glänzt wieder der schwarze Straßenbelag in der Morgensonne. Michael lacht, ich nicht. Wärst besser mit dem Bus nach Saas Fee gefahren, schießt es mir durch den Kopf. Erst eine Stunde später können wir wieder in die Bindungen steigen. Der Schnee ist extrem durchfeuchtet. Kein Lüftchen geht, der Aufstieg kostet Kraft. Verdammte Schnarcher. Die letzten Bäume, ab jetzt kein Schatten mehr, die Sonne brennt, eine beißende Mischung aus Schweiß und Sonnencreme rinnt in meine Augen. Durstig erreichen wir auf 2.700 Metern die Täschhütte. Sie ist noch nicht bewirtschaftet, außer uns ist niemand da. Geisterhütte in gleißendem Tageslicht.





Und Michaels fragender Blick. Erst die Hälfte des Aufstiegs geschafft, und ich habe kaum noch etwas zu essen. Wir brechen auf. Die Pause hat gut getan, wir kommen schnell voran. Kein Gipfel heute, keine technischen Schwierigkeiten, nur eben übers Alphubeljoch nach Saas Fee. Nur. Mein Magen beginnt zu knurren. Bin fit und gut akklimatisiert, aber mein Tank ist leer und ich fühle mich ungewohnt schlapp. Die Felle stollen, dauernd muss ich den Pappschnee mit den Teleskopstöcken wegschlagen.

Wir erreichen die erste Spaltenzone und seilen an. Das Seil überträgt Michaels gleichmäßigen Schritt, einen Teil seiner Kraft auf mich. Mentale Nabelschnur, tut gut. Der rotgoldene Strick rutscht ruhig vor mir durch den Schnee; ab und zu bleibt einer der Knoten kurz hängen, doch nur, um bei zunehmendem Seilzug mit einem kleinen Satz wieder ins Glied zurückzuspringen. Wir überqueren mehrere Spalten, die Brücken sind noch fest.

Endlich erreichen wir das Joch auf 3.700 Metern. Herrlicher, entrückter Ort! Dom, Weißhorn, Matterhorn und der riesige Monte Rosa-Thron leuchten im orangeroten Abendlicht. Ja, Abendlicht. Es ist spät geworden. Die windmodellierten Eisrippen, die das Joch überziehen, werfen lange Schatten. Saas Fee tief unten liegt schon in der Dämmerung, einzelne Lichter brennen bereits. Kein Problem, nur noch die Abfahrt, knapp tausend Höhenmeter im freien Ge-

*Hält die Brücke? Dieser Tourengeher ist angeseilt – Werner Hickel, zudem in der Abfahrt auf einem Snowboard, war es nicht.* Foto: Heinz Slupetzky



*Noch ist die Welt in Ordnung.*
Foto: Werner Hickel

lände, dann noch mal tausend durchs Skigebiet. Keine halbe Stunde und wir stehen im Supermarkt, die Zutaten fürs indische Curry, ist doch klar. Ich bin erschöpft, aber ich fühle mich plötzlich unverwundbar, lebendig und stark.

»Wir müssen vorsichtig sein, hier wimmelt es von Spalten«, sagt Michael.

Ich baue das Board um. Hoch auf zwei Latten, runter auf einer. Die Bindung ist wieder vereist und lässt sich nur mühsam schräg stellen. Endlich geht es los. Wir fahren nicht am Seil, aber langsam entlang der Aufstiegsspur zum Alphubel ab. Die Eisrippen sind unangenehm, ich muss tief in die Knie gehen. Es wird steiler. Griffiger Schnee jetzt, in dem man die Aufstiegsspur gut erkennt. Sofort flammt die Lust auf, ein



*Lange Schatten am Alphubeljoch.*
Foto: Michael Krusche

paar satte Turns in den Hang zu dreschen. Würdiger Abschluss einer phantastischen Tour. Aber da sehe ich Michael einige Meter unterhalb im Schneeflug zwischen zwei Spalten hindurchrutschen. Das bringt mich zur Besinnung. Keine Heldentaten, der Alphubel reißt gerne seinen Rachen auf. Der Tod kommt schnell hier oben. Ich bleibe auf der Spur – nein, bleibe ich nicht, plötzlich ist die Spur zwei Meter links von mir. Eine Sekunde Unaufmerksamkeit durch aufflackernde Snowboard-Gier. Vorsichtig drücke ich die Kante in den Schnee, steuere auf die Spur zu – da öffnet sich der Boden.

Für den Bruchteil einer Sekunde ist es nur ein keilförmiger Riss, der mir etliche Meter vorauseilt, aber dann ist der Boden weg. Es gibt ein Geräusch, ein kaum fassliches, implodierendes, lautloses Geräusch, ich strecke instinktiv die Arme zu beiden Seiten aus, aber da ist nichts, da ist kein Rand, ich stürze, stürze weiter, schlage gegen eine Wand, vielleicht gegen mehrere Wände, kein Schmerz, gut möglich, dass ich den Mund weit geöffnet habe, aber ich schreie nicht, da kommt kein Ton raus, aber ich falle und falle. Aufschlag, Einschlag, Durchschlag. Keine Ahnung, auf jeden Fall stürze ich nicht mehr. Ich versuche zu mir zu kommen, mich zu orientieren. Ich lebe noch – glaube ich. Doch, ich lebe noch. Ich hänge mit dem Kopf schräg nach unten, aber ich bin nicht eingeklemmt, ich kann mich bewegen, ja, das kann ich. Mein Rucksack liegt in Reichweite. Der Sturz hat ihn mir vom Rücken gerissen, aber ich komme dran. Ich angele einen der Teleskopstöcke heraus, ziehe ihn auseinander, schiebe seine Spitze zwischen Schuh und Bindungshebel – Bindung vereist. Ich stochere und schlage, verbissen, hektisch. Endlich springt der Hebel auf. Ich kann mich jetzt abstützen, öffne auch die hintere Bindung – frei. Frei? Ich stehe aufrecht, das ist alles. Bin ich verletzt? Ich habe keine Ruhe, in mich zu horchen, bewege nur kurz Arme und Beine, den Kopf. Keine Schmerzen.

Ich sehe, dass die Spalte noch tiefer reicht. Sie knickt seitlich nach unten weg,



wird enger, aber ich hätte durchgepasst. Mein Puls schnellt hoch: Wenn sich das Snowboard nicht verkeilt hätte! Nach oben, nur raus hier. Über mir wölbt sich ein Eisbogen, der mir die Sicht versperrt. Ich klettere ein Stück hoch, es gibt überall Tritte, Steigeisen und Pickel sind nicht nötig. Sofort die adrenalingesättigte, grelle Euphorie: Ich latsche hier einfach raus. Einfach so. In ein paar Minuten bin ich wieder oben in der Sonne, bei Michael. Ich stecke das hier locker weg, den Sturz, das Eis, die Unterwelt, schüttele ich einfach aus meinen Klamotten.

Ich finde einen festen Stand und schaue wieder hoch. Freie Sicht. Freie Sicht auf meinen Tod. Die Spalte ist riesig. Eine Kathedrale aus Eis, in der Mitte viel breiter als oben. Glatte, überhängende Wände. Hoch oben, ungefähr zehn Meter über mir, ein fünf, sechs Meter langes und zwei Meter breites Loch, durch das ich den blauen Himmel sehe. Ich habe keine Erfahrung im Eisklettern. Alleine werde ich hier nicht rauskommen.

Eine dunkle Welle stampft auf mich zu: Du wirst hier sterben! Meine Finger werden steif, ich kann sie nicht mehr bewegen, ich kann die verdammten Finger nicht mehr bewegen! In der reißenden Flut pechschwarzer Angst plötzlich ein klarer Gedanke: Michael! Gleich wird sich sein Gesicht über den Spaltenrand schieben. Ruhig, langsamer atmen, du bist nicht allein, du bist doch gar nicht allein, gleich taucht er da oben auf, baut einen Stand, dann kommt das Seil runter, du machst die Prusikschlingen dran und steigst hoch, kein Problem. Ist unsere zwanzigste gemeinsame Bergtour, der lässt dich nicht hängen. Hat schon mal einen aus der Spalte geholt, an der Dufour-Spitze. Nicht alleine, waren genug Leute da für den Mannschaftszug, aber er hat schon mal einen rausgeholt. Schön langsam atmen, hast doch Glück, er hat das Seil, meistens trägst du es.

Die Finger gehorchen allmählich wieder meinem Willen. Ich blicke hoch, immer hoch, mein Nacken wird steif. Das Loch, der blaue Himmel. Kein Michael. Wo bleibt er bloß? Ich schreie seinen Namen, erst mit Pausen, dann unaufhörlich, bis mir der Kopf dröhnt. Langsam steigt die dunkelste Frage in mir auf: Ist auch er in eine Spalte gefallen? Dann werden wir beide hier verrecken, jeder für sich. Oder ist er schon tot? Genickbruch beim Aufprall? Der Rucksack zieht ihn während des Sturzes nach hinten, und knacks? Nein. Er ist immer einen Tick vorsichtiger als ich, und deshalb befinde ich mich jetzt einen Tick tiefer als er. Aber er muss doch gemerkt haben, dass er plötzlich



*Der Blick nach oben aus einer harmloseren Spalte.*
Foto: Heinz Slupetzky.

allein ist! Ich will jetzt sein verdammtes Gesicht dort oben sehen! Wie lange bin ich überhaupt schon hier unten? Fünfzehn Minuten, zwanzig? Wie spät ist es? Vorsichtig ziehe ich den Ärmel ein Stückchen hoch und schaue auf die Uhr. Keine Anzeige. Das Ding hat den Sturz nicht überstanden.

Es wird dunkel. Eben noch war ich oben in der Sonne, jetzt bin ich in der Unterwelt, umgeben von Millionen Tonnen von Eis. Ich bin in mein eigenes Grab gefallen, vierzig, fünfzig Jahre vor der Zeit. Und es wird dun-

kel. Wir sind heute morgen zu spät los, ausgerechnet heute. Der erste Stern. Erneutes Kribbeln in den Händen. Ruhig, bleib ruhig, Michael muss aus der Spaltenzone, bevor es dunkel wird. Riskiert sonst unser beider Leben. Er ist bestimmt schon in Saas Fee und hat die Bergwacht alarmiert.

Ich steige noch ein Stück höher. Ich stehe nun entspannter, lehne an einem Vorsprung, aber nur ganz leicht, zu kalt sonst. Auch die Ellbogen auf einem kleinen Vorsprung. Ich krame den Biwaksack aus dem Rucksack, öffne den Reißverschluss ein wenig und steige hinein.

Bestandsaufnahme: Dir ist kalt, aber es ist auszuhalten. Um die null Grad hier unten. Kein Wind. Ganz wichtig, Wind kühlt dich aus, Wind macht dich fertig. Intakte Funktionskleidung, Biwaksack, unverletzt. Du hast Glück gehabt, bis jetzt. Unangeseilte Spaltenstürze enden oft tödlich. Kurz austreten zum Pinkeln – weg. Aber auch komplette Seilschaften lagen schon tot in Spalten. Zwanzig Knochenbrüche, eingeklemmt, Lebenserwartung dreißig Minuten, so hätte es auch laufen können. Das sperrige Board hat dich wahrscheinlich vor Schlimmerem bewahrt; wer weiß, wie der Sturz mit Ski abgelaufen wäre. Bist erschöpft, unterzuckert, hast zu wenig geschlafen und nichts mehr zu essen. Aber kannst die Nacht überleben. Andere haben mehrere Nächte überlebt. Walter Bonatti 1961 am Freneypfeiler – das waren Qualen! Du hast gute Chancen. Noch mal: Du hast gute Chancen.

Ich atme gleichmäßig. Kann nichts tun außer warten. Fast wie an einer Theke stehe ich hier. Herr Ober, ein Bier. Nein, zwei, mein Freund kommt gleich. Mit dem Hubschrauber, das Wetter ist gut. Und wenn nicht? Wenn Michael doch in der Spalte nebenan sitzt? Schon brandet wieder die Angst heran. Dunkel jetzt, die Spalte wird schwarz. Ich sehe ein paar Sterne, eingefasst von einem länglichen, hässlichen Loch. Die sind so weit weg. Kann im Weltraum nicht einsamer sein als hier unten. Die russischen Bergsteigerinnen am Pik Lenin fallen mir ein. Eine nach der anderen auf siebentausend Metern im Sturm erfroren. Der letzte Funkspruch: ›Ich bin nur noch allein. Ich habe noch ein paar Minuten zu leben. Auf Wiedersehen in der Ewigkeit.‹ Es liegt kein Trost, keine Wärme in dem Gedanken, dass viele andere Menschen gerade die selben Sterne sehen wie ich – ich bin hier unten, so einsam wie noch nie.

Das ist nicht fair. Die Strafe ist zu hoch. Ja, ich habe mehrere Fehler gemacht heute. Immer wieder mache ich vermeidbare Fehler. Aber dafür gleich die Todesstrafe? Oder muss ich jetzt für vergangene Sünden büßen? Hab' das Schicksal oft herausgefordert früher. Kein Sprung zu tief, keine Wand zu steil. Nie etwas passiert. Schön am Angelhaken der Werbeindustrie gezappelt, no fear, no pain, no limits, die typische Adrenalinnummer. Aber das war früher, das ist doch lange vorbei! Jetzt bin ich zweiunddreißig und – vernünftig?

Was ist das... höre ich was... höre ich... einen Hubschrauber? Nein, nur Schneestaub, den ein leichter Wind über den Spaltenrand weht. ›Licht! Liebe! Leben!‹ – das steht auf Herders Grabplatte in Weimar. Ein herrlicher Sommertag, als ich vor ein paar Jahren dort war. ›Licht! Liebe! Leben!‹ – hier unten ist nichts davon. Erst schwarze Finger und Zehen, dann der schwarze Schlaf. Wie unnötig, schmachvoll und sinnlos, wie wenig heldenhaft und glanzvoll ist es, hier zu sterben. Wie sicher man sich immer fühlt; wie selbstverständlich es einem ist, dass man lebt und die Dinge tun kann, die man tun will. Dabei ist unser Leben doch so zerbrechlich, dabei hängt es doch stets am seidenen Faden! Aber alle tun so, als hinge es an einem Stahlseil. Auch ich habe so getan, bis eben noch.

Kann bis zu sechzig Jahre dauern, bis der Gletscher Körperteile von mir freigibt – wenn er's überhaupt tut. Ein abgerissener Fuß vielleicht, oder ein Arm. Das Eis hält frisch, die Haut ist noch erhalten, wenn auch grünlich-verschrumpelt. Man sieht sofort, dass es ein menschliches Körperteil ist und kann es doch nicht glauben. Es wird

*Gletscherspalte – ein schwarzer Schlund aus Eis und Schnee.*
Foto: Heinz Slupetzky



immer wieder behauptet, Versicherungen würden ohne Leiche nicht zahlen. Könnte ja Betrug sein. Das vermeintliche Spaltensturzopfer räkelt sich am Karibikstrand. Kein Ort auf der Welt, der vor krimineller Energie sicher ist. Noch nicht mal mein Grab ist sicher.

Ich fingere die Stirnlampe aus dem Rucksack, mache sie aber nicht an. Wozu sollte ich? Die Kälte kriecht heran. Ich bewege den Oberkörper vor und zurück, reibe mit den Handschuhen über meine Oberschenkel. Der Biwaksack raschelt, ich ziehe ihn über die Nase, atme die feuchtkalte Luft darin. Dann taste ich nach dem Lawinenpiepser. Die Haltebänder um meinen Oberkörper sind straff, das Gerät ist nicht verrutscht.

Aber das ist doch... das ist doch ein Hubschrauber! Ganz deutlich, das ist – nichts, noch nicht mal Schneestaub. Schluss!, donnert es plötzlich in mir. Ich halt's nicht mehr aus, ich will nicht mehr! Das hier ist kein Traum, kein Film, es springt keine Geheimtür auf! Bring's hinter dich, hat doch keinen Sinn mehr! Ich lege das Kinn auf die Brust, bewege mich nicht mehr, versuche, in raum- und zeitloser Döserei zu versinken, meinen Lebensstrom zum Erliegen zu bringen, das zu tun, was man unbedingt vermeiden muss, nämlich einzuschlafen, dem schwarzen Schlaf entgegenzueilen, dem – Moment, ist das nicht ... nein, das ist nicht – doch, das ist ein Hubschrauber!

Ich halte den Atem an, recke den Kopf empor. Nein, dieses Presslufthammergetöse wird nicht zu Schneestaub, es wird lauter, es ist wirklich da, es ist ein Hubschrauber, kein Zweifel, er kommt näher, kommt schnell näher, vielleicht ein, zwei Minuten und er steht genau über der Spalte, das ist keine Einbildung! Ohrenbetäubender Lärm, dann ein Suchscheinwerfer. Die Eiswände funkeln bleich und kalt. Der Scheinwerferkegel huscht durch die Spalte, erfasst mich aber nicht, meine Theke steht zu weit hinten. Ich brülle wie am Spieß, Unfug, der Rotor reißt mir die Schreie aus der Kehle und zerfetzt sie einen Millimeter vor meinen Lippen. Sie sehen mich nicht. Der Kegel zittert an den



**Ablauf der Rettung**

Michael merkt schnell, dass er plötzlich alleine ist. Er fellt an und steigt wieder auf, gelangt aber nicht in den Senderadius meines Lawinenpiepsers. Die hereinbrechende Dunkelheit zwingt ihn zur Abfahrt, mit dem letzten Licht erreicht er bei der Längflu-Gondelstation die Piste. Er fährt in der Hoffnung ab, dass ich längst unten in der warmen Pension sitze. Als er mich dort nicht antrifft, es ist inzwischen 19.55 Uhr, eilt er zum Büro der Bergwacht. Berta Sporrer, die Koordinatorin der Rettungseinsätze, ordert sofort telefonisch einen Hubschrauber bei ›Air Zermatt‹. An diesen müssen erst noch Scheinwerfer angebracht werden. Um 21.20 Uhr nimmt der Pilot Robi Andenmatten in Saas Fee Thomas Bumann auf, einen der drei Retter; Kurt Lauber und Willi Taugwalder sind schon an Bord. Schließlich fliegt er Richtung Alphubel ab. Hervorragende Ortskenntnis, ein empfangsstarkes Verschütteten-Suchgerät an Bord, klare Sicht und die exakte Einweisung durch Michael mittels Karte und Ortsgedächtnis führen dazu, dass die Retter den kürzesten Weg zu »meiner« Spalte finden. Michael kann aus Platzgründen nicht mitfliegen. Für ihn beginnen die schlimmsten Minuten – tatenlos dastehen, immer bemüht, zumindest einzelne Worte des im Dialekt geführten Funkverkehrs zu verstehen. Gegen 21.45 Uhr jedoch versteht er plötzlich einen Satz klar und deutlich: »Wir haben ihn gefunden, und er ist unverletzt.«

Innenseiten meines riesigen Sarges entlang, schwenkt aber immer wieder dicht vor mir ab, obwohl ich die Stirnlampe eingeschaltet habe. Wenn die jetzt einfach wieder wegfliegen, dann werde ich innerhalb der nächsten halben Stunde aus Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit sterben, das ist sicher.

Der Hubschrauber steht unbewegt über der Spalte in der Luft. Der Pickel! Ich gehe in die Knie, ertaste den am Rucksack befestigten Pickel, reiße an ihm herum – vergeblich, erst die zwei kleinen Gurte lösen. Der Pickel ist frei, und da kommt der Scheinwerfer, ja, noch ein wenig näher, ich werfe den Pickel in hohem Bogen durch den Lichtkegel. Sofort zieht der Hubschrauber neben die Spalte. Sie haben den Pickel gesehen! Aber was machen sie jetzt? Der Hubschrauber bleibt noch eine Weile an seiner Position, dann fliegt er plötzlich weg. Das Rotorengeräusch erstirbt – Stille.

»Hallo, bist du wohlauf?«

Da oben ist jemand!

»Ja!«, schreie ich, »ich bin hier unten, ich bin wohlauf!«

Eben noch wurde ich verrückt vor Einsamkeit, jetzt vor Freude. Ich bin nicht mehr allein!

Eine Thermosflasche kommt an einem Seil hinunter.

»Trink das, ist gut.«

Ich kann das Schweizerdeutsch gerade so verstehen. Mit zittrigen Fingern öffne ich den Verschluss. Der heiße Zitronentee verbrennt mir Lippen und Zunge, egal, ich sauge ihn in mich hinein, spüre, wie er sich im Körper ausbreitet. Ich werde ruhiger. Ich bin nicht mehr allein. Da ist Wärme. Ich strampele den Biwaksack von mir.

»Es dauert noch eine Weile, bis wir soweit sind«, sagt die ruhige Stimme. »Der Hubschrauber kommt gleich mit dem nötigen Werkzeug zurück. Du hältst es noch aus, oder?«

»Sicher.«

Das genügt meinem Retter. Das kurze Gespräch ist beendet – aber wie gut es getan hat! Schließlich kehrt der Hubschrauber zurück und fliegt erneut ab. Ich höre Geräusche und leise Stimmen. Ich sehe den zuckenden Strahl starker Stirnlampen. Dann wird etwas über die Spalte gestellt. Wenig später schwebt ein Mann an einem Seil zu mir herunter, ich sehe von unten die Zacken seiner Steigeisen. Jetzt steht er neben mir.

»Hallo, ich bin der Thomas.«

Verdattert ergreife ich die ausgestreckte Hand. Nicht zu fassen: Wir stehen in tiefster Nacht auf dreitausenddreihundert Metern mitten in einem Gletscher, und mein Retter stellt sich seelenruhig und formvollendet vor. Ich kann sein Gesicht unter der Stirnlampe kaum erkennen. In aller Ruhe prüft er den Sitz meines Klettergurts und klinkt dann den Haken ein. Ein knapper Ruf nach oben, ich werde hochgezogen. Meine Hände krampfen sich um das Seil, unnötig, gleichmäßig geht es hoch, schon nähere ich mich dem Spaltenrand. Eine Hand packt meinen Oberarm und zieht mich auf festen Grund.

Instinktiv mache ich einen Schritt nach hinten, weg von der Spalte.

»Nicht dorthin, sonst liegst du gleich im nächsten Loch.«

Es ist die Stimme, die für immer zum Zitronentee gehören wird. Der Mann ist schmächtiger als Thomas, mehr kann ich nicht erkennen. Neben ihm steht ein weiterer Mann.

»Komm, pack mit an«, sagt dieser.

Ich kniee mich mit ihm vor eine kleine Seilwinde. Über der Spalte steht ein Tripod, eine dreiarmige Rohrkonstruktion, an deren Mitte eine Umlenkrolle befestigt ist. Die beiden sprechen miteinander im Walliser Dialekt, ich verstehe kein Wort. Wir beginnen, Thomas hochzukurbeln. Es ist gut, etwas tun zu können. Obwohl nur ein leichter Wind geht, friere ich plötzlich erbärmlich. Sternenklare Nacht. Tief unten die Lichter von Saas Fee. Ich bin wieder in der Welt.

»Wie spät ist es?«, frage ich vorsichtig.

»Viertel vor elf.«

Also war ich ungefähr vier Stunden dort unten. Es kam mir vor wie vier Tage.

»Wärt ihr auch bei schlechtem Wetter gekommen?«

»Sicher, zu Fuß. Es hätte ein paar Stunden länger gedauert, aber wir wären gekommen.«

Ich habe noch mehr Fragen: Wo ist Michael? Wie ist es ihm ergangen? Aber keine Zeit jetzt, Thomas ist oben. Er hat meinen Rucksack, das Board, sogar die Stöcke. Nur der Pickel bleibt unten, wird nun langsam vom Eis zermalmt. Der Hubschrauber kehrt zum zweiten Mal zurück, ein kleines, wendiges Ding. Meine Retter bedeuten mir einzusteigen. Alles geht sehr schnell, ich kann mich noch nicht mal bedanken. Ich steige auf die Kufe und wuchte mich durch die eiförmige Luke hinter den Pilot. Thomas reicht mir den Rucksack. Ein stechender Schmerz durchfährt meine Brust, als ich ihn hineinziehe. Habe den Sturz wohl doch nicht heil überstanden. Komisch, unten habe ich nichts gemerkt. Thomas legt das Board und die Stöcke in ein Netz, das an den Kufen befestigt ist. Wir fliegen ab. Die drei werden wohl das Bergungsgerät abbauen und später abgeholt. Ich habe noch nie Menschen getroffen, die so genau wissen, was sie tun.

Ein großer Bogen über Saas Fee, schon setzen wir auf. Ich klettere raus, Schmerzblitze in der Brust, und taumele auf Michael zu, der vor mir im aufgewirbelten Schnee steht.

**Nachbemerkung**

Der Unfall ereignete sich am 18. März 1998. Ich trug lediglich eine Kapselzerrung in der Brust, Prellungen an Rücken und Beinen und einen blaugeschlagenen Fingernagel davon. Nur eine Woche später fiel ein Bergführer aus Saas Fee fast an der gleichen Stelle in eine Spalte. Er konnte nur noch tot geborgen werden. Insgesamt aber gab es im Winter 1997/98 relativ wenige Bergunfälle in der Region. 2004/05 ereigneten sich allein am Alphubel sechs tödliche Spaltenstürze. Ich hatte sehr viel Glück.



*Auf sicherem Grund – noch.*
Foto: Michael Krusche

# Vom Kult des zu Fuß Gehens

## Über Risiko und Sicherheit beim Trekking

VON PETER SCHATZL



*Trekker (rechts) und Begleitmannschaft (links) oberhalb Namche Bazar.*
Alle Fotos und Grafiken vom Autor.

TREKKING, VERSTANDEN ALS mehrtägige Wanderung in großen Höhen, meist in einem außereuropäischen Hochgebirge, verzeichnete in den letzten Jahrzehnten eine starke Expansion. Trekking spricht sowohl sport- und natur- als auch kulturorientierte Reisende an. Periphere Gebirgsregionen, kaum erschlossen mit moderner Infrastruktur und mit scheinbar »noch unberührter« Natur und Kultur, können nicht selten nur über Fußmärsche erreicht werden. Hieraus ergeben sich mehrere kritische Fragen zu den ökologischen, kulturellen und wirtschaftlichen Auswirkungen solcher Reisen, sowie – und das ist Thema meines Artikels – Fragen zu Sicherheit und Risiko beim Trekking. Die Berge der Welt werden jährlich von Tausenden Bergsteigern und Wanderern besucht; sie begeben sich dabei in Gebirgsregionen, wo sie sich neben naturräumlichen Prozessen und Gefahren auch extremen Klimareizen wie großer Höhe und Kälte aussetzen. Zudem bedeutet eine Reise in ein außereuropäisches Hochgebirge eine Fernreise, was kulturelle Kontakte bzw. Erfahrungen mit sich bringt und die Touristen, wie auch die lokale Bevölkerung mit neuen ungewohnten Lebensbedingungen bzw. Situationen konfrontiert.

**Sich die Berge der Welt erwandern:**

Vor dem Hintergrund moderner schneller Transporttechnologien, einer geänderten Landnutzung und Landschaftsästhetik wurde das Gehen neu definiert und mit einer neuen Aura versehen. Als eine sehr sensible Art der Fortbewegung ermöglicht es, Körper und Geist zu vereinen, sowohl der Natur wie auch der örtlichen Kultur näher zu kommen und schließlich sich selbst zu entdecken. Die ständige Bewegung wird zum Erlebnis und dem eigentlichen Reisezweck. Wer zu Fuß geht, ist offen für Dinge zwischen den üblichen touristischen Stationen, man erwandert sich das Reiseland. Diese und ähnliche Formulierungen kann man bereits in frühen Baedeker Reiseführern (Anfang des 19. Jahrhunderts) lesen und sie werden seit Jahrzehnten auch von spezialisierten Touranbietern und Medien reproduziert, gemeinsam mit stereotypen Bildern, von berühmten hohen Bergen und geheimnisvollen, gutmütigen Einheimischen.

Worauf ich hinaus will? Die erste Gefahr lauert bereits zu Hause, wenn wir im Rahmen unserer Reiseentscheidungen und Vorbereitungen ein Bild von Land, Leuten und unseren Aktivitäten vor Augen haben, die sich später als Fettnäpfchen, Widersprüche oder böse Überraschungen entpuppen und Stress erzeugen. Dieser übermäßige Stress kann sich sowohl physisch wie auch psychisch auf die Gesundheit auswirken (ob als Kulturschock, Krankheit oder Verletzung), beide Dimensionen sind oft nicht voneinander trennbar.



*Abenteuerliche Fahrt zum Ausgangspunkt des Trekkings.*

Für organisierte Trekkingreisen ergibt sich daraus die Forderung um ehrliche und realitätsnahe Ausschreibung und kompetente Beratung der Kunden, was gleichzeitig ein wesentliches Qualitätsmerkmal ist. Zusätzlich liegt es an jedem einzelnen Teilnehmer selbst, sich gut vorzubereiten und aktiv zum Gelingen der Reise beizutragen.

**Risikofaktor Höhe:**

Höhe ist in, Höhe ist geil. Ein nicht unwesentliches Kriterium bei der Reisewahl ist oft, möglichst hoch zu kommen; erste Frage nach der Rückkehr ist vielfach, wie hoch man war. Deshalb sind die klassischen Hochgebirgstrekkings mit Passüberschreitungen und hohen Trekkinggipfeln nach wie vor beliebter, als mindestens so sehenswerte Trekkinggebiete in den Gunstlagen der Mittelgebirge. Das Erleben »der Höhe an sich« wird zum Reisemotiv. Die Erklärungsansätze sind vielfältig, ob als Prestigefaktor, als Nervenkitzel, als Ausloten der eigenen Grenzen oder als Beherrschen der Natur. So überschaubar die Abläufe und Entscheidungen bei einer Trekkingreise erscheinen mögen, trotzdem fällt es vielen Höhenaspiranten offenbar schwer, die komplexen Zusammenhänge der Gesundheit in der Höhe in sinnvolle Handlungen zu überführen. Der latenten Gefahr der Höhenkrankheit muss man mit einer Höhentaktik begegnen, deren Empfehlungen oftmals als unerwünschte Einschränkung erlebt werden. Erst wenn die Signale des Körpers zu unmittelbar und bedrohlich werden, reagieren viele. Der Höhenmediziner Wolfgang Schaffert vermittelt diese Problematik an Hand eines Bildes einer Kobra – die Gefahr wird uns erst bewusst, wenn sich die Schlange in Angriffsstellung befindet. Viele höhentaktische Regeln basieren auf Erfahrungswerten und werden oft frei ausgelegt, zudem werden Symptome von Höhenanpassungsstörungen vielfach negiert, fehlinterpretiert oder verheimlicht. Oft ist es die schlechte Tagesverfassung, die Sonne, das Essen etc. wenn es darum geht, Kopfweh und andere körperliche Beschwerden zu erklären – aber die Höhe wird ausgeklammert! Nicht selten ist es die Angst vor sich selbst und vor den anderen Gruppenmitgliedern, Schwäche zu zeigen, etwas zu verpassen (den teuer bezahlten Urlaub!), oder gar die Angst, von der Gruppe zurück gelassen zu werden. Sind Migräne, Übelkeit



*Auf dem Weg ins Basecamp zum Island Peak, einem beliebten Trekkinggipfel.*

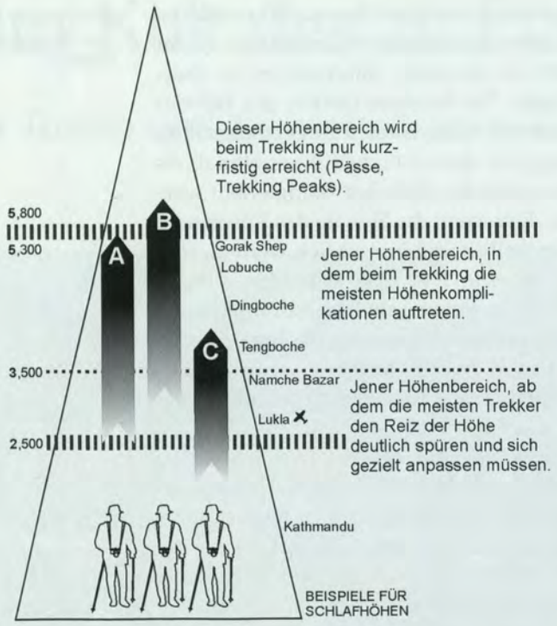



*Abb. oben links: Drei Trekker steigen gemeinsam höher. Trekker C spürt die Auswirkungen der Höhe früher als Trekker A und B. Bei weiterem Anstieg wird er früher Probleme bekommen.*
*Abb. oben rechts: Blick in die Trekkingküche.*
*Abb. unten: Frühstück in 4300 m Höhe.*

oder etwa Durchfall zu Hause ein Grund, der Arbeit fern und im Bett zu bleiben, so ändert sich durch die Urlaubs- und Gruppensituation die Einstellung dazu. Man versucht mit der Gruppe mitzuhalten, lässt sich möglichst nichts anmerken und übergeht bzw. unterdrückt etwaige Symptome.

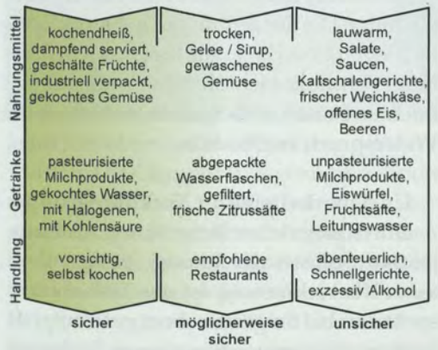
Wie kann man dem Risikofaktor Höhe begegnen? 1) Mit guter Reisevorbereitung (Aufstiegsetappen, Akklimatisations- und Rasttage), 2) mit flexiblem Vorgehen (Wie geht es mir heute? Wie geht es meinen Kameraden?), 3) der Bereitschaft lieber ein paar Tage mehr in die Akklimatisation zu investieren und dafür in großer Höhe beschwerdefreier zu sein und schließlich 4) der Bereitschaft zu Verzichten und Abzusteigen.





**Reisekrankheiten und andere Gesundheitsprobleme:**

Gesund zum Berg zu kommen und gesund zu bleiben wird bei Reisen in außereuropäische Gebirge zu einer echten Herausforderung. Zudem befinden sich die Trekkingreiseziele oftmals in Entwicklungsländern, in denen die hygienischen Verhältnisse nicht mit westlichen Standards vergleichbar sind, und der Reisende mit Krankheiten konfrontiert werden kann, die in solchen Ländern endemisch sind bzw. epidemische Ausmaße annehmen können. Eine kompetente medizinische Reiseberatung im Vorfeld, die über die vorgeschriebenen und empfehlenswerten Impfungen aufklärt und grundlegende Prophylaxemaßnahmen vermittelt, ist ein erster wichtiger Schritt. Unterwegs rücken dann Trinkwasser- und Lebensmittelhygiene sowie persönliche Hygiene stärker ins Rampenlicht. Kehrt man unterwegs ein, oder bekommt Essen und Getränke serviert, so sollte man sich überlegen, wie sicher oder unsicher man es einstuft. Unser Magen-Darmtrakt stellt mit mehreren Quadratmetern Oberfläche die größte Kontaktfläche unseres Körpers mit seiner Umwelt dar. Für die lokale Bevölkerung ist das Anbieten von Getränken und Speisen oft die erste und manchmal einzige Möglichkeit, mit den Reisenden in Kontakt zu treten. Es ist eine wesentliche Kulturerfahrung und ein Zeichen von Gastfreundschaft. Hat man Zweifel bezüglich der Verträglichkeit, so kann man freundlich aber bestimmt mit seinem sensiblen westlichen Magen argumentieren, was oft Anlass zu Scherzen gibt, aber in der Regel akzeptiert wird.




Wenn man die Verantwortung für sicheres Trinkwasser und Nahrung an einen Reiseveranstalter bzw. seine Begleitmannschaft abgibt (Trekkingreisen sind Vertrauenssache!), so kann es dennoch nicht schaden, dem Koch auf die Finger zu schauen und Rückmeldungen über Positives oder Negatives zu machen.

Beim Trekking wird oft gehustet und geschnupft, oder mit anderen Worten: Infektionen der oberen Atemwege sind ähnlich häufig wie Verdauungsstörungen. Das Bioklima im Hochgebirge mit kalter trockener Luft, häufigem Wind und großen Temperaturgegensätzen spielt hierbei eine auslösende Rolle. Entsprechende Kleidung, einschließlich Kopfbedeckung (!), ist zu empfehlen und zum Kopfwaschen bzw. Duschen müssen die Rahmenbedingungen entsprechend passen (z.B. am Rasttag, um die Mittagszeit). Weitaus wichtiger ist die regelmäßige Reinigung und Pflege der Füße. Die Füße sind die »Trekkingwerkzeuge«! Dass diese oft vernachlässigt werden, zeigt sich an Marschblasen und anderen Leiden.

**Rettungssysteme in außereuropäischen Hochgebirgen:**

Einer der großen Unterschiede zwischen Bergsteigen in den Alpen und in außereuropäischen Gebirgen ist der Unterschied in den Verpflichtungen, die man eingeht, wenn man in abgelegenen Regionen unterwegs ist. In Europa kann das Wissen um eine qualifizierte rasche Erstversorgung und Bergung dazu verleiten, Routen zu begehen, die einem eine Nummer zu groß sind bzw. die man unter anderen Umständen nicht wagen würde. In außereuropäischen Hochgebirgen stellt die Rettung selbst aus einfachen Gebieten immer eine Extremsituation und eine Herausforderung für alle Anwesenden dar. Im Falle eines Unfalls befindet sich nicht nur der Patient in einer Ausnahmesituation, sondern auch alle

*Abb. links: Was soll ich essen und trinken? Eine Übersicht über die relative Sicherheit von Nahrungsmitteln, Getränken und Handlungen bzw. Essgewohnheiten.*
*Abb. unten: Der Guide redet auf den kranken Trekker ein.*



Helfer, sei es aus der eigenen Gruppe oder, sofern vorhanden, von anderen Gruppen. Ein rascher Abstieg oder Abtransport ist nicht immer möglich, ob wegen schlechter Sicht (Nacht), schlechten Wetters, topographischen Hindernissen oder dem Mangel an Kräften. Ein Warten auf den Hubschrauber ist immer ein Glücksspiel – bei

*Anwendung des Überdrucksacks in der Notfalltherapie der akuten Höhenkrankheit.*






*Flugzeiten (Anflug) mit dem Helikopter in Nepal vom Stationierungsort zum Unfallort; Angaben in Stunden.*

schweren Höhenkomplikationen nahm das Warten oft schon ein tödliches Ende. Zu viele Unsicherheitsfaktoren sind bei der Helikopterbergung im Spiel. Das beginnt mit der eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeit (wo ist das nächste Telefon?), bürokratischen Hürden (Zahlung stets im Voraus), flugtechnischen Fragen (Wetter, Flugzeit, maximale Höhe), der Bergung und Sanitätsversorgung (kein qualifiziertes Rettungspersonal) und endet mit der offenen Frage der Weiterversorgung (wo ist das nächste Krankenhaus westlichen Standards?).

Das Bewusstmachen bezüglich dieser Einschränkungen in Kombination mit entsprechenden Vorkehrungen zur Selbsthilfe und Evakuierung sind Fixpunkte bei jeder Reisevorbereitung. Dennoch geht der Trend in eine andere Richtung: die Schere zwischen der Risikobereitschaft und dem Sicherheitsempfinden klafft zunehmend auseinander. Die Darstellungen in Hochglanzkatalogen bzw. die Erwartungen an Sicherheit (Vollkaskomentalität) wie sie mit gebuchten Reisen einhergehen, stehen oft im Widerspruch zur Realität.



*Müde Trekker in 5200 m Höhe.*

**Unsicherheitsfaktor Trekkinggruppe:**
Durch unterschiedliche Motive und subjektive Selbsteinschätzung, gelegentlich auch Überschätzung, ist das Teilnehmerspektrum bei Bergreisen breit gestreut und kann in schwierigen Situationen Probleme aufwerfen. Das gilt im Besonderen für organisierte Gruppenreisen, kann aber auch auf private Reisen bzw. Vereinsreisen, kurz alle Gruppenreisen angewandt werden. Im Extremfall – was aber oft der Praxis entspricht – formiert sich die Gruppe erst bei Antritt der Reise, die Gruppenmitglieder lernen sich erst am Flughafen oder im Reiseland kennen. Aufgrund diesen Umstandes kann die folgende gemeinsame Tour als »Segelbootsituation« verstanden werden: Hat das Segelboot erst einmal abgelegt, ist es für den Einzelnen schwer, wieder auszusteigen. Er muss sich an den Führer bzw. die Gruppe anpassen. Umgekehrt muss die Gruppe viel Energie in ihren Zusammenhalt investieren und ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Gruppenziele und individuelle Ziele, gebotene Leistungen und die Erwartungen





*Unterwegs am Gletscher.*

jedes Einzelnen sollen in Einklang gebracht werden. Die Gruppe muss genug Kohäsion entwickeln um zu funktionieren, soll aber gleichzeitig den einzelnen Mitgliedern auch Freiräume für individuelle Bedürfnisse bieten. Das sind einige Binsenweisheiten der Gruppendynamik, wie sie zu Hause selbstverständlich erscheinen, aber dann im Reiseland, in der abgelegenen Gebirgsregion, angesichts der hohen Gipfel bzw. des Tourenzieles, oder bei (zu) unterschiedlichem Leistungspotential und Befinden der Teilnehmern rasch zu Problemen führen können. Bei der Vorbereitung und Planung werden alle höflich und nett miteinander umgehen und etwaige Probleme, die sie vielleicht mit anderen Teilnehmern haben, nach Möglichkeit umgehen. Bei längerem Reiseverlauf bzw. in Stresssituationen können diese aber hervorbrechen.

Eine zentrale und noch nicht vollständig geklärte Frage bei Gruppenreisen ist jene, wer mit ins Boot kommt, oder mit anderen Worten: die Bedingungen für die Teilnahme. Bei organisierten Reisen ist dies eine Zeitfrage und meistens auch eine wirtschaftliche Frage. Eine kritische Auswahl im Sinne einer Überprüfung der Eignung und Vorbereitung der Kunden findet zu wenig statt. Oft bleibt es den Teilnehmern selbst überlassen, ihre Eignung für eine Tour einzuschätzen. Aber nicht jeder, der eine Trekkingreise bezahlen kann, erfüllt automatisch auch alle nötigen Voraussetzungen. Eine Trekkingreise ist ein hochdynamisches Produkt, welches sich erst vor Ort entwickelt. Die Ausschreibung im Katalog oder Programm sollte nicht als fixer Ablauf, oder gar als Garantie gesehen werden. Sobald sich Menschen zu einer Gruppe zusammenschließen, tendieren sie dazu, Verantwortung abzugeben. Daraus folgt, dass Verantwortlichkeiten abgeklärt und bewusst gemacht werden müssen. Dies gilt auch für Pauschalreisen, die ebenfalls auf das aktive Mitwirken der Teilnehmer angewiesen sind.



*Gruppe auf einem Trekkinggipfel.*

# Normen für Klettersteige

## Französisch oder Tirolerisch?

VON PIT SCHUBERT

*Im Alpenvereins-Jahrbuch 2004 hat der Autor auf den Seiten 312-317 die Problematik der Normung von Klettersteigen aufgezeigt. Seitdem sind zwei Jahre ins Land gegangen, und es hat sich was getan. Nicht ohne Dazutun durch den Autor. Und es scheint eine brauchbare Lösung gefunden zu sein. Keine Normung um jeden Preis.*

DAS KLETTERSTEIGGEHEN BOOMT nach wie vor. Warum? Für den weniger extremen Bergsteiger, der auch einmal etwas Luft unter den Sohlen spüren möchte und der nicht die Technik des Seilkletterns beherrscht, bietet sich nur die Begehung eines Klettersteiges an. Nirgendwo sonst kann er das erhabene Gefühl der Vertikalen erleben. Und da die Freizeitaktivitäten heutzutage gefragt sind wie nie zuvor, kann der Klettersteigboom nicht ausbleiben. In Frankreich kommen jährlich zwischen zwei und drei Dutzend neue Klettersteige hinzu. Durch die Globalisierung ist der Klettersteigbazillus inzwischen auch über den Großen Teich geschwappt. Auch in den USA sind die ersten Klettersteige errichtet, weitere im Entstehen; sie werden von Installationsfirmen eingerichtet, die sich allein auf die Errichtung und Wartung von Klettersteigen spezialisiert haben. Und auch bei uns ist der Boom genauso festzustellen. Nachdem sich die Alpenvereine, der DAV, der OEAV und der AVS, schon vor über zwei Jahrzehnten von der Errichtung neuer Wege – zu denen auch die Klettersteige gehören – aus Naturschutzgründen verabschiedet haben, sind es bei uns überwiegend die Seilbahngesellschaften und Kommunen, die neue Klettersteige errichten. Dies verständlicherweise nicht ohne den Hintergedanken der Tourismusförderung, was hier weder kritisiert noch gutgeheißen werden soll, weil nicht Bestandteil des Themas.

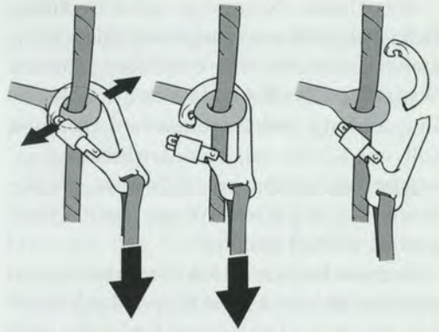
Die neuen, mit kommerziellem Hintergrund errichteten Klettersteige sind überwiegend in einwandfreiem sicherheitstechnischen Zustand, was von vielen Alpenvereinssteigen nicht immer gesagt werden kann. Dies soll keine Kritik, sondern nur eine Feststellung sein.

So konnte der Ruf nach einer Normung der Klettersteige auf Dauer nicht ausbleiben. Dies auch deshalb nicht, weil ja mehr oder weniger schon alles an alpintechnischer Ausrüstung, einschließlich Klettersteigbremsen und Klettersteigkarabinern durch die UIAA und die CEN bereits genormt ist.

### Es begann in Frankreich

Obwohl gerade den Deutschen ein gewisser Perfektionismus nicht abgesprochen werden kann, waren es die Franzosen, die nach Richtlinien für Klettersteige riefen. Dies deshalb, weil es dort bis in die neunziger Jahre solche Einrichtungen gar nicht gab. Dann, sozusagen urplötzlich, begannen Klettersteige in Frankreich wie Pilze nach dem warmen Regen aus dem Boden zu schießen. Jede kleine Gemeinde, die irgendwelche Felsen in ihrem Einzugsbereich hat, braucht heutzutage einen Klettersteig. So glaubt man wenigstens. Mit dem Gespenst der allgemein bekannten Verkehrssicherungspflicht im Nacken, tauchte die Frage auf, wie soll/muss ein Klettersteig sicherheitstechnisch eingerichtet sein? Man fragte bei der ENSA an (École Nationale de Ski et d'Alpinisme), die – seit Maurice Herzog und Louis Lachenal im Jahre 1950 den ersten Achttausender, die Annapurna I (8087 m), bezwangen – für alles, was Bergsteigen, Klettern und Skifahren in Frankreich betrifft, den nationalen Status der Un-





fehlbarkeit besitzt. Zu dieser Zeit gab es noch keine wirklich sicheren Klettersteigkarabiner. Und weil bekannt war, dass bei einem Sturz mit Selbstsicherung an einem gespannten Stahlseil – wie diese in den Nördlichen Kalk- und Zentralalpen sowie in den Dolomiten üblich sind – der Karabiner der Selbstsicherung sehr ungünstig belastet wird, nämlich auf Biegung, und dabei brechen kann, hat die ENSA diese Art der Stahlseilsicherung nicht übernommen, sondern sich etwas Neues einfallen lassen. Das Sicherungsseil ist nicht mehr gespannt, sondern locker und hängt an der nächst unteren Verankerung in einer losen Schlaufe durch, in der sich der Karabiner bei Sturzbelastung fangen und so nur in Längsrichtung belastet werden kann. Nicht mehr ungünstig, auf Biegung nämlich. Dies wurde von der ENSA gemeinsam mit entsprechenden Festigkeitsanforderungen als Richtlinie für Klettersteige in Frankreich festgeschrieben. Soweit, so gut.

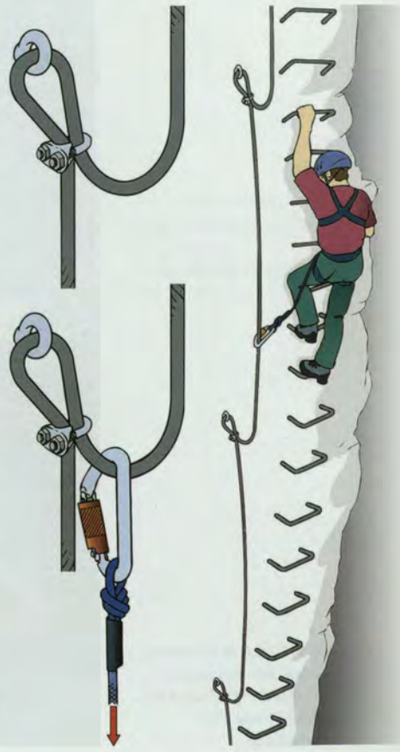
Dies hat allerdings zur Folge, dass genügend andere technische Hilfsmittel am Fels angebracht sein müssen, an denen sich der Klettersteigbegeher fortbewegen kann. Denn ein nicht gespanntes Drahtseil, wie es in dieser Richtlinie für die Sicherung vorgesehen ist, kann nicht als Aufstiegshilfe dienen, weil an lockeren Drahtseilen ein sicheres Hangeln praktisch unmöglich ist. Dies insbesondere an schwierigen Passagen, weil der Körper durch das »wackelnde« Drahtseil nicht zu stabilisieren ist. Beim Festhalten und Emporhangeln weicht das Drahtseil aus. Dies hat schließlich zur Folge, dass Unmengen von zusätzlichem Eisen in Form von U-förmigen Trittbügeln, Griffstangen, Leitern und sonstigen Fortbewegungshilfen angebracht sein müssen. Und das bedeutet schließlich »noch mehr Eisen«. Eisen zum Sichern und Eisen zur Fortbewegung, sozusagen eine doppelte Vergewaltigung des Berges.

Und damit war der Streit zwischen den Verfechtern der beiden Arten von Klettersteigen in die Welt gesetzt. Zwischen dem oben beschriebenen »französischen Stil« und dem »Tirolerischen«, wie die beiden Arten von Klettersteigen seitdem bezeichnet werden, und wie letzterer – der »Tirolerische« – seit 'zig Jahren in den Dolomiten, in den österreichischen und im bescheidenen deutschen Alpenanteil üblich ist. Die Verfechter des »französischen Stils« argumentierten mit »mehr Sicherheit«, die Verfechter des »Tirolerischen«, mit »weniger Naturverschandelung und -vergewaltigung«.

*Abb. links: Ungünstige Karabinerbelastung auf Klettersteigen des »Tiroler Stils«, Bruchgefahr – doch noch sind keine Brüche von Klettersteigkarabinern bekannt geworden. Abb. unten: Das Sicherungsprinzip des »französischen Stils« – die Karabiner werden nur in Längsrichtung belastet, nicht in Querrichtung und nicht auf Biegung.*
Zeichnungen: Georg Sojer

### Die UIAA*) ist gefragt

Alle Normen von Bergsteiger- und Kletterausrüstung stammen zunächst immer von der UIAA, dem weltweiten Fachverband. Auf deren Mist sind alle Normen, auch die heutigen EN-Normen (auch CEN-Normen genannt) gewachsen. Die Sicherheitskommission der UIAA, die für die UIAA-Normen verantwortlich zeichnet, musste sich schließlich mit der Normierung von Klettersteigen befassen. Der Autor war zu dieser Zeit Präsident dieser Kommission und hatte dieses Thema bis dahin bewusst hintan gestellt, weil er ahnte, dass die Wogen hochgehen werden. Auch deshalb hielt er eine Normierung für nicht dringend notwendig, weil Unfälle durch versagende Karabiner bisher nicht bekannt geworden sind.



Einige Eiferer in der Kommission machten sich für »mehr Sicherheit« stark, was nichts anderes bedeutete, als nur den »französischen Stil« zuzulassen. Dies aber hieße, dass alle existierenden Klettersteige in Österreich, in den Dolomiten und auch im geringen deutschen Alpenanteil und neuerdings teilweise auch in der Schweiz über kurz oder lang umzurüsten gewesen wären – mit dem Ergebnis »noch mehr Eisen«. Man denke nur an die Alpspitz-Ferrata, oberhalb von Garmisch, die ob ihres Eisengehaltes schon viel Kritik hat einstecken müssen, obwohl ganz sicher mit weit weniger Eisen bestückt, als es der »französische Stil« verlangt. Und das konnte natürlich keine Lösung sein. Es kommt noch hinzu, was die Erfahrung mit der Unmenge »französischen Eisens« erst mit der Zeit ans Tageslicht brachte, dass man einen Sturz nur mit einer Unmenge von Hämatomen übersteht, weil man, bis die Sicherung an der nächsten Verankerung schließlich greift, an den Trittstufen entlang stürzt, sozusagen von einer Trittstufe zur nächsten, und sich bei jedem Trittbügel einen blauen Fleck holt. An der Anzahl der blauen Flecken kann man regelrecht die Sturzhöhe ablesen.

Das Thema »Normung« ließ sich schließlich aber nicht mehr negieren. Die UIAA-Generalversammlung beschloss 2004 auf Vorschlag des OEAV, dass es nur zu einer Empfehlung (recommendation) kommen soll, wie Klettersteige eingerichtet und gewartet werden können. Nicht etwa zu einer Normung, wie Klettersteige einzurichten und zu warten sind.

Sodann hat die UIAA-Sicherheitskommission, die eine solche Empfehlung zu erarbeiten hat, nach langer Diskussion und auf eindringlichen Vorschlag des Autors beschlossen, dass beide Arten von Klettersteigen, der »französische Stil« und der »Tirolerische«, in der Empfehlung Aufnahme finden müssen. Dies aufgrund der inzwischen viel diskutierten Vor- und Nachteile beider Stile. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war insbesondere, dass ...

- bisher noch keine Karabinerbrüche aufgrund des »Tirolerischen Stils« bekannt geworden sind (siehe oben) und mit den heute wesentlich stabileren Klettersteigkarabinern in Verbindung mit den Klettersteigbremsen (die die Fangstosskraft auf ein festigkeitsverträgliches Maß reduzieren) erst recht nicht mehr zu erwarten sind,




*Die ENSA in Chamonix – mit dem nationalen Status der Unfehlbarkeit.* Alle Fotos: Pit Schubert

und, dass ...

- die heutigen Klettersteigkarabiner eine höhere Querbelastungsfestigkeit aufweisen und einer entsprechenden Biegebelastungsprüfung unterzogen werden,

sowie, dass ...

- die heute mehr und mehr verbreitete Verwendung der Y-Form der Klettersteigbremsen das Einhängen beider Sicherungsstränge in das Drahtseil erlaubt, was Redundanz bedeutet: Sollte wirklich ein Karabiner bei Sturzbelastung brechen, ist ein zweiter vorhanden, der die Restfallenergie aufnehmen kann.

Das alles wurde schließlich akzeptiert. So können inzwischen beide Stile, der »französische« und der »Tirolerische«, friedlich nebeneinander existieren, ohne dass sich eine Seite übergangen fühlen muss und vor allem auch, ohne dass ernstliche Gefahr eines Materialbruches besteht sowie ohne enorme Kosten einer Umrüstung. Soweit die Beschlusslage.

Am Entwurf wird noch gearbeitet. Mit einem Erscheinen ist so schnell nicht zu rechnen. Denn die Mühlen einer jeden Normenkommission mahlen recht langsam. Wer nicht so lange warten möchte, kann sich einer diesbezüglichen Broschüre bedienen, die der Autor schon vor Jahren im Rahmen seiner Tätigkeit im DAV-Sicherheitskreis, und zwar im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, erarbeitet hat. Darin werden dezidiert Empfehlungen für den »tirolerischen Stil« gemacht, und zwar auf 36 Seiten mit Bildern und Zeichnungen.**) Diese Veröffentlichung wird neben der französischen Richtlinie auch als Grundlage für die UIAA-Empfehlungen dienen. Und – auch dies sei hier abschließend hinzugefügt – die neueren, von Seilbahngesellschaften und Kommunen eingerichteten Klettersteige in Österreich und Deutschland sind bereits nach den Empfehlungen des Autors eingerichtet, so der Klettersteig am Egesengrat (nahe der Dresdner Hütte), um nur einen zu nennen. Inzwischen bietet auch eine Firma im Stubaital alles an, was man zur Ausrüstung und/oder Wartung für Klettersteige benötigt, vom Drahtseil über die Seilklemmen bis hin zu den Kauschen.

So ist nun erst einmal wieder Friede unter den Sicherheitsexperten für Klettersteige eingekehrt. Beide Stile können friedlich nebeneinander existieren.



*»Französischer Stil« – typisches Schlappseil für die Sicherung, Fortbewegung an Griff- und Trittbügeln.*

**Ein neuartiger Klettersteig in Kärnten**

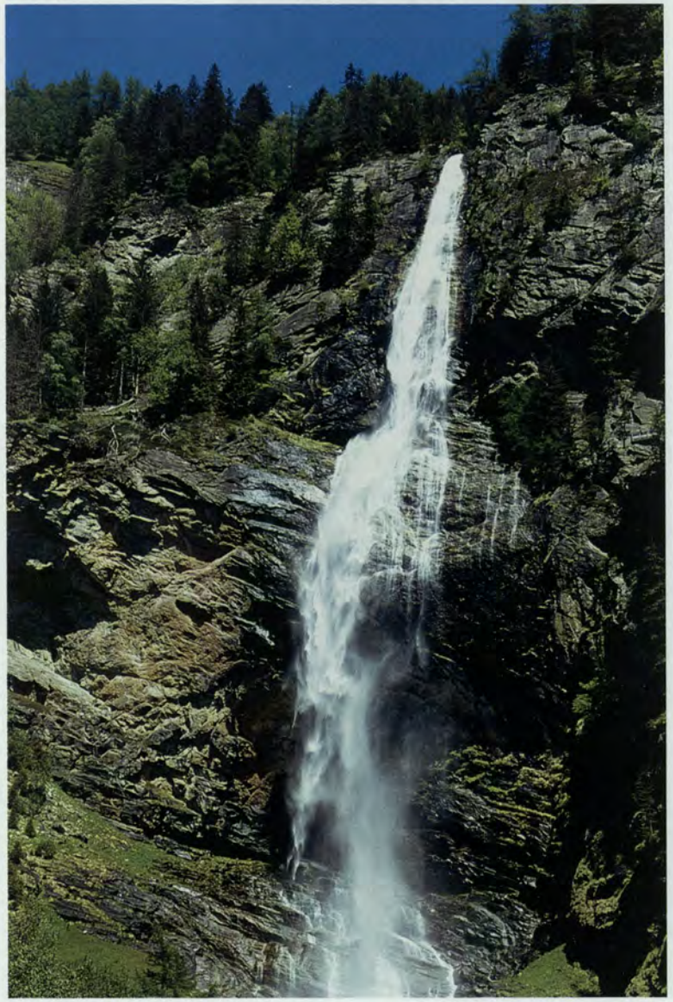
Das friedliche Nebeneinander der beiden Stile hat die Tourismusinitiative »MALTATAL alpin« inzwischen wörtlich genommen und einen neuen Klettersteig errichtet, bei dem beide Stile verwirklicht wurden, was heißen soll, dass es dort sage und schreibe zwei Drahtseile parallel gibt: Ein gespanntes 16 mm dickes Drahtseil zur Fortbewegung (damit man genügend zum Greifen in der Hand hat) und ein nur 8 mm dünnes Schlappseil für die Sicherung (was sicherheitstechnisch ausreichend ist). Auf diese Weise spart man sich die vielen Trittbügel, Leitern und sonstigen eisernen Hilfsmittel

und bleibt beim »Tirolerischen Stil« für die Fortbewegung. Und man übersteht einen Sturz, ohne von Hämatomen übersät zu werden. Es handelt sich um den im vergangenen Jahr (2004) errichteten Fallbach-Klettersteig im Maltatal, nahe Koschach (Kärnten). Parken beim Gasthof Faller.

Es ist ein talnaher, »sportlich orientierter« Klettersteig, der aus zwei etwa gleich langen Abschnitten besteht: dem ersten Abschnitt im Schwierigkeitsgrad »C« und einem zweiten im Schwierigkeitsgrad »D« (»E« ist in der verwendeten »Schall«-Skala der höchste Schwierigkeitsgrad). Nach einer Begehung darf der Autor sich die Bemerkung erlauben, dass der Steig keineswegs überbewertet ist. Wem der zweite Teil zu schwierig scheint, kann nach dem ersten über einen Notausstieg und einen Wanderweg abstiegen. Auch nach der ersten schwierigeren Passage des ersten Teils besteht eine Fluchtmöglichkeit über leichteres Gelände. Der Klettersteig hat eine Länge von etwa 500 Klettermetern bei einer Höhendifferenz von etwa 250 Metern. Die Fallbachfälle, Kärntens höchster Wasserfall, bilden die eindrucksvolle Kulisse. Je nachdem wie der Wind steht, bekommt man gelegentlich eine feuchte, kühlende Prise ab, die beim Fotografieren – der Klettersteig ist gemeinsam mit dem Wasserfall sehr fotogen – hinderlich sein kann, was heißen soll, dass das Objektiv mit Feuchtigkeit benetzt sein kann.

Hat man den Ausstieg des gesamten Klettersteiges erreicht, kann man über einen Wanderweg, den so genannten »Schlüsselsteig«, in südlicher Richtung wieder hinabschlendern. Zeiten: Aufstieg 1½-2 Stunden, Abstieg 30-40 Minuten.

*Abb. rechts: Auf dem Fallbach-Klettersteig – der »französische Stil« kombiniert mit dem »Tirolerischen« – immer zwei Seile parallel, das stärkere für die Fortbewegung, das dünnere zur Sicherung.*
*Abb. unten: Die Fallbachfälle in Kärnten – der Klettersteig führt durch die Felsen rechts des Wasserfalls.*







Alles in allem ein vorbildlich eingerichteter Klettersteig, unter der Voraussetzung, dass man die Kombination der beiden Stile akzeptiert. Es bleibt eine abschließende Bemerkung: Man muss sich zu Beginn und auch immer wieder während der Kletterei ins Bewusstsein rufen, in welches Drahtseil die Sicherungsstränge bzw. -karabiner einzuhängen sind, nämlich in das dünnere (!) Drahtseil. Vom Sicherheitsgedanken beseelt, neigt man leicht dazu, die Karabiner ins dickere Seil einzuhängen. Sinn und Zweck des zweiten Drahtseiles sind dann verfehlt.

Nachdem der Autor schärfere Klettersteige beider Stile kennt, sei ihm eine Beurteilung zugestanden. Der »Tiroler Stil« ist doch – und zwar mit Abstand – der interessantere von beiden, weil einfach sportlicher und wenigstens die Füße am Fels sind, nicht selten auch die Hände, während man beim französischen Stil den Fels überhaupt nicht mehr berührt, sondern nur noch an Eisen hinaufturnt. Da könnte man auch gleich an Elektro-Gittermasten klettern.

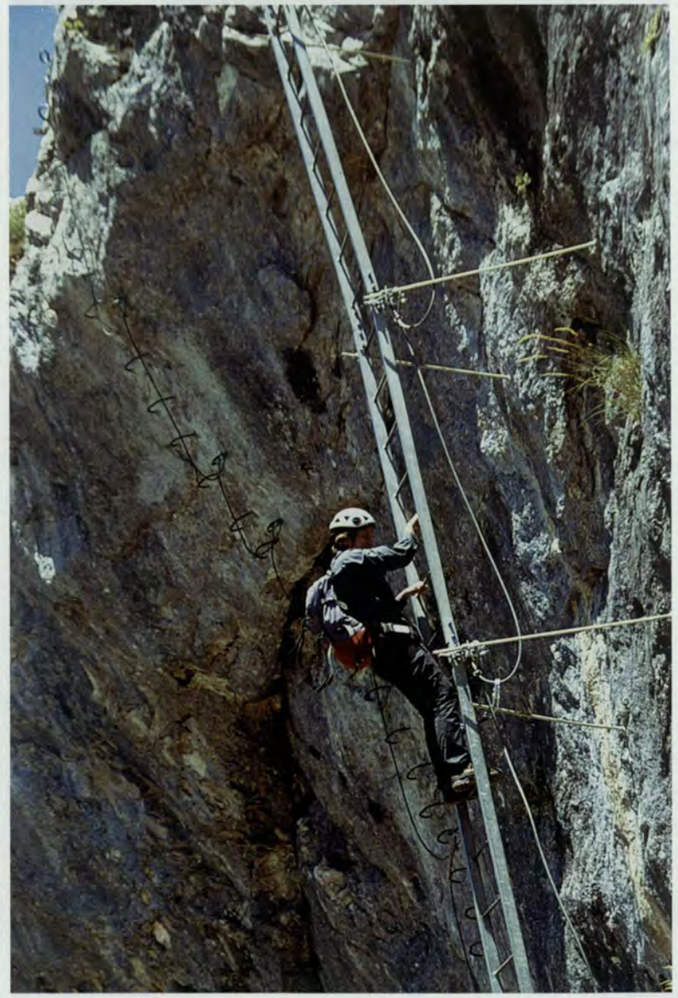
**Ein abschließender Hinweis**

Auch wenn derzeit von der UIAA nur eine Empfehlung für die Installation und die Wartung von Klettersteigen erarbeitet wird, muss darauf hingewiesen werden, dass eine solche Empfehlung, solange noch keine Norm existiert, schließlich doch den Charakter einer Norm hat (nur dann, wenn zusätzlich eine Norm existieren würde, hätte eine Empfehlung keinerlei bindenden Charakter mehr). Es muss aber auch hinzugefügt werden, dass weder eine Norm und schon gar nicht eine Empfehlung Anlass sein kann, sofort alle existierenden Klettersteige umrüsten zu müssen, was auch gar nicht verlangt werden könnte und schließlich gar nicht möglich wäre. Eine Empfehlung und erst recht eine Norm aber sind bindend für neu zu errichtende Klettersteige und nach einer gewissen Übergangsfrist – in welcher Größenordnung (?) – auch für die Erneuerung bestehender Anlagen.

**Es bleibt ein Risiko**

Trotz einer wie auch immer gearteten Empfehlung für die Errichtung von Klettersteigen und deren Wartung – oder gar irgendwann einmal einer Norm – lassen sich die Naturgewalten nicht ausschließen. Die Gefahr des Bruchs eines vorgefundenen Sicherungsmittels bei Belastung, verursacht durch eine Beschädigung durch zuvor erfolgten Stein- und/oder Blitzschlag, wird weiterbestehen. Mit dieser Gefahr müssen Klettersteigbegeher nun einmal leben. Wem dies nicht passt, muss Klettersteige meiden und darf den sicheren Bereich der Wanderwege nicht verlassen.

*»Französischer Stil« – immer viel Eisen und, wenn nichts mehr geht, muss eine riesige Leiter her (hier auf dem Agatha-Klettersteig, südwestlich von Chamonix).*





*Die Fallbachfälle im Hintergrund sind über längere Passagen äußerst fotogen.*

Auch wenn der Erbauer/Erhalter eines Klettersteiges juristisch für den sicheren Zustand des Klettersteiges verantwortlich ist, kann von keinem altruistisch motivierten Klettersteig-Erbauer/Erhalter – und damit auch von keiner Alpenvereinssektion – erwartet werden, seinen/seine Klettersteige täglich einmal zu begehen und zu überprüfen. Auch installierte Fernsehkameras zur Überwachung sind weder ökonomisch, noch ökologisch vertretbar und werden wohl auch von Begehern weder erwartet, noch dürften sie von diesen erwünscht sein.***) So bleibt ein Risiko, wenn dieses auch auf ein beinahe verschwindend geringes Maß reduziert ist.

Trotz des oft nicht einwandfreien Zustands so mancher Alpenvereinsklettersteige ist die Zahl der Unfälle, die auf Versagen der angetroffenen Sicherungsmittel wie Drahtseile, Verankerungen, Trittbügel usw. zurückzuführen sind, auffallend gering. Nicht einmal ein Unfall jährlich wird bekannt, wozu natürlich bemerkt werden muss, dass auch ein einziger Unfall schon einer zu viel ist. Die Mehrzahl der Unfälle ereignet sich aus ganz anderen Gründen.

- Zum ersten ist es die Selbstüberschätzung, im Prinzip wie bei jeder anderen Bergtour auch. Sei es durch Überschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit hinsichtlich Schwierigkeit, Ausgesetztheit und Länge des Klettersteigs, einschließlich Zu- und Abstieg, sei es die Überschätzung der eigenen Sicherheit, indem man stellenweise oder gar über längere Passagen auf die Selbstsicherung verzichtet, sei es dass man sich sicher genug fühlt oder sei es, dass man sie kurzzeitig aushängt, um jemanden vorbei lassen zu wollen.
- Zum anderen ist es die Gewittergefahr, die an sich hinlänglich bekannt sein sollte. Drahtseile an einem Berg sind schließlich nichts anderes als riesige Blitzableiter, in deren unmittelbarer Nähe man sich bekannter Weise bei Blitzgefahr nicht aufhalten soll. Dem lässt sich am einfachsten dadurch vorbeugen, dass man bei prognostizierter Gewittergefahr auf die Begehung verzichtet und kurzerhand zu Hause bleibt. Schließlich ist auch der Feuchtigkeitseinfluss bei Gewitter nicht besonders angenehm, weil immer mit Kälteeinwirkung verbunden. Zudem kommt noch hinzu, dass der Halt der Schuhe auf Fels oder Eisen bei Feuchtigkeit beachtlich nachlässt und so ein Gleichgewichtsverlust stärker in den Bereich der Möglichkeiten rückt.
- Und zum dritten ist es der Steinschlag, dem man nur teilweise vorbeugen kann, indem man einen Helm trägt. Ist der Stein oder dessen Fallhöhe groß genug, hilft auch der beste Helm nichts. Mit dieser Gefahr muss ein Klettersteigbegeher nun einmal leben. Die Unfälle mit tödlichen Kopfverletzungen auf Klettersteigen trotz Helm sind glücklicherweise verschwindend gering. Begeht man einen Klettersteig in aller Herrgottsfrühe, ist die Wahrscheinlichkeit, nur wenige andere oder vielleicht auch gar niemanden vor sich zu haben, recht groß. Dann nimmt die Gefahr noch einmal erheblich ab.



**Abschließend sei eine Lanze für Klettersteige gebrochen**

Die Diskussion um das Für und Wider Klettersteige ist nach Meinung des Autors müßig. Bei dem bewegungsarmen Lebenswandel in unseren hochtechnisierten Industrieländern sollte man froh sein, wenn die Menschheit die körperliche Betätigung in freier Natur freiwillig sucht. Und wenn man – wie im Ötztal beispielsweise – Klettersteige an Felsen errichtet, an denen sich noch nie ein Kletterer versucht hat – gemeint ist der Reinhard-Schiestl-Steig und der Lehner Wasserfallsteig, es gibt viele weitere Beispiele – dann werden auch die Belange der Kletterer nicht tangiert. Und der Eingriff in die Natur ist bei einem Klettersteig derart gering – längs der Routenführung je einen halben Meter rechts und links – dass dies im Hinblick auf den Nutzen, den die körperliche Betätigung nun einmal erbringt, durchaus vertretbar scheint. Schließlich kann es ja nicht so sein, dass sich die Menschheit in den Industrieländern die Natur nur noch auf der Mattscheibe eines TV-Apparates anschauen darf. Es kann nur gemeinsam gehen: Naturschutz und Naturnutz. Der Mensch darf aus der Natur nicht ausgesperrt werden. Man muss ihm Möglichkeiten bieten, die Natur auch zu nutzen. Nur dann wird er auch vom Schutz der Natur zu überzeugen sein.

*) UIAA = UNION INTERNATIONALE DES ASSOCIATIONS D'ALPINISME, Internationale Vereinigung der Bergsteiger- und Klettererverbände

**) Broschüre »Mehr Sicherheit beim Bergsport«, Teil 10, »Festigkeit von Sicherungsmitteln in Kletterrouten und auf Klettersteigen«, herausgegeben vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, München, 1995, vergriffen, Kopien möglicherweise erhältlich von der DAV-Bundesgeschäftsstelle in München.

***) In den Allgäuer Alpen werden manche Klettersteige in der Sommersaison vom Erbauer/Erhalter alle vier Wochen einmal überprüft. In Frankreich gibt es talnahe Klettersteige, für deren Begehung ein Eintritt zu entrichten ist. Diese Klettersteige werden täglich in aller Herrgottsfrühe durch einen Kontrollgang überprüft und erst für eine Begehung freigegeben, wenn feststeht, dass keine Mängel aufgetreten sind. Dies ist juristisch bedingt, weil Eintritt verlangt wird. Daraus kann nicht abgeleitet werden, dass alle anderen Klettersteige auch des öfteren, womöglich täglich, überprüft werden (müssen). Denn dies wäre altruistisch weder vertretbar noch durchzusetzen.

*Der kombinierte Stil auf dem Fallbachklettersteig – immer zwei Seile parallel.*



# Riskante Entscheidungen

## Psychologische Faktoren bei der Entscheidungsfindung in Risikosituationen

VON BERNHARD STREICHER

FEHLEINSCHÄTZUNGEN der Gegebenheiten, leichtsinniges Verhalten und Selbstüberschätzung sind laut der aktuellen Bergunfallstatistik mit die häufigsten Ursachen für alpine Unfälle. Im Sinne der Unfallvorbeugung ist es deshalb wichtig, die diesen Unfällen zugrunde liegenden Dynamiken zu verstehen. In diesem Beitrag werden die psychologischen Mechanismen, die zu solchen Fehlentscheidungen führen können, vorgestellt. Dabei werden im Wesentlichen folgende Punkte behandelt:

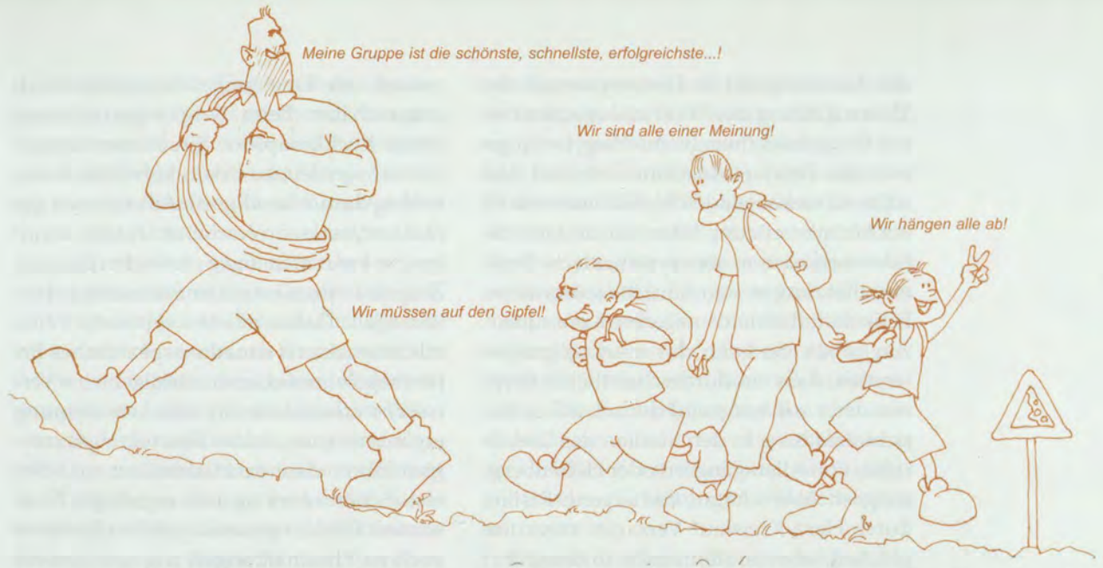
1. Wie funktioniert unsere Wahrnehmung, und wie gehen wir mit Informationen um?
2. Wie treffen wir Entscheidungen, und wie beeinflussen diese unser weiteres Verhalten?
3. Gibt es gruppenspezifische Mechanismen, die zu mehr Risiko beitragen?
4. Durch welche Maßnahmen lässt sich die Qualität von Entscheidungen verbessern?

**Wahrnehmung**

Wahrnehmung ist die Grundlage allen menschlichen Verhaltens. Ohne Wahrnehmung wären wir nicht in der Lage, Informationen zu verarbeiten, Situationen zu beurteilen und Entscheidungen zu treffen. Normalerweise denken wir nicht über unsere Wahrnehmung nach. Vielmehr nehmen wir die Dinge um uns herum einfach wahr und richten unser Verhalten dementsprechend aus. Dabei gehen wir davon aus, dass wir unsere Umwelt korrekt wahrnehmen und auch in der Lage sind, alle darin enthaltenen Informationen zu erfassen. Allerdings nehmen wir weder unsere Umwelt korrekt wahr, noch sind wir in der Lage alle darin enthaltenen Informationen zu verarbeiten. So sehen und hören wir zum Beispiel nur in ganz bestimmten Wellen- bzw. Frequenzbereichen. Auch fehlen uns Wahrnehmungsorgane für z.B. Steinschlaggefahr, Hangneigung oder Schneedeckeninstabilität. Überhaupt stammt nur ca. 20% der Information dessen, was wir sehen tatsächlich von den Augen – den Rest konstruiert unser Gehirn dazu. Wie gut dies funktioniert, sei an einem Beispiel veranschaulicht: An der Stelle, an der der Sehnerv die Retina verlässt, haben wir keine Sinneszellen. Als Folge müssten wir, da wir an dieser Stelle tatsächlich blind sind, ständig zwei schwarze Flecken sehen. Der Grund dafür, dass wir dies nicht tun, liegt in der perfekten Illusionsleistung unseres Gehirns. Die Folgerung aus den genannten Beispielen ist, dass wir nicht in der Lage sind, unsere Umwelt korrekt wahr zu nehmen. Vielmehr nehmen wir nur das wahr, was wir wahrnehmen können, und wir nehmen es so wahr, wie wir es wahrnehmen müssen. Fehlwahrnehmung ist also die Regel und nicht die Ausnahme.

Der Vorteil dieser Fehlwahrnehmungen ist, dass sie Konstanz schaffen. Im Laufe unseres Lebens erlernen wir eine bestimmte Sicht der Wirklichkeit, die zwar nicht korrekt ist, aber für unser Überleben ausreichend genau und sehr verlässlich. Diese Wirklichkeitssicht betrifft nicht nur visuelle oder akustische Wahrnehmungen, sondern umfasst ebenso politische Einstellungen, moralische Vorstellungen usw.; kurz: wir erschaffen uns eine Vorstellung, von der wir überzeugt sind, dass sie richtig ist. Wie sehr wir von der Richtigkeit unserer Vorstellung






Illustrationen: Lisa Manneh

überzeugt sind (und damit von der Falschheit konträrer Vorstellungen), kann man z.B. gut bei politischen Diskussionen beobachten.

**Fehler bei der Informationsverarbeitung und Entscheidungsfindung**

Wie eben dargestellt sind wir nicht in der Lage, alle vorhandenen Informationen umfassend und korrekt wahrzunehmen. Um aber doch zu einer möglichst verlässlichen und gültigen Einschätzung einer Situation wie der Beurteilung der Lawinengefahr zu kommen und darauf basierend entsprechende Entscheidungen zu treffen (z.B. befahren eines Hanges oder verzichten), verwenden wir häufig intuitive Strategien und einfache Heuristiken (Daumenregeln), die den Prozess der Informationsverarbeitung und damit der Entscheidungsfindung erleichtern. Da die Stabilität einer Schneedecke in ihrer Komplexität vom Skitourengeher nicht eingeschätzt werden kann, verwendet er Heuristiken wie Neuschneemenge oder Windaktivitäten, um die Gefährdung durch einen Hang beurteilen zu können. Heuristiken erzeugen zwar nicht automatisch Fehleinschätzungen und -entscheidungen, sind aber anfällig für so genannte systematische Verzerrungen. Damit sind beispielsweise die einseitige Berücksichtigung von Informationen, die für eine bevorzugte Entscheidung sprechen, und die Ausblendung von Informationen, die gegen die bevorzugte Entscheidung sprechen, gemeint. Systematische Verzerrungen können zu schwerwiegenden Fehlern bei der Beurteilung einer Situation mit entsprechend fatalen Fehlverhalten führen. Die Ursachen für systematische Verzerrungen können sowohl kognitiv als auch motivational begründet sein.

**Kognitive Ursachen**

Kognitiv begründet sind sie, wenn Situationsbeurteilungen und Entscheidungen nicht absichtlich verzerrt werden, sondern aufgrund der Beschränkungen unserer geistigen und intellektuellen Verarbeitungsmöglichkeiten auftreten. Einschätzungen und Beurteilungen werden umso leichter aktiviert, je stärker sie im Gedächtnis verankert sind. So wird ein Kletterer, der einige unangenehme Erlebnisse mit Steinschlag am Wandfuß hatte, die Einschätzung »brüchiges Schrofengelände ist steinschlaggefährdet« eher aktivieren, als ein Kletterer, der diese Erfahrungen nicht gemacht hat. Je leichter eine solche Erinnerung oder Einschätzung einer Situation aus dem Gedächtnis abgerufen wird, desto größer wird die Eintrittswahrscheinlichkeit für dieses Ereignis eingeschätzt. Dabei ist die Einschätzung aber unabhängig von der tatsächlichen Wahrscheinlichkeit, sondern hängt von der Verfügbarkeit entsprechen-

der Assoziationen ab. Diese systematische Überschätzung der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses (hier: Steinschlag) ist im genannten Beispiel durchaus sinnvoll und sollte zu vorbeugenden Maßnahmen wie einer Helmbenutzung führen. In anderen Situationen können aber systematische Fehleinschätzungen von Eintrittswahrscheinlichkeiten durchaus negative Konsequenzen haben. So kann davon ausgegangen werden, dass ein durchschnittlicher Bergwanderer z.B. aufgrund der selektiven Berichterstattung in den Medien das Unfallrisiko von Alleingängern oder Höhenbergsteigern überschätzt, das eigene Risiko, durch Herz-Kreislauf-Versagen zu verunglücken, aber systematisch unterschätzt und sich deshalb nicht dementsprechend vorsichtig verhält.




Ferner werden Einschätzungen dadurch verzerrt, dass der tatsächliche Anstieg einer Gefährdung und damit die Eintrittswahrscheinlichkeit eines Ereignisses (z.B. Lawinenabgang) nicht unbedingt mit unserer Wahrnehmung der Veränderung der Gefährdung übereinstimmen. So steigt beispielsweise die Lawinengefahr mit jeder Lawinenwarnstufe exponentiell an. Diese Zunahme der Gefährdung stimmt aber nicht mit unserer Wahrnehmung überein, die eher einer linearen Zunahme entspricht. Als Konsequenz wird in diesem Beispiel die Zunahme der Lawinengefahr systematisch unterschätzt. Beim Bergsteigen müssen meist hochkomplexe Situationen eingeschätzt werden, zu deren korrekten Beurteilung die notwendigen Informationen gar nicht erfasst und verarbeitet werden könnten. So kann niemand präzise den Ort und Zeitpunkt eines einzelnen Steinschlags vorhersagen. Daher müssen fehlende Informationen durch situationsspezifisches Erfahrungswissen oder durch allgemeine Verhaltenshinweise der alpinen Lehrmeinung ergänzt werden. Solche Beurteilungsstrategien führen dann zu Heuristiken wie »Der erste Schönwettertag nach ergiebigen Neuschneefällen ist generell gefährlich«, aber auch zu Einschätzungen wie »An diesem Hang hat es noch nie Lawinen gegeben«. Solche Heuristiken versuchen für eine möglichst große Zahl von Situationen korrekte Entscheidungshilfen bzw. Verhaltensempfehlungen zu liefern. Aber natürlich gibt es immer Situationen, in denen solche Heuristiken die tatsächliche Gefährdung systematisch unter- bzw. überschätzen. Eine Überschätzung drückt sich in einem möglicherweise bedauerlichen, aber nicht weiter problematischen, unnötigen Verzicht aus. Unterschätzungen dagegen lassen das Unfallrisiko steigen. Ein Versuch, Unterschätzungen zu vermeiden, ist die konsequente Beurteilung aller relevanten Faktoren als ungünstig, wenn diese nicht beurteilt werden können. Ein solches Vorgehen schlägt beispielsweise die Snowcard vor.

**Motivationale Ursachen**

Motivational begründet sind systematische Verzerrungen, wenn Menschen zu Situationsbeurteilungen und Entscheidungen kommen, die ihrem inneren Bild entsprechen, ihnen angenehm sind oder ihre Wünsche verwirklichen. Ein entscheidender Mechanismus dabei ist, dass unsere Wahrnehmung nicht neutral und wertfrei ist, sondern subjektiv und selektiv. Unsere Vorstellungen von der Welt und unsere Wünsche wirken massiv auf unsere Wahrnehmung ein. Wir haben die Tendenz, an unseren Bildern und Vorstellungen festzuhalten, und Ereignisse, Gegenstände oder andere Personen entsprechend unserer Wunschvorstellung zu beurteilen. Dementsprechend bilden wir Vorstellungen darüber aus, wie Situationen oder andere Personen sind. Um diese Vorstellungen aufrecht zu erhalten, suchen wir bevorzugt nach Informationen, die diese bestätigen, und blenden Informationen aus, die wir entweder nicht einordnen können oder die ihnen widersprechen. Unsere Wahrnehmung ist also subjektiv und selektiv. Wenn wir z.B. der festen Überzeugung sind, dass wir den von uns vermuteten Standort auf der Karte genau bestimmen können, kann es sein, dass wir real vorhandene Informationen, die gegen diesen Standort sprechen, ausblenden. Dagegen nehmen wir bevorzugt Informationen wahr, die für unser Bild »Standort in der Karte« sprechen. Dieser, selektive Informationssuche genannte Vorgang findet nicht bewusst statt und ist besonders groß bei starken Überzeugungen und nach Entscheidungen. Wenn wir uns also zwischen zwei oder mehreren Alternativen entschieden haben, und z.B. noch eine Gratüberschreitung trotz heftiger Quellwolkenbildung beginnen, sind wir besonders gefährdet, nur noch die Informationen wahrzunehmen, die für die Entscheidung sprechen. Dies ist alles kein Problem, so lange die Entscheidung richtig ist. Ist sie aber falsch oder sehr risikoreich, laufen wir Gefahr, warnende Hinweise auszublenden.

Insgesamt sind wir bemüht, ein positives Bild von uns selbst aufrecht zu erhalten. Teil dieses Selbstbildes ist die Vorstellung, dass wir in der Lage sind, zweckrationale, möglichst optimale Entscheidungen zu treffen und unsere Umwelt gemäß unseren Vorstellungen zu beeinflussen. Um rationale Entscheidungen treffen zu können, müssten wir zunächst in der Lage sein, alle relevanten Informationen aufzunehmen. Wie wir bereits oben gesehen haben, sind wir gar nicht in der Lage, überhaupt alle Informationen wahrzunehmen. Selbst wenn wir dies könnten, hätten wir nicht die kognitiven Ressourcen, diese Informationen zu verarbeiten. Die Vorstellung, die Umwelt entsprechend den eigenen Wünschen beeinflussen zu können, entspringt einem Bedürfnis nach Kontrolle. Die Vorstellung einer Unkontrollierbarkeit ist uns so unangenehm, dass wir auch dann noch der Überzeugung sind, Ereignisse kontrollieren zu können, wenn diese offensichtlich nicht kontrollierbar sind (z.B. Seracabgänge). Dieses Phänomen wird Kontrollillusion genannt. Die Kontrollillusion kann ebenfalls zu einer systematischen Unterschätzung der Gefährlichkeit einer Situation und damit zu einer Erhöhung des Unfallrisikos beitragen.

Eng mit der Kontrollillusion verbunden ist die Überschätzung der eigenen geistigen, sozialen und auch körperlichen Fähigkeiten. Diese Überschätzung entsteht durch falsche Generalisierungen nach dem Prinzip »Ich kann etwas in einem Bereich, also kann ich es auch in anderen Bereichen«. Eine falsche Generalisierung würde beispielsweise vorliegen, wenn ein sehr guter Pistenskifahrer meint, auch gleichzeitig ein guter Skitourengänger zu sein. Der Fehler liegt dabei im Übersehen des qualitativen Unterschiedes der beiden Tätigkeiten, der vor allem in der notwendigen Beurteilung der Lawinensituation besteht. Mit falschen Generalisierungen lassen sich möglicherweise auch die häufig beobachteten Bedienungsfehler von Sicherungsgeräten durch erfahrene Kletterer erklären. Diese könnten der Täuschung erliegen, dass sie als erfahrene Kletterer ja selbstverständlich sichern können und deswegen auch mit neuen Geräten sichern können, ohne sich entsprechend fundiert in die Handhabung des neuen Gerätes einzuarbeiten.

Zur Kontrollillusion trägt ein weiteres trügerisches Sicherheitsgefühl bei, das durch einen Mangel an negativen Konsequenzen entsteht. Da glücklicherweise nur ein geringer Teil von Fehlentscheidungen beim Bergsteigen tatsächlich fatale Folgen hat, kann dies zu einem unangemessenen Lernprozess führen: Wir lernen, dass sich

sorgloses Verhalten beim Bergsteigen bewährt und handeln getreu dem Motto: »Bisher ging es immer gut, also wird es auch in Zukunft gut gehen«. Dabei unterschätzen wir systematisch die Gefährlichkeit der Situation und überschätzen die Kompetenz unseres Handelns.

Hinzu kommt aber noch ein weiterer, entscheidender Faktor: Wir sind keine rationalen Wesen. Unsere Gefühle, Wünsche und aktuellen Bedürfnisse wirken immer auch auf unsere Entscheidungen mit ein. So kann es z.B. sein, dass wir uns für die zwar angenehme, aber auch riskante Alternative, einen lawinengefährdeten Hang hinabzufahren, entscheiden, anstatt einen längeren und damit unangenehmen, aber sichereren Umweg in Kauf zu nehmen. Ferner hängt unser Verhalten unabhängig vom tatsächlichen Risiko stark davon ab, aus welcher Perspektive wir eine Situation betrachten. So hat sich gezeigt, dass sich Menschen risikoreicher verhalten, wenn sie Situationen bei gleicher Eintrittswahrscheinlichkeit mit Verlusten verbinden, als wenn sie diese Situation mit Gewinnen verbinden. So sollte ein Skitourengänger eher bereit sein, in einen kritischen Hang zu fahren, wenn er den möglichen Verzicht als Verlust empfindet. Wird dagegen der mögliche Verzicht als Gewinn wahrgenommen (z.B. als Freude über das eigene kompetente Handeln), dann wird auch eher auf eine Befahrung verzichtet. In kritischen Situationen sollten wir uns daher angewöhnen, auch das Positive von Verzichtsentscheidungen zu sehen. Der Effekt des risikoreicheren Verhaltens bei Verlustwahrnehmungen wird damit erklärt, dass wir uns in stärkerem Maße über Verluste ärgern als wir uns über Gewinne in gleicher Höhe freuen. Um diesen unerwünschten emotionalen Zustand (Ärger über Verlust) auszugleichen, suchen wir auch selektiver nach Informationen. Die Informationssuche in Verlustsituationen ist also einseitiger und die Entscheidungsfindung beruht auf weniger Informationen, was wiederum die Wahrscheinlichkeit einer Fehlentscheidung erhöht.

**Verlusteskalationen**

Je mehr wir in eine Entscheidung investiert haben (z.B. in Form von Geld, Aufstiegsmühen, Vorbereitungszeit, usw.), desto stärker fühlen wir uns dieser Entscheidung verbunden. Wir sind auch dann noch bereit, weitere Energien, Mühen und erhebliche Risiken in die getroffene Entscheidung zu stecken, wenn für einen neutralen Beobachter längst erkennbar ist, dass die Entscheidung unsinnig bzw. hoch riskant ist. Wir gehen nochmals einen Schritt weiter, in der Hoffnung, dass sich alles zu einem guten Ende wendet und sich unsere Investitionen lohnen werden. So wird es uns leichter fallen, an einem absturzgefährdeten, nicht versicherbaren Stück Wegstrecke umzukehren, wenn dieses eher am Anfang unserer Tour liegt, als wenn es sich um das letzte Stück vor dem Talgrund nach einer langen Gipfelüberschreitung handelt. Diese Dynamik trifft in gleicher Weise auf Einzelpersonen wie auf Gruppen zu und wird unter dem Begriff der Verlusteskalationen zusammengefasst.

**Expertenfalle**

Während unerfahrene Bergsteiger das Problem haben, dass sie nicht in der Lage sind, kritische Situationen zu erkennen und die entsprechenden Informationen überhaupt wahrzunehmen, haben erfahrene Bergsteiger das Problem, dass sie ihren Urteilen zu sehr vertrauen. Wenn Erfahrene sich einmal ein Bild von der aktuellen Situation gemacht haben bzw. ein Urteil gefällt haben (z.B.: »Heute ist es sicher.«), dann halten sie umso stärker daran fest. Diese Expertenfalle führt dazu, dass es ein ungleich höheres Maß an widersprüchlichen Informationen braucht, ehe ein Erfahrener wieder von seinem einmal gefassten Urteil abrückt.

**Gruppenphänomene**

Bergsteigen, zumal in den Alpenvereinssektionen, findet häufig in Gruppen mit oder ohne feste Leitung statt. Dabei treffen Gruppen manchmal risikoreichere Entscheidungen als Einzelpersonen. Im folgenden Abschnitt sollen einige Faktoren genannt werden, die zu diesem Verhalten beitragen. Dabei ist zu beachten, dass das Auftreten der Faktoren nicht zwangsläufig zu risikoreichen Entscheidungen führt, sondern lediglich erheblich dazu beitragen kann.



**Trügerisches Sicherheitsgefühl**

Zunächst einmal sind wir leicht zu täuschen. Ebenso wie uns blauer Himmel und Sonnenschein ein höheres, subjektives Sicherheitsgefühl vermitteln als Wind und Schlechtwetter, so fühlen wir uns auch in Gruppen sicherer als alleine. Dieses Sicherheitsgefühl hat beim Bergsteigen oft seine Berechtigung. Es gibt aber auch Situationen, in denen eine Gruppe eher eine Gefahr darstellt. So ist die Belastung für einen Schneehang durch eine Gruppe ohne Sicherheitsabstände wesentlich größer als durch eine Einzelperson. Die Gefahr besteht darin, dass wir blind nach dem Motto handeln: »Erstens trifft es immer die anderen, und zweitens sind wir so viele, was soll uns da schon passieren?« Wenn wir also den tatsächlichen Sicherheitsgewinn durch eine Gruppe überschätzen, dann sind wir auch eher bereit, risikoreichere Entscheidungen zu treffen.

**Gruppennormen und Gruppendruck**

Ein zweiter, gruppenspezifischer Punkt ist, dass Gruppen sich selbst und ihren Leiter unter erheblichen Erwartungs- und Entscheidungsdruck setzen können. Unter Gruppendruck versteht man, dass die Gruppe einzelne Mitglieder bzw. sich selbst zu einem Verhalten bringt, dem entweder nicht alle zustimmen und/oder das schädlich ist. Es sind mehrere Szenarien denkbar, durch die Gruppendruck entsteht. Besonders anfällig sind Gruppen, die sehr starre Normen und Regeln haben. Dadurch werden die Handlungsoptionen einer Gruppe stark eingeengt. Eine Gruppe mit der Norm »Wir müssen den Gipfel bezwingen« steht im Gegensatz zu einer Gruppe mit der Norm »Wir können auf einen Gipfel steigen, müssen aber nicht« unter mehr Erwartungsdruck, den Gipfel auch erreichen zu müssen. Die erste Gruppe schränkt nicht



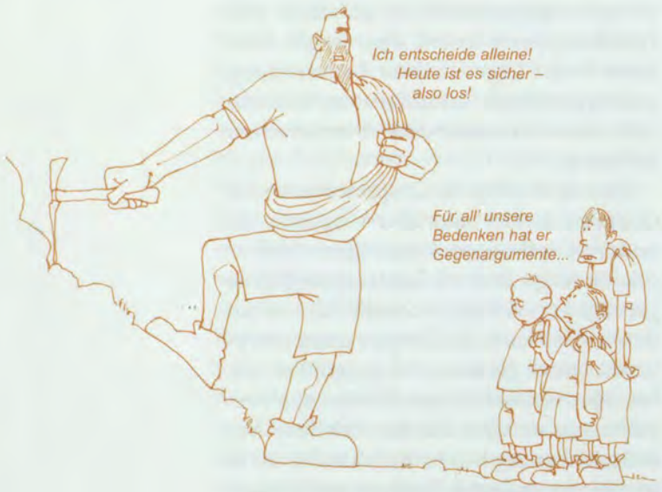

nur ihre Handlungsoptionen ein, sondern sie ist möglicherweise so auf diese eine Handlungsform fixiert, dass sie gar nicht mehr in der Lage ist, ihrer Entscheidung widersprechende Informationen wahrzunehmen und entsprechende Alternativen zu bedenken.

Ebenso anfällig für Gruppendruck sind Gruppen, die sich stark über Vergleiche mit anderen definieren. Wenn diese Außenorientierung z.B. durch Leistungsvergleiche geprägt ist (»Wir sind schneller als alle anderen.«), so kann die Gruppe unter erheblichen Druck geraten, dies gegenüber realen oder vermeintlichen Dritten auch beweisen zu müssen. Die beschriebene Außenorientierung tritt natürlich nicht nur in leistungsorientierten Gruppen auf. Typisch ist der Vergleich mit anderen auch für Gruppen mit einem latenten, nicht offen angesprochenen Konflikt.

Ferner wurde beobachtet, dass in Gruppen, in denen wenig Widerspruch geduldet wird, bzw. die stark zu Harmonie und Homogenität neigen, ebenfalls erheblicher Druck auf die einzelnen Mitglieder ausgeübt werden kann, sich entsprechend der Gruppenmeinung zu verhalten. Diese soziale Sanktionierung führt wiederum dazu, dass die Meinungsvielfalt eingeschränkt wird, weil dem Gruppenziel (»Wir wollen alle auf den Gipfel.«) widersprüchliche In-

formationen (»Da braut sich ein Gewitter zusammen.«) nicht mehr geäußert werden.

Als Leiter darf man sich nicht der Illusion hingeben, dass man dem Gruppendruck standhalten und souverän seine Entscheidungen treffen könnte. Der Gruppenleiter oder Führer ist immer auch Teil der Gruppe und somit auch am Entstehen einer dementsprechenden Dynamik beteiligt. Gruppendruck hat wahrnehmungs- und verhaltensverändernde Wirkungen, denen man sich nicht einfach durch entsprechende Einstellungen (»Ich lasse mich nicht unter Druck setzen.«) entziehen kann. Wie mächtig soziale Normierung und damit Gruppendruck wirkt, sei noch einmal näher an zwei Beispielen ausgeführt.




In einem berühmten sozialpsychologischen Experiment zur Konformität unter Gruppendruck wurden neun Versuchsteilnehmern Dias mit je drei Linien deutlich unterscheidbarer Länge gezeigt. Die Aufgabe bestand darin, die jeweilige Linie zu benennen, die in ihrer Länge einer gleichzeitig dargebotenen Vergleichslinie entsprach. Von neun Teilnehmern pro Versuch waren acht Verbündete des Versuchsleiters, die Versuchspersonen mimten, und nur eine Person eine echte Versuchsperson. Die Verbündeten waren so instruiert, dass sie in 66% der Fälle falsche Urteile abgaben, d.h. einmütig eine falsche Linie benannten. Dadurch wurde eine Form von Gruppendruck auf die echte Versuchsperson ausgeübt. Dem falschen Urteil schlossen sich über 30% der echten Versuchspersonen an. Bei einigen Versuchspersonen führte der Gruppendruck dazu, dass sich deren Wahrnehmung tatsächlich änderte und sie der Meinung waren, die genannte Linie habe die gleiche Länge wie die Vergleichslinie.

Noch dramatischere Auswirkungen kann Gruppendruck in Form von sozialer Ausgrenzung haben. In vielen Kulturen ist es üblich, Mitglieder aufgrund von massivem Fehlverhalten aus der Gemeinschaft auszuschließen (man denke nur an das schöne deutsche Verb »totschweigen«). So erfolgte bei den Aborigines in Australien der Ausschluss aus der Gemeinschaft, indem mit einem heiligen Knochen auf den Betroffenen gezeigt wurde. Mit dem derart Gezeichneten durfte kein Mitglied der Gemeinschaft mehr irgendeine Form von Kontakt aufnehmen. In früheren Zeiten, als für Aborigines noch keine Möglichkeit des Rückzug in die Anonymität von Städten bestand, erzeugte der Ausschluss aus der Gemeinschaft bei den Betroffenen einen derart hohen Stresspegel, dass sie meist recht bald verstarben.

Gruppendruck ist natürlich nicht immer problematisch, sondern kann auch dazu führen, dass einzelne Teilnehmer über sich hinauswachsen und Dinge vollbringen, die sie sich vorher nicht zugetraut hätten.

**Unklare Verantwortungsverteilung**

Auch wenn es einen oder mehrere formale bzw. offizielle Leiter in einer Gruppe gibt, kann eine Unklarheit darüber entstehen, wer eigentlich die Verantwortung für Entscheidungen hat. Die klassische Verantwortungsfalle besteht darin, dass der Leiter trotz seiner Bedenken weitergeht, weil die Gruppe ohne Einwände hinter ihm hergeht. Die Gruppe folgt dem Leiter wiederum trotz vorhandener Bedenken, weil der Leiter immer noch vorausgeht und dadurch ebenfalls der Eindruck entsteht, es sei alles in Ordnung. In der beschriebenen Dynamik gibt es keine Klarheit darüber, wer die Verantwortung für Entscheidungen trägt, obwohl es formal einen Leiter der Gruppe gibt. Unklare Verantwortungsverteilung hat also nicht so sehr damit zu tun, ob die Leiterrolle klar verteilt ist, sondern auf welche Art und Weise Entscheidungen getroffen werden. Unklare, nicht offen ausgesprochene Entscheidungen begünstigen den Effekt der Verantwortungsdiffusion. Dabei kann ein Teufelskreis entstehen: Unklare Entscheidungen können zu unklarer Verantwortungsverteilung führen, was wiederum zu weiteren unklaren Entscheidungen beiträgt.

**Direktive Leitung**

Unter direktiver Leitung versteht man einen Führungsstil, der geprägt ist von einem Entscheidungsmonopol des Leiters. Der Leiter entscheidet für die Gruppe. Der Einfluss der Gruppe auf die Entscheidungen ist sehr gering. Der Leiter kontrolliert die Umsetzung seiner Anordnungen.

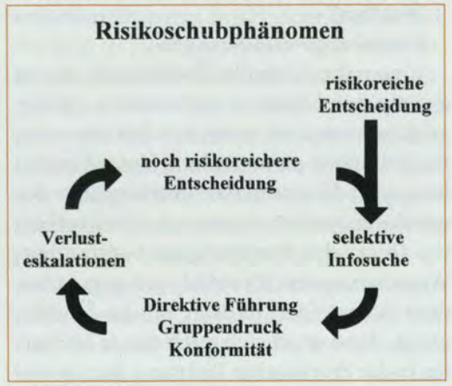
Dieser Leitungsstil ist nicht an sich problematisch und insbesondere bei Gruppen mit geringer alpiner Kompetenz realistischerweise der einzig mögliche. Problematisch wird dieser Leitungsstil, wenn er sich nachhaltig auf das Selbstbild des Leiters auswirkt, d.h. wenn der Leiter tatsächlich der Meinung ist, er sei der Einzige, der in der Lage sei, Entscheidungen zu treffen, und er sich daher gegenüber niemanden rechtfertigen müsse. Mögliche Anzeichen hierfür können sein, dass der Weg der Entscheidungsfindung gegenüber der Gruppe nicht offen gelegt wird, und die Entscheidungen nicht begründet werden. Die Gefahr besteht in kritischen Situationen darin, dass der Leiter sich allen Bedenken bzw. Gegenargumenten verschließt und ungerechtfertigter Weise zu sehr seiner eigenen, selektiven Wahrnehmung und Urteilsfindung vertraut. Verstärkt wird dieser Effekt durch die oben ausgeführte Expertenfalle; also der größeren Wahrscheinlichkeit von erfahrenen Leitern, an einmal gefassten Urteilen und Entscheidungen trotz widersprechender Informationen festzuhalten.

**Aufrechterhaltung angenehmer Gruppensituationen**

Wie schon oben ausgeführt, hat unser emotionaler Zustand einen bedeutsamen Einfluss auf unsere Entscheidungen. Dies trifft in besonderem Maße auch auf Gruppen zu. Es ist ein Mythos, dass Gruppen in der Lage seien, rationale Entscheidungen zu treffen. Gruppen sind in ihren Entscheidungen bemüht, ein angenehmes Gruppengefühl aufrechtzuerhalten und Spannungen innerhalb der Gruppe zu vermeiden. Eine Gruppe trifft (außer im Konfliktfall) keine Entscheidungen, die die soziale Existenz der Gruppe gefährden würden. Das Bedürfnis nach Aufrechterhaltung angenehmer Situationen kann zu einer risikoreichen Entscheidung führen, wenn dadurch eine unangenehme Situation vermieden werden kann. So wird die Wahrscheinlichkeit steigen, sich für die Abfahrt über einen als kritisch eingestuften Hang zu entscheiden, wenn die Gruppe schon den ganzen Tag dieser Abfahrt entgegenfiebert und die möglicherweise sicherere Alternativentscheidung (z.B. Rückkehr über den Aufstieg) heftige negative Reaktionen (Ärger, Wut, Enttäuschung, usw.) in der Gruppe hervorruft.

**Risikoschubphänomen**

Beim Risikoschubphänomen handelt es sich streng genommen nicht um ein einzelnes Gruppenphänomen, sondern um eine eskalierende Entscheidungsdynamik, die aus dem oben beschriebenen Phänomen entstehen kann. Die Abbildung zeigt die



Dynamik. Eine Gruppe trifft eine risikoreiche Entscheidung (z.B. Skitour bei LLB 3 oberhalb der Waldgrenze). Diese führt im ungünstigen Fall zu einer selektiven Informationssuche (z.B. die geringere als angekündigte Neuschneemenge wird wahrgenommen; die Anzeichen für massive Windverfrachtung werden ausgeblendet). Kommen noch weitere ungünstige Faktoren wie Gruppendruck, direktive Führung oder Verlusteskalationen hinzu, kann es im weiteren Verlauf der Tour zu noch riskanteren Entscheidungen kommen (z.B. Querung des eingewehten Gipfelhanges, Abfahrt durch eine steile Mulde, usw.).

Das Risikoschubphänomen suggeriert, dass sich Gruppen prinzipiell risikoreicher verhalten als Einzelpersonen. Diese Aussage ist so nicht richtig. Vielmehr beschreibt das Risikoschubphänomen nur die Dynamik, die außergewöhnlich riskanten Entscheidungen in Gruppen zugrunde liegen kann. Tatsächlich gibt es auch die entgegen gesetzte Dynamik, nämlich ein Vorsichtigkeitsschubphänomen (engl. caution-shift). Diese Dynamik dürfte in der Realität bei Bergsteigergruppen weit häufiger vorkommen. Der Vorsichtigkeitsschub ist im Wesentlichen von der Befürchtung der Gruppenmitglieder, sich als Gruppe zu risikoreich zu verhalten, gekennzeichnet. Als Konsequenz wird die eigene Kompetenz unterschätzt und die Gefährlichkeit der Situation überschätzt. Es kommt schließlich zu einem der Situation unangemessen defensiven Verhalten.

**Was tun?**

**Einstellungsveränderungen**

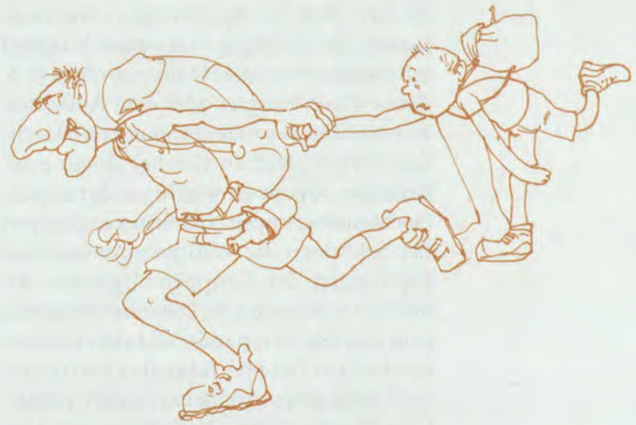
Eine nahe liegende Überlegung, die in der alpinen Literatur auch immer wieder geäußert wird, ist, unsere risikorelevanten Einstellungen zu verändern. Unter Einstellung wird die emotionale und kognitive Beurteilung von Situationen oder Sachverhalten (hier: das Bergsteigen) verstanden. Wenn wir unsere Einstellungen gegenüber dem Bergsteigen ändern, so die Überlegung, dann wird sich auch unser Verhalten in die gewünschte Richtung, hin zu weniger riskanten Entscheidungen verändern. Leider bedingen Einstellungsveränderungen noch lange keine Verhaltensveränderungen. Die meisten werden eine gesundheitsbewusste Ernährung oder umweltbewusstes Verhalten für erstrebenswert erachten. Wie wir aber alle aus eigener Erfahrung wissen, führt eine positive Einstellung gegenüber den genannten Themen nicht zwangsläufig zu einem entsprechenden Verhalten (z.B. mit öffentlichen Verkehrsmitteln statt mit dem Auto ins Gebirge zu fahren). Der Grund liegt darin, dass unser Verhalten nicht nur von unseren Einstellungen, sondern von weiteren Faktoren, wie subjektiven Normen, wahrgenommener Kontrolle usw. beeinflusst wird. Ein weiterer entscheidender Punkt ist, dass die Kategorien, in denen wir über Einstellungen nachdenken (z.B. »Kein Risiko eingehen«, »Gesund bleiben«) nicht mit den Kategorien übereinstimmen, in denen wir denken, während wir handeln (z.B. »Wo ist der nächste Haken«, »Wie halte ich diesen Griff«). Ferner üben Bergsteiger ihre Tätigkeiten nicht aus, weil sie sich verletzen wollen, sondern weil sie bestimmte Erfahrungen machen oder bestimmte Zustände wie das Aufgehen im Tun erleben wollen (flow-Erlebnis). Ein enger Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhalten besteht nur dann, wenn die Einstellung zentral und wichtig für die jeweilige Person ist. Da beim Bergsteigen üblicherweise aber Einstellungen wie »geringes Risiko« oder »Verletzungsvermeidung« nicht im Vordergrund stehen bzw. nicht den Vorstellungen des Bergsteigens (»Freude«, »Spaß«, »Herausforderung«) verbunden sind, ist es schwierig bergsteigerisches Verhalten unmittelbar über Einstellungen zum Risiko zu verändern.

Trotzdem besteht ein Ansatz neben einer guten Ausbildung durch kompetente Leiter darin, intensiv über das eigene Verhalten beim Bergsteigen nachzudenken. Die zugrunde liegende Idee ist, dass die Wahrscheinlichkeit steigt, ein gewünschtes Verhalten (z.B. risikobewusster zu agieren) zu zeigen, wenn wir dieses im Sinne eines Drehbuchs vorab möglichst konkret durchspielen. Wir alle neigen unter entsprechenden Bedingungen dazu, nicht mehr überlegt zu handeln, sondern bereitwillig risikoreiche Entscheidungen zu treffen. Dies sind häufig Situationen, die mit Affekten wie Spaß (z.B. einen unverspurten Hang zu befahren) oder Stress (z.B. die drängelnde Gruppe im Nacken) verbunden sind. In solchen Situationen ist es schwierig, über das eigene Verhalten zu reflektieren, um zu besseren Entscheidungen zu kommen. Gerade das flow-Erlebnis zeichnet sich dadurch aus, dass wir nicht nachdenken. Deswegen ist es sinnvoll schon im Vorfeld ein geistiges Skript darüber anzulegen, wie wir uns verhalten wollen, wenn wir in so eine Situation kommen.

Mögliche Fragen zum Nachdenken und für die Erstellung eines Drehbuches können lauten:

- In welchen Situationen bin ich als Bergsteiger/Leiter einer Gruppe besonders anfällig, mich risikoreich zu verhalten?
- Was ist in diesen Situationen anders im Vergleich zu meinem sonstigen Verhalten?
- Wodurch wird mein Verhalten ausgelöst?
- Woran merke ich, dass ich mich in einer solchen Situation befinde? Welche Gedanken und Gefühle habe ich dann?
- Was kann ich anders machen? Wie kann ich die Situation für mich entschärfen?
- Woran würde ich merken, dass ich mich anders verhalte?
- Woran würden meine Gruppe/meine Kameraden merken, dass ich mich anders verhalte?

Ziel der Überlegungen ist, für uns problematische Situationen zu erkennen, die auslösenden Bedingungen und unsere Reaktionen darauf zu erfassen und alternative Handlungsoptionen zu entwickeln. Diese mentale Simulation im Sinne eines Drehbuchs soll dazu führen, dass das gewünschte Verhalten später in der entsprechenden Realsituation mit größerer Wahrscheinlichkeit gezeigt wird.



**Strukturierung von Informationswahrnehmung und Entscheidungen**

Bergsteigen kann als kontinuierlicher Informationsverarbeitungs- und Entscheidungsprozess aufgefasst werden. Wir nehmen ständig Informationen aus der Umwelt wahr, interpretieren sie (falsch oder richtig) und richten unser Verhalten danach aus. Wie oben ausgeführt, entstehen Fehlentscheidungen unter anderem dadurch, dass Informationen nicht adäquat berücksichtigt werden. Ferner hat sich gezeigt, dass sowohl individuelle als auch kollektive Entscheidungen häufig eine geringe Lösungsgüte aufweisen. Begründet ist dies unter anderem darin, dass sich die Entscheider vorschnell auf eine Lösungsalternative festlegen und Alternativen kaum oder gar nicht beachten. Dabei hätten Gruppen gegenüber Einzelpersonen in komplexen Entscheidungssituationen, wie sie beim Bergsteigen vorkommen, einen entscheidenden Vorteil. Sie sind in der Lage, wesentlich mehr Informationen aufzunehmen und zu berücksichtigen. Dieser Vorteil besteht allerdings nur, wenn die Informationen auch tatsächlich ausgetauscht und korrekt bewertet werden. Bedauerlicherweise neigen Gruppenmitglieder dazu, verstärkt Informationen zu nennen, die bereits schon von anderen erwähnt wurden. Dieser Effekt verstärkt sich noch, wenn die zuerst genannte Information von einem Gruppenmitglied mit einem hohen sozialen Status stammt (z.B. vom Lei-

ter oder dem Gruppenliebling). Informationen, die hingegen von einem Mitglied mit niedrigen sozialen Status stammen (z.B. dem ewigen Nörgler oder dem Außenseiter), werden besonders wenig berücksichtigt. Ferner gleichen sich bei länger existierenden Gruppen wie Jugendgruppen, Hochtourengruppen oder Seniorengruppen der Sektionen die Wahrnehmungen und Meinungen der Gruppenmitglieder allmählich aneinander an. Dies unterstützt die gegenseitige Sympathie und den Zusammenhalt der Gruppe, führt aber auch zu einem geringeren Austausch widersprüchlicher Informationen. Zusätzlich werden bei unstrukturierten Diskussionen von Gruppenmitgliedern vermehrt Informationen genannt, die die eigene Entscheidungspräferenz unterstützen. Ein unstrukturierter Meinungsaustausch über die Einschätzung einer Situation (z.B. Hangbeurteilung) führt also wahrscheinlich zu einer Entscheidung, die von der Mehrheit eh schon – unausgesprochen – bevorzugt wurde, ohne dass die Qualität der Entscheidungsfindung (d.h. Berücksichtigung aller relevanter Informationen) dadurch zugenommen hätte oder die tatsächliche Gefährlichkeit der Situation angemessen berücksichtigt würde.

Ein Ansatz, risikoreichen Entscheidungen vorzubeugen, besteht daher in der Strukturierung der Informationswahrnehmungs-, Beurteilungs- und Entscheidungsprozesse. Dabei ist folgendes Vorgehen denkbar:

1. Informationssammlung beginnt beim Bergsteigen mit einer guten Tourenplanung. Die wesentlichen Aspekte guter Tourenplanung sind in den entsprechenden Fachpublikationen ausreichend beschrieben. Daher soll hier auf sie nicht weiter eingegangen werden. Durch die Tourenplanung entsteht ein vorläufiges Bild über die zu erwartenden Schwierigkeiten und Gefahrenstellen. Dabei sollen sicherheitsrelevante Unvereinbarkeiten (z.B. LLB 4 und Hangneigung über 30°) bereits im Vorfeld ausgeschlossen und die Tour dementsprechend geändert werden. Aus psychologischer Sicht besteht eine Schwierigkeit bei der Tourenplanung darin, die wichtigen Informationen von unwichtigen zu trennen. Untersuchungen haben gezeigt, dass insgesamt Urteile extremer werden (es ist gewiss sicher – es ist gewiss unsicher) je mehr unwichtige Informationen eingestreut werden. Im Zeitalter des Internets als Hauptinformationsquelle ist es deshalb wichtig, gezielt nur Seiten aufzurufen, die die gesuchte Information bieten. Die verantwortlichen Anbieter sollen darauf achten, dass ihre Seiten übersichtlich, klar strukturiert und frei von überflüssiger Information gestaltet sind.

Ferner besteht eine Gefahr darin, sich durch eine gute Tourenplanung in trügerischer Sicherheit zu wähnen, da man ja bereits seinen Beitrag zur Risikominimierung geleistet hat. Dies kann dazu führen, dass man am durch die Tourenplanung entstandenen Bild über die aktuellen Verhältnisse und die zu erwartenden Gefahrenpunkte festhält und dabei übersieht, diese auch mit der Realität zu vergleichen.

Zum anderen kann es passieren, dass man alle kritischen Gefahrenpunkte in der Tourenplanung berücksichtigt, aber diese auf Tour wieder vergisst, weil man mit anderen Dingen beschäftigt ist (z.B. sich über seine Gruppe zu ärgern). Deshalb sollte eine gute Tourenplanung auch die Planung von Entscheidungspunkten berücksichtigen. Die Entscheidungspunkte sollte man sowohl an Punkte legen, an denen wichtige Informationen eingeholt werden können, als auch vor möglichen Gefahrenstellen. Dies können beim Skitourengehen z.B. bei Tagestouren der Startpunkt, der Übergang in waldfreie Hochlagen, ein Wechsel der Hangexposition, der Gipfel vor der Abfahrt über eine andere Route, usw. sein.

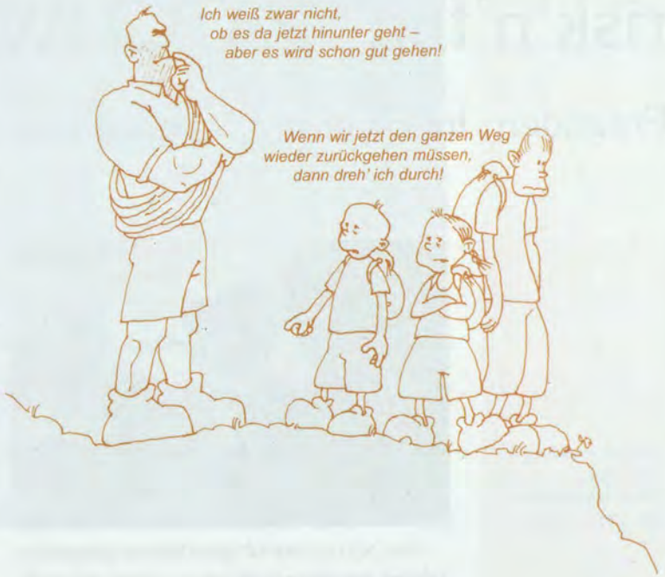
2. Man muss dafür Sorge tragen, dass die Entscheidungspunkte auf Tour auch tatsächlich eingehalten werden. Dies ist leichter gesagt als getan. Hilfreich ist hier mit dem Redundanzprinzip zu arbeiten: Es wird noch eine zweite Person (z.B. ein zweiter Leiter oder ein Gruppenmitglied) in der Gruppe beauftragt, ebenfalls auf die Einhaltung des Entscheidungspunktes zu achten. Insbesondere ist diese Person dafür verantwortlich, dass der Leiter nicht über den Entscheidungspunkt hinausgeht.

3. An den Entscheidungspunkten wird jeweils eine transparente Entscheidung über den weiteren Verlauf der Tour getroffen. Dabei werden zunächst alle entscheidungsrelevanten Informationen gesammelt. Um eine selektive Informationssuche zu vermeiden, lassen sich wiederum unterschiedliche Strategien anwenden:

- Die Informationen werden in Kleingruppen (oder bei zwei Leitern getrennt) gesammelt und anschließend ausgetauscht. Dabei geht es zunächst nur um eine Sammlung und noch nicht um die Bewertung der Informationen.
- Anschließend wird das vorhandene Bild über die Verhältnisse mit der Realität verglichen (»Ist alles so, wie ich es mir denke? Welche Informationen sprechen dagegen? Ist heute alles ganz anders?«).
- Einzelnen Personen kann als Teufelsanwalt die Aufgabe übertragen werden, intensiv nach Informationen zu suchen, die gegen die bevorzugte Entscheidung sprechen. Die Ausführung dieser Rolle ist unabhängig von der tatsächlichen Meinung der betroffenen Person. Ziel ist die Anregung einer kontroversen Debatte über die Handlungsalternativen unter Berücksichtigung aller zur Verfügung stehenden Informationen um so die Entscheidungsqualität zu erhöhen.

4. Abschließend wird eine Entscheidung getroffen. Die Entscheidung wird unter Nennung der ihr zugrunde liegenden Informationen begründet. Hierbei kann abermals ein Gruppenmitglied beauftragt werden, die Entscheidung besonders kritisch zu hinterfragen.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass diese Form des Vorgehens schon wieder zwei Möglichkeiten der Selbsttäuschung beinhaltet. Zum einen kann das Festlegen von Entscheidungspunkten dazu führen, dass man zwischen den Punkten sozusagen




blind und sorglos durchs Gelände geht und Gefahren ausblendet. Zum anderen wird die Eintrittswahrscheinlichkeit von kausal begründeten Ereignissen systematisch überschätzt. Wenn wir also gemäß der vorgestellten Methode wohlbegründet zu der Überzeugung gelangen, dass ein Hang sicher ist, werden wir die Eintrittswahrscheinlichkeit (= Hang geht nicht ab) überschätzen und sind erneut in der Dynamik des bergsteigerischen Restrisikos aus selektiver Informationssuche und mangelhafter Entscheidungsqualität gefangen. Da Bergsteigen angesichts der möglichen Konsequenzen und der Vielzahl an potenziellen Fehlentscheidungen doch eine erstaunlich fehlertolerante Tätigkeit ist, können wir aber jederzeit aus unseren Fehlern lernen. Aber nicht nur das selbstkritische Nachdenken über das eigene Tun ermöglicht Lernen, sondern insbesondere auch die Beobachtung von anderen. Dabei sollten nicht nur die Fehler anderer Bergsteiger von Interesse sein, sondern insbesondere auch, was sie besser machen und wie sie zu guten Entscheidungen kommen. Das Ziel sollte insgesamt sein, möglichst bedacht entscheidend anstatt unbedacht handelnd unterwegs zu sein.

# risk'n'fun »PATCHWORK«

## Freeriden, Innovation, Zeitgeist und Eigenverantwortung

TEAM RISK'N'FUN



*Chilliger Ausklang – Planneralm.*
Alle Fotos: Archiv risk'n'fun

*Bevor Sie zum Lesen des Beitrages über risk'n'fun beginnen, lassen Sie doch als erstes Ihren Blick über die kommenden Seiten schweifen.*

*Was Sie sehen IST risk'n'fun!*

*Möglicherweise fragen Sie sich, wieso hier nun kein durchgängiger Text vor Ihnen liegt, sondern vielmehr 11 verschiedene Einzelstatements?*

*Was Sie sehen IST wiederum risk'n'fun!*

RISK'N'FUN HAT SICH in den vergangenen Jahren zu einer Institution, einer Identifikationsfläche entwickelt, die von vielen Menschen unterstützt, forciert und gefordert wird.

Snowboarder, Schifahrer, risk'n'fun Trainer, Bergführer, die Teams der Alpenvereinsjugend Österreich und Südtirol, Pädagogen, Medienvertreter, Lehrer, Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben mit viel Energie, persönlicher Überzeugung, Mut und vor allem Spaß risk'n'fun zu dem werden lassen, was es heute ist.

Ein durch und durch authentisches, internationales Ausbildungsprogramm, das für Freerider eine Plattform zur individuellen Weiterbildung in Sachen Risikooptimierung im Backcountry bietet.

Mit risk'n'fun ist der Österreichischen Alpenvereinsjugend etwas ganz Besonderes gelungen. Die richtige Mischung aus Tradition und Innovation hat den Zugang zu einer Szene geöffnet, die normalerweise nichts mit den traditionellen Anliegen des Vereins zu tun hat bzw. haben will.

risk'n'fun hat sich inzwischen aber in der Szene ganz klar als Kompetenzträger etabliert. Auch wenn die Tatsache, dass es sich dabei um ein Projekt des Alpenvereins handelt, auch heute noch manchmal zu Irritationen führt: »Dieses coole Projekt ist von der Alpenvereinsjugend??? Sind da dann so Bergführer mit grauen, langen Bärten mit uns unterwegs, die uns reindrücken wollen, was wir alles NICHT tun dürfen???«

Viele der jugendlichen Teilnehmer haben für sich noch ein anderes Bild im Kopf, was die Alpenvereinsjugend ist und was sie tut.

Dass dann aber schlussendlich die Teilnehmer bei den risk'n'fun Trainingssessions selbst gefordert sind ihr Wissen einzubringen und eingeladen sind, aktiv am Entwicklungsprozess teilzunehmen, der Fokus auf partnerschaftliches Arbeiten gelegt wird, irritiert dann im ersten Moment noch mehr, wendet sich aber meist in einen unglaublich positiven und kreativen Energie- und Motivationsschub für jeden einzelnen – und natürlich auch für risk'n'fun selbst.

Und das ist sicherlich ein weiteres, ganz besonderes Markenzeichen von risk'n'fun, das in einem langsamen und gesunden Tempo gewachsen ist: Die Community.

Mit risk'n'fun hat sich eine mobile Plattform entwickelt, die weder Altersgrenzen noch andere Ausgrenzungspunkte kennt, in der sich schon viele Freundschaften gebildet haben.

Das Leitungsteam, das nun bereits seit 5 Jahren dasselbe ist, der 16-jährige Snowboarder, der mit dem 32-jährigen Schifahrer das Zimmer teilt, die Website www.risk-fun.com, auf der nach einem Training täglich bis zu 200 Einträge geposted werden, der enorme persönliche Einsatz aller risk'n'fun Trainer und Bergführer, die Überzeugungsarbeit der Verantwortlichen der Alpenvereinsjugend – es ist die Begeisterung für das Projekt, das allen gemein ist, die Freude über viel frischen Powder, die Aussicht auf weitere inhaltliche Inputs, weitere Hikes, und die Freude, endlich mal wieder alle risk'n'fun'ler zu treffen. Es sind mit einem Satz gesagt die Menschen, die risk'n'fun zu dem machen, was es ist.



*Freeskier in Aktion – Diedamskopf.*

Die nachfolgenden Autoren bieten nun einen bunten Querschnitt durch die bewegte Geschichte von risk'n'fun. Zu Wort kommen dabei Teilnehmer, Experten, Mitglieder des Alpenvereins und des risk'n'fun Leitungsteams.



Machen Sie sich selbst ihr Bild von dem, was hier in den vergangenen Jahren in Sachen Risikooptimierung im Backcountry passiert ist.

Ein Fazit schon vorweg:
»Einmal risk'n'funler, immer risk'n'funler«

Daniela Tollinger, Leitung risk'n'fun

**Wandel und Perspektive**

Hanna Moser – rnf Teilnehmerin, Snowboarderin



*Hanna Moser – Planneralm.*

Die Zeit vergeht!! Seit nunmehr fünf Jahren begleitet mich risk'n'fun durch meine Wintersaisonen. Zeit genug um nun ein Resümee zu ziehen und die Entwicklung von risk'n'fun zu analysieren bzw. neue Perspektiven zu finden.

Den ersten Kontakt mit risk'n'fun hatte ich im Winter 2000/2001. Nichts ahnend meldete ich mich spontan für die erste Trainingssession an und harrte der Dinge, die da auf mich zukamen. Von meinen bis dahin gesammelten Lawinencamp-Erfahrungen schloss ich zugleich auf risk'n'fun.

Doch es kam alles etwas anders, als von mir erwartet. Kein »Du Nichtswisser – ich Allwissender«, sondern ein harmonisches Miteinander von Teilnehmern, Bergführern und Coaches. So wurden Inputs gesammelt, Erfahrungen ausgetauscht und Erlebnisse erzählt. Jeder konnte sich mit einbringen und sich selbst seinem neuen Bewusstsein für sicheres Freeriden näher bringen. Dabei waren nicht nur die gemeinsamen Sitzungen ausschlaggebend, sondern auch die Erfahrungen im Schnee, also in der Praxis. Einschätzen lernen, Situationen erkennen

*Daniela Tollinger.*



und mit ihnen umgehen können – all das war gefragt. Die damals gemachten Erfahrungen und das neue Wissen begleiteten mich fortan durch meine Winter und brachten so mir und auch meinen Freunden einige »Aha-Erlebnisse«.

Und nicht nur ich entwickelte mich weiter – auch risk'n'fun selbst blieb nicht stehen, sondern reagierte auf Anregungen, Wünsche und konstruktive Inputs von uns Teilnehmern und ist kontinuierlich weiter gewachsen.




So entstanden in den Jahren zahlreiche Neuerungen in Hinblick auf das ursprüngliche Pilotprojekt, wie beispielsweise die Einführung von »up dates« für alle bisherigen Teilnehmer, die geographische Ausdehnung in andere österreichische Bundesländer, die Öffnung von einzelnen Terminen für alle Altersklassen u.v.m. Auch didaktisch und methodisch wurde das Konzept fortwährend erneuert. Ich bekam das vor allem bei den up dates und bei einem nochmaligen Besuch einer Trainingssession mit. Zahlreiche spielerische Elemente und Übungen kamen mit der Zeit hinzu und verbesserten laufend die Umsetzung des Projektzieles: »Risikooptimiertes Freeriden« im Bewusstsein der Jugendlichen und Erwachsenen zu verankern.



Doch eines blieb von Anfang an gleich: Der Part des Freeridens und genügend Zeit, um die gemachten Erfahrungen umzusetzen und am Berg zu erproben. Und noch besser – die Trainingssessions wurden sogar noch verlängert – mehr Zeit zum Freeriden und natürlich mehr Zeit, um sich ganz dem Thema zu widmen.

Zur Frage nach der Perspektive des Projektes risk'n'fun kann ich nur sagen, dass risk'n'fun auf jeden Fall eine Perspektive hat. Die Gesellschaft, also wir, kommt und drängt immer häufiger in Risikozonen. Der gute, bewusste Umgang mit Risiko ist aber nicht für jeden selbstverständlich. risk'n'fun hilft den Teilnehmern zu lernen, wie man richtig bzw. bewusst mit Risiko umgeht und betont dabei auch ganz bewusst die Eigenverantwortung jedes Einzelnen. Genau darin sehe ich die Perspektive des Projektes. Inhaltlich und methodisch wird sich im Laufe der Zeit ganz bestimmt auch noch einiges ändern. In jedem Fall ist jedoch die Hilfestellung beim richtigen und bewussten Umgang mit Risiken das Hauptziel von risk'n'fun.

Aber nicht nur das Projekt selbst hat eine Perspektive, auch die Teilnehmer bekommen mit risk'n'fun neue Perspektiven. So konnte ich mich beispielsweise schon in vielfältiger Art in das Projekt mit einbringen und aktiv mit gestalten – der einwöchige Filmdreh für die DVD ROM/VIDEO »ALPINE PROFESSIONALS mit risk'n'fun« auf der Planneralm war dabei nur einer von vielen Höhepunkten. Den nächsten Schritt, den ich in Sachen risk'n'fun noch gerne machen möchte, ist die Ausbildung zur risk'n'fun-Trainerin. Somit würde sich für mich der Kreis schließen und eine neue Etappe bei risk'n'fun beginnen.



**Es funkt! Skeptischer Techniker meets risk'n'fun'sche Pädagogik.**

Christof Schett – risk'n'fun Trainer, Snowboarder

Skepsis wird sehr oft mit Ablehnung in Verbindung gebracht. Der Duden definiert sie als »Betrachtung, Untersuchung, Bedenken«.

Meine risk'n'fun Karriere startete eigentlich sehr ungewöhnlich. Eine Freundin hatte mich sozusagen im letzten Moment zu dem Projekt gebracht. Ich hatte gerade meine aktive Zeit als Snowboardprofi beendet und wollte nun als Freerider durchstarten. Somit kam mir die beginnende Ausbildung zum risk'n'fun Trainer wie gerufen.

*Bilder (von oben nach unten):*

*Erfolgreicher Aufstieg – Planneralm.*

*Erste Strategieentwicklung.*

*Standig on the edge – Tauplitz.*

*Christoph Schett.*



Mein Denken war geprägt von mehreren Faktoren: Aufgewachsen mitten in den Dolomiten, in einem kleinen Bergdorf, auf 1400 Meter Seehöhe, umringt von hohen, schroffen und steilen Felsen. Nur eine Straße führt dorthin, ein Tal quasi, hinten zu. Wenn es viel schneit, ist diese eine Straße gesperrt. In jungen Jahren mit dem Vater alpine Erfahrung gesammelt. Bergtouren, Skitouren und Lawinenkunde: »Da ist vor dreißig Jahren einmal eine Lawine abgegangen und hat ein ganzes Haus mit neun Leuten mitgenommen. Alle tot«, erzählte mir mein Vater bei einer unserer unzähligen Bergtouren. In so einer Umgebung wird einem die Skepsis in die Wiege gelegt. Dazu noch jahrelange Ausbildungen im technischen Bereich: Maschinenbau, Automatisierungstechnik, Verfahrenstechnik. Immer nur Fakten, Fakten und nochmals Fakten, logisch und klar nachvollziehbar. Schnitt.



Dann die ersten Stunden der Ausbildung zum risk'n'fun Trainer. Angetreten mit einer Erwartungshaltung zur Aufnahme von neuen Fakten, dann aber plötzlich Schlagwörter wie Peer Group, Softskills, Rollenspiel, schon auch alpintechnische Aspekte, aber hauptsächlich Pädagogik. Bis dahin hatte ich absolut gar nichts zu tun mit Pädagogik. Zuerst totale innerliche Verwirrung, Skepsis eben, dann leichte Ablehnung gegen diese Art der Ausbildung. Fragen wie: Kann so etwas funktionieren? Kann man Jugendlichen so Lawinenkunde beibringen? Die ersten Tage waren voll mit Bedenken und Diskussionen mit den Ausbildern. »Einfach mal anschauen und sehen was rauskommt«, dachte ich mir dann. Mit jedem Tag wich die anfängliche Skepsis mehr und mehr. Langsam fing es sogar an Spaß zu machen.

Die Erkenntnis, dass die Kombination aus meiner vielschichtigen, persönlichen Erfahrung und dieser Art der Weitergabe des Wissens eigentlich genial sind, kam mit Tag 5 der Ausbildung. Es fühlte sich an, als ob sich ein innerlicher Knoten gelöst hatte. Die anfänglichen Bedenken gingen nahtlos über in totale Begeisterung für das Projekt. Eine Art der Wissensvermittlung, die ich bis dato noch nicht gekannt hatte. Und vor allem: Es funktionierte und funktioniert immer noch! Ich und auch meine Trainerkollegen hatten am Schlusstag ein Leuchten in den Augen, wie man es sonst auch nach einer 5 km langen Powderabfahrt hat.

Als ich nach dieser Ausbildungswoche vom Stubaital nach Hause gefahren bin, ließ ich die Tage geistig noch einmal Revue passieren: »Skepsis bedeutet nicht immer gleich Ablehnung. Manchmal ist eine natürliche Skepsis wichtig oder sogar fördernd, erweitert den geistigen Horizont und öffnet Tore zu einem selbst, die man nicht für möglich gehalten hätte«, war mein Resümee. Übrigens: Das Leuchten in den Augen konnte ich seit dieser Zeit auch bei vielen Teilnehmern der risk'n'fun Camps beobachten!

**Ein Projekt überlebt! Qualitätsstandards in Theorie und Praxis**

Jürgen Einwanger – Leiter SPOT Seminare, risk'n'fun Leitungsteam

risk'n'fun ist wohl eines der ganz wenigen Projekte, das die drittfinanzierte Pilotphase überdauert hat – inzwischen bereits um drei Jahre und das Konzept etabliert sich international und interdisziplinär. Die Entwicklung vom Modellprojekt zum Best Practice-Angebot im wahrsten Sinne des Wortes hat mehrere Gründe – ein entscheidender ist sicher die Teamentwicklung und Trainerausbildung.

Bereits im Pilotprojekt übernahm ein aus Leitungsteam und regionalen Koordinatoren geschnürtes »Kompetenzbündel« die Aufgabe der ersten Konzeptentwicklung. Die Perspektivwechsel zwischen technischer (»Bergführer«), pädagogischer (»SozialpädagogInnen«) und Szene-Kompetenz (»RegionalkoordinatorInnen«) ermöglichten verschiedene Blickwinkel. Moderiert und begleitet durch Fachberatung und Trä-



*Bilder (von oben):*

*Unterwegs zum Neuhornbachhaus – Diedamskopf.*

*Jürgen Einwanger*

*rnf Bergführer Peter Weber in Aktion, Planneralm.*







*Bilder (von oben):*
*Gesichter – Diedamskopf.*
*POWDER!! rnf Trainerin Gitti Köck – Diedamskopf.*
*Christian Wadsack.*
*VS-Suche –Wurzeralm.*



gervertreter gelang ein im Ergebnis optimaler Arbeitsprozess.

Im Laufe des Pilotprojekts wurde deutlich, welch hohe Anforderungen an kommende TrainerInnen gestellt werden müssen – im risk'n'fun-Manual benötigt die dazu formulierte stichpunktartige Beschreibung des TrainerInnenprofils alleine drei Seiten!

Um das Konzept von risk'n'fun in all seinen Möglichkeiten umsetzen zu können, brauchte man also technisch gut ausgebildete, authentische und empathische Trainerpersönlichkeiten, die eine hohe »credibility« in der Szene der Freerider genießen.

Wie in allen Arbeitsbereichen ist die Personalentwicklung einer der teuersten, für professionelle Arbeit aber nicht wegzudenkenden Bereiche von Qualitätssicherung. Für die Alpenvereinsjugend war das wohl eine der gewagtesten aber sicher wichtigsten Überlegungen im Verlauf von risk'n'fun: aus dem Thema aussteigen und sich über das erarbeitete Manual freuen oder in die Ausbildung eines Trainerteams investieren und am Thema und damit an der Szene dranbleiben.

Wir konnten am Thema dranbleiben!



In der Saison 2002/03 wurde dann die 17tägige risk'n'fun-Trainerausbildung angeboten. In vier Modulen ging es um grundlegende Theorie, das praktische Trainingskonzept und die Durchführung einer risk'n'fun Session unter Anleitung. Das begleitende Tutorium und das Einzelcoaching erlebten alle als sehr zentrale Vermittlungsstufen. Das Abschlusskolloquium wurde bereits wieder als Erfahrungsaustausch und zur Weiterentwicklung genutzt.



Inzwischen bilden die TrainerInnen und Bergführer ein festes Team, das für risk'n'fun Basis und gleichzeitig Entwicklungspool geworden ist. Neben der Leitung und der Community der jugendlichen Freerider unverzichtbare Säulen!

Was waren die wichtigsten Kriterien, damit dieser Prozess gelingen konnte:

- Fundierte Grundlagenbildung durch das Pilotprojekt
- Investitionsbereitschaft der Alpenvereinsjugend
- Authentische und gut vorqualifizierte Personen, die risk'n'fun-Trainer werden wollen
- Intensiver Ausbildungsprozess mit Grundlagenarbeit, Eigenerfahrung und Coaching
- Partizipativer Prozess in der Weiterentwicklung
- Nutzung individueller Potentiale und Persönlichkeitsmerkmale

u.v.m.

Inzwischen fließen die im Rahmen von risk'n'fun entwickelten Erfahrungen und Konzepte zur Trainerausbildung auch in andere Ausbildungen ein – und das nicht nur im Fachsport und nicht nur in Österreich – in diesem Sinne scheint sich gegen alle Sparpläne und »Schnellsiederkurse« doch eher ein anderer Trend durchzusetzen: Qualität sichert Überleben!

**risk'n'fun – Die Entwicklungsabteilung der Alpenvereinsjugend**

Christian Wadsack – Leiter der Alpenvereinsjugend

Für die Alpenvereinsjugend ist jugendliches Risikoverhalten schon lange ein zentrales Thema. Viele unserer Aktivitäten wie Klettern, Mountainbiken, Canyoning oder Snowboarden im alpinen Gelände sind den Funsports zuzuordnen. Diese stark wachsende Szene finden Jugendliche sehr anziehend, da sie ihr Lebensgefühl genau treffen. Die Gruppe der Kids die Snowboarden hat sich in den letzten Jahren am stärksten entwickelt und zählt nach wie vor zu den größten und wichtigsten Jugendszenen in Österreich. Auffallend dabei ist, dass viel mehr Jugendliche als vorher mit ihrem Board alpines Gelände betreten, um Varianten zu fahren oder Touren zu unternehmen. Mit dieser Entwicklung stieg auch das Unfallrisiko in dieser Gruppe und die Alpenvereinsjugend mit viel Erfahrung im Bereich alpiner Ausbildung stellte sich der Herausforderung, diese Szene mit einer neuen, in diesem Bereich noch nicht erprobten Ausbildungsmethode zu erreichen – ein gewagtes Experiment!

76 TOP-THEMA BERG 2006



Mit dem Projekt risk'n'fun versuchen wir durch den Ansatz »Informieren statt belehren« unter besonderer Berücksichtigung der Entscheidungsprozesse eine alpine Risikokompetenz mit hohem Fun-Faktor bei jugendlichen Freeridern zu erreichen. Vor allem wird mit dieser Idee dem Phänomen Rechnung getragen, dass Gruppen und Szenen die individuelle Risikobereitschaft massiv mitbestimmen. Mittlerweile blickt das Entwicklungsprojekt risk'n'fun bereits auf fünf Jahre mit sehr positiven Erfahrungen zurück:



- risk'n'fun hat das Selbstbild der Alpenvereinsjugend verändert und damit vor allem auch Bekanntheit, Akzeptanz und Risikokompetenz in einer der größten Jugendszenen erhalten.
- Die Alpenvereinsjugend hat die Methode der Peer Group Education erstmals erfolgreich im Sportbereich angewandt und in Fachkreisen über unsere Grenzen hinaus für große Aufmerksamkeit gesorgt.
- risk'n'fun sehe ich als Entwicklungsprojekt in dem ExpertenInnen außerhalb und innerhalb der Alpenvereinsjugend am Thema Risikoverhalten Jugendlicher permanent arbeiten und die Ergebnisse auch in anderen Programmen Anwendung finden.
- risk'n'fun betreibt eine sehr erfolgreiche PR- und Öffentlichkeitsarbeit, die der Alpenvereinsjugend ein verbessertes Image und größere Aufmerksamkeit verschafft.

Die Alpenvereinsjugend ist einmal mehr auf dem richtigen Weg, indem sie sich auf das anfangs innovative und auch gewagte risk'n'fun »Experiment« eingelassen hat, welches heute bereits als »Patent« erfolgreich in der Praxis verwendet wird.

**Wozu Brüder gut sein können**

Maria Noisternig – risk'n'fun Teilnehmerin

Seit ich zwölf bin, ist Snowboarden Teil meines Lebens. Mit jährlich wachsender Begeisterung verbringe ich seither Winter für Winter auf den Berghängen – ganz wie sich das für eine Tirolerin gehört! Meistens bin ich dabei mit meinen zwei Brüdern unterwegs, David und Mathis.

Die zwei waren es übrigens auch, die meine Aufmerksamkeit erstmals auf risk'n'fun gelenkt haben. Seit einigen Jahren sind wir nämlich regelmäßig im Backcountry unterwegs und auch Schitouren dürfen in keinem Winter fehlen. Wir taten dies jedoch jahrelang ohne Hintergrundwissen und im Vertrauen, »dass eh nix passiert«. Eine reichlich naive Einstellung, wie ich heute glaube.

David und Mathis jedenfalls besuchten im Winter 2003/04 gemeinsam das risk'n'fun Camp. Sie waren höchst begeistert. Ich konnte zu dem Zeitpunkt selbst nicht am Camp teilnehmen, was mir meine Brüder im Nachhinein sehr vorhielten. Es sei »so lässig« gewesen – was ich nicht alles verpasst hätte! Und dass ich unbedingt einmal so ein Lawinencamp bei risk'n'fun machen sollte! Das war auch der Zeitpunkt, wo sich dann plötzlich so seltsame Gerätschaften wie Sonden, Schaufeln, Lawinenpieps-Geräte, Rückenprotektoren u. Ä. haufenweise bei uns einfanden... Wann immer wir Snowboarden gingen, schleppte ich also nunmehr auch Rucksack, Schaufel und was noch so alles dazugehört mit. Wie diese Ausrüstung allerdings richtig angewendet







*Bilder (von oben):*
*Filmdreh rnf DVD – Planneralm.*
*Maria Noisternig.*
*Strategieentwicklung – Wurzeralm.*
*Arbeit im Seminarraum – Wurzeralm.*

BERG 2006 RISK'N'FUN »PATCHWORK« 77





*Bilder (von oben):*
*On the top – rnf Trainer Tom Greil – Planneralm.*
*rnf Teilnehmer in the POWPOW – Planneralm.*
*Chill out – Planneralm.*



wird, das erfuhr ich erst dieses Jahr genauer: Im heurigen Winter holte ich also nach, was ich versäumt hatte, und nahm selbst an der risk'n'fun – Session in der Schlick/Tirol teil. Eine ganz ausgezeichnete Entscheidung…

Aus vielen Gründen bleibt mir dieses Camp in höchst positiver Erinnerung. Einige Highlights:

- Die höchst willkommene Abwechslung in meinem allzu dichten Semester-Prüfungs-Lern-Dschungel: 5 Tage, in denen ich wunderbar Urlaub von meinem Leben machen konnte!
- Lauter neue Leute von überall her! Und so nette, witzige, interessante!
- Viiiiiiel Snowboarden! Noch dazu : Fast ausschließlich im Backcountry! (Und das in einem Schigebiet, von dem ich glaubte, ich würde es »eh schon so gut kennen«… – die Schlick ist ca. 20 min von meinem Heimatort Matrei entfernt.)
- »Nebenbei« haben wir, glaub ich, auch ganz schön viel gelernt: persönliche Risikofaktoren, Winkelmessen, Hanglagen schätzen, Triebschnee erkennen, Lawinenwarnstufen verstehen, Lawinenlagebericht interpretieren, richtiger Umgang mit der Notfallausrüstung Schaufel, Sonde und Pieps, persönliche Strategie kreieren, Bergnotruf
- …-und auch ein bissl Party feiern.

Was ich insgesamt von diesem Camp mitgenommen habe, ist sicherlich eine ganz andere Einstellung zum Backcountry Riden. Ich bin überzeugt, dass ich zukünftig viel bewusstere Entscheidungen treffen werde und somit sicherer unterwegs bin.

Das Wissen, das wir uns auf dem Camp angeeignet haben, ist auch ein Stück Verantwortung: Was tun in Situationen, wo man mit Freunden unterwegs ist, und es gilt, eine Entscheidung zu treffen. Den Hang nehmen oder nicht? Dass die Gruppendynamik bei der Entscheidung solcher Fragen eine wesentliche Rolle spielt, steht dabei außer Frage. Da mag es nicht immer einfach sein, »vernünftig« zu sein. Vor dem Kurs neigte ich eher dazu, die Entscheidung jemand anderen, »kompetenteren« treffen zu lassen. Heute ist es mir wichtig, den Entscheidungsfindungsprozess aktiv zu gestalten und mein vorhandenes Wissen mit den anderen Gruppenmitgliedern zu teilen. Und dann würde ich inzwischen meistens eine Entscheidung für mich persönlich treffen und diese auch vertreten. Das mag dann nicht alle in der Gruppe überzeugen, aber das ist auch nicht mein Ziel. Vielmehr hat mir der Kurs meine eigenen Grenzen etwas bewusster gemacht: viel Übung und Erfahrung wird nötig sein, um zukünftig Situationen noch sicherer einschätzen zu können. Im Zweifelsfall ziehe ich eher den risikoärmeren Weg vor, das hat mir auch die persönliche Risikoeinschätzung beim risk'n'fun – Training gezeigt, wo ich mich eher auf dem unteren Ende der »Risikoskala« wieder fand. Letzten Endes muss aber jeder selbst seine Entscheidung treffen. Wichtig scheint mir, die Basis dafür, nämlich das Wissen über die Umstände (Schneelage, Lawinenstufe, Gelände…) und die Selbsteinschätzung (Können, Risikobereitschaft…) in guten Einklang zu bringen.

Besonders freute mich auch, dass ich indirekt ein bisschen am »Gesamt-Gelingen« von risk'n'fun 2005 beteiligt war: Ich bin nämlich die Fotografin des Bildes vom risk'n'fun – Plakat 2005, das meine bereits erwähnten und, zugegebenermaßen, sehr heroisch wirkenden Brüder beim Hiken auf der Nordkette zeigt. Dass sie sich selber übrigens so super darauf fanden, ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass das Bild überhaupt veröffentlicht wurde: Voller Stolz haben sie es in der letzten Saison auf der risk'n'fun-Homepage gepostet. Was prompt für Begeisterung im rnf-Team sorgte… Und schwups, schon war's ein Poster und DVD Cover!

Insgesamt ein großes Lob an risk'n'fun: dafür, dass ihr die Kurve zwischen der lässigen Gestaltung des Camps und den wirklich wichtigen Lehrinhalten so gut kratzt! Weiter so! Ich weiß auch schon, wer nächstes Jahr beim »next level« und »up date« sein wird…



**Peer Group Education als Schlüssel zur jugendlichen Risikokompetenz**

Gerald Koller – Büro Vital



*»Menschen lernen überall: Sie lernen an Gleichaltrigen, sie lernen besonders in der Orientierung an Erfolgreicheren und sie lernen ganz besonders in Situationen und Umständen, mit denen keine instrumentelle Absicht verbunden ist«* (Kern, 1998).

Diese Erkenntnis bestätigt, dass Lernen und Entwicklung in Settings, die von allen Beteiligten als stimmig erlebt werden, effizienter und nachhaltiger ist. Peer group education macht sich das zu Nutze: Sie geht davon aus, dass spezifisch Jugendliche Inhalte der Gesundheitsförderung in ihr Erkenntnis- und Verhaltensrepertoire mit höherer Bereitschaft aufnehmen, wenn ihnen diese von Gleichaltrigen vermittelt werden. Unter peer groups versteht man Gruppen von Jugendlichen etwa gleichen Alters, die weitgehend ähnliche Wertvorstellungen vertreten und meist auch der gleichen sozialen Schicht entstammen.

Heute werden vorrangig zwei verschiedene Wege der peer group education begangen:

- Formale Vermittlung:

Auf offiziellem Wege und dem formalen Setting (Schule, Seminar, ...) werden Informationen von Jugendlichen an andere Jugendliche – meist in Form von Präsentationen – vermittelt. Wird ausnahmslos dieser Ansatz angewandt, bleibt die Wirkung zweifelhaft.

- Grassroot:

Peer leaders leben das in Trainings Erfahrene und Entwickelte im konkreten, miteinander geteilten Lebensalltag mit ihren peer groups. Sie vermitteln also ihre Meinungen, Überzeugungen und neu gewonnenen Einstellungen, die mit Risikoverhalten und Lebensstil verbunden sind, auf informellem Weg – dieser Ansatz gilt heute als der effizienteste. Eines der wichtigsten europäischen Projekte, die das belegen konnten, war und ist risk'n'fun! Dies deshalb, weil die ProjektbetreiberInnen selbst hinaus zu den Jugendlichen gingen und Lernende wurden – und weil sie auf der anderen Seite einen Rahmen schufen, in dem das Erfahrene langfristig wirken konnte. Jugendliche in der Entwicklung eigener Risikokompetenzen zu begleiten, das erfordert eben zweierlei: Offenheit und Klarheit in der Begleitung. Dazu gehört auch, dass risk'n'fun alle Qualitätskriterien mit Leben erfüllte, die heute in der peer group education und Rausch- und Risikopädagogik (www.risflecting.at) als Grundlage des Handelns gelten. Denn jede präventive Arbeit ist verlorene Liebesmüh, wenn sie nicht bei den Bedürfnissen und Ansprüchen Jugendlicher ansetzt.

Licht (bei Koller et al 1999) fasst diese Ansprüche von Jugendlichen an peer group education-Projekte zusammen:

- Jugendliche müssen an peer-Aktivitäten freiwillig teilnehmen können.
- Peers sollten nicht als TrendsetterInnen, sondern als alltagsgetreue Rollenmodelle verstanden werden.
- Jugendliche peers haben nicht die Aufgabe, Mitglieder ihrer Gruppe von Normen und Werten der Erwachsenenwelt zu überzeugen.
- Jugendliche peers sollten die Möglichkeit haben, das zu übermitteln, was sie in und für ihr eigenes Leben als aufregend und interessant empfinden.
- Die Unterstützung jugendlicher peers durch Erwachsene – insbesondere auch nach den Trainings – ist essentiell, um motivierte Jugendliche nicht zu überfordern oder in ihrem Engagement allein zu lassen.

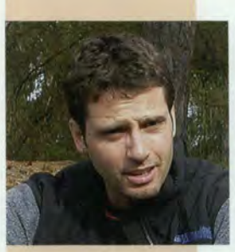
Wer diese Kriterien beachtet, kann ein lebendiges Beziehungsfeld aufbauen, das nachhaltig Gesundheit fördert – risk'n'fun hat das bewiesen.







*Bilder (von oben):*
*VS-Suche – Wurzeralm.*
*Gerald Koller.*
*Risikofall – Tauplitz.*



**»risk'n'fun – mobil und international«**

Georg Pardeller – Alpenvereinsjugend Südtirol

Das Variantenfahren gewinnt auch in Südtirol immer größeren Zuspruch. Vor allem bei den Jugendlichen lockt das freie Gelände, das sogenannte Backcountry, abseits der gesicherten Pisten. Unverspurte Hänge versprechen coole Abfahrten im frischen Powder, mal über fette Kicker, dann wieder über steile Abbrüche. Jugendliche suchen neue Herausforderungen und Handlungsspielräume, was auch legitim und nachvollziehbar ist, wenn das angeeignete Know How für das Backcountry stimmt.



Dem gegenüber steht jedoch die Tatsache, dass in Südtirol und vor allem in Italien in den letzten Jahren bei Tourengehern und Freeridern große Verunsicherung bezüglich des Variantenfahrens aufgetreten ist – Gerichtsurteile und Erlässe von Bürgermeistern haben für viel Verwirrung gesorgt.

Die Alpenvereinsjugend Südtirol greift nun das Thema auf und will mit »Ausbildung statt Verbot« einen Fingerzeig in Richtung Eigenverantwortung und Eigenkompetenz lenken.

*Bilder (von oben):*
*Georg Pardeller.*
*VS-Check – Diedamskopf.*
*rnf Trainer Frizz Köck in Aktion – Diedamskopf.*



risk'n'fun ist mit der Verbindung von alpintechnischen und pädagogischen Inhalten das optimale Angebot, um dies zu vermitteln. Die Alpenvereinsjugend Südtirol bietet mit dem Programm risk'n'fun nun ein konkretes Ausbildungsangebot an und hofft auf starke Kooperationspartner, wie etwa Südtiroler Schigebiete, um mit gezielter Aufklärungsarbeit bereits im Vorfeld möglichst viele Wintersportler erreichen zu können.

Südtirol war bereits in der Pilotphase von risk'n'fun Projektpartner – und diese Zusammenarbeit wird nun seit dem vergangenen Jahr wieder fortgesetzt. Durch die grenzübergreifende Zusammenarbeit der Südtiroler und Österreichischen Alpenvereinsjugend ist risk'n'fun international geworden. Die gewonnene Internationalität bringt viele neue Möglichkeiten und Qualitäten mit sich.

Zum einen wird eine Plattform für Freerider geschaffen, die es den Jugendlichen ermöglicht, kostengünstig ein Training im Ausland, in einem renommierten Skigebiet, besuchen zu können. Noch viel wichtiger ist aber der Austausch und Kontakt zwischen den Jugendlichen selbst.

Die Snowboardszene kennt eigentlich keine Grenzen. Trends, Moden und Neuigkeiten werden über Zeitschriften, Internet, Radio und Fernsehen international kommuniziert. Mit risk'n'fun bietet sich die Möglichkeit zu einem persönlichen Austausch. Jugendliche aus Österreich, Italien, Deutschland und der Schweiz lernen die jeweiligen Eigenheiten und Mentalitäten des anderen kennen. Obwohl die Trends der Szenen international bestimmt sind, bleiben immer charakteristische, nationale und lokale Eigenheiten erhalten. So wird ein vielfältiger Austausch unter den Jugendlichen ermöglicht, grenzübergreifende Freundschaften entwickeln sich, der Europäische Gedanke lebt!

Das Konzept von risk'n'fun ist klar definiert, birgt jedoch einen respektablen Grad an Flexibilität in sich. Dadurch kann gut auf die unterschiedlichen, lokalen Bedürfnisse der einzelnen Länder reagiert werden. Zusätzlich gefestigt wird risk'n'fun durch ein internationales Team aus Pädagogen, Jugendlichen, Trainern und Bergführern, welche vielfältige Erfahrungen und Wissen mit in das Projekt tragen. So wird das Konzept immer wieder überarbeitet und weiterentwickelt.

Die Freeride Szene ist ständig im Wandel. Auf diese Änderungen muss reagiert, besser noch agiert werden. risk'n'fun will Risikomanagement und Eigenverantwortung in den verschiedenen Szenen als feste Werte verankern.

Für Südtirol ist risk'n'fun eine Chance. Mit diesem innovativen und trendigen Projekt können viele Jugendliche für das Thema Lawinen sensibilisiert werden. Doch Sensibilisierung alleine ist zu wenig. Jugendliche können sich bei risk'n'fun die nötigen Kompetenzen holen, um eigenverantwortliche Entscheidungen zu treffen.

Für die Alpenvereinsjugend Südtirol ist risk'n'fun eine Chance, um Jugendliche, die sonst eigentlich nicht zu erreichen sind, darüber hinaus für die eigene Sache zu begeistern. Denn bei den Trainings hat sich als positiver Nebeneffekt herausgestellt, dass viele Jugendliche motiviert sind, die winterlichen Berge auch abseits der Skigebiete zu besteigen – ein traditionelles Anliegen der Alpenvereine. Doch das ist eine eigene Geschichte.

**Begeisterung als Ausgangsbasis für eine neue Rollendefinition**



Michele Gallonetto – Bergführer, Pädagoge, risk'n'fun Leitungsteam

»Jugendliche abholen, wo sie stehen«, oder aufgrund von Erfahrungen ihnen dort begegnen, wo ihre unmittelbaren Lebenswelten sind.

Jugendliche treten vor allem in ihrer Freizeit früher als noch vor zwanzig oder dreißig Jahren aus dem familiären Umfeld heraus. Dabei orientieren sie sich an ihresgleichen und suchen auf verschiedenste Weise ihre persönlichen Herausforderungen.

Um sie ein Stück zu begleiten, werden daher verstärkt andere Begegnungsorte wichtig. Warum also nicht mit ihnen gemeinsam das TUN, was sie gerne TUN und wir »Erwachsenen« auch gerne TUN? Snowboarden und Schifahren, Natur, Spaß und Risiko in Einklang miteinander bringen.

Um sich im alpinen Gelände zu bewegen sind Erfahrungen überlebenswichtig – wir lernen hier ein ganzes Leben lang.

Die Begeisterung fürs Freeriden verbindet die Jugendlichen und uns »Begleiter« bei risk'n'fun. Wir »Oldies« haben uns schon viel mit alpinen Gefahren auseinandergesetzt, haben auf unsere Weise gelernt zu schauen, zu beurteilen. Die Jugendlichen sind Experten am Board und auf den Schiern, gestalten Szenen und ihre Freiräume, verfügen aber über wenig alpine Kenntnisse.

Bei den risk'n'fun Trainings geben wir unsere gesammelten Erfahrungen, unser Wissen weiter, versuchen dabei aber als Bergführer und Trainer eine Begleiterrolle einzunehmen, die den Jugendlichen ein optimales Lernfeld bietet, selbst- und eigenständig Erfahrungen zu sammeln und gleichzeitig das Ausloten von gewissen Grenzen zulässt

Die Ebenen sind verschiedene, und dementsprechend intensiv gestalten sich auch die Trainings.



Alpintechnik steht gleichwertig neben pädagogisch-psychologischem Arbeiten. Beide Themenbereiche gehen in einander über, die Essenzen finden sich in der Strategie der Teilnehmer wieder.

Es ist immer wieder spannend, den jeweiligen Entwicklungsprozess, die enorme Motivation und den Arbeitseifer der risk'n'fun Teilnehmer während eines Trainings zu erleben.



Die Jugendlichen bringen viel Wissen mit, arbeiten selbstständig, übernehmen Führungsarbeit und haben unendlich viele Fragen: »Warum der Winter so ist wie er ist, mit seinen Gefahren, in seiner Schönheit.«

Absolute Sicherheit gibt es nicht, Risikomanagement kann in die eigene Denkweise integriert werden, es muss geübt werden, so wie alles im Leben. Wir Bergführer und Trainer nehmen die Herausforderung an, Kids mit wenig alpiner Erfahrung etwas in die Hand zu geben, mit dem sie in ihrer Freizeit unterwegs sein können. Etwas, das sie wirklich gebrauchen können. Wir öffnen Raum, um Strategien zu entwickeln. Diese werden erprobt, verbessert und neu definiert.

Selbst auftreten und Meinungen vertreten ohne Zeigefingermentalität, methodisch transparent verpackt und klar für alle Be-

*Bilder (von oben):*
*Aufstieg – Diedamskopf.*
*Michele Gallonetto*
*Präsentation der Strategie – Mölltaler Gletscher.*
*»soft skills« mit rnf Trainer Tom Greil – Planneralm.*







*Bilder (von oben):*

*rnf »next level« – Aufstieg – Planneralm.*

*Daniel Zeilinger*

*Abendeinheit im Seminarraum*



teiligten, die Rollen definiert und veränderbar, der Situation angepasst und dabei auf das eigene Leben und das der anderen bedacht – Jugendliche wissen um dieses Gut und gehen damit behutsam um.

Vom »Lehren« zum »Begleiten«, gemachte Fehler als konstruktives Lernfeld und nicht als Verurteilfeld begreifen. Ein Spannungsfeld, das fordert, und wir als »Erwachsene« sind mitten drinnen.

Arbeiten mit gegenseitigem Respekt – »Oldies« und »Kids«, von Generationskonflikt ist da nichts zu merken, denn wir treffen uns bei dem, was wir alle gerne tun, nämlich Freeriden, abseits der gesicherten Pisten. Und das wollen wir alle möglichst lange tun!!! Oldies und Kids.

**Hard Skills und Soft Skills beim risk'n'fun Training**

Daniel Zeilinger

– risk'n'fun Teilnehmer

Freeriden abseits der Piste und im Backcountry ist in den letzten Jahren zu einem immer wichtigeren Teil beim Snowboarden (zumindest für mich und einen Großteil der Boarder) geworden. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, bei den risk'n'fun Sessions teilzunehmen, um nötiges Hintergrundwissen für diesen nicht ungefährlichen Sport zu erlangen.

Die Motivation dahinter war einerseits mehr über die im Training so genannten »Hard Skills« wie Geländeeinschätzung, Wetterkunde, Umgang mit LVS-Gerät zu lernen und auf der anderen Seite unter professioneller Anleitung eines Bergführers und so auf der »sicheren Seite« im Gelände unterwegs zu sein.

Bei den Trainings wurden zusätzlich zu diesen genannten Themen noch »Soft Skills« vermittelt, die im Grunde die Bereiche Eigenverantwortung, gruppendynamische Prozesse, Risikoeinschätzung und Wahrnehmung abdecken.

Eines der Hauptthemen von risk'n'fun ist sicher die Entwicklung von Risikokompetenz, die uns Jugendlichen anhand der praktischen Auseinandersetzung im Gelände vermittelt wurde. Dies hat bestimmt einen höheren Einfluss auf unser Verhalten als eine von der Gesellschaft geforderte Gesetzesgebung, die diese Risikosportart in welcher Art und Weise auch immer einschränkt. Die Teilnehmer waren sich nach dem Kurs den möglicher Risiken bewusst, und allen anderen Jugendlichen, die sich wie wir im Gelände wohler fühlen als auf der Piste, kann ich eine Teilnahme nur empfehlen.

Es wurde uns während des gesamten Trainings immer wieder die Möglichkeit gegeben, die Führungsrolle innerhalb der Gruppe zu übernehmen und Entscheidungen, die alle betreffen, zu fällen. Durch diese Methodik konnten wir uns mit Einflüssen wie Wetter, Schneelage, Verfassung der Gruppe entsprechend auseinandersetzen. Anhand der praktischen Erfahrung und der Reflektion der getroffenen Entscheidung durch die Gruppe und den Bergführer trat meines Erachtens bei jedem eine veränderte Haltung bezüglich der Einschätzung wichtiger Risikofaktoren ein. In diesen Tagen haben sicher viele von uns ihre Sichtweise über das Verhalten im Gelände neuen Standards angepasst (und tragen so zu einem verminderten Risiko für sich und alle anderen bei).

Zur Förderung der aktiven Wahrnehmung wurden uns bestimmte Aufgaben übertragen, um so beiläufig bei der Fahrt Eindrücke zu sammeln und diese nachher gemeinsam zu reflektieren. Das bewusste Erleben von Eindrücken während der Fahrt wurde so gesteigert – dieses kann sich in bestimmten Situationen vor allem im Gelände als »überlebens«entscheidend herausstellen.

Für mich haben sich mehr oder weniger einschneidende Änderungen in den Einschätzungen der wichtigen Faktoren ergeben. Ich würde meine Risikostufe nach der Teilnahme an den Trainings als defensiver bezeichnen und einige Hänge, die ich noch in den vorigen Saisonen bedenkenlos gefahren bin, nach rückblickender Überlegung meiden. Zusammengefasst kann das Angebot für alle Interessierten als höchst ansprechend eingestuft werden, bei mir hat es auf jeden Fall sein Ziel, die Risikoeinschätzung im positiven Sinn zu verändern, erreicht.



**Fun auf pädagogisch heißt Partizipation**



Luis Töchterle

– OEAV Jugend

Mit dem Projekt risk'n'fun stellen wir uns einer besonders schwierigen Herausforderung. Auf der einen Seite steht der extrem hohe Anspruch, sich in einem lawinengefährdeten Alpingelände kompetent zu bewegen. Auf der anderen Seite steht die Zielgruppe junger Snowboarder, die außer der Begeisterung für ihren Sport dafür kaum etwas mitbringen. Diese breit klaffende Lücke mit einem Bildungsprogramm zu überbrücken ist nicht einfach.

DER HOHE ANSPRUCH...

Es gibt Leute, die mit jahrelanger Erfahrung und bester Ausbildung Skitouren gehen und freimütig bekennen, dass ihre Einschätzung der Lawinengefahr mit großer Unsicherheit erfolgt, dass ihr eigenes Lernen eigentlich nie zu Ende ist. Leider kommt diese Tatsache auch immer wieder durch Unfälle von solchen Leuten (Bergführer, Bergrettungsleute etc.) in Erinnerung. Die spezifische Struktur des Lawinenrisikos macht dieses für Wintersportler besonders tückisch: Bis unmittelbar vor der Katastrophe werden die Rückmeldungen immer positiver, verstärkender – noch steilere Hänge, noch tieferer Pulverschnee... In anderen Bereichen, etwa beim Klettern gehen viele warnende Signale voraus, wenn man sich einer kritischen Grenze nähert. Die Überforderung zeigt sich durch kaum überwindbare Schwierigkeiten, der Bewegungsfluss stockt, Angst kommt auf...

DIE ZIELGRUPPE JUNGER SNOWBOARDER...

Von Szeneforschern wissen wir, Snowboarder sind eigentlich eine urbane Erscheinung, Musik, Sprache, Outfit und Equipment müssen stimmen, den recht rigiden Codes entsprechen. Spontane Entscheidungen ersetzen langatmiges Planen, übers Handy werden Verabredungen schnell getroffen und ebenso schnell wieder abgeändert. Natur bedeutet ihnen oft nicht mehr als eine besonders spektakuläre Kulisse, vor der man sich eindrucksvoll inszenieren – in Szene setzen – kann. Die fette »Line«, die Gipfel oder Scharte mit dem flachen Auslauf eines Hanges kühn verbindet, markiert das individuelle Können.

DAS BILDUNGSPROGRAMM...

Biedere Lawinenkurse mit langen Vorträgen verfehlen den geforderten Funfaktor dieser Gruppe meilenweit. Einige Fehlversuche mit traditionellen Kursangeboten haben uns diese Einsicht sehr deutlich verpasst. Fun heißt auf pädagogisch Partizipation. Deshalb haben wir das Konzept von risk'n'fun, das ihrem Lebensstil, ihren Kommunikationsgewohnheiten entspricht, gemeinsam mit jungen Snowboardern entwickelt. Peergroup Education sagen Fachleute dazu. Dieses führt auch zu Ergebnissen, wo jede/r seine/ihre persönliche, individuelle Risikostrategie zustande bringt, nach der er/sie Entscheidungen herbei führt.

RISK'N'FUN IST EINE DENKWEISE

Derzeit denken wir über eine weitere Evaluation von risk'n'fun nach. Wir wollen genau hin sehen, wie sehr oder wie wenig die Idee der Peergroup Education (Gleichaltrige lernen von einander) in der Realität unserer TeilnehmerInnen zu finden ist. Unser eigenes Nachdenken zeigt uns, wie untrennbar die Grundidee von Wertschätzung und Mitbestimmung zu risk'n'fun dazu gehört. Denn etwas ist von vorne herein klar. Diese Evaluation kann nicht von externen Expert-Innen gemacht werden, die den TeilnehmerInnen über die Schulter schauen. Eine angemessene Evaluation kann nur von den TeilnehmerInnen selbst gemacht werden. Und zwar schon beginnend mit der konkreten Konzeptentwicklung.



*rnf Teilnehmer Training Schlick 2000.*

*Luis Töchterle.*

*Powderturn – rnf Trainer Tom Greil, Planneralm.*



Alle weiteren Informationen, Termine etc. zu risk'n'fun gibt es unter **www.risk-fun.com**

# Komplexes Risikomanagement

## Der strategische Umgang mit Risiko im Wintersport

VON WALTER WÜRTL

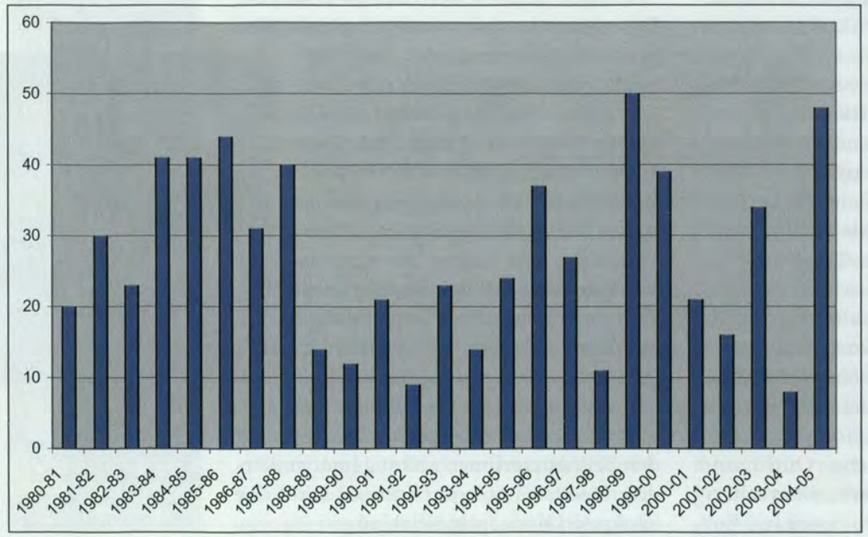
ZIEMLICH GENAU 10 JAHRE ist es her, seit Werner Munter's Reduktionsmethode (probabilistische Entscheidungsmethode) einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde und es damit zu einem Paradigmenwechsel in der Lawinenkunde kam. *(vgl. Munter, 2005)*

Viel hat sich in den vergangenen Jahren getan – mehrere andere Entscheidungsstrategien haben sich entwickelt und eigentlich sollten spätestens jetzt die ersten nachhaltig positiven Auswirkungen dieser »Neuen Lawinenkunde« spürbar werden.

Gleichzeitig blicken wir heuer auf einen Winter zurück in dem alleine in Österreich 48 Menschen durch Lawinen ums Leben kamen, wobei im langjährigen Durchschnitt nicht mehr als 27 Menschen in Lawinen starben. *(vgl. Würtl, 2004; BM.I 2005)*

Vordergründig könnte man behaupten, dass alle Maßnahmen und Strategien die das Risiko einer Lawinenverschüttung senken unwirksam sind, sonst müsste die Zahl der Opfer doch sukzessive geringer werden? Bei genauer Betrachtung wird jedoch schnell klar, dass die Sachlage wesentlich komplexer ist. Einerseits sind nicht alle Lawinenopfer ausschließlich dem touristischen Bereich zuzuordnen – gerade Anfang der 50er-Jahre gab es verheerende Lawinenkatastrophen ebenso wie im Winter 1998-99 (Galtür) und andererseits ist die Zahl jener, die sich abseits der gesicherten Pisten und Wege aufhalten, um ein **Vielfaches** angestiegen.

Gerade der letzte Aspekt scheint dafür verantwortlich zu sein, dass trotz verbesserter Ausrüstung, höherem Ausbildungsstand und einer wesentlich effizienteren Bergrettung die Opferzahlen nicht zurückgegangen sind. Dies würde aber gleichzeitig bedeuten, dass das individuelle Risiko für einen Wintersportler in einer Lawine zu sterben insgesamt gesunken ist!




*Grafik 1: Lawinentote pro Wintersaison in Österreich*
Quelle: Kuratorium für Alpine Sicherheit, BM.I, Österreichischer Bergrettungsdienst

### Sicherheit und Risiko

Eine der wohl augenfälligsten Veränderungen der letzten 10 Jahre bezieht sich auf den Gebrauch der Begriffe »Risiko« und »Sicherheit«. Über Jahrzehnte hinweg wurde mit dem Begriff »Sicherheit« gearbeitet und keine Alpinschule verabsäumte es, in der Werbung auf dieselbe hinzuweisen.

Der Bergführer war und ist Inbegriff jener Person, die für die Sicherheit seiner Gäste sorgt. Sicherheit steht an oberster Stelle und »sicherheitsbewusstes Verhalten« ist erste Priorität.

In Folge des durch Werner Munter eingeleiteten Paradigmenwechsels und wenigen, dafür aber spektakulären Gerichtsprozessen scheint sich dies jedoch drastisch geändert zu haben.

*»Zu vermeiden wird es sein, in Hinkunft bei Alpintouren von sicheren Abfahrten, sicheren Touren, sicheren Anstiegen etc. zu sprechen, weil niemand [...] hundertprozentige Sicherheit garantieren kann.« (vgl. Ermacora, 2002)*

»Sicherheit« wurde damit zum »Unwort« erklärt und einigermaßen leichtfertig durch das scheinbare Gegenteil, nämlich »Risiko« (oder Notfall) ersetzt. »Sicherheitsbewusstes Verhalten« wurde zu »Risikobewusstem Verhalten« oder die »Sicherheitsausrüstung« zur »Notfallausrüstung«. Bemerkenswert ist, dass das Verhalten oder die Ausrüstung in den allermeisten Fällen gleich geblieben sind! *(vgl. Würtl, 2003)*

### Der Risikobegriff

Unter Risiko versteht man per Definition: Wagnis, Gefahr oder Verlustmöglichkeit bei einer unsicheren Unternehmung. Auszugehen ist wahrscheinlich vom vulgärlateinischen »resecum« – Felsklippe. Ursprünglich war zwar die Gefahr beim Umschiffen einer gefährlichen Felsklippe gemeint, doch sinnigerweise ist dieser Begriff auch für die Gebirgswelt recht zutreffend. Das davon abgeleitete Verb »riskieren« ist jüngeren Datums und heißt: »freiwillig Gefahr auf sich nehmen«, »aufs Spiel setzen«, »ein Wagnis eingehen«. *(Pfeifer, 1997)*

Neben dieser etymologischen Definition wird der Risikobegriff v. a. seit der Renaissance eng mit der Mathematik und hier besonders mit der Entdeckung der Wahrscheinlichkeitstheorie verknüpft. 1703 äußerte der deutsche Philosoph und Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz gegenüber dem Schweizer Mathematiker Jacob Bernoulli folgende Bemerkung: *»Die Natur hat Muster eingerichtet, die zur Wiederholung von Ereignissen führen, aber nur zum größten Teil«.*



Foto: Walter Würtl

Eine Aussage, die Bernoulli dazu anregte, das Gesetz der Großen Zahl zu formulieren. Es besagt, dass bei häufiger Wiederholung eines »Zufallsexperimentes« die relativen Häufigkeiten durch die Wahrscheinlichkeiten angenähert werden, woraus abgeleitet werden kann, dass sich die tatsächlichen Begebenheiten eines zu beschreibenden Umstandes annähernd gleich verhalten wie eine (genügend große) Stichprobe. Bernoulli beschreibt mit dem Gesetz der Großen Zahl mathematisch den ersten Teil der Aussage von Leibniz. Risiko spielt sich in diesem Zusammenhang jedoch in dem von Leibniz formulierten Nachsatz *»[...] aber nur zum größten Teil«* ab! Ohne

diese Einschränkung würde es kein Risiko geben, alles wäre kalkulierbar, jedes Phänomen wäre identisch mit einem vorhergegangenen Ereignis, das Leben wäre ohne Geheimnis! Gerade hier zeigt sich deutlich der Wert des Risikos und wie gut es ist, dass die Probleme der Diskontinuität von natürlichen Prozessen noch nicht gelöst sind. *(vgl. Bernstein, 2002)*

Schon Leibniz sah die Schwierigkeit, von Datenproben aus zu verallgemeinern, in der Vielschichtigkeit der Natur. Er glaubte, dass die Naturprozesse einfach zu komplex seien, um sie mit den nur sehr begrenzten vorhandenen Möglichkeiten entschlüsseln zu können. Wie viele seiner Zeitgenossen war Leibnitz jedoch überzeugt, dass allen Prozessen eine Ordnung zugrunde liegt – diese Ordnung jedoch noch unsichtbar ist. Auch Albert Einstein dessen annus mirabilis (Wunderjahr, 1905) heuer gefeiert wird, war dieser Überzeugung was in seiner berühmten Formulierung: »**Gott würfelt nicht!**« zum Ausdruck kommt. *(vgl. Adams, 1995)*

Eine Entdeckung dieser Ordnung ist bislang weder mit konventionellen noch mit chaostheoretischen Überlegungen gelungen und so besteht weiterhin das Risiko als Wagnis, im Sinne einer freien, jedoch ungewissen Entscheidung vor dem Hintergrund ziemlich vorhersehbarer und bestimmbarer Ereignisse.

Foto: Walter Würtl



In den Wirtschaftswissenschaften aber auch der Naturgefahrenforschung wird Risiko auch als Produkt aus der Häufigkeit bzw. Wahrscheinlichkeit eines gefährlichen Ereignisses und dem Schadensausmaß verstanden. Das Schadensausmaß bezieht sich sowohl auf Personen wie auch auf Sachwerte, die einem gefährlichen Ereignis (z.B. einer Lawine) zum Zeitpunkt seines tatsächlichen Eintrittes ausgesetzt sind.

**(Risiko = Eintrittswahrscheinlichkeit x Schadensausmaß)**

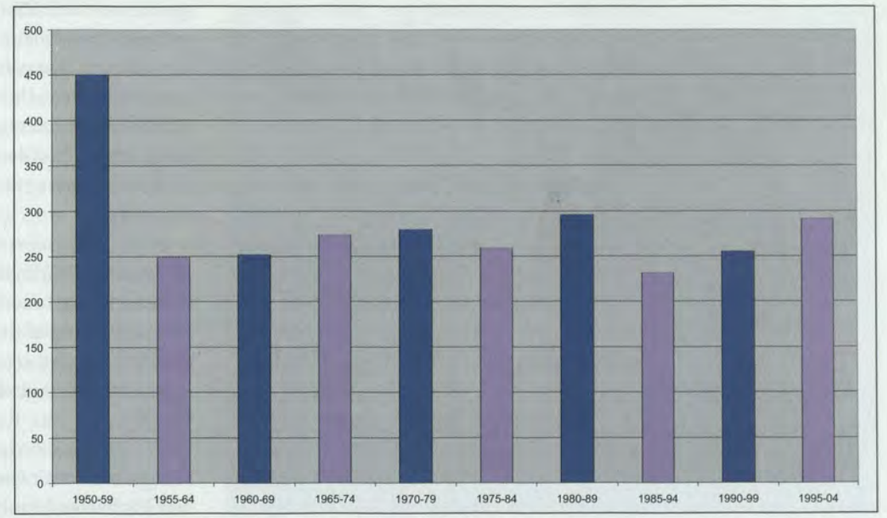
Gerade die moderne Risikodiskussion bezieht sich vielfach auf diese mathematische Definition aus der folgt, dass häufige, kleine Schadensereignisse an sich zum selben Risiko führen wie ein seltenes, dafür aber großes Ereignis. Bei letzterem kann es allerdings zu einer markanten Verschärfung in der öffentlichen Risikowahrnehmung kommen, insbesondere dann, wenn Todesopfer zu beklagen sind. Diese so genannte »**Risikoaversion**« zeigt sich besonders stark bei Lawinenunfällen. Obgleich das Risiko in einer Lawine zu sterben insgesamt sehr gering ist – besteht in der Bevölkerung der Eindruck einer großen Gefährdung. *(vgl. Ammann, 2003)*

### »Richtige Entscheidungen«

Wie angesprochen, ist es bislang nicht möglich Naturereignisse mit Sicherheit vorherzusagen. Diese einigermaßen ernüchternde Feststellung muss jedoch insofern relativiert werden, indem deutlich gemacht wird, dass Ereignisse zwar nicht völlig – jedoch »**ziemlich vorhersehbar**« sind. Zur Vorhersage dieser ziemlich wahrscheinlichen Ereignisse im alpinen Raum bediente und bedient man sich in den meisten Fällen seines eigenen **Könnens** (= Wissen und Erfahrung). Eine persönliche (subjektive) Einschätzung der Situation, die auf Wissen und Erfahrung beruht, sollte dabei umso höher mit der Wirklichkeit übereinstimmen, je größer das Wissen und die Erfahrung sind.



Leider ist das einer der »schmerzlichsten« Irrtümer im Alpinismus! Zahlreiche Unfälle zeigen nämlich, dass auch besonders erfahrene und gut ausgebildete Menschen zu keinen sicheren Entscheidungen gelangen! Eine Einsicht, die keineswegs populär ist – vor allem bei jenen nicht, die ihr Image und Renommee auf eben diesen »Wissens- und Erfahrungsvorsprung« gründen. Tatsächlich gibt es im Bergsport keinen **proportionalen** Zusammenhang zwischen »Können« und »richtiger Entscheidung«. Dass es einen **grundsätzlichen** Zusammenhang gibt, steht jedoch außer Zweifel! Mit fundierter Ausbildung und reflektierter Erfahrung, den Eckpfeilern der alpinen Unfallprävention, können viele gefährliche Situationen am Berg ungleich besser gemeistert werden – nur eben nicht alle! Wissen und Erfahrung sind wichtig und notwendig, letztendlich aber unzureichend!




*Grafik 2: Lawinentote jeweils in einem Zeitraum von 10 Jahren (jeweils 5 Jahre überschneidend) in Österreich.*
Quelle: Kuratorium für Alpine Sicherheit, BM.I, Österreichischer Bergrettungsdienst

Kognitiv ist das Beziehungsgefüge Verhältnisse – Gelände – Mensch nicht vollständig zu entschlüsseln, Unfälle sind deshalb auch nicht gänzlich auszuschließen.

### Risikomanagement

Neben dem klassischen Weg »Risiko« durch Wissen und Erfahrung zu meistern, gibt es auch im Bergsport verschiedene Strategien, die einen Ausweg aus der Diskrepanz zwischen »Können« und »richtiger Entscheidung« bieten und als Methoden des Risikomanagements bezeichnet werden.

Allgemein ist Risikomanagement als Prozess der Analyse, Bewertung und Behandlung von Risiken zu charakterisieren, der uns in die Lage versetzt, komplexe Situationen zu bewältigen, indem die Bereiche maximiert werden, die beeinflussbar und bestimmbar sind und gleichzeitig jene Bereiche minimiert werden, die eben nicht beeinflussbar sind, und bei denen der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung verborgen ist! Als solches ist Risikomanagement aber auch die fundierte Grundlage, anhand derer das verbleibende Risiko akzeptiert werden kann. *(vgl. Bernstein, 2002; Würtl, 2003)*

Das Verhalten wird dabei von Standardmaßnahmen bestimmt, Entscheidungen werden systematisch getroffen. Das Risiko (beispielsweise einer Lawinenauslösung) wird dadurch auf ein bestimmtes persönlich oder gesellschaftlich (gerichtlich) akzeptiertes Maß gesenkt. Strategie tritt an die Stelle »willkürlicher Entscheidung«. In der Praxis kommt Risikomanagement v. a. dort zur Anwendung, wo ein hohes Maß an »Zuverlässigkeit« verlangt wird. Dies gilt beispielsweise für den 50 Milliarden Dollar Pensionsfonds von General Motors ebenso, wie für das Fliegen von Jumbo-Jets oder das Transplantieren von Herzen. *(vgl. Bernstein, 2002)*

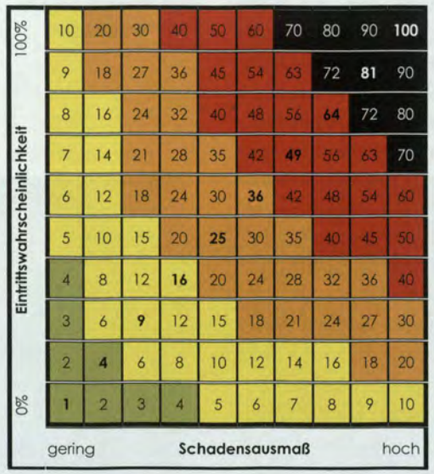
In der Naturgefahrenforschung hat sich der Begriff »Integrales Risikomanagement« etabliert, in der Unternehmensberatung »Strategisches Risikomanagement«. Es umschreibt im Spannungsfeld von Risiko und

Sicherheit ein operatives Konzept zur Handhabung von Gefährdungen und folgt einem strukturierten Ablaufprozess, welcher sich in vier Hauptschritte teilt: *(vgl. Bötzel et al. 2002, Ammann, 2003)*

- **Risikoanalyse**. Dabei wird versucht, die Ereignisse, die zur Risikoentstehung beitragen, als »Risikotreiber« zu identifizieren. Insgesamt ist die Risikoanalyse der erste Schritt in der Beurteilung von Gefahrensituation, Gefährdungs-Exposition und der Verletzbarkeit von Personen und Objekten.

- **Risikobewertung**. Ein zentraler Punkt eines ganzheitlichen Risikomanagements bezieht sich auf die Risikobewertung. Zur objektiven Bewertung von Risiken eignet sich beispielsweise eine Risikomatrix, in welcher gleichzeitig die Eintrittswahrscheinlichkeit und das Schadensausmaß für ein identifiziertes Risiko dargestellt werden kann. Verschiedene Risiken können so miteinander verglichen und in ihrer Bedeutung eingeschätzt werden.

*Grafik 3: Risikomatrix. Ausgewählte Risiken zum Thema Schitour können so in ihrer Wertigkeit gleichzeitig dargestellt und verglichen werden. Der Risikowert hat dabei immer zwei Komponenten (Schadensausmaß und Eintrittswahrscheinlichkeit)*




| | |
|---|---|
| Extremes Risiko | z.B. Lawinenverschüttung bei Stufe 5 und Hängen > 40° |
| Großes Risiko | z.B. Absturz auf hartem Schnee > 40° ohne Steigeisen |
| Hohes Risiko | z.B. Lawinenverschüttung bei Stufe 3 und Hängen 35°-40° |
| Erhöhtes Risiko | z.B. Kollision bei der Abfahrt ohne Abstände |
| Geringes Risiko | z.B. Skibruch |

genheiten das Risiko nicht auf Versicherungen überwälzen können. Unser Einsatz besteht aus Gesundheit und Leben und diese Werte sind unwiederbringlich.

o Risikoakzeptanz – man nimmt dabei das bestehende Risiko bewusst in Kauf. Dies ist jedoch nur bei geringen Risiken zu empfehlen.

o Risikoverminderung – durch verschiedenste Maßnahmen ist es möglich, die Risiken zu reduzieren. Dabei kann das Risiko entweder auf Seiten der Eintrittswahrscheinlichkeit oder auf Seiten des Schadensausmaßes gesenkt werden. Beispielsweise kann das Risiko »Lawinentod auf Tour« einerseits durch Verzicht auf steile Hänge bei hoher Gefahrenstufe (= Senkung der Eintrittswahrscheinlichkeit) reduziert werden. Andererseits führt auch eine effizientere Kameradenrettung zu weniger Risiko (= Senkung des Schadensausmaß).

- **Risikoüberwachung**. Zum strategischen Risikomanagement gehört auch die Risikoüberwachung, die eine dynamische Beobachtung von Analyse, Bewertung und Steuerung beinhaltet. Veränderungen des Systems (Rahmenbedingungen) müssen dabei erkannt werden, um flexibel intervenieren zu können. Zur Risikoüberwachung gehören Veränderungsanalysen, Risikogrenzdefinitionen und besonders die Risikodokumentation, welche auch im Bergsport (v. a. im professionellen Bereich) eine zunehmende Bedeutung bekommt.

- **Risikosteuerung**. Grundsätzlich gibt es 4 verschiedene Möglichkeiten mit den in der Risikobewertung identifizierten Risiken umzugehen:

o Risikovermeidung – in der Praxis jedoch nur dann zu erreichen, wenn man völlig auf Wintersport verzichten und in schneelose Gegenden übersiedeln würde.

o Risikotransfer – eine im konkreten Fall der Lawinenverschüttung wenig zielführende Art der Risikosteuerung, da wir anders als in wirtschaftlichen Angele-

Diese vier Schritte machen deutlich, dass integrales bzw. strategisches Risikomanagement ein umfassender Prozess ist, der sich je nach Anwendungsgebiet mehr oder weniger komplex darstellt – jedenfalls aber ein hohes Maß an Kenntnis der Materie voraussetzt. Um Risiko also wirklich umfassend managen zu können, ist es notwendig sich besonders intensiv mit dem Thema Schnee und Lawinen auseinanderzusetzen. Dies bedeutet aber nicht, dass nicht auch mit einfachen Methoden ein hohes Maß an »Sicherheit« zu erzielen ist.



**Einfache Systeme zur Risikobewertung**

Die Vorreiterrolle hatte dabei die **Reduktionsmethode** von Werner Munter, die im Winter 1992/93 erstmals im Gelände erprobt wurde. Über Reduktionsfaktoren die aus Konstanten bestehen (Topographische Parameter, Gruppengröße) und einem Gefahrenpotential, das aus dem Lawinenlagebericht abzuleiten ist, wird das »Restrisiko« einer Lawinenverschüttung berechnet. Risiko »1« heißt dabei, dass Gefahrenpotential und Reduktionspotential im Gleichgewicht sind. Die vorgesehenen Vorsichtsmaßnahmen sind der Gefahr angemessen.

Da sich in der Praxis immer wieder herausstellte, dass die Anwender nur ungern rechnen bzw. nicht alle Reduktionsfaktoren behielten, hat Munter auch die »**Goldene Regel**« eines Risiko-Schnellchecks ohne Rechnen kreiert. *(vgl. Munter, 2005; Munter, 2003)*

Auch die **SnowCard** ist ein Werkzeug zur Bewertung des Risikos der Lawinenverschüttung. Mittels einer farbigen »Prismen-Karte« werden durch Änderung des Betrachtungswinkels zwei unterschiedliche Grafiken (günstige und ungünstige Exposition) sichtbar. Liegt man bei der Verbindung von Hangneigung und Gefahrenstufe im »grünen« Bereich ist das Risiko gering, im »gelben« Bereich ist Vorsicht geboten und im »roten« Bereich besteht hohes Risiko. *(vgl. Engler, 2001a; Engler 2001b)*

Eine etwas andere Form der Risikobewertung wählte Robert Bolognesi mit dem **NivoTest**. Der Benutzer muss 26 Fragen aus den Kategorien »Wetter- und Schneebedingungen«, »Gelände« und »Gruppe« beantworten.

Jeder Antwort ist ein Zahlenwert zugeordnet, der addiert werden muss. Als Ergebnis erhält man eine Zahl, die mit Hilfe eines drehbaren Rades auf dem Kärtchen eingestellt wird. Dreht man das Kärtchen, werden lachende, gleichgültige oder traurige »Smileys« sichtbar, die eine allgemeine Auskunft über das Risiko geben. *(vgl. Plattner, 2001)*



Foto: Walter Würtl

**Komplexes Risikomanagement**

Komplexe Methoden des Risikomanagements verbinden eine klassische Beurteilung mit »modernen Systemen« der Risikobewertung. Dabei wird nicht nur das Risiko bewertet, sondern auch Maßnahmen der Risikosteuerung finden hier Raum. Das erste System geht wieder auf Werner Munter zurück, der die Formel 3 x 3 mit der Reduktionsmethode als »Neunerprobe« kombinierte. Alle wichtigen Punkte werden anhand von 50 Fragen über drei Kriterien (Verhältnisse, Gelände, Mensch) in drei räumlichen Ebenen (regional, lokal, zonal) klassisch beurteilt, wobei hier auch die Intuition und das Gefühl berücksichtigt werden. Kommt man zur »JA – Entscheidung« wird diese anschließend probabilistisch mit der **Reduktionsmethode** gecheckt. Ergibt sich dabei dreimal »Doppel – Ja« heißt das: Nach menschlichem Ermessen ist das »Restrisiko« akzeptabel (keine Sicherheitsgarantie). *(vgl. Munter, 2003)*

Eine ebenso relativ anspruchsvolle Form der Risikobewertung ist der **Faktorencheck**. In sieben Hauptpunkten werden insgesamt 18 Fragen auf einer Skala von »grün bis rot« nach klassischen Beurteilungskriterien bewertet und dann in ihrer Kombination beurteilt. Das potentielle Risiko steigt dabei mit der Anzahl und der Ausprägung von



Foto: Walter Würtl

Negativfaktoren – besonders ungünstig ist die »Alarmkombination«. Bei unklaren Ergebnissen ist die **SnowCard** anzuwenden. Angelehnt an die Formel 3 x 3 werden auch hier die Bereiche Verhältnisse, Gelände und Mensch betrachtet. Der Faktorencheck ist als strategische Planungshilfe bzw. zur Strukturierung des Entscheidungsprozesses für Fortgeschrittene gedacht und bezieht sich in erster Linie auf die Lawinenauslösung bzw. die Schneedecke. *(vgl. Engler, 2001a; Engler 2001b)*

**Komplexes Risikomanagement »kompakt«**

Als kompakte Lösung, die sowohl die tragenden Elemente der klassischen Beurteilung als auch die Aspekte der »Neuen Lawinenkunde« beinhalten, ist **stop or go** – die Strategie des OEAV zu nennen.

**Stop or go** ist ein umfassendes (didaktisches) Konzept, welches die auf Skitour oder Variantenabfahrt notwendigen Entscheidungsprozesse strukturiert. Alle wichtigen, das Risiko mindernden Handlungsanweisungen sind explizit angeführt, dadurch sind sie einfacher umzusetzen – risikobewusstes Verhalten erfährt damit eine höhere Akzeptanz.

Als übergeordnetes Handlungsschema dienen die **Standardmaßnahmen**, die in einer Art Checkliste die Bereiche Planung und Gelände umfassen. Diese besitzen insofern einen hohen Stellenwert, da sie sicherstellen, dass wichtige Punkte bei jeder Tour/Variante (ohne Ausnahme) berücksichtigt werden. In die **Standardmaßnahmen** eingebettet ist die **stop or go – Entscheidungsstrategie,** welche aus zwei Teilen (Check 1 und Check 2) besteht. Für das gesamte Konzept gilt, dass Zumutbarkeit und Praxisrelevanz aller Maßnahmen an oberster Stelle stehen.

**Standardmaßnahmen – Planung**

In der **Planungsphase** verlangt stop or go die Auseinandersetzung mit fünf Hauptbereichen, welche nicht nur der Sicherheit, sondern auch in besonderem Maß einer reibungslosen und genussvollen Durchführung einer Tour (Variantenabfahrt) dienen. Alle Planungspunkte werden nacheinander auf ein konkretes Ziel bezogen erarbeitet und festgehalten.

- **Lawinenlagebericht**

Er ist die zentrale Informationsquelle zur Schnee und Lawinensituation. Besonders die Punkte **Gefahrenstufe** (→ für Check 1), **Gefahrenstellen** (→ für das Verhalten im Gelände) und **Gefahrenquellen** (→ für eine gerichtete Wahrnehmung der Gefahren im Gelände) sind diesem zu entnehmen.

- **Wetterbericht**

Der Wetterbericht, welcher häufig schon mit dem Lagebericht mitgeliefert wird, gibt Auskunft über **Sicht** (→ um sich im Gelände richtig verhalten und Gefahren einschätzen zu können), **Wind** (→ z.B. zur Einschätzung von frischen Triebschneeansammlungen), **Temperatur** (→ z.B. zur Einschätzung einer starken Durchfeuchtung) und **Niederschlag** (→ zur Beurteilung einer kritischen Neuschneemenge). Natürlich dienen diese Informationen ebenso der Zusammenstellung der richtigen Ausrüstung, um beispielsweise bei tiefen Temperaturen auch warme Bekleidung dabei zu haben.



| | 1 – gering | 2 – mäßig | 3 – erheblich | 4 – groß | 5 – sehr groß |
|---|---|---|---|---|---|
| **Hangneigung** | | unter 40° | unter 35° | unter 30° | Verzicht auf Touren und Varianten! |
| **Einzugsgebiet** | | Schwungradius | gesamter Hang | Geländekammer | |

*Grafik 4: Check 1. Die Gefahrenstufe im Lawinenlagebericht wird in Beziehung zur Hangneigung gesetzt und auf ein bestimmtes Einzugsgebiet bezogen.*

- **Karte, Führerliteratur**

Aus der topografischen Karte (Alpenvereinskarte) und der Führerliteratur (in Buchform oder dem Internet) werden alle Informationen zum Routenverlauf und den erwarteten Schwierigkeiten eingeholt.

Hauptpunkte dabei sind: **Steilheit** (→ für Check 1), **Exposition** (→ für das Verhalten im Gelände), **Checkpoints** (→ Schlüsselstellen, an denen jeweils eine Beurteilungspause eingelegt wird) und **Schwierigkeit** (→ damit die Tour/Abfahrt auch dem Niveau aller Teilnehmer entspricht).

- **Faktor Mensch + Gruppe**

Gerade dieser Aspekt spielt eine besonders große Rolle, wenn es um Risiko und Sicherheit geht. **Gruppengröße** (→ je kleiner, desto besser), **Eigenkönnen** (→ ist das Ziel diesem angepasst?) und **Motivation** (→ kann man auch einmal auf einen Gipfel verzichten?) sind dabei schon in der Planungsphase zu berücksichtigen.

- **Notfallausrüstung**

Jeder Wintersportler muss abseits der gesicherten Pisten **LVS, Schaufel, Sonde und Handy** mitführen. Nicht als Standard, aber als Empfehlung steht auch der »**ABS-Rucksack**« auf der Liste.

Um aus lawinenkundlicher Sicht grobe Planungsfehler zu vermeiden wird am Ende der Planung der **Check 1** durchgeführt. **Check 1** setzt die Gefahrenstufe des Lawinenlageberichts in Beziehung zur Hangneigung und entspricht der »elementaren Reduktionsmethode« von Werner Munter. Die Regel dabei lautet: Je höher die Gefahrenstufe, desto flacher das Gelände. Das zu berücksichtigende Einzugsgebiet ist ebenso von der Gefahrenstufe abhängig.

Passt die Planung zu den Vorgaben im Check 1, ist die Tourenvorbereitung abgeschlossen. Die Praxis zeigt, dass dafür nicht mehr als 15 Minuten (inkl. Ersatzziel) aufgewendet werden müssen.

**Standardmaßnahmen – Gelände**

Um dem Anwender auch unterwegs die notwendigen Schritte eines umfassenden Risikomanagements konkret vermitteln zu können, gibt **stop or go** auch klare Vorgaben, was das Verhalten im Gelände betrifft. Schon von vorne herein können damit mögliche Fehlerquellen ausgeschlossen werden. Auch diese Maßnahmen sind bei jeder Tour (Variante) gültig – unabhängig wie die Verhältnisse sind!

- **LVS-Check**

Am Ausgangspunkt der Tour oder der Abfahrt ist jedes LVS-Gerät auf seine Funktion zu überprüfen. Gleichzeitig ist dabei sicherzustellen, dass jeder sein Gerät am Körper trägt.

- **Entlastungsabstände 10 m ab 30°**

Im Aufstieg sind standardmäßig bei einer Hangneigung ab 30° (Spitzkehrengelände) Entlastungsabstände einzuhalten. Sie haben den Vorteil, dass erstens die Schneedecke weniger stark belastet wird und zweitens, dass der Gehkomfort höher ist, da jeder sein Tempo gehen kann und nicht bei jeder Spitzkehre anhalten muss. ***Ausnahme:*** Bei eindeutigen Sicherheitszeichen (dichter Wald, pistenähnliche Ver-

Foto: Walter Würtl



hältnisse, starker Harschdeckel oder offensichtlicher Schneemangel) kann auf Entlastungsabstände verzichtet werden.

• **Standardabstände 30 m bzw. ab 30° »Einzelfahren«**

Bei der Abfahrt werden immer 30 Meter Abstand eingehalten. Dies deshalb, da einerseits die Schneedecke weniger stark belastet wird als beim gleichzeitigen Fahren und andererseits Kollisionen nach einem Sturz verhindert werden können. Das Einzelfahren dient ganz dem Gedanken der Risikosteuerung (Risikoverminderung), indem das Schadensausmaß bei einem Lawinenabgang verkleinert und damit das Risiko gesenkt wird. Auch hat ein einziger Verschütteter gute Chancen lebend geborgen zu werden, da alle seine Kameraden effiziente Hilfe leisten können. Werden mehrere Personen einer Gruppe verschüttet, wird das Verhältnis Retter:Opfer immer ungünstiger.

• **Günstige Geländeformen nützen**

Die Erfahrung und der lawinenkundliche Wissensstand werden durch kaum ein anderes Merkmal deutlicher sichtbar, als durch die Fähigkeit, eine ideale Aufstiegs- bzw. Abfahrtsspur anzulegen. Komfort und Spaß haben dabei zwar einen großen Stellenwert, im Vordergrund steht aber ganz klar der Aspekt Sicherheit. Rücken und Terrassen sind daher möglichst gut zu nützen, ungegliederte Steilhänge und Gräben tunlichst zu vermeiden.

Foto: Walter Würtl



• **Laufende Orientierung**

Wer sich abseits der markierten Abfahrten oder im freien Gelände aufhält, sollte stets wissen, wo er sich in etwa befindet. Hat man in der Planung schon Checkpoints bestimmt, kann man sich frühzeitig auf besondere Stellen der Tour/Abfahrt einstellen. Auch kann damit kontrolliert werden, ob man sich noch im Zeitplan befindet. Besonders bei wechselnden Verhältnissen (Sichtbedingungen) ist die laufende Orientierung wichtig!

• **Klare Kommunikation**

Unfälle lassen sich häufig auf den Umstand zurückführen, dass nicht alle in der Gruppe über die Ziele, Absichten oder Verhaltensweisen Bescheid wussten. Aus diesem Grund ist es notwendig, alle Entscheidungen in der Gruppe offen und deutlich zu kommunizieren. Dies gilt v. a. für das Einhalten der Abstände und den idealen Abfahrtsbereich.

• **Faktor Mensch + Gruppe**

Neben einer angepassten Tempowahl, der richtigen Pausengestaltung und dem Grundsatz, dass Gruppen zusammenbleiben sollten, muss auch den gruppendynamischen Aspekten große Bedeutung zugemessen werden. Aufgrund einer »eskalierenden Entscheidungsdynamik« fallen Gruppenentscheidungen oft riskanter aus als individuell getroffene Einzelentscheidungen. Verantwortungsdelegation, Expertenfalle, Konfliktvermeidung, Erfüllungsdruck oder Risiko als Wert sind nur einige der Bereiche, mit welchen man sich v. a. als Führer unbedingt auseinandersetzen sollte. *(vgl. Streicher, 2004; Würtl, 2004)*

Von Beginn der Tour an wird im Gelände »laufend« Check 1 und Check 2 durchgeführt. Insbesondere bei neuen Geländeabschnitten (beim Übergang vom Wald ins freie Gelände, vor Betreten des kammnahen Gipfelhangs) oder den vorbestimmten Checkpoints werden sie angewandt.



**Stop or go – Entscheidungsstrategie**

Check 1 und Check 2 ergeben zusammen die **stop or go – Entscheidungsstrategie**. Anders als bei der Reduktionsmethode oder der SnowCard wird hier nicht das Risiko bewertet, sondern eine Situation nach vorgegebenen Gesichtspunkten beurteilt, um daraus sofort die Handlungskonsequenz (stop → ausweichen, abbrechen oder go → weitergehen) abzuleiten.

**Check 1** stellt dabei sicher, dass eine bestimmte, von der Gefahrenstufe abhängige Neigung innerhalb eines zugeordneten Raumes (z.B. gesamter Hang) nicht überschritten wird (siehe oben).

**Check 2** fordert zur **Wahrnehmung und Beurteilung** von Gefahrenzeichen auf:



Foto: Walter Würtl

• **Neuschnee**

Obgleich der Neuschnee in seiner Bedeutung häufig überschätzt wird, weisen große Neuschneemengen doch auf eine gestiegene Wahrscheinlichkeit einer Lawinenauslösung hin. Die exakte Einschätzung der Lawinengefahr aufgrund der Neuschneemengen ist relativ schwierig und hängt sehr von den Umständen (z.B. der Beschaffenheit der Altschneedecke) ab. Neuschneehöhen ab 50 cm sind jedenfalls als Gefahrenzeichen zu werten – gegebenenfalls reichen aber auch schon 20 cm.

• **Frischer Triebschnee**

Frische vom Wind verfrachtete Schneemassen (Triebschnee) stellen für den Wintersportler eine enorme Gefahrenquelle dar. Besonders auch deshalb, da Triebschnee nicht ohne weiteres erkannt werden kann. Aus sicherer Entfernung kann etwas über die Lage und das Ausmaß von Triebschnee nur mittels Windzeichen (Windkolke, Wechtenbildung, Schneefahnen, Windgangeln, …) gesagt werden. Das Erkennen dieser Windzeichen ist deshalb besonders wichtig. Triebschnee selber ist weich, aber gebunden, matt im Glanz und bietet beim Spuren einen stumpfen Widerstand.

• **Frische Lawinen**

Diese sind eindrückliche Gefahrenzeichen, weisen sie doch unmittelbar auf eine Gefährdung hin. Auch sind frische Lawinen im Gelände sehr leicht zu erkennen und in ihrer Bedeutung unzweifelhaft zuzuordnen. Spontan abgegangene frische Lawinen sind charakteristisch für große Lawinengefahr (Stufe 4).

• **Setzungsgeräusche / Rissbildung**

Besonders schlechter Schneedeckenaufbau kann oftmals über diese beiden Merkmale wahrgenommen werden. Wenn die Schneedecke nämlich über einem besonders labilen (hohlen) Fundament kollabiert, kommt es zu Setzungsgeräuschen bzw. könne sich dabei auch Risse an der Oberfläche bilden. Letztere sind auch dann ein Gefahrenzeichen, wenn keine Geräusche hörbar waren.

• **Starke Durchfeuchtung**

Hauptsächlich bei hohen Temperaturen oder Regen kommt es zu einer starken Durchfeuchtung der Schneedecke, wodurch innerhalb kurzer Zeit sämtliche Stabilitäten verloren gehen. Besonders im Frühling ist dieser Vorgang im Zuge der Tageserwärmung häufig zu beobachten.

Nachdem die fünf Gefahrenzeichen bewusst wahrgenommen und angesprochen wurden, erfolgt eine Beurteilung unter dem Aspekt »**Gefährlich für mich?**«. Darunter versteht man eine Bewertung im Bezug zum eigenen Standort.

Beantwortet man die Frage mit »**Ja – gefährlich für mich!**«, ergibt sich daraus die Handlungsanweisung »**stop**« – man muss den Gefahrenstellen ausweichen oder gegebenenfalls die Tour oder die Variante abbrechen. Sind keine Gefahrenzeichen vorhanden oder werden diese als »**Ungefährlich für mich?**« bewertet, lautet die Handlungsanweisung »**go**« und die Tour kann fortgesetzt werden. Check 1 + Check 2 sind dabei laufend weiterzumachen.

**Fazit: stop or go**

Die Erfahrung der vergangenen Jahre hat gezeigt, dass stop or go ein sehr praktikables Instrument bei der Planung und Umsetzung von Touren ist. Die geforderten Grenzen haben sich als sinnvoll herausgestellt, ebenso wie die Standardmaßnahmen. Stop or go ist ein System, dessen Stärke in der Balance liegt: zwischen klaren, effektiven Vorgaben einerseits und individueller, erfahrungsorientierter Beurteilung andererseits. Dadurch ist diese Strategie in erster Linie für ausgebildete, ambitionierte Tourengeher und Variantenfahrer anwendbar und tauglich. Das sehr handliche und auf den ersten Blick simpel erscheinende stop or go Kärtchen darf dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die richtige Anwendung erlernt und trainiert werden muss.

**Zukunftsperspektive im Risikomanagement**

Warum sich die beschriebenen Systeme des Risikomanagements noch nicht vollständig durchgesetzt haben, mag vielfältige Gründe haben. Dass sie in der Praxis zu fehlerhaften Ergebnissen führen, ist kein Grund, da schon seit längerem die hohe Treffsicherheit aller Methoden bestätigt ist. *(vgl. Nairz, 2000)*

Eine Herausforderung der Zukunft liegt sicher darin, dass die Akzeptanz und die Bereitschaft zur Anwendung von Methoden des Risikomanagements weiter gesteigert werden.

Auch sollte es gelingen, Strategien des Risikomanagements für das gesamte »Risikofeld Skitouren« zu entwickeln, da laut Schweizer Unfallstatistik immerhin knapp 50% aller tödlich verunfallten Skitourengeher **keine Lawinenopfer** sind! Sturz, Absturz, Wechtenbruch, Erschöpfung und andere Unfallursachen sind also zusammen ebenso bedeutend wie Lawinenunfälle. Ein Grund für die Vernachlässigung der anderen Gefahrenquellen mag in der »Risikoaversion« Lawinen gegenüber liegen, die subjektiv als absolut größte Gefahr gesehen werden. *(Mosimann, 1/2005)*




*Grafik 4: Stop or go ist ein umfassendes Konzept, welches alle notwendigen Entscheidungsprozesse strukturiert. Als übergeordnetes Handlungsschema dienen die Standardmaßnahmen, die in einer Art Checkliste, die Bereiche Planung und Gelände umfassen. In die Standardmaßnahmen eingebettet ist die stop or go – Entscheidungsstrategie welche aus zwei Teilen (Check 1 und Check 2) besteht. Das Stop-or-Go-Kärtchen kann beim OEAV bestellt werden*



Weiters muss versucht werden das Thema strategisches Risikomanagement in allen vier Teilbereichen (Risikoanalyse, Risikobewertung, Risikosteuerung und Risikoüberwachung) konsequent umzusetzen.

Gelingt dies nicht, werden die Unfallzahlen weiter mehr von den Verhältnissen bestimmt als von unserem Verhalten und damit relativ unbeeinflussbar bleiben. Hundertprozentige Sicherheit und die Vermeidung jeglicher Unfälle können jedoch niemals erreicht werden – und das sollte auch genug Trost für jene sein, die glauben, mit der Anwendung von Strategien ein Stück ihrer (Risiko-) Freiheit aufgeben zu müssen.



Foto: Walter Würtl

**Literaturauswahl:**


Adams, J. (1995) Risk. London.

Ammann, W.J. (2003): Integrales Risikomanagement von Naturgefahren. In: Jeanneret, F. et al. (Hrsg.): Welt der Alpen – Gebirge der Welt. Ressourcen, Akteure, Perspektiven. Bern.

Bernstein, P. L. (2002): Wider die Götter. Die Geschichte von Risiko und Risikomanagement von der Antike bis heute. München.

BM.I – Bundesministerium für Inneres (2005): Alpindienst. (www.bmi.gv.at/alpindienst 01.06.05).

Bötzel, S. (2002): Wie aus Risiken Chancen werden. Strategisches Risikomanagement in turbulenten Märkten. (www.rolandberger.com/documents/ 01.06.05).

Engler, M. (2001a): SnowCard und Faktorencheck. Sulzberg.

Engler, M (2001b): Die weiße Gefahr. Schnee und Lawinen. Erfahrungen – Mechanismen – Risikomanagement. Sulzberg.

Ermacora, A. (2002): Die Zukunft nach Jamtal. In: bergundsteigen. Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport. 4/02. Innsbruck.

Mosimann, U. (2005): Skitourenunfälle. Nicht nur Lawinen sind ein Thema. In: bergundsteigen. Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport. 1/05. Innsbruck.

Munter, W. (2003): 3 x 3 Lawinen. Risikomanagement im Wintersport. Garmisch-Partenkirchen.

Munter, W. (2005): Vom Sicherheitsdenken zur Risikokultur. (www.dav-summit-club.de/magazin/ 01.06.05).

Nairz, P. (2000): Der Lawinenlagebericht und darauf aufbauende Entscheidungsstrategien als Hilfsmittel zur Unfallvorbeugung. In: Schnee und Lawinen. Nr. 9. Jahresbericht des Lawinenwarndienst Tirol 1999-2000. Innsbruck.

Plattner, P. (2001): Werner Munter's Tafelrunde. Strategische Lawinenkunde auf dem Prüfstand. In: bergundsteigen. Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport. 4/01. Innsbruck.

Pfeifer, W. (1997): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München.

Romeike, F. (2004): Lexikon Risiko-Management. Freiburg.

Streicher, B. (2004): Entscheidungsfindung. Warum wir uns selbst zum Risiko werden. In: bergundsteigen. Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport. 3/04. Innsbruck.

Würtl, W. (2003): Sicherheit und Risiko. Von der individuellen Einzelentscheidung zum »komplexen Risikomanagement« In: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit (Hrsg.) Sicherheit im Bergland Jahrbuch 2003. Innsbruck.

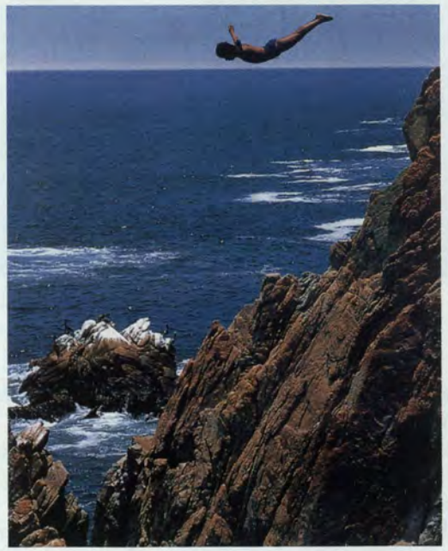
Würtl, W. (2004): Lawinenunfälle in Österreich im Winter 2003/04. In: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit (Hrsg.) Sicherheit im Bergland. Jahrbuch 2004. Innsbruck.

Würtl, W. (2004): Warum es so einfach ist Fehler zu machen. In: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit (Hrsg.) Sicherheit im Bergland. Jahrbuch 2004. Innsbruck.

# Vom Sinn des Wagens

## – Warum Menschen sich gefährlichen Herausforderungen stellen

VON SIEGBERT WARWITZ



*Sprung in die Quebradaschlucht (Mexiko).*
Foto: Siegbert Warwitz

ALS ICH VOR EINIGEN JAHREN einen Vortrag über das Matterhorn hielt und dabei auch auf die Gefahren des Berges und die Tragödie der Erstbesteigung zu sprechen kam (vier der sieben Bergsteiger um den Engländer Edward Whymper stürzten damals bekanntlich beim Abstieg in den Tod) – da fragte eine Frau bei der sich anschließenden Diskussion sehr spontan und emotional:

*»Und was haben die nun davon gehabt, dass sie da oben waren? Lohnt es sich denn wirklich, sein Leben so unnütz aufs Spiel zu setzen? Bietet das Leben nicht schon genug Gefährdungen im Verkehr, durch Katastrophen, durch Unfälle, durch Krankheiten? Muss man Gefahren denn unbedingt auch noch suchen? Was ist da so verlockend dran, mit seinem Leben zu spielen? Sind das nicht Wahnsinnige?«*

Diese Frage stellt sich auch für den jungen Indio, vielleicht 18 Jahre alt, der täglich 45 Meter tief in die Quebrada-Schlucht springt, - für ein paar Pesos. Er kniet vor der Madonna und bekreuzigt sich, bevor er springt. Er weiß also um das Risiko, das er eingeht. Die kleinste Fehleinschätzung würde fatale Folgen haben. Die Zuschauer zahlen, genießen die prickelnde Spannung und klatschen. Niemand jedoch möchte in seine Rolle wechseln.

Und wieder hören wir die Frage der Frau nach dem Sinn, sich selbst freiwillig zu gefährden. Fragen dieser Art werden Menschen, die etwas wagen, immer wieder gestellt, und meist hört man schon in der Frage die Antwort mit: Das sind Verrückte, Gelangweilte, im Leben nicht genügend Geforderte, Geltungssüchtige, Abenteurertypen eben, – in der Regel keine allzu schmeichelhaften Vorstellungen. Vielleicht stellen wir uns diese Fragen aber auch hin und wieder selbst. Nicht ungefährliches Tun sollte ein ernsthaftes Nachdenken über die Beweggründe wert sein. Es geht dabei um Motive menschlichen Handelns und Charaktermerkmale, die über den Sport hinaus Bedeutung haben. Meine nachfolgenden Überlegungen werden daher verschiedene Risikobereiche einbeziehen und gesellschaftskritische Anmerkungen und Analysen nicht aussparen können. Dies soll über acht Thesen geschehen, die nicht als Dogmen, sondern als Denk- und Diskussionsanstöße verstanden werden wollen. –

Im öffentlichen Umgang mit der Thematik wird fast ausschließlich mit dem negativ belasteten Begriff ›Risiko‹ operiert. Nur selten hört oder liest man das Wort ›Wagnis‹. Dies bringt eine Schieflage in das Denken und behindert eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Problemkomplex. Meine erste These lautet daher:



**THESE 1 Wir müssen zwischen Risiko und Wagnis, zwischen Risikern und Wagenden, zwischen Risikosportlern und Wagnissportlern unterscheiden**
(begriffliche und phänomenologische Aspekte)

Warum? Es bedeutet etwas durchaus anderes, ob ich mein Leben *riskiere* oder ob ich es *wage*:

**Lady Diana** *riskierte* ihr Leben, als sie zu fortgeschrittener Nachtzeit zu einem angetrunkenen, unter Drogen stehenden Fahrer in das Auto stieg und es nicht verhinderte, dass dieser sich in eine Verfolgungsjagd mit Fotoreportern einließ und dabei mit einer Geschwindigkeit von 250 km/h in einen Tunnel raste.

**Mutter Theresa** *wagte* ihr Leben, als sie sich entschloss, das schützende Kloster zu verlassen und ihr Leben im seuchengefährdeten und kriminellen Milieu der Slums von Calcutta der Krankenpflege und Sozialfürsorge von hilfsbedürftigen Menschen zu widmen.

*Beide* Entscheidungen waren mit erheblichen Unwägbarkeiten und hohen Gefahren verbunden. Darin ähneln sich Risikohandeln und Wagnishandeln. Worin unterscheiden sie sich?

Betrachten wir die Sachlage einmal im Sport, am Beispiel des Drachenfliegens, das gemeinhin als sehr gefährliche Unternehmung gilt:

Betreibt dieser Mann einen Risikosport? Lässt er sich in ein riskantes Unternehmen ein? Ist er also ein Risiker?

Sicher ist: Er betreibt einen Sport, der objektiv hohe Gefahren birgt. Der Mensch ist nicht zum Fliegen geboren. Der Mann begibt sich in die Luft, einen Raum, der ihm mit seinen natürlichen körperlichen Gegebenheiten nicht zugänglich ist. Der Drachenflieger geht unbestreitbar gewisse Risiken ein: Er ist der Zuverlässigkeit seines Fluggeräts, Wind- und Wettergefahren, den Fehlermöglichkeiten anderer Flieger und eigenen Unzulänglichkeiten und Fehleinschätzungen ausgeliefert. Er kann abstürzen, und dies möglicherweise mit schwerwiegenden Folgen. Diese Gefahren sind bei aller Sorgfalt nicht völlig auszuschließen.

Der Drachenflieger betreibt wegen des objektiven Risikos seiner Sportart in jedem Fall einen Wagnissport. Er wagt sich. Er ist ein Wagnissportler. Zum Risikosportler wird er erst dann, wenn er nicht alles tut, um die unvermeidbaren Risiken zu minimieren und die Ausübung seines Sports (z.B. durch eine solide Ausbildung und durch ständiges Training) möglichst sicher zu machen. Konkret gesprochen: Ein Drachenflieger, der seinen Vorflugcheck schlampig durchführt, vielleicht nicht in sein Fluggerät eingehängt ist oder der in ein Wolkenfenster hinein startet, das sich jederzeit schließen kann, ist ein Risiker. Das Wagnis Drachenfliegen wird dann, aber auch erst dann zum Risiko.

Extremsportler, Unternehmer, Forscher, Grenzgänger sind in aller Regel Wagende. Nur einige von ihnen müssen als Risiker bezeichnet werden: Der Bergsteiger, der sich trotz eines aufziehenden Gewitters in einen Klettersteig begibt, der Abenteuertourist, der trotz offizieller Warnung in ein Krisengebiet reist, – sie sind Risiker.

Etwas riskieren (v. lat. *risicare*) bedeutet ursprünglich *»Gefahr laufen«*. Es kennzeichnet den in gewissen Grenzen identifizierbaren oder sogar berechenbaren Teil einer Gefahrensituation. Wir sprechen von »kalkulierbarem« oder »kalkuliertem« Risiko, von Risikofaktoren, von Restrisiko. Ähnliche Wortbildungen mit dem Begriff

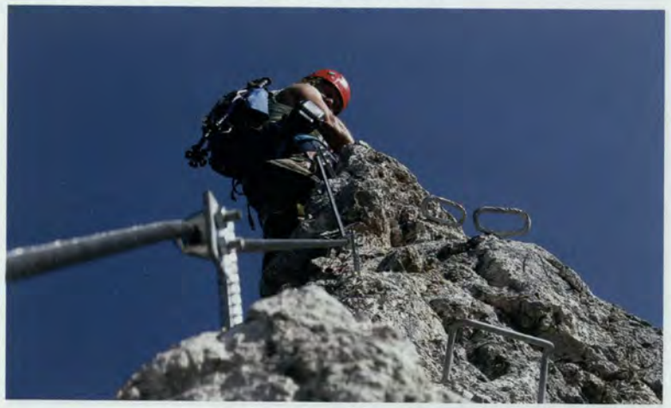
*Drachenflieger*
Foto: Siegbert Warwitz



Wagnis sind undenkbar. Es gibt z.B. kein »*Rest-Wagnis*«. Das Wort Wagnis kommt von ahd. *wagan* = »*sich trauen*«, »*den Mut haben, etwas zu tun*«. Das Wagen betrifft die Persönlichkeit als Ganzes. Es ist eingebettet in das Wertgefüge eines Menschen. Es wird überwacht von seiner Sinneinstellung, seinem ethischen Bewusstsein, seiner Verantwortungsfähigkeit. Wagnis hat mit *Wägen*, mit *Abwägen* zu tun. Der Wagende wirft die Gründe für sein Handeln und sein Kompetenzniveau einerseits und die möglichen Folgen seiner Wagnisbereitschaft andererseits in eine Wagschale und wägt sie gegeneinander ab.

Risiken, d.h. Gefahren, d.h. Unwägbarkeiten, d.h. Möglichkeiten des Scheiterns, d.h. mögliche Opfer, sind auch mit jedem Wagnis verbunden. Aber sie sind nur ein Teil von ihm. Wagen bedeutet Abwägen, ob sich der Risikoeinsatz auch lohnt, ob der Gefahrenanteil auf ein vertretbares Rest-Risiko reduziert werden kann, ob eine reelle Chance auf Verwirklichung des gefährlichen, aber werthaltigen Vorhabens gegeben ist, ob sich das Risiko also nicht verselbstständigt und zum Selbstzweck wird. Konkret gesprochen: Wer größere Risiken auf sich nimmt als er aufgrund seines Kompetenzstandes leisten kann, wer also vorrangig seinem Glück vertraut (es wird schon gut gehen!), ist ein Risiker. Wer aber eine objektiv gefährliche Sportart gekonnt, reflektiert, verantwortungsbewusst ausübt, ist ein Wagnissportler.

*Klettersteiggeher.*
Foto: Walter Theil



Damit sind wir bei der bedeutsamen Unterscheidung von **objektivem** und **subjektivem Risiko**. Es ist nicht sehr sinnvoll und eher irreführend, eine Skala von gefährlichen bis ungefährlichen Sportarten aufzustellen. Was ist der Maßstab? Die Gefährlichkeit hängt wesentlich davon ab, welcher Mensch mit welcher Mentalität und welchen Fähigkeiten die Sportart ausübt und wie er sie ausübt. Der Straßenverkehr, die Börse, der Extremsport sind objektiv gefährliche Plätze, – vom Risikopotenzial her. Der Haushalt, die Küche, die Werkstatt können aber auch solch gefährliche Orte sein. Ob ein Risikopotenzial überhaupt wirksam wird, hängt vor allem von der Persönlichkeitsstruktur und dem Verhalten dessen ab, der sich in dem jeweiligen Bereich betätigt. Wiederum konkretisiert: Bei einer Route der Schwierigkeitsstufe III trägt der versierte Bergsteiger ein verschwindend geringes, der unerfahrene Bergneuling aber bereits ein erhebliches persönliches Risiko. Entscheidend für die Bemessung des Risikos ist weniger die objektive Schwierigkeit einer Aufgabe als der dieser mehr oder weniger angemessene Kompetenzstand des Einzelnen. Erst das Ungleichgewicht zwischen Anforderung und persönlicher Risikokompetenz macht den Einzelnen zum Risiker, macht die Sportart für den Einzelnen gefährlich. Sportarten sind nicht an sich oder grundsätzlich gefährlich. Die Unfallstatistik sagt nur aus, dass mit dem betreffenden Sport bestimmte Gefahrenmomente verbunden sind und wieviel menschliche Unzulänglichkeit sich dort bewegt.

**THESE 2 Der Wagende sucht nicht das Risiko, sondern die Realisierung eines Traums, einer Aufgabe, einer nur über bestimmte Risiken erreichbaren Wertvorstellung**
(triebdynamische und tiefenpsychologische Aspekte)

*Der Gleitschirmpilot* betreibt das Fliegen in aller Regel nicht des Risikos wegen, das mit diesem Sport verbunden ist, sondern aus Lust am Fliegen. *Der Kletterer* frönt seiner Kletterleidenschaft wohl weniger, weil er mit jedem Griff und Tritt das Abstürzen verhindern möchte und aus diesen fortgesetzten lebenserhaltenden Maßnahmen Lust bezieht (wie der Psychologe U. AUFMUTH meint), sondern weil ihm das Unterwegssein in der Vertikalen, die Herausforderung der Wand, Freude macht. Es ist in erster Linie die Faszination des Sports, die reizt: das Fliegen, das Klettern. Der Wagende will sich Träume erfüllen, sich neue Lebensräume erschließen, sich bei anspruchsvollen Herausforderungen bewähren. Dabei nimmt er gewisse Risiken in Kauf, die zwangsläufig damit verbunden sind, aber er sucht sie nicht. Nicht die Gefahr, sondern die Verwirklichung einer für den Einzelnen wichtigen Wertvorstellung steht im Vordergrund des Interesses.

Den Beweis, dass diese von mir unterstellte Mentalität auf ihn zutrifft, kann jeder dadurch antreten, dass er sich darüber Rechenschaft gibt, ob er sich gewissenhaft auf die risikohaltige Herausforderung vorbereitet hat, ob sein Kompetenzniveau den Ansprüchen des Vorhabens entspricht, ob er alles getan hat, die unabweisbaren Risiken auf ein Minimum zu begrenzen. Wer diese Kriterien nicht erfüllt, sondern vorrangig auf das Prinzip Hoffnung baut, muss sich allerdings als Risiker, speziell als Risikosportler, einstufen lassen. Risiker stellen eine kleine Minderheit dar in der Wagnisszene. Es gibt sie auch außerhalb des Wagnisbereichs, z.B. den Autofahrer, der vor einer unübersichtlichen Kuppe noch einen Lastzug überholt oder den Schifahrer, der in einen lawinengefährdeten Hang einfährt. Diese Menschen geben die Situationsbeherrschung im Vertrauen auf ein wohlgesonnenes Schicksal (›es wird schon gut gehen‹) aus der eigenen Hand.

Wagnissportlern, vor allem den extremen, wird gern ein **suchtähnliches Verhalten** nachgesagt: Die Herausforderungen müssen immer gefährlicher, immer spektakulärer, immer häufiger werden, um noch die gewünschte Befriedigung zu erlangen, sagt man. Und in der Tat lassen sich bei vielen Extremen deutliche Sucht-Symptome nachweisen: die unwiderstehliche Anziehung durch Gefahren, die konsequente Aufgabe der bürgerlichen Existenz für ein Abenteuerleben, die Rücksichtslosigkeit der eigenen Gesundheit, dem Partner, der Familie gegenüber, der Fanatismus, mit dem extrem risikoreiche Handlungen gesucht und betrieben werden, der zwanghafte Drang zur Steigerung der Gefahrenmomente bis hin zur ›Rekord-Sucht‹, die nicht mehr beherrschte Abhängigkeit für das psychophysische Wohlbefinden (vgl. ZAK, Rockstars). Im Gegensatz zur Drogensucht, zur Magersucht oder zur Streitsucht ist der unwiderstehliche Drang des Bergsteigers jedoch in aller Regel nicht destruktiv, sondern konstruktiv orientiert. Es geht um die Erfüllung bedeutsamer Träume. Der Bergsteiger will sich die Besteigung eines Wunschbergs erarbeiten. Es ist keine krankmachende, sondern eine persönlichkeitsaufbauende Triebkraft, die ihn anspornt, Besonderes zu leisten. Es handelt sich um eine Hoch-Motivation, die ähnliche Merkmale aufweist wie das Suchtverhalten, aber den Grat des Zerstörerischen nicht überschreitet. Der hoch Ambitionierte, einer Aufgabe mit Leidenschaft Verfallene sollte daher nicht unreflektiert mit einem Süchtigen verwechselt werden. Wenn man schon das Wort ›Sucht‹ verwenden will, könnte das Wort ›*Sehn-Sucht*‹ treffender sein.

Erweisen wir uns einer gefährlichen Aufgabe gewachsen, ist dies mit entsprechend intensiven Erfolgs- und Lusterlebnissen verbunden, die den Drang auslösen, sie zu wiederholen und vielleicht sogar noch zu steigern. Denn »jede Lust will Ewigkeit«, sagt Goethe, und wenn diese nicht erreichbar ist, zumindest die Wiederholung.

Das Handeln des Extremen, des Grenzgängers, des Wagnissportlers wird nicht von einer Todes-Sehnsucht, sondern von einer Lebens-Sehnsucht bestimmt. Sie alle wollen nicht weniger, sie wollen mehr Leben. Sie suchen nicht die Einschränkung ihrer Lebensmöglichkeiten (Unfälle und Verletzungen), sondern die Erweiterung (Intensivie-

rung des Lebensgefühls). Nicht innere Leere, die lähmt, sondern innere Fülle, die beflügelt, ist die Antriebskraft für das Wagen. Der Wagende ist kein lebensverneinender, sondern ein lebensbejahender Mensch. Er spürt in sich eine Dynamik, die er ausleben möchte, die ihn bewegt, Neues zu entdecken, Werte zu schaffen, Sinn zu finden. Er weiß, dass dieser erhoffte Wertgewinn nicht risikolos zu haben ist. Aber er ist bereit, dafür einen gewissen Preis zu zahlen.

**These 3 Der Mensch ist ein zu Wagnis und Risikobereitschaft aufgerufenes Wesen: Wer sich aktiv entwickeln, wer Lebensraum und Lebenssinn gewinnen will, muss Grenzen sprengen, muss sich wagen**
(teleologische und anthropologische Aspekte)

Die Teleologie befasst sich mit der Bestimmung des Menschen. Welches ist der Schöpfungsauftrag des Menschen? Wie hat uns Gott gewollt? Was steckt in uns? Wozu hat uns die Natur berufen, – auch hinsichtlich unseres Wagnis- und Risikoverhaltens?

Soll der Mensch sein Leben und seine Gesundheit unter allen Umständen bewahren? Soll er Gefahren, Verletzungen, Verluste, Fehlschläge tunlichst vermeiden? Soll er auf alle Fälle unverletzt und unbeschädigt bleiben? Ist ›safety first‹ die oberste Lebensmaxime des Menschen?

Oder gibt es höhere Werte, für deren Gewinn er zu Opfern bereit sein sollte? Sollte er sich unter dem Risiko zu scheitern, Schaden zu erleiden, wichtigen Herausforderungen stellen, sie vielleicht sogar suchen, um an ihnen zu wachsen, um Werte zu schaffen? – »Safety first« oder »My obligation, my dream of life first«, das ist eine Entscheidungsfrage, der wir uns stellen müssen. Sie wird schon von Kindern unterschiedlich beantwortet: Jens und Peter, beide 9 Jahre alt, stehen vor der Kletterwand ihrer Schule. Einige Schüler bewegen sich, seilgesichert, in der senkrechten Wand. ›Das ist nichts für mich‹, denkt *Peter*, ›ich könnte schwindlig werden in der Höhe. Ich könnte abrutschen. Ich könnte fallen und mir weh tun. Die anderen Kinder könnten mich auslachen. Ich bleibe lieber hier am sicheren Boden!‹ ›Warum soll ich es eigentlich nicht auch mal versuchen‹, denkt *Jens*. ›Die anderen trauen sich ja auch. Der Lehrer wird mich schon mit dem Seil sichern, wenn ich ausrutsche. Ich versuche es!‹

Jens und Peter verkörpern zwei Denkweisen und Charaktertypen, die BALINT als den Oknophilen und den Philobaten bezeichnet hat: *Der Oknophile* ist ein ängstlicher Menschentypus, der sich von allem Neuen zunächst bedroht fühlt, der nicht gern etwas riskiert, sondern lieber auf der sicheren Seite steht. Er klammert sich an alles, was Schutz verspricht. Dieser in unserer Gesellschaft weit verbreitete Charakterzug tendiert dazu, sich gegen jegliche Gefahren und Lebensrisiken zu versichern. *Der Philobat* fühlt sich im Gegenteil von Herausforderungen, auch von gefährlichen, angesprochen. Das Neue, Anspruchsvolle, Abenteuerträchtige reizt ihn. Er möchte seine Lebensmöglichkeiten austesten. Die unbekannte Situation lockt ihn mehr als dass sie ihn ängstigt. Der Philobat ist wagnis- und risikobereit. Er ist der Prototyp des Extremsportlers, des Grenzgängers, des erfolgreichen Unternehmers, Managers oder Forschers.

Betrachten wir einmal einige der Konsequenzen, die sich aus diesen gegensätzlichen Verhaltensweisen ergeben, wenn sie denn durchgängig praktiziert würden:

Sicher scheint: Wer nicht wagt, kann nicht verlieren: Wer sich nicht auf ein Pferd setzt, kann nicht vom Pferde fallen. Wer kein Unternehmen gründet, muss keinen Ruin fürchten. Sicher ist aber auch, dass er nicht gewinnen kann: Wer sich nicht auf den Rücken eines Pferdes traut, wird nie den Hochgenuss erleben können, den das Reiten bieten kann. »Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde,« schwärmen die Reiter. Ein ähnliches Lebensgefühl verspüren die begeisterten Kletterer, Flieger, Surfer in ihrem Sport. Es ist nur erreichbar, wenn man die Verletzungsrisiken akzeptiert, die zwangsläufig mit dem jeweiligen Sport verbunden sein können.



Fragen wir teleologisch: Was wird aus einem Kind, das sich aus Angst, sich zu erkälten oder zu ertrinken nicht in den Gefahrenbereich ›Wasser‹ traut? Es wird ein Nichtschwimmer bleiben müssen, sich aus Sicherheitsgründen von jedem Gewässer, Fluss, See oder Meer, fernhalten und auf so attraktive Wassersportarten wie Tauchen, Paddeln, Segeln verzichten müssen. Der attraktive Freizeit- und Lebensraum ›Wasser‹ bleibt ihm verschlossen, ganz zu schweigen davon, dass er nie für Rettungsaufgaben zur Verfügung stehen kann.

These 3 besagt: Sicherheitsfanatismus bedeutet Stagnation, bedeutet Selbstblockade. Wer seine Entwicklung aktiv betreiben, wer sich mündig selbst bestimmen, wer Lebensraum gewinnen, Lebenschancen nutzen will, muss sich wagen und etwas riskieren. Er muss vermeintliche Grenzen sprengen, um sich neue Horizonte aufzutun. Dieser selbsttätige Schöpfungswille erfasst nicht nur den dynamischen Menschen. Er betrifft jeden, Kinder wie Alte, Gesunde wie Kranke und Behinderte, wenn auch in unterschiedlichen Formen und in unterschiedlichem Maße.

Was stützt die Behauptung, dass es ein Schöpfungsauftrag, Wille der Natur ist, dass der Mensch sich wage?

Die Natur stattet uns Menschen nur mit rudimentären Fähigkeiten aus. Wir bekommen nur Anlagen, Dispositionen, Möglichkeiten in die Wiege gelegt. Wir können nicht vom Nest weg laufen wie der Strauß, fliegen wie der Vogel, schwimmen wie die Ente. Der Mensch muss sich die gewünschten Fertigkeiten erst in wagnishaltigen Lernprozessen erarbeiten. Er ist damit aber auch nicht so eng festgelegt wie das Tier. Die Offenheit der Anlagen bedeutet ein gewaltiges Entwicklungspotenzial, das der Mensch mittels seines Verstandes nutzen kann und sollte. Seine Entwicklung ist auf Eigeninitiative angelegt. Die Natur will entschieden, dass er dieses Geschenk auch annimmt. Sie will, dass er danach strebt, der zu werden, der er sein kann.

Manche dieser Wagnisse sind *lebensnotwendig*, wenn wir an der menschlichen Gemeinschaft teilhaben und erfolgreich sein wollen. Wir müssen uns z.B. auf die Gefahren des Straßenverkehrs einlassen oder uns beruflichen Prüfungen unterziehen, wenn wir lebensfähig sein wollen. Andere Wagnisse sind *psychologisch (seelisch) notwendig*, weil sie uns die Erfüllung von Wünschen und Träumen, also die Steigerung der Lebensqualität, ermöglichen, so z.B. das Fliegen oder das Klettern oder das Selbstständigmachen im Beruf.



*Kajakfahrer.*
Foto: Wolfgang Ehn

Über das Wagnis eröffnen sich uns bedeutsame neue Lebensräume oder sie bleiben uns (im Verzichtsfalle) verschlossen: Der Bergsteiger erschließt sich die Welt der Berge. Der Kletterer erschließt sich interessante Wände, der Flieger den Luftraum, der Kajakfahrer das Wildwasser.

**These 4 Wer sich wagt, wer etwas riskiert, strebt nach mehr Sicherheit: Über das Wagnis lassen sich neue Sicherheiten gewinnen**
(evolutionsgeschichtliche und verhaltensbiologische Aspekte)

Diese These mag auf den ersten Blick widersinnig und provokativ erscheinen. Hinterfragen wir sie:

*»Messer, Gabel, Schere, Licht sind für kleine Kinder nicht!«* lehrt der Oknophile seine Kinder. Es ist das Credo einer Bewahr- und Behüte-Pädagogik.

»*Messer, Gabel, Schere, Licht verwehr schon kleinen Kindern nicht!*« lehrt der Philobat seine Kinder. Es ist das Glaubensbekenntnis einer Bewähr- und Konfrontationspädagogik.

›Bewahren‹ und ›Bewähren‹ scheinen sich nur durch einen Buchstaben zu unterscheiden. Sie repräsentieren jedoch grundverschiedene Erziehungsansätze.

Beide wollen die Sicherheit der Kinder. Wer hat nun recht?

»*Der Mensch ist ein hoch verletzliches Wesen. Leben und Gesundheit sind ein Gottesgeschenk, das wir sorgsam zu schützen haben,*« argumentiert der Oknophile. »*Es ist daher ethisch verwerflich, sich bewusst und gezielt Gefahren auszusetzen und dieses höchste Gut des Menschen zu riskieren.*«

»*Eben weil der Mensch so zerbrechlich geboren, aber mit Gaben ausgestattet ist, dies zu verändern, ist es ein ethisches Gebot, dies auch zu leisten,*« kontert der Philobat. »*Gefahrenmanagement, d.h. Sicherheit, kann und muss gelernt werden! Wir dürfen uns und unseren Kindern diese notwendigen Lernprozesse nicht vorenthalten!*«

Bitten wir zunächst die Evolutionsforschung, z.B. LORENZ und EIBL-EIBESFELDT, um eine Stellungnahme:

Nach den Erkenntnissen der Evolutionsforschung verschwinden nicht effektiv handelnde Lebewesen im Überlebenskampf der Arten allmählich aus dem Wettbewerb. Unzweckmäßiges Verhalten wird durch die »natürliche Auslese« (wie sie es nennen) ausgeschieden. Danach müsste das Risikoverhalten wegen seiner Unfallträchtigkeit im Laufe der Geschichte längst ausgestorben sein. Der Risikomeider müsste sich im Laufe der Evolution mit seiner überlebenstechnisch scheinbar günstigeren Verhaltensvariante durchgesetzt haben. Diese Erwartung ist jedoch nicht eingetreten. Den risikofreudigen Vertretern der Arten kommen im Gegenteil im Tierreich wie bei den Menschen die entscheidenden arterhaltenden bzw. kulturfördernden Funktionen zu: Die risikobereiten Tiere setzen sich bei der Einnahme von Führungsrollen im Rudel, bei der Abwehr gemeinsamer Gefahren, bei der Fortpflanzung eindeutig durch. Bei den Menschen kommen die Wagnisbereiten ebenfalls weiter: Sie sind die profilierteren Persönlichkeiten, die erfolgreicheren Unternehmer. Sie bekleiden die Führungspositionen in Politik und Wirtschaft. Sie sind der Motor für den Fortschritt in Gesellschaft, Kultur und Forschung, in Medizin, Technik oder Sport. Der Wagnisbereite erreicht zugleich das breitere Spektrum an Lebensmöglichkeiten und in aller Regel auch eine höhere Lebensqualität.

*Mountainbiker.*
Foto: Wolfgang Ehn

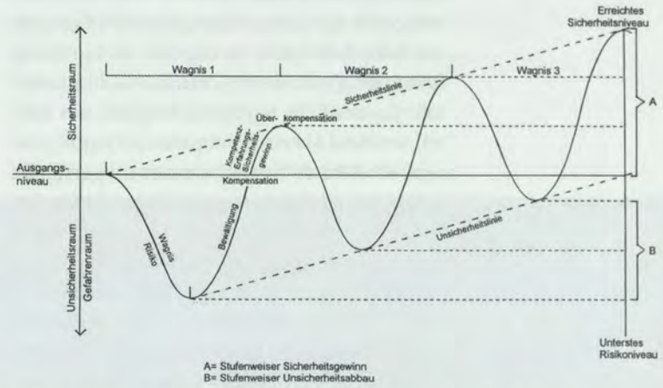


Der Verhaltensforscher F. v. CUBE gibt auf unsere Frage, ob der Wagnismeider oder der Wagnissucher mehr Sicherheit erreicht, eine überraschend einfache Antwort: In seinem Buch ›Gefährliche Sicherheit‹ vertritt er die Auffassung, dass die scheinbar gegebene Sicherheit trügerisch sei und wirkliche Sicherheit aktiv erarbeitet sein will. Mit jedem Wagnisschritt, so v. CUBE, verwandelt der Wagende Unbekanntes in Bekanntes, Unwägbares in Wägbares, Bedrohliches in Vertrautes und damit in mehr Sicherheit. Nach dieser Theorie schafft nicht die Verweigerung, sondern das Eingehen von Wagnissen, das Handeln und Lernen in Gefahrensituationen, mehr Sicherheit, eine Sicherheit auf höherem Niveau. Sicherheit ist keine **Ge**gebenheit, sondern eine **Auf**gegebenheit, die immer wieder aktiv erarbeitet werden muss.



Das Strukturgesetz des Wagens kann man gut in einer Grafik verdeutlichen.

Der Wagende verlässt seinen sicheren Standort und lässt sich auf eine für ihn neue, gefährliche, mit Unwägbarkeiten verbundene Unternehmung ein. Er tut dies in aller Regel nur, wenn er sich in seiner gegebenen Lebenssituation sicher fühlt und er sich das notwendige Krisenmanagement zutraut. Wenn sich dann seine Fähigkeiten den auftretenden Gefahren gewachsen erweisen, erlangt er nicht nur die Sicherheit zurück, die er vorher schon besaß, wie manche Risikoforscher, z.B. ZUCKERMAN oder SCHLESKE, meinen. Dies wäre psychologisch unsinnig. Kein Mensch geht Risiken ein, um das zu bekommen, was er schon hat. Wagnis und Risikobereitschaft sind auf Wertgewinn ausgerichtet. Wagnis muss sich lohnen. Das Wagnis verspricht einen Zugewinn an Erfahrung, an Kompetenz, an Selbstwertgefühl, an objektiven Werten. Der Wagende ist nach dem Wagnis nicht der gleiche wie vorher. Er steigert sein Sicherheitsniveau. Der Bergsteiger, der sich z. B. im Schwierigkeitsbereich VI sicher zu bewegen gelernt hat, wird in der Folge geringere Schwierigkeiten mit weniger Risiken bewältigen. Er wird zudem frei, sich auch anspruchsvolleren Aufgaben, z. B. der Bergrettung, zuzuwenden. Mit jedem bestandenen Wagnisschritt werden auf der einen Seite Unsicherheiten abgebaut und auf der anderen neue Sicherheiten aufgebaut. Das Wagnis bietet die Chance, an ihm zu wachsen.




*Die Wagniskurve.*
Grafik: Siegbert Warwitz, Sinnsuche im Wagnis 2001, S. 22

Dass dies keine graue Theorie, sondern eine praxisbedeutsame Tatsache darstellt, lässt sich in einem wichtigen Lebensbereich nachweisen, in dem von uns in Karlsruhe seit vielen Jahren intensiv geforscht wurde, – im Bereich der Verkehrserziehung und der Verkehrssicherheit von Kindern:

Zahlreiche ängstlich um die Sicherheit ihrer Kinder besorgte Eltern meinen immer noch, ihre Kinder am besten dadurch zu schützen, dass sie sie mit dem Auto zur Schule befördern und wieder abholen. Diese Sicherheit trügt. Sie beruht auf einer gefährlichen Fehleinschätzung. Das kurzgefasste Resultat von Mittelzeitstudien zur Verkehrssicherheit von Kindern und Jugendlichen besagt beweiskräftig: Nicht die gewagten, in regelmäßigem aktivem Umgang mit dem Verkehr erfahrenen, sondern die bewahrten, regelmäßig in Bussen und elterlichen Fahrzeugen transportierten Kinder tragen das erhöhte Unfallrisiko. Die geschonten Kinder bilden nach der Polizeistatistik die Hauptgruppe der typischen Unfallkinder.

Die Erklärung für diesen Sachverhalt liegt nach dem bereits Gesagten auf der Hand: Verkehrssicherheit fällt uns nicht zu. Sie muss aktiv erarbeitet werden. Verkehrssicher werden Kinder nicht, indem man sie aus dem Verkehrsgeschehen herausnimmt, als Verkehrsteilnehmer entmündigt, notwendige Lernprozesse verhindert. Verkehrssicher werden Kinder nur durch Konfrontation mit den Gefahren und möglichst tägliches Einüben des Gefahrenmanagements.

Ein letzter Gedanke soll die These, dass über das Wagnis Sicherheit zu gewinnen ist, noch weiterführen: Wenn in der Öffentlichkeit über Gefahren und Risiken geredet wird, sind fast immer nur die *physische Sicherheit* (körperliche Unversehrtheit) bzw. die *materielle Sicherheit* (der Erhalt von Geld und Eigentum) im Blick. Diese verengte Sicht wird dem komplexen Problemfeld nicht gerecht: Wer sich nur ein wenig in der Mentalität von Kindern und Jugendlichen auskennt, weiss, dass der *psychischen Si-*

*cherheit* (der Selbstsicherheit) oder der *sozialen Sicherheit* (dem Ansehen in der Gruppe der Gleichaltrigen) häufig eine viel größere Bedeutung zukommt. Es ist für viele Kinder und Jugendliche leichter erträglich, ein verletzter Held als ein unverletzter Feigling zu sein. Anders als Erwachsene es oft gern hätten, werden Achtung und Respekt in der Peergroup nicht verschenkt. Sie müssen durch Taten verdient werden. Hierbei spielen Mutproben eine nicht zu unterschätzende Rolle. Jugendkulturen haben ihre eigenen Regeln. Das Bestehen einer Mutprobe gilt oft als Eintrittskarte in eine Clique. Der Neuling muss sich erst beweisen. Über Mutproben gewinnt der Heranwachsende zudem Selbstsicherheit und soziale Sicherheit. Wer seine körperliche Unversehrtheit über die Erfüllung einer gefährlichen Aufgabe stellt, gilt in der Gruppe meist als Feigling. Er scheint bestenfalls für untergeordnete Rollen tauglich.

Doch wie steht es mit den Opfern bei diesen Mutproben? Sind sie verantwortbar?

Wagnis ist immer mit den Gefahren des Scheiterns, des Verunfallens, des Verletzens verbunden. Diese Risiken bestehen zwangsläufig. Wer sie wegrationalisiert, verhindert das Wagnis, wie es ja allenthalben in den Vergnügungsparks geschieht. Das Wagnis degeneriert zum Scheinwagnis ohne Eigenverantwortung und reale Konsequenzen. Das Abenteuer wird zum Pseudoabenteuer, bei dem nichts Nachteiliges passieren kann, bei dem aber auch nur etwas Nervenkitzel übrig bleibt. Beruhigend beim echten, selbst verantworteten Abenteuer ist:

- Das nicht überbehütete Kind wagt in aller Regel nur so viel an Unsicherheit, wie es sich in Sicherheit zu verwandeln zutraut.
- Ein bereits unsicheres Kind begibt sich in aller Regel in keine weiteren Unsicherheiten.
- Die Wagnisse des Kindes und der damit verbundene Lernprozess verlaufen in kleinen, aufeinander aufbauenden Schritten, die den Eltern oft verborgen bleiben. Kein Kind steigt gleich in die höchsten Äste eines Baumes.

Die natürliche Angst und der Selbsterhaltungstrieb setzen dem Wagemut Grenzen. Es wäre allerdings förderlich, wenn diese Prozesse von kompetenten Helfern erzieherisch begleitet würden.

**These 5 Wagnis ist eine Tugend des Maßes: Wagnisscheue Gesellschaften degenerieren. Wagnisbereite Gesellschaften florieren**
(soziologische u. gesellschaftstypische Aspekte)

Wagemut und Risikobereitschaft gelten in unserer heutigen Gesellschaft als außergewöhnliche Eigenschaften, von den einen bewundert, von den anderen verfemt. Was sagt dies über den Zustand einer Gesellschaft aus?

›Wagemut‹ und ›Risikobereitschaft‹ sind eigentlich Tugenden des Maßes, keine Extreme. Der Charakterzug ›*Wagemut*‹ ist zwischen den Extremen ›Waghalsigkeit‹ (einem Zuviel an Wagemut) und ›Wagnisscheu‹ (einem Zuwenig an Wagemut) angesiedelt. Ebenso verhält es sich mit der ›*Risikobereitschaft*‹, Sie steht als maßvolle Eigenschaft zwischen den Auswucherungen ›Risikosucht‹ und ›Risikoscheu‹.

Wenn Tugenden des Maßes, die erwiesenermaßen die persönliche und gesellschaftliche Entwicklung positiv beeinflussen können, in einer Gesellschaft an den Rand des Wertespektrums rücken, wenn sie zu etwas Außergewöhnlichem werden, wenn das eigentlich selbstverständliche Normalverhalten, einem in Bedrängnis geratenen Mitmenschen, auch unter eigener Gefährdung, beizustehen, zum seltenen Ausnahmefall wird, ist dies ein alarmierendes Zeichen für den Zustand einer Gesellschaft. Die Konsequenzen einer mangelnden Risikobereitschaft und Zivilcourage können wir dann in Zeitungsberichten lesen: »*Mann belästigte und verletzte junge Frau in der Straßenbahn. Die anderen Fahrgäste schauten weg.*« »*Kind wurde von Hund angefallen. Passanten sahen untätig zu.*«

Eine Gesellschaft verliert umso mehr an Mitmenschlichkeit, je stärker die Menschen dazu tendieren, unbequemes oder risikobehaftetes Helfen auf andere, z.B. auf Organisationen wie Polizei, Feuerwehr, Bergwacht oder DLRG abzuschieben.

Symptomatisch für unsere Gesellschaft ist auch *die Ausbreitung des Versicherungswesens*: Zu keiner Zeit gab es in Deutschland so viele Versicherungen und so viele Versicherte wie heute. Die Deutschen sind zu Sicherheitsfanatikern geworden, die sich gegen alles nur Mögliche versichern lassen und bei einem Missgeschick zunächst nach Schuldigen suchen, die sie haftbar machen können: Die Tendenz zur möglichst totalen Absicherung charakterisiert sehr deutlich das Lebensgefühl einer Gesellschaft, ihre Angstbesessenheit, ihre fehlende Vitalität, ihren mangelnden Mut zu Eigenverantwortung.

Eine Gesellschaft, die sich fortentwickeln will, braucht eine Aufbruchsmentalität. Sie braucht Menschen, die den Stillstand durchbrechen und Neues wagen. Sie braucht unorthodoxe Denker, innovative Politiker, unternehmungsfreudige Unternehmer, mutige Eltern und Lehrer, unverzagte Kinder und Jugendliche, die sich etwas zutrauen.

Wagen bedeutet Offensein für Unbekanntes, Größeres, Bedeutenderes, auch mit dem Mut zum Risiko. Dieser Charakterzug der Wagnisbereitschaft hat die Pionierzeit der USA bestimmt und die Aufbruchszeit Deutschlands nach dem 2. Weltkrieg, die zu dem sog. ›Wirtschaftswunder‹ führte, das gar kein Wunder war.

*Welchen Beitrag leisten dabei Elternhaus und Schule?* Wir befragten mehr als 3600 Kinder und Jugendliche. Das Ergebnis ist erschütternd: 99% der Schüler wünschten sich spannende Abenteuer in der Schule. Statt der erhofften **An**gebote begegnen den Kindern jedoch eher **Ver**bote: Rennen im Hof und auf den Fluren ist verboten. Ballspielen ist verboten. Schneeballwerfen ist verboten, geschweige denn einen Baum zu erklettern, Geländer zu rutschen oder über Zäune zu springen erlaubt. »*Alles, was Spaß machen würde, ist verboten in der Schule!*« kommentierte ein Zehnjähriger seine Auflistung, und ein Dreizehnjähriger meinte: »*In der Schule und zuhause gibt es keine Abenteuer. Die schaffen wir uns selber, – verbotenerweise!*«



*Kletterer.*
Foto: Wolfgang Ehn

Entsprechend bewerten 82% der 10- bis 18-Jährigen ihren Schulunterricht als langweilig. Selbst der Sportunterricht erhält noch mit 58% der Antworten dieses vernichtende Urteil. In den deutschen Schulen herrscht heute ein sicherheitsbetonter, risikovermeidender, sozusagen TÜV-geprüfter Unterricht vor. Wer Wagnisbereitschaft und Risikobeherrschung lernen will, muss dies außerhalb des öffentlichen Schulwesens, z.B. beim DAV, versuchen. Eine offizielle Wagniserziehung existiert nicht. Schule und Elternhaus erziehen offensichtlich an wesentlichen Bedürfnissen der Jugend vorbei oder arbeiten ihnen sogar entgegen. Auch die Politik macht gravierende Fehler: Das Behindern frei gewählter Abenteuer, u.a. das Diskreditieren wagnishaltiger Unternehmen als ›Risikosport‹, führt zu Frustrationen, die sich in Zerstörungswut und Gewalt entladen können, wie allenthalben sichtbar wird. Nicht die Jugend, sondern unverständige Erwachsene sind hierbei das eigentliche Problem.

**THESE 6 Wagnisse lassen sich unterschiedlich deuten und bewerten**
(interpretationsspezifische Aspekte)

Die Frage, was Menschen veranlasst, Sicherheiten bewusst aufzugeben und sich auf risikoreiche Unternehmungen einzulassen, lässt eine Vielzahl von Antworten zu. Diese haben in der Wagnisforschung zu einer Reihe von Theorien geführt, von denen sechs kurz beleuchtet werden sollen:

1. Der älteste wissenschaftlich fundierte Erklärungsansatz, dem man noch heute in Talk-Shows des Fernsehens begegnen kann, geht auf S. FREUD zurück.

Freud, der bekanntlich Nervenarzt war, interpretiert den Drang zu risikoreichen Handlungen als neurotisch bedingt. Ich habe ihn deshalb **Neurose-Theorie** genannt. Neurosen sind seelische Erkrankungen ohne einen organischen Befund, körperlich also kaum erkennbar. Die Wagnisneurose erklärt FREUD aus einem meist frühkindlichen traumatischen Urerlebnis. Solch ein Trauma kann sich z.B. durch ein Fallerlebnis ergeben, das sich dann als Neurose dauerhaft festsetzt. Diese armen, psychisch kranken Menschen taumeln nach FREUD zwanghaft von Risikounternehmung zu Risikounternehmung, um das seelische Gleichgewicht wiederzufinden, das ihnen verloren ging. Sie müssen sich immer wieder beweisen, dass sie stark sind, in der Lage, das Risiko zu beherrschen. Zur Therapie ihres pathologischen Zustands (der nach Auffassung der Freudianer natürlich therapiebedürftig ist) versucht der Psychoanalytiker, das Urtrauma zu identifizieren. Wenn sich kein frühkindliches Trauma finden lässt, wird davon ausgegangen, dass es verdrängt, ins Unterbewusstsein verschoben wurde. Der Wagnissucher ist krank, psychisch gestört, ohne es zu merken.



*Kinderzeichnung eines Kopfsprungs (9 Jahre).* aus: S. Warwitz-Sinnsuche im Wagnis 2001, S. 79

Es ist vorstellbar, dass Freud zu anderen Auffassungen gekommen wäre, wenn er z.B. die Kinderzeichnung eines Neunjährigen, der das Fallen in jeder Phase unverkennbar genießt, gekannt hätte, – wenn er mit gesunden, dynamischen statt mit kranken Kindern gearbeitet hätte, – wenn er statt Neurologe Pädagoge gewesen wäre.

2. Eine Theorie, als deren Hauptvertreter der Franzose LE BRETON gelten kann, weist dem Risiker ebenfalls pathologische Züge zu. Ich nenne sie die **Ordal-Theorie**.

Ein Ordal ist ein Gottesurteil. Ordale wurden im Mittelalter als eine Art Gottesgericht praktiziert. Wenn ein Verurteilter sich unschuldig fühlte, konnte er als letzte Möglichkeit, der Hinrichtung zu entgehen, ein Gottesurteil erwirken. Wenn er also Gift nahm, mit bloßen Füßen über glühende Eisen ging oder sich gefesselt in einen Fluss werfen ließ und dabei überlebte, war er per Gottesurteil als unschuldig erwiesen und anschließend sogar hoch angesehen, weil Gott persönlich ihn vor einem Fehlurteil geschützt hatte. Kletterer »free solo« oder ›Crash-Kids‹, die mit zwei Autos aufeinander zurasen (verloren hat, wer zuerst ausweicht), sind für LE BRETON Ordaliker. Sie machen ihr Überleben weitestgehend von einer glücklichen Entscheidung des Schicksals abhängig. Das Leben wird dabei umso intensiver erlebt, je mehr die Nähe des Todes spürbar wird. Für das Bergsteigen gilt: Wer seinen Spannungsreiz, einen Berg zu besteigen aus der Zahl der Toten bezieht, die dieser Berg bereits gefordert hat, ist ein Ordaliker. Der Ordaliker ist ein Grenzgänger, der sich gern am Abgrund des Todes bewegt und daraus Sinn bezieht. Ein Buchtitel wie ›Alle 14 Achttausender – überlebt‹ deutet auf eine Ordalmentalität hin.



3. Der Risikosuchende kann seinen Reiz auch aus der seltsamen Lust beziehen, die sich einstellt, wenn eine Phase der Angst glücklich überstanden wurde. Ein solches Erleben ist z.B. für jugendliche Mutproben oder für das Bungeefallen typisch. Nach der sog. **Angst-Lust-Theorie**, die mit Namen wie BALINT oder ZUCKERMAN verbunden ist, begibt sich der Reizsuchende zunächst in einen sehr unangenehmen Zustand. Er quält sich in einer Phase der Angst, um die anschließende Befreiung aus dieser Unlust als Lust zu erleben. Es handelt sich um eine Reizkonstellation, die ihre Wirkung aus dem Kontrast extremer Gefühlsregungen bezieht, eine das Innerste aufwühlende Gefühlsmischung, die als faszinierend erlebt und im Englischen als ›Thrill‹ bezeichnet wird.

4. Eine weitere Theorie beschreibt den Wagenden als eine Persönlichkeit, die an einer Sinn- und Identitätskrise leidet. Tief in seinem Inneren von Ängsten geplagt, aber von dem dringenden Bedürfnis getrieben, als wagemutig zu gelten, schlüpft er in eine gegenteilige Rolle, die ihm von Natur aus eigentlich gar nicht liegt. Dieser sog. **Kontraphobiker** unterzieht sich ständig unter größter Selbstverleugnung Herausforderungen und Mutproben, um seine Angstbesessenheit vor sich selbst und vor anderen nicht offenkundig werden zu lassen. Der Kontraphobiker ist ein Held wider Willen, eine gespaltene, man kann sagen schizophrene Persönlichkeit. AUFMUTH hat solche Menschen aus dem Bereich des Extrembergsteigens beschrieben.

5. Der amerikanische Glücksforscher CSIKSZENTMIHALYI hat einen positiven Erklärungsversuch geliefert, der nach unseren Befragungen besonders bei wagnisbereiten Menschen auf eine breite Zustimmung trifft. Sie fühlen sich von diesem Denkansatz in ihrem Erleben verstanden. CSIKSZENTMIHALYI ist der Vater der **Flow-Theorie**. ›Flow‹ bedeutet ›fließen‹, ›fluten‹, ›strömen‹.

Nach CSIKSZENTMIHALYI erlebt der Wagende ein Hochgefühl des Seins, wenn er erfährt, dass sein Können den Herausforderungen, denen er sich stellt, voll gewachsen ist. Dieses Hochgefühl kann das Kind beim Bauen seiner Sandburg ebenso erleben wie der Chirurg bei einer Operation oder der Extremsportler bei seiner Hochleistung. Wer sich im Flow befindet, ist total bei der Sache. Er geht in seiner momentanen Tätigkeit voll auf. Er befindet sich im Einklang mit sich und der Welt. Die Zeit wird unwichtig. Die Aktivität bedarf keiner Rechtfertigung von außen. Sie belohnt sich selbst. Im Flow durchlebt man eine Phase des Glücks.

Warum vermittelt nun ein *großes* Wagnis ein besonders intensives Flowerleben? Die Antwort ist einfach: Eine risikoreiche, anspruchsvolle Aufgabe erfordert erhebliche Kompetenzen und extreme Anstrengungen. Wer es auf diesem hohen Anspruchsniveau dennoch schafft, den Harmoniezustand von Anforderung und Leistung zu erreichen, kann sich eines entsprechend intensiven Glückserlebens sicher sein, sagt CSIKSZENTMIHALYI.

6. Das Erklärungsmodell von WARWITZ ist umfassender als die Flow-Theorie. Es bezieht diese ein, stellt sie aber zusätzlich unter eine Wertmaxime. Ich meine, dass Wagen mehr leisten kann und auch leisten sollte als ein bloß lustvolles Erleben. Das Wagnis hat mehr zu bieten als den intensiven, aber doch relativ oberflächlichen, nach der aufregenden Tätigkeit rasch wieder abflauenden und daher oft ernüchternden

**Erklärungsmodelle für Wagnisverhalten**

**Die Neurose-Theorie** (Freud, Balint u.a. Vertreter der Psychoanalyse)
**Die Ordal-Theorie** (Le Breton)
**Die Angst-Lust-Theorie** (Balint, Zuckerman u.a.)
**Die Kontraphobie-Theorie** (Fenichel, Aufmuth u.a.)
**Die Angst-Bewältigungs-Theorie** (Zuckerman, Semler, Epstein, Aufmutz u.a.)
**Die Flow-Theorie** (Csikszentmihalyi)
**Die Theorie des schützenden Rahmens** (Apter)
**Die Theorie des Sicherheitstriebes** (v. Cube)
**Die Theorie vom Leben in wachsenden Ringen** (Warwitz)

Literatur:
Aufmuth. U.: Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt ²1992
Balint. M.: Angstlust und Regression. Stuttgart ⁴1994
Csikszentmihalyi. M.: Das Flow-Erlebnis. Stuttgart ⁶1996
v. Cube. F.: Gefährliche Sicherheit. Die Verhaltensbiologie des Risikos. Stuttgart ²1995
Eibl-Eibesfeldt. I.: Der Mensch – das riskierte Wesen. München ³1997
Freud. S.: Psychologie des Unbewussten. Bd. III. Frankfurt 1975
Le Breton. D.: Lust am Risiko. Frankfurt 1995
Lilienthal. O.: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst. Berlin 1889
Warwitz. S.: Durch den Nebelwald auf den Gipfel. Die Besteigung des En-

duwa Kombugu in Papua Neuguinea. In: FAZ v. 2.2.1989 R 3
Warwitz. S.: Zum Berg des Lichts (Kilimanjaro). In: FAZ v. 7.9.1989. R 11/R 12
Warwitz. S.: Abenteuersport Gleitschirmfliegen. In: Sport Praxis 1 (1990) 57-59
Warwitz.S.: Faszinosum Deltaflug - 100 Jahre Drachenfliegen. In: Sport Praxis 3 (1992) 43-47
Warwitz. S.: Sinnsuche im Wagnis. Leben in wachsenden Ringen. Baltmannsweiler 2001
Warwitz. S.: Brauchen Kinder Risiken und Wagnisse? In: Grundschule 11 (2002) 54 f
Warwitz. S./Rudolf. A.: Vom Sinn des Spielens. Baltmannsweiler ²2004
Warwitz. S.: Verkehrserziehung vom Kinde aus. Baltmannsweiler ⁵2005
Zuckerman. M.: Sensation seeking. Beyond the optimal level of arousal. Hillsdale 1979
Zak. H.: Rock Stars – die weltbesten Freikletterer. München 1995

Flow. Gipfelfetischisten berichten immer wieder davon, dass ihre Motivationskurve nach Erreichen des höchsten Punktes rapide absinkt und der Abstieg nur noch gleichgültig absolviert wird. Wenn das Wagen auf die Verwirklichung von Werten abzielt, wenn es sich als werterfülltes Handeln vollzieht, wenn der Wagende über sein Tun Sinn verwirklicht, dann kann vom Wagnis eine lang anhaltende Wirkung ausgehen. Dann kann dem Wagnis nach meiner Überzeugung sogar eine menschenbildende Funktion zukommen.

Nach einem Rilkewort habe ich meinen Erklärungsversuch ›**Leben in wachsenden Ringen**‹ genannt. Dieses Bild soll deutlich machen, dass der Mensch in sich Wachstumsimpulse verspürt, die ihn dazu drängen, seine Lebensmöglichkeiten nicht nur einmalig, in einem einzelnen Wagnisakt, sondern stetig, in aufeinander aufbauenden Lebensringen, zu erweitern. Der Drang, intensiver zu leben, Werte zu erschließen, seine Persönlichkeit auszureifen, ist auf Progression angelegt, wenn man spürt, dass das eigene Fähigkeitsprofil zu anspruchsvolleren Leistungen in der Lage ist. Dieses Vortasten in neue Lebensräume, dieses schrittweise Vorwagen auch in gefährliche Bereiche, soll durch das Bild der wachsenden Lebensringe veranschaulicht werden. Es entspricht dem natürlichen Bildungsweg des unbeeinflussten Kindes.

### These 7 Im Wagnis werden Wertschöpfungen möglich
(historische und kulturschaffende Aspekte)

Betrachten wir das Problemfeld einmal historisch: Ist es vorstellbar, dass ein Alexander von Makedonien, ein Gajus Julius Cäsar, ein Jesus von Nazareth, ein Christoph Kolumbus, ein Martin Luther, ein Otto Lilienthal, ein Albert Schweitzer oder eine Mutter Theresa ihr Leben nach der Maxime ›Safety first‹ ausgerichtet hätten?

Die großen historischen Persönlichkeiten geben Anlass, einmal darüber nachzudenken, dass ›Wagnis‹ und ›Risiko‹ nicht nur unter den Gesichtspunkten Sicherheit und Nützlichkeit betrachtet und bewertet werden können. Der Durchschnittsmensch trachtet bei allem, was er tut, vor allem nach Sicherheit und Nutzen, nicht so der Ausnahmemensch. Der wagnisbereite Mensch will vor allem Werte verwirklichen, die ihm am Herzen liegen. Im Extremfall fühlt er sich einer inneren Sendung verpflichtet, deren Erfüllung er höher ansiedelt als die eigene Unversehrtheit.

Die Großen der Weltgeschichte waren in aller Regel auch große Wagende. Die Bedeutung, die wir ihnen heute zumessen, haben sie nicht durch Sicherheitsdenken, sondern durch enorm wagnishaltige Entscheidungen und Taten erworben. Als CÄSAR sich entschloss, mit seiner Armee den Grenzfluss Rubikon zu überschreiten, auf Rom zu marschieren und den mächtigen Pompejus herauszufordern, war das ein gewaltiges Wagnis, mit dem er seine Existenz aufs Spiel setzte. Das Wagnis veränderte die ganze damalige Welt und machte den Namen ›Cäsar‹ auch als ›Kaiser‹ oder ›Zar‹ zum Inbegriff höchster Macht.

Die großen Wagenden sind häufig Besessene einer bestimmten Idee. Die Zeitgenossen belächeln sie, solange ihre Träume kaum erfüllbar scheinen wie die Flugversuche des Otto LILIENTHAL, den sie als den ›Verrückten von Lichterfelde‹ verspotteten. Sie bewundern sie und setzen ihnen Denkmäler, wenn die Idee Erfolg hat. Die großen Wagenden riskieren als Preis des Außergewöhnlichen ein kurzes Leben. Alexander wurde nur 32, Jesus nur 33, Cäsar nur 43 Jahre alt. Aber sie haben das Gesicht der Welt verändert, die Entwicklung der Menschen entscheidend beeinflusst, so unterschiedlich ihre Taten auch sein und zu beurteilen sein mögen. Der Philosoph Sokrates schuf eine neue Ethik, Alexander der Große ein Weltreich. Jesus gründete eine Weltreligion. Nach der Intensität, mit der die Wagenden ihre Lebensaufgabe verfolgen und der Folgenschwere ihrer Opferbereitschaft lassen sich **drei Kategorien von Wagenden** unterscheiden:





*Otto Lilienthal, Pionier des Fliegens.*
Foto: Historisches Foto von 1895, Berlin, Archiv Siegbert Warwitz

**Zur ersten Gruppe** gehören Menschen, die die Erfüllung einer bestimmten Aufgabe über ihr eigenes Leben stellen. Sie opfern ihre physische Existenz bewusst, um dem Lebenswerk, an dem ihnen so viel liegt, zum Durchbruch zu verhelfen. Sie werden zu Märtyrern ihrer Idee. Sie wagen sehr viel, denn sie werden den Erfolg ihres Wagens nicht mehr erleben. Er wird sich – wenn überhaupt – erst durch und nach ihrem Tod zeigen.

SOKRATES von Athen und JESUS von Nazareth waren solche extreme Wagende. Für Sokrates wie für Jesus war ihre Mission einer Erneuerung des ethischen Bewusstseins der Menschen wichtiger als das begrenzte physische Leben. Sie dachten und handelten in großen Zeiträumen. Sie nahmen dafür einen ungerechten Tod freiwillig auf sich. Das hat sie unsterblich gemacht.

**Die zweite Gruppe** bilden die Wagenden, die bei der Verfolgung ihres Anliegens bis an das Limit des Menschenmöglichen gehen, gleichzeitig aber alles tun, die entscheidende Grenze zum Tode dabei nicht zu überschreiten. Sie sind Grenzgänger zwischen Leben und Tod. Aber sie möchten ihre Aufgabe lebend erfüllen. Hierzu zählen die berühmten Forschungsreisenden Christoph KOLUMBUS, James COOK oder Alexander von HUMBOLDT, die unter erheblicher Lebensgefahr unbekannte Regionen des Globus entdeckten. Hier ist Martin LUTHER einzuordnen, der mit seinen aufrührerischen Thesen die mächtige katholische Kirche herausforderte und sich dann ein Jahr lang auf der Wartburg vor seinen Verfolgern verstecken musste. In diese Gruppe gehören auch Grenzgänger im Bereich des Abenteuers wie der Bergsteiger Hermann BUHL, der mit 32 Jahren verunglückte, aber neue Dimensionen menschlicher Leistungsfähigkeit erschloss.

**Die dritte Gruppe** schließlich umfasst alle diejenigen, die bereit sind, ein überschaubares Wagnis einzugehen, dessen Risiken sich durch eine verantwortungsbewusste Kompetenzerweiterung beherrschen lassen. Hier haben Albert SCHWEITZER oder MUTTER THERESA ihren Platz, die sich mit ihrer Hilfsbereitschaft in einem gefährlichen Umfeld bewegten. Hier sind Unternehmer, Missionare, Wagnissportler, aber auch Kinder und Jugendliche anzusiedeln, die sich Herausforderungen an ihren Mut und ihr Können stellen.

### These 8 Wagnis und Risikobereitschaft müssen von Wertdenken getragen sein. Nicht Thrill, sondern Skill muss das Wagnis bestimmen
(ethische und pädagogische Aspekte)

Während in den bisherigen Ausführungen auf Wertungen weitestgehend verzichtet wurde, soll dies mit der letzten These nun nachgeholt werden:

Was unterscheidet den Autobahnraser ›Turbo-Rolf‹ von dem jungen Mann, der es wagt, sich beruflich selbstständig zu machen oder dem, der anderen in einer gefährlichen Situation, etwa in Bergnot, hilft?

Wagnisfähigkeit ist zunächst nur eine formale Tugend. Sie ist zwar nicht wertfrei, aber nur eine Basis für hochwertige Leistungen. Sie muss, wenn sie werthaltig sein soll, mit wertvollem Inhalt gefüllt werden. Das Wagnis muss Taten von Wert hervor-

**Jenseits jeder Moralisierung unterscheide ich in verwerfliche, problematische, akzeptable und hochwertige Risikohandlungen:**

**Risikohandeln ist verwerflich,**
- wenn es menschenverachtend Leben vernichtet,
- wenn es Grenzen des Anstands, des Intimen, des religiös Tabuisierten und damit innerste Gefühle verletzt (Tabubruch, Besteigen heiliger Berge),
- wenn es Kulturwerte oder fremden Besitz zerstört,
- wenn es niedrigen Instinkten erwächst (Vergewaltigung, Drogenkonsum).

**Risikohandeln ist problematisch,**
- wenn es aus Langeweile, Vergnügungssucht oder Geltungsbedürfnis entsteht,
- wenn es die Steuerung nicht dem eigenen Können, sondern dem Zufall überlässt (Roulettspiel),
- wenn es Risikohandeln ohne jegliche Wertebasis bedeutet (Thrill),
- wenn es die Solidargemeinschaft mit Leichtsinnsfolgen belastet (Unfälle).

**Risikohandeln ist akzeptabel,**
- wenn ein Lustgewinn, – auch ohne ethische Überhöhung – angestrebt wird,
- wenn ein Traum realisiert wird, der den Einzelnen bewegt,
- wenn eine Abwechslung zum tristen Alltag gesucht wird,
- wenn die Solidargemeinschaft nicht belastet wird.

**Risikohandeln ist hochwertig,**
- wenn persönliche Sinnerfahrungen gemacht, Werte verwirklicht werden,
- wenn es einer bedeutsamen Sache zum Durchbruch verhilft,
- wenn ihm ein persönlicher oder gesellschaftlicher Fortschritt erwächst,
- wenn das Wagnis Hilfsbedürftigen zugute kommt (Rettungsaktionen).

bringen. Die Wertgebung aber ist subjektabhängig: Nicht jeder schätzt z.B. religiöse, machtpolitische oder sportliche Anliegen. Das Klettern in einer senkrechten Wand, für die einen ein faszinierendes, bereicherndes Erlebnis, ist für andere eine schreckliche Horrorvorstellung. Selbstmordattentäter, für die einen mutige Freiheitskämpfer und religiöse Märtyrer, gelten den anderen als fanatisierte Terroristen und feige Massenmörder. Wegen dieser Abhängigkeit von einem spezifischen Wertehorizont empfiehlt sich für den Analysten die Beschränkung auf eine Kategorienbildung, die Urteile letztlich dem ethischen Niveau jedes einzelnen überantwortet. Einige Kriterien mögen dabei eine Annäherung an objektive Wertmaßstäbe erleichtern.

Es lassen sich mit der schon geleisteten Begriffsabgrenzung zwei Grundkategorien von Menschen unterscheiden, die sich – auf welchem Gebiet auch immer – bewusst Gefahren aussetzen, der ›Risiker‹ und der ›Wagende‹. Ich nenne sie den ›**Thrill-Sucher**‹ und den ›**Skill-Sucher**‹.

Unter ›Thrill‹ versteht man eine kurzzeitige hohe Erregung, wie sie etwa beim Achterbahnfahren oder beim Bungeefallen auch akustisch hörbar wird. Der Thrill gipfelt im Kick. Der Kick-Suchende, den ZUCKERMAN als ›sensationseaker‹ bezeichnet, will keinen großen Aufwand treiben. Er nimmt sich nicht viel Zeit. Er will der reizarmen Öde des Alltags kurzfristig entkommen und sich durch eine starke Erregung innerlich aufwühlen, um wieder Leben in sich zu spüren. Er sucht den Nervenkitzel. Eine solche starke Erregung bietet ihm die Lust, die aus einer überwundenen Angst entstehen kann. ›Angstlust‹ ist der deutsche Begriff für ›Thrill‹. Der Thrill ist auf Jahrmärkten, in Vergnügungsparks, bei kommerziellen Abenteuerveranstaltungen leicht und schnell zu haben. Er verlangt kaum aktive Beteiligung. Man zahlt und lässt sich dafür ›beabenteuern‹. Das Abenteuer wird zum wohlfeilen Konsumgut. Der Thrill hinterlässt keine tieferen Spuren in der Persönlichkeit, weil er zu wenig fordert.

Je mehr man in ein Abenteuer von sich selbst investiert, – an Mut, an Selbstüberwindung, an Anstrengung, an Zeit, an Opferbereitschaft, desto mehr erhält man zurück an Erlebniswert, an Erfahrung, an charakterlicher Prägung.

Im Gegensatz zum Thrill-Sucher befasst sich der **Skill-Sucher** eigenverantwortlich, intensiv und systematisch mit einer gefahrvollen Aufgabe, weil sie ihm ein großes Anliegen ist. Zu ihrer Bewältigung benötigt er ›Skill‹, d.h. ›Können‹, ›Erfahrung‹, ›Übung‹, ›Kompetenz‹. Skill muss mühsam erarbeitet werden. Der Skill-Sucher will die Risiken seiner Tätigkeit sicher beherrschen. Er will sich in einem schwierigen Gelände, am Berg, in der Wand, souverän bewegen. Sein Tun ist sinngeleitet und wertorientiert.

Ich hatte der anfangs erwähnten Frau, die wissen wollte, warum Menschen gefährliche Berge besteigen, geantwortet: » Weil es für sie Sinn macht, weil sie darin einen Wert erkennen, weil es sie innerlich bereichert!«

Viele Menschen können in einer Tätigkeit nur noch einen Sinn erkennen, wenn sie mit einem Nutzeffekt verbunden ist, wenn sie materielle Vorteile einbringt, gesundheitliche, pädagogische oder therapeutische Wirkungen erzielt oder sozialen Zwecken dient. Sinn braucht keine Nützlichkeit. Werthaltiges Tun belohnt sich selbst durch die innere Gewissheit, etwas geleistet und dabei persönlich gewonnen zu haben. Die Werthaltigkeit der Betätigung wird glückhaft gespürt. Eine Tätigkeit muss nicht für außer ihr liegende Zwecke instrumentalisiert werden, um als sinnvoll gelten zu können. Sie braucht keine Legitimation von außen. Eine sinnvolle Tätigkeit erfüllt den Menschen, auch wenn er dabei keinen materiellen Nutzen erfährt.

Es ist für heutige Kinder wertvoll und bildungsintensiv zugleich, nicht wie bei einer Pudeldressur nach jeder gewünschten Handlung mit einem Lob, einem Zückerchen, einer Streicheleinheit belohnt zu werden, d.h. auf Fremdverstärkung angewiesen zu sein, sondern das hoch Glückhafte einer sich selbst belohnenden Tätigkeit zu erfahren, wie es das selbstvergessen im Sand spielende Kleinkind noch erleben kann. Das Bergsteigen bietet hervorragende Möglichkeiten, sich ideell, nicht materiell in seinem Denken und Handeln zu orientieren.

Wir können jedoch nicht erwarten, dass sich werthaltiges Wagen von selbst einstellt. Die Wertausrichtung des Risikohandelns muss erzieherisch auf den Weg gebracht und gefördert werden. Sie braucht eine **Wagniserziehung**, die in unserem heutigen Schulsystem fast völlig fehlt.

Die deutsche Gesellschaft leidet an einer Vollkasko-Mentalität. Bereitschaft und Fähigkeit zu Wagnis und Eigenverantwortung sind deutlich unterentwickelt. Es sind Akzente für eine Gegenkultur notwendig, die der DAV setzen könnte.

**Kinder und Jugendliche brauchen Eltern**, die Wagnisbereitschaft überzeugend vorleben und den Umgang mit Gefahren zu lernen erlauben. **Sie brauchen Lehrer**, die den Wert des Wagens professionell vermitteln können. **Sie brauchen Politiker**, die den Sinn des Wagnisdrangs begreifen und die Energien nicht unterdrücken, sondern in konstruktive Bahnen lenken.

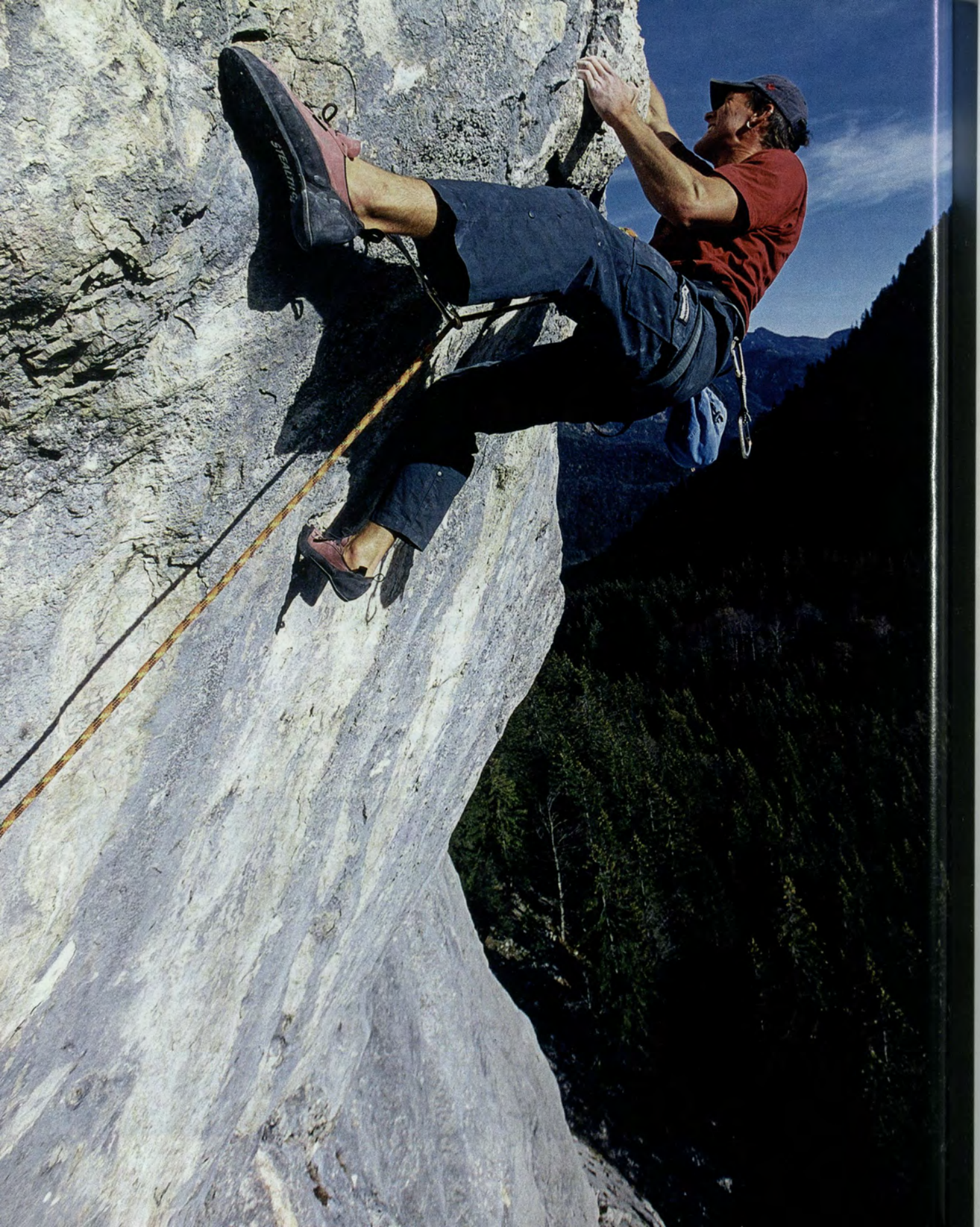
Eine gesunde Gesellschaft braucht Wagnisbereitschaft, weil diese Werte schafft. Sie ist die Grundlage für ein dynamisches Gemeinwesen, für eine blühende Wirtschaft, für eine kreative Kultur, für lebensbejahende Menschen. Wagnis ist ein wesentlicher Bestandteil wertstrebenden Lebens. Das bedeutet für den Einzelnen: Er muss sich wagen oder sich wichtige Träume und Werte, also Lebensqualität, versagen.

**Wagniserziehung bedeutet,**
- dazu befähigen, in gefahrenträchtigen Situationen für sich und andere Verantwortung zu übernehmen,
- erfolgreiches Risikomanagement zu vermitteln,
- das Selbstlohnende dieser Leistung erlebbar zu machen.

Daraus ergeben sich die Konsequenzen,
- Gefahrenumgang nicht zu diffamieren oder wegzurationalisieren, sondern zuzumuten und meistern zu helfen,
- Gefahrentraining nicht zu **ver**bieten, sondern **an**zubieten,
- eigenes Gefahrenmanagement nicht zu verweigern, sondern zu fördern (Beispiel selbstständiger Schulweg),
- Mutproben nicht als gefährliche Albernheiten, sondern als wichtige Entwicklungsreize zu sehen,
- Sportunterricht oder Technikunterricht in ihrem Risikopotenzial nicht zu beschneiden, sondern fruchtbar zu machen,
- Wagnissport nicht zu behindern und zu sanktionieren (Versicherungsaufschläge), sondern im Gegenteil zu fördern.



*Skitourengeher.*
Foto: Wolfgang Ehn




# Bergsport Heute

Joe Klausner

Toni Lamprecht

Andreas Mühlleitner

Eberhard Neubronner

Matthias Pinn

Gunar Streu

# Sierra Nevada del Cocuy

## Das vergessene Paradies

VON JOE KLAUSNER



*Pico sin Nombre.*
Alle Fotos: Joe Klausner

KOLUMBIEN IST ein wildes und chaotisches Land! Ein Land in das die Wenigsten reisen möchten. Und nicht ohne Grund, denn seit Jahrzehnten befindet es sich in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand. Es herrschen Gesetzlosigkeit, Gewalt, Drogenhandel und Delinquententum. Entführungen sind an der Tagesordnung.

Mehrere kommunistisch orientierte Guerillafraktionen kämpfen gegen Regierungstruppen und rechts gerichtete Paramilitärs. Drogenkartelle pflegen eine Symbiose mit der Guerilla. Diese gibt ihnen den Schutz, ihre Labors im Dschungel betreiben zu können. Ein Teil des Geldes aus dem Drogengeschäft fließt wieder der Guerilla zur Finanzierung des Widerstandes zu.

Es soll gut überlegt sein, wo man hinreist, denn nicht alle Landesteile stehen unter Kontrolle der offiziellen Regierung in Bogotá. Das gilt sogar für bestimmte Stadtteile. In den letzten Jahren ist die Guerilla zum Kidnapping übergegangen, um ihren Kampf zu finanzieren bzw. einen Gefangenenaustausch zu erzwingen. Diese Unsicherheiten sind der Grund, warum das Land kaum bereist wird, und die Wenigsten von dem Paradies gehört haben, das in der nordöstlichsten Ecke der Cordillera Oriental, in der Provinz von Boyaca, einen touristischen Dornröschenschlaf schlummert – die Sierra Nevada del Cocuy. Diese wunderschöne, aber kaum bekannte Gebirgskette ist im Vergleich zu anderen Gebirgsstöcken in Peru und Bolivien nicht besonders groß oder hoch. Sie ist nur auf 25 km vergletschert und beherbergt »nur« Fünftausender. Sie zählt aber zweifellos zu den landschaftlich schönsten Gebieten der südamerikanischen Anden. Ja, sogar der ganzen Welt.

Was die Sierra Nevada so auszeichnet ist ihre eigenartige Pflanzenwelt, die traumhaft gelegenen Seen, ihr einzigartiges Ambiente. Der Paramó, wie man die Hochmoore der nördlichen Anden nennt, ist ein botanisches Märchenland, vergleichbar mit den Biotopen der äquatorialen Bergregionen Ostafrikas. Allerdings sind es hier nicht Senezien und Lobelien die im Riesenwuchs auftreten, sondern Schafpelzpflanzen (Espeletien), Bromelien und andere exotische Blumen. Es sind die besonderen klimatischen Verhältnisse, die für diesen üppigen Pflanzenwuchs sorgen, wie die Höhenlage und die riesigen Niederschlagsmengen die aus dem Amazonasbecken und der Gran Sábaná heraufziehen und sich hier entladen. Die Berge sind manchmal wochenlang in Nebel gehüllt. Nur in der kurzen Trockenzeit zwischen Januar und Februar stehen die Chancen gut, die Sierra Nevada in ihrer vollen Pracht erleben zu können.

Das erste Mal war ich allein und in der Regenzeit dort. Ich verbrachte die meiste Zeit in Höhlen und sonstigen Unterschlüpfen, um dem ständigen Regen zu entgehen. Dabei habe ich die Berge kaum zu Gesicht bekommen. Was ich aber gesehen hatte hinterließ in mir den brennenden Wunsch wiederzukehren. Andere Touristen waren mir keine begegnet. Das hat sich auch bis heute nicht geändert. Damals war die Welt dort aber noch heil. Man konnte unbesorgt in die Berge ziehen.

Zwölf Jahre danach, bei meinem zweiten Besuch mit meinen beiden Freunden Robie und Toni, hatte sich die Situation grundlegend geändert. Zu Ende der 80er Jahre war auch die Guerilla in die Berge gekommen. Besonders im südlichen Teil war mit einer verstärkten Guerillapräsenz zu rechnen, die manchmal sogar Vorstöße in die Dörfer und Städte unternahm. Einen Monat vor meinem 3. Besuch hatten sie den Bürgermeister von Guican entführt und per Kopfschuss hingerichtet, weil er nicht gewillt war mit ihnen zu kollaborieren. Die Situation war höchst explosiv!

Das kleine, scheinbar verschlafene Städtchen Guican liegt auf 2900 Metern und ist der beste Ausgangspunkt für einen Abstecher in die Sierra Nevada. Die Bewohner behaupten übrigens, dass der Name eigentlich Sierra Nevada de Guican lauten müsste, denn sie liegt auf dem Gebiet ihrer Gemeinde. Sie leben zwischen zwei Fronten. Im Dorf das Militär, das »offiziell« zu ihrem Schutz da ist. Auf dem Land lauert die Guerilla.

**In die Sierra**

Unser Plan war es die Sierra Nevada ausführlich zu erkunden. Genauer gesagt den gesamten Gebirgsstock zu umrunden und dabei die höchsten Gipfel zu besteigen. Unser Gepäck mit Bergausrüstung, Zelten, Brennstoff und Nahrungsmitteln für einen Monat war aber weitaus zu voluminös und zu schwer, um es eigenhändig um die ganze Sierra zu schleppen.

Wir hatten Glück und konnten gleich am Tag nach unserer Ankunft in Guican ein Allradfahrzeug auftreiben, das uns bis zu den 1000 Meter höher gelegenen Cabañas de Kanwara, einer Alm, hochfuhr.

Dort deponierten wir den Großteil der Verpflegung und stiegen mit nur dem Notwendigsten weiter auf. Direkt am Fuße des Ritacuba Blanco, auf 4600 Metern, errichteten wir unser Basislager. Er ist mit 5350 Metern der höchste Berg der Sierra Nevada, über seine Westseite aber leicht zu besteigen.

Am nächsten Morgen rächte sich der zu schnelle Höhengewinn. Tonis Gesicht war geschwollen, wie wenn er mit Mohammed Ali im Ring gestanden wäre. Er hatte ein Gesichtsödem. Das sind Wasseransammlungen im Gesicht, die oft als Zeichen einer schlechten Akklimatisierung auftreten. Ein Ruhetag war unbedingt notwendig. Schon am Tag darauf hatten sich die

*Aufstieg zum Ritacuba Blanco Basecamp.*



Schwellungen gelegt und wir machten uns auf den Weg zum Gipfel. Zuerst ging es über vom Gletscher glattgeschliffene Felsplatten, dann über den mäßig steil ansteigenden Gletscherrücken. Leider zog kurz vor dem Gipfel dichter Nebel auf und zwang uns zum Abbruch. Ich wusste, dass seine Ostseite senkrecht abfällt, und die Gratbegehung wollten wir im dichten Nebel nicht riskieren.

Als wir wieder zu den Cabañas abgestiegen waren, versuchten wir die dort auf einer Alm lebenden Campesinos dazu zu bewegen, unser Gepäck mit Pferden an die Ostseite zu transportieren. Nach einigem Zögern erklärte sich ein junger Bursche namens Eduardo dazu bereit. Unter einer Bedingung: Er wollte am selben Tag wieder zurück sein. Das bedeutete, um unser Ziel an der Cueva Larga erreichen zu können, müssten wir vier über viertausend Meter hohe Pässe an einem Tag überqueren. Das entsprach vier normalen Tagesetappen an einem Tag – also ein Gewaltmarsch. Das hatten wir eigentlich nicht geplant, denn wir wollten ja auch etwas von der Landschaft sehen und nicht blindlings daran vorbei rennen. Zudem waren wir noch nicht richtig akklimatisiert. Aber es blieb uns nichts anderes übrig, als die Bedingung anzunehmen, denn sonst war niemand gewillt unser Gepäck zu transportieren.



Lässt sich kein Fahrzeug in Guican auftreiben, dann muss man den Aufstieg zu Fuß antreten und zwar über den Camino de Herradura, den alten Saumweg der Campesinos (Landbewohner).

Die eisgekrönten Gipfel der Sierra bleiben auf dem Weg ins Cardenillo Tal aber für einige Zeit noch unsichtbar. Erst am ersten Pass, dem Boqueron de la Ventura, 4100 m, werden die Nevados (die Schneebedeckten) voll sichtbar und es tauchen auch die ersten Schafpelzpflanzen, von den Einheimischen Frailejones genannt, auf. Diese eigenartigen, bis drei Meter hohen und behaarten Pflanzen sind es, die der Sierra Nevada eigentlich ihren besonderen Charakter verleihen. Der ganze Paramó ist mit ihnen übersät.

Grund für die Behaartheit der Frailejones sind die großen Temperaturunterschiede, denn hier, so nahe am Äquator, herrscht auf dieser Höhe, am Tag Sommer und in der Nacht Winter.

Im Cardenillo Tal weiden Schafe und Rinder. Die Almhütten sind aus den Stämmen der Frailejones gemacht. Hier mündet auch der kaum erkennbare Weg von den Cabañas ein, auf dem wir über den ersten Pass kamen. Um ins nächste Tal zu gelangen, mussten wir über den Boqueron del Carmen, 4300 m. Über sumpfige Wiesen ging es bergab zur Laguna Grande de los Verdes, 4000 m, einen See wie aus dem Bilderbuch. Diesmal verhüllten Nebel die Idylle, und wir zogen – ohne sie eines Blickes zu würdigen – daran vorbei.

*Abb. oben: Campesinos in Guican.*
*Abb. Mitte: Castilleja.*
*Abb. unten: Lager am Fuße des Castillo.*







Nach einem kurzen Anstieg zum Boqueron de los Frailes, 4200 m, waren wir an der nördlichsten Ecke des vergletscherten Teils der Sierra angelangt. Ein kurzer Abstieg folgte, dann wendete der Weg gen Süden und begann immer steiler zum höchsten Pass, dem Boqueron de la Sierra, 4850 m, anzusteigen. Hohe Felswände, die denen der Dolomiten ähneln, türmten sich auf, und der Pfad führte über Schutthalden und Moränen, vorbei am greifbar nahen Gletscher der Picos sin Nombre (die Gipfel ohne Namen), der die tiefblaue Laguna de la Isla speist.

Den Pass zierte ein kleiner Schrein mit der Jungfrau Maria. Der Blick von hier in das Valle de los Cojines war sagenhaft. Das von Gletschern ausgeschliffene Hochtal war mit jeder Menge Schafspelzpflanzen übersät und lag eingerahmt von den eindrucksvollen Gipfeln von El Castillo, 5100 m, und San Pablin Norte, 5200 m, in totaler Abgeschiedenheit da.

**Ein unberührtes Paradies !**

Doch dafür hatte ich im Moment keine Augen. Ich war erschöpft und außer Atem. Erbarmungslos hatte Eduardo die Pferde getrieben. Es war erst Mittag und wir waren schon am vierten Pass, dem Boqueron de la Sierra. Toni und Robie waren nirgendwo zu sehen. Der Junge hatte es sehr eilig, denn er hatte Angst von der Guerilla erwischt zu werden. Hier am Boqueron de la Sierra waren sie anscheinend schon gewesen. Darauf ließen die aufgesprühten Zeichen ELN (Ejercito de Liberacion Nacional) auf den Steinblöcken schließen. Das war auch der Grund, warum er am selben Tag wieder zurück zur Alm am Fuße des Ritacuba wollte. Es war ein Gewaltmarsch für ihn und seine Tiere.

Etwas unterhalb des Passes leuchtete die Laguna del Avellanal. Sie lag direkt zu Füßen von Ritacuba Norte, Ritacuba Negro, Ritacuba Blanco und den Picos sin Nombre. An deren Ufer lud er kurzerhand unsere Sachen ab. Das war zwar nicht so ausgemacht aber er ließ sich nicht umstimmen. Er verlangte sein Geld und machte sich auf den Rückweg.

Kolumbien gehört zu den unsichersten Reiseländern der Welt. Hier ist die Gefahr gewaltsam ausgeraubt zu werden größer als einfacher Diebstahl. Andererseits muss man auch nicht in jedem Menschen einen Banditen vermuten, der einen ausrauben will. Die meisten Kolumbianer sind sogar sehr freundlich und hilfsbereit.
Eine gehörige Portion Vorsicht und Misstrauen sind aber auf jeden Fall angebracht.
Im Folgenden einige Tipps und Vorsichtsmaßnahmen zu den Gefahren, die bei einem Kolumbien-Aufenthalt auftreten können:

- Reisen während der Nacht sollte möglichst vermieden werden. Besonders im Umkreis von Bucaramanga nach Norden und von Popayan nach Pasto im Süden. Hier werden regelmäßig Nachtbusse überfallen.
- In öffentlichen Verkehrsmitteln wie Langstreckenbussen sollte man keinerlei Süßigkeiten oder andere Nahrungsmittel von anderen Mitreisenden annehmen. Nicht selten sind Reisende ein paar Tage später aufgewacht – ohne alles, natürlich.
- Im Taxi unterwegs? Dann sollte man die Türen immer von innen verriegeln (besonders in Bogota in der Altstadt und vor allem in der Nacht).
- Stirbt während der Fahrt plötzlich der Motor des Taxis ab, dann sollte man auf keinen Fall aussteigen um anzuschieben. In diesem Fall ist das Taxi mit samt dem Gepäck weg.
- Es kann sein, dass man (in Bogota) von einem zivil gekleideten, vermeintlichen Polizisten angehalten wird der sich als »Geheimagent« ausweist. Nach einigen Fragen wird man aufgefordert, den Pass und das Geld zu zeigen. Zur Unterstützung der Glaubwürdigkeit dieser Masche taucht meist noch ein anderer Mann auf, der sich als Bürger eines anderen südamerikanischen Landes ausweist. Bereitwillig zeigt dieser Geld und Pass vor. Nun ist man selbst an der Reihe. Wenn man das tut, dann sind Pass und Geld weg. Immer darauf bestehen, auf die nächste Polizeistation zu gehen.
- Straßen-Smaragdverkäufer in Bogota: Kolumbien besitzt tatsächlich große Smaragdvorkommen. Allerdings sind auf der Strasse angebotene Smaragde mit großer Sicherheit unecht. Aufgepasst: Die Straßenverkäufer sind Überredungskünstler!
- Drogen: Kolumbien ist das Drogenland schlechthin. Über kurz oder lang werden einem mit Sicherheit Drogen zum Kauf angeboten. Geht man darauf ein, begibt man sich in große Gefahr. Wird man dabei erwischt, muss man entweder erhebliche Bestechungsgelder bezahlen oder man landet in einem kolumbianischen Gefängnis – und das bietet keine guten Aussichten für die Zukunft.

Bevor man in eine Region wie z.B. die Sierra Nevada del Cocuy reist, sollte man sich vorher gründlich über die Sicherheitslage im Gebiet erkundigen. **Sollte die Guerrilla nach wie vor in der Region präsent sein, ist von einem Besuch dringend abzuraten.**
In Guican oder El Cocuy sollte man nochmals genaue Informationen zur Lage einholen. Vor Ort wissen die Menschen am besten Bescheid. Es ist immer eine gute Idee, Informationen von mehreren Personen einzuholen.

Nützliche Websites, um sich vorab über die Sicherheitslage zu erkundigen:

• **Das Auswärtige Amt**:
www.auswaertiges-amt.de
unter Reiseinfos/Sicherheitshinweise.
Hier ein Auszug von den Sicherheitshinweisen des Auswärtigen Amtes (Stand: 08. April 2005):
Das Auswärtige Amt rät dringend von allen Individualreisen, aber auch von Gruppenreisen über Land ab.
Die bewaffneten Auseinandersetzungen und die Gefahr terroristischer Anschläge halten an. Es muss mit Anschlägen und Angriffen auf Ziele wie öffentliche Gebäude, aber auch Touristenhotels, Clublokale, Restaurants, Supermärkte, Parkplätze sowie öffentliche Verkehrsmittel gerechnet werden.
Es besteht zudem landesweit eine ernstzunehmende Gefahr von Entführungen durch die illegalen bewaffneten Gruppen und durch kriminelle Banden, die häufig für Lösegeld oder politische Forderungen auch Ausländer mitunter jahrelang als Geiseln festhalten. Kolumbien ist weltweit das Land mit den meisten Entführungen. Die Kriminalitätsrate und insbesondere die allgemeine Gewaltbereitschaft sind im gesamten Land sehr hoch. Hiervon sind auch Viertel der Hauptstadt Bogotá betroffen, in denen sich Ausländer üblicherweise bewegen.

• **Die Kolumbianische Botschaft**:
www.botschaft-kolumbien.de
Email: info@botschaft-kolumbien.de.
Von der kolumbianischen Botschaft wird empfohlen, die Presse (kolumbianische und internationale) und die Webseiten der kolumbianischen Regierung zu lesen. Dafür sind allerdings gute Spanischkenntnisse erforderlich.
www.presidencia.gov.co
www.mindefensa.gov.co
www.das.gov.co



Als meine Freunde ankamen, hatte es bereits zu regnen begonnen aber die steinige Umgebung der Lagune war für ein Lager schlecht geeignet. Der beste Platz, die Cueva Larga, lag noch eine halbe Stunde entfernt unter einem riesigen Felsüberhang inmitten eines Frailejon-Waldes. Bis zu dieser Stelle hätte Eduardo unser Gepäck eigentlich bringen sollen. Obwohl wir mit unseren Kräften am Ende waren, mussten wir unseren ganzen Krempel selbst noch dort hin schleppen.

An der Cueva Larga hatte ich schon 1982 mehrere Schlechtwettertage abgewartet, und auch diesmal sollte sie uns wieder für einige Zeit als Unterschlupf dienen. Es gab weit und breit keinen besseren Platz. Wir waren gut geschützt und konnten von hier aus gut die Gegend erkunden. Winzige Kolibris surrten durch die Luft und schwebten wie Hubschrauber über den Blüten der Frailejones. Und das auf über 4000 Metern Höhe. Dennoch nagte an uns immerzu die Ungewissheit wo, wann und ob wir auf die Guerilla stoßen würden. Aber Gott sei Dank tauchte niemand auf.

Als uns das Wetter einige makellose Tage bescherte, nützten wir die Gelegenheit, einen der Picos sin Nombre zu besteigen. Es war eine unkomplizierte Tour. Eine Gletscherwanderung, die aber ein tolles Panorama auf die Ritacuba Gipfel bot. Sicher, es gab auch herausfordernde Touren, aber wir wollten hier kein unnötiges Risiko eingehen.

Unser Vorräte waren inzwischen geschrumpft, und wir konnten alles in unsere Rucksäcke packen und weiterziehen. So idyllisch es von oben auch ausschaute, der Talboden des Valle de los Cojines war ein einziger Sumpf. Ohne nasse Füße ging da gar nichts. Aber die Ruhe und die einzigartige Berglandschaft waren paradiesisch. Der Wildbach, der das Tal entwässert, stürzte in einer spektakulären Kaskade in das Ratoncito Tal, das wiederum in die Llanos am Ostrand der Anden hinunterführt.

Unser nächstes Ziel war El Castillo, der eindrucksvollste Gipfel in der Sierra. Castillo bedeutet Festung und das ist der Berg wirklich. Seine gefährlichen Hängegletscher ließen keine sichere Annäherung zu. Altersschwache Balkone aus Firn und Eis klebten an den Wänden und würden vermutlich bei der geringsten Berührung zusammenbrechen. Schließlich fanden wir aber eine sichere und doch genussvolle Route. Sie führte über den Nordgrat und entpuppte sich als klassische Eistour. Der Ausblick vom Gipfel war überwältigend. Die umliegenden Berge waren keineswegs Giganten, dafür war es die Eigenart der Landschaft, die beeindruckte. Besonders auffallend waren die Schichtungen der aufgefalteten Erdkruste.

Vom Lager am Fuß des Castillo ging es über Moränen vorbei an der Laguna del Rincon zum Boqueron del Castillo. Das ist eine Scharte zwischen San Pablin Sur und El Castillo. Über dessen schrumpfenden Gletscher stiegen wir ab zur Laguna del Panuelo. Seit der Cueva Larga war die Route weglos. Bei guter Sicht wäre das für uns kein Problem gewesen, aber es fiel wieder Nebel ein und machte die Orientierung schwer. Intuitiv hielten wir uns rechts nahe an den Felswänden. Schlechtes Wetter zwang uns zu einem ungeplanten Lager. Zwei Tage goss es in Strömen. Mühsam ging es weiter über Felskuppen, Sümpfe und Blockhalden bis wir zur einem der schönsten Plätze in der Sierra Nevada gelangten. Die Laguna de la Plaza ist der größte See in der Sierra und ein Juwel von unbeschreiblicher Schönheit. Nichts kann einen auf den ersten Eindruck vorbereiten. Aber wir trauten uns nicht, lange an diesem herrlichen Platz zu verweilen.

Von hier boten sich uns zwei Routen an. Eine über Lagunillas, von der wir wussten, dass dort die Guerilla lagert. Diese kam also nicht in Frage. So blieb noch die anspruchsvollere und sowieso schönere über den fast 5000 Meter hohen vergletscherten Boqueron de Bellavista. Der Aufstieg war mühsam. Der Abstieg umso genussvoller. Über Firn rutschten wir auf unseren Schuhsohlen Richtung Lagerplatz an der ebenso traumhaft gelegenen Laguna Grande de la Sierra, in dessen Wasser sich der Gipfel des Concavo, 5200 m, widerspiegelte. Wir konnten der Versuchung ihn zu besteigen nicht widerstehen. Der Lohn war eine phantastische Aussicht auf die Gipfel der südlichen Sierra Nevada.

Durch Wälder von Frailejones ging es bergab. Nur schwer konnten wir unseren Blick von der traumhaften Bergkulisse reißen. Immer wieder mussten wir anhalten um noch einen Blick zurück auf den Concavo, Pan de Azucar und das Pulpito del Diablo (Rednerpult des Teufels) zu werfen.

Gern wären wir noch länger im Paradies geblieben. Aber die Angst vielleicht für immer bleiben zu müssen trieb uns wieder in die Zivilisation, die wir an der Hacienda La Esperanza erreichten.

Was bleibt ist die Sehnsucht irgendwann einmal, in einer besseren Zeit, in dieses Paradies zurückkehren zu dürfen.

*Abb. vorhergehende Seite: Auf dem Gipfelgrat des Castillo.*
*Abb. kleines Bild: Echinacea.*
*Abb. unten: Laguna de la Plaza beim Aufstieg zum Boqueron de Bellavista.*





# Grönland 2004

## Die Ruhe vor dem Sturm

von Toni Lamprecht

Ende Juli 2004 startete ein siebenköpfiges deutsch-schweizerisches Team auf eine sechswöchige Expedition in den tiefsten Süden von Grönland, um auf der Insel »Quvernit« neue Routen im Alpin- und Big-wall-Stil erstzubegehen. Die Teilnehmer – das Brüderpaar Ivan und Michi Tresch, Michi Wyser, Caro Morel, Tom Holzhauser, Wanja Reichl und Toni Lamprecht – betraten dabei absolutes Neuland, denn die abgelegenen Berge am Kap Farvel mit ihren bis zu 1300 m hohen Granit-Formationen stellten ein noch völlig unerschlossenes Kletter-Eldorado dar.



*Frühstück im Fjord.*
Foto: Ivan Tresch

**Prolog**

»Wie war es denn in Grönland?«

Wenn mir im Nachhinein einer diese Frage stellen würde, so könnte ich ihm unsere Expedition an die Südspitze Grönlands kurz mit Hilfe der Begriffe »große Wände, bester Fels, dunkelblaue Fjorde, Einsamkeit, Ruhe, Mücken und Sturm« umschreiben. Wahrscheinlich stellt sich ein Außenstehender Grönland viel eher als ein Land mit Eis, Schnee, Schlittenhunden und Eskimos vor. Es gibt aber auch das andere Grönland, jenes, das einst Erik der Rote um die vorletzte Jahrtausendwende seinen Verwandten in Island beschrieb, um sie zur Gründung einer Kolonie auf der größten Insel der Welt zu bewegen.

Auf dieser gigantischen Insel – oder genauer gesagt, auf einer Grönland unmittelbar vorgelagerten »Mini-Insel« – sitze ich nun und schaue auf den tiefblauen Fjord, höre dem Rauschen des Wassers zu und schließe die Augen. Lautlos gleitet ein Konvoi von Wikingerbooten durch die nebelverhangene Bucht auf der Suche nach saftigen Wiesen, Treibholz und schier endlosen Fanggründen. Erik muss seinen Verwandten auf jeden Fall die Mücken verschwiegen haben, denn diese vertreiben mich aus meinen Vergangenheitsträumen und versetzen mich wieder in die Gegenwartsrealität zurück. Hier ist also das Ziel unserer Reise: die riesigen, ungekletterten Granitwände im tiefsten Süden der 3500 km langen Insel. Die kalte Belohnung fast einjähriger Vorbereitungen für eine sechswöchige Expedition ins Land der Inuit, Wale, Eisbären und einer endlosen Einsamkeit. Meine Gedanken kehren plötzlich zurück an einen Sommerabend in Dänemark, an dem alles begann ...

Bereits im Sommer 2001 starteten wir schon einmal von Kopenhagen aus in Richtung Arktis, um auf der Insel Pamiagdluk Erstbegehungen zu machen. Während dieser Expedition mit Tom Tivadar, Gabor Berecz und Günter Dengler gelangen uns drei neue Routen bis 9-/A4, bis 1100 m lang und in bestem Granit. Träume von noch unerschlossenem Neuland vermischten sich dann in den Jahren danach mit den Erinnerungen an diese Unternehmung. Ich wusste bereits damals, dass ich noch einmal in





*Michi Tresch, Toni Lamprecht und Wanja Reichl (v.l.n.r.) auf Beutesuche.*
Foto: Ivan Tresch

das Land am Polarkreis reisen würde. Oder genauer gesagt, noch weiter südlich, in unbekanntes Terrain. Schließlich hatte ich eine weitere Inselgruppe am Kap Farvel als steile und bizarre Felsengruppe in Erinnerung.

Im Juli 2003 fand ich in den Tresch-Brüdern und Michi Wyser schließlich Gleichgesinnte und bis zum Jahresende war die bunt gemischte Grönland-Truppe mit Tom Holzhauser, Wanja Reichl und Caro Morel schließlich komplett.

Was danach folgte, waren viele Monate der Organisation und Vorfreude. Schon vor der Abreise waren unsere Nerven vor ungewisser Erwartung bis zum Zerreißen angespannt. Fast täglich telefonierte ich mit Wanja oder mit der Schweiz, um die Liste des notwendigen Materials zu komplettieren.

**Anreise**

Wie schon 2001 fängt unsere Reise alles andere als eisig an, sondern sehr hochsommerlich: In Kopenhagen steigt man nämlich mit T-Shirt und Flip-Flops bekleidet in das Flugzeug und rechnet nicht im geringsten mit dem, was einen bei der Landung erwartet. Innerhalb einer kurzen Beschleunigungsphase und dem ruckartigen Abheben verlässt man den Luxus der »normalen«, von Hightech und Wirtschaftswachstum geprägten westlichen Welt. Nur 4½ Stunden später landet man in Narsassuaq, dem südlichen der beiden Zivil-Flughäfen Grönlands, bestehend aus einer Rollbahn, einem 30 m langem Flughafengebäude und ein paar Beton-Flachbauten aus der Zeit der amerikanischen Militarisierung während und nach dem 2. Weltkrieg. Nichts erinnert hier an die in Bildbänden abgelichtete Inuit-Lebensweise, charakterisiert durch Iglus, Eisbärenfelle, Eiswüsten ...

Stattdessen sieht man Autos auf der immerhin 2,5 km langen Straße, grelle Gore-Tex-Jacken, überall freundliche Gesichter, aber auch die ersten Indizien der Gesellschaftsdrogen Zigaretten und Alkohol. Auf den ersten Blick gibt es hier nicht wirklich etwas Abenteuerliches zu erleben. So steuert unsere Truppe zunächst eher ziellos zwischen Flughafen, Museum und benachbartem Café hin und her, den Zeitraum bis zum nächsten Flug überbrückend. Ein Auto, welches kurzerhand den Zaun vor dem Flughafen rammt, verdeutlicht uns anschaulich das Nichtvorhandensein grönländischer Verkehrsregeln.

Eine Stunde Helikopterflug weiter südlich liegt Nanortalik, eine hübsche, grönländische »Kleinstadt« mit bunt gestrichenen Holzhäuschen, die in aufgelockertem Muster um eine malerische Insel-Bucht verteilt sind. Hier bekommt man schon eher ein Gefühl für die Lebensweise in einer der abgelegensten Gegenden der Welt. Das Boot hat hier den Status wie bei uns das Auto:



*Nanortalik.*
Foto: Ivan Tresch

es ist Lebensunterhalt, Transportmittel, Sportgerät und vielleicht die einzige Möglichkeit, dem Alltag in dem 1500-Seelen-Ort zu entkommen.

Während einer kleinen Wanderung nehmen wir den ersten richtigen »Kontakt« zur grönländischen Wirklichkeit auf. Die Ruhe ist einzigartig und die Landschaft unbeschreiblich schön. Verstreute Granit-Blöcke laden zum Bouldern ein. Was würden wohl der »rote Erik« und seine Wikinger denken, wenn sie uns hier beim Klettern beobachten könnten? Wahrscheinlich würde es ihnen nur ein Stirnrunzeln oder Kopfschütteln entlocken, denn zu ihrer Zeit, vor rund 1000 Jahren, gab es so gut wie keine Hobbys, und das Wikingerleben war wohl auch eher der Kampf um das reine, harte Überleben! So etwas wie Zeitdruck, Stress oder Terminplanung scheint es in Nanortalik nicht zu geben. Auch wir fangen langsam an, die innere Unruhe zu besänftigen und die Landschaft entlang der mit Eisbergen gefüllten Fjorde auf uns wirken zu lassen. Nur ein paar Fischerboote durchpflügen das dunkle Blau des Polarmeers. Das Fischen hat hier große Tradition. Bis vor nicht allzu langer Zeit durften sogar Wale erlegt werden. Das ganze Dorf war dann während des Zerlegens am Feiern, denn schon die rohe Haut alleine gilt als ein absoluter Leckerbissen. Überhaupt gehören Feiern und Gastfreundlichkeit zur Tradition der Inuit und sind ein wichtiger Teil ihrer Geschichte.

**Geschichte**

Die Inuit-Lebensweise von früher und heute hat sich grundlegend gewandelt, ist so verschieden wie Ruhe und Sturm. Um die Bräuche und Sitten der Inuit auch nur annähernd zu verstehen, muss man zuerst einmal ihre Geschichte betrachten. Mehrere Völkerwanderungen brachten das Volk der Inuit von ihrer ursprünglichen Heimat in Kanada und Alaska an die Küsten Grönlands. Im Einklang mit der Natur überlebten sie seit mehreren tausend Jahren an einem der klimatisch unwirtlichsten Orte der Erde. Im Norden der arktischen Insel ist es zwar in den Sommermonaten nahezu 24 Stunden hell. Dafür dauert der arktische Sommer manchmal nur wenige Wochen. Im Winter erreicht der Tag dann maximal vier Stunden Dämmerzustand, gepaart mit eisigen Temperaturen weit unter der Null-Grad-Grenze, welche die Jagd oft unmöglich machen. Selbst im äußersten Süden dauert der Sommer mit seinen relativ moderaten Temperaturen nicht länger als zwei Monate und der Tag misst auch hier im Winter selten mehr als sechs Stunden. Die Temperaturen erreichen dann so gut wie nie Plus-Grade und die Häfen sind nur bedingt eisfrei. Dennoch gelang es den Inuit, genügend Nahrung für die ganzjährige Versorgung der Familien zu sammeln und auf eine für sie optimale Weise mit einfachen, aber dennoch sehr effektiven Mitteln viele Jahrhunderte lang zu überleben.

Bis der weiße Mann wie ein Sturm über das ruhige Grönland fegte. Damit sind nicht der rote Erik und seine Wikinger gemeint, denn zu deren Lebenszeit (und in den 600 Jahren danach) gab es so gut wie keine Berührungspunkte. Der Grund hierfür wird in den unterschiedlichen Jagdgründen und im Vorhandensein von genügend Ressourcen gesehen. Außerdem verschwanden die Wikinger nach 500 Jahren Besiedlung wieder von der Insel. Es waren eher die auf der Suche nach dem »Mehr« in den Norden vordringenden Europäer im 18. und 19. Jahrhundert, welche den Lebensraum der Inuit gravierend veränderten. Denn erst die westliche Zivilisation sorgte für den Anfang vom Ende einer Kultur, die sehr eng mit dem Vorhandensein natürlicher Jagdvorkommen verwoben war. Die stetig steigende Zahl der verschiedenen Walfänger sorgte für eine schnelle Verminderung der Fischbestände. Westliche Waren wurden zu absolut nachteiligen Bedingungen gegen natürliche Jagderzeugnisse getauscht. Grönland erhielt bald den Status einer dänischen Kolonie, und um eine leichtere Versorgung zu ermöglichen, wurden nach dem 2. Weltkrieg die kleineren Dörfer entlang der endlos verzweigten Fjorde zu größeren Siedlungen zusammengefasst. Menschen, die es gewohnt waren, in familiärem Einklang zu leben, wurden in anonymen Kleinstädten zusammengepfercht. Die tausend Jahre alte Tradition der Jagd zu Land und zu Wasser wurde immer weiter eingeschränkt und damit einem ganzen Volk die Lebensgrundlage soweit entzogen, dass sehr viele Inuit heute ohne Zukunftsperspektive auf die Gunst der dänischen Regierung angewiesen sind.

Schließlich brachte die Konsumhaltung des ausklingenden 20. Jahrhunderts, das Fernsehen und die Computer-Kultur auch für die entlegensten Dörfer die letzte und wahrscheinlich größte Veränderung. Alkohol, Kaffee und andere Genussmittel sind zu vernichtenden Drogen geworden und die Selbstmordrate ist weitaus höher als in anderen nordischen Ländern.

**Warum macht man überhaupt eine Kletterexpedition nach Grönland?**

Diese Frage stelle ich mir wiederholt, als wir einen Tag später unsere fast eine Tonne schwere Fracht sortieren, die Monate zuvor per Schiff nach Grönland transportiert worden war. Das Klettermaterial wird jetzt samt Verpflegung mit den anderen, für eine Expedition notwendig erscheinenden Gütern weiter auf ein kleines Boot verladen, welches uns an den Zielort »Quvernit« bringen soll. Angesichts des riesigen Material-Aufwands ernten wir immer wieder neugierige Blicke aus der im Hafen versammelten Menschenmenge. Als wir die Frage, ob wir von »Greenpeace« sind, verneinen, bekommen wir den unmissverständlich abwertenden Ausdruck »Greenshit« zu hören. Derweil meint es der renommierte Naturvertreter mit Maßnahmen wie Jagdbeschränkung usw. doch eigentlich nur gut mit der Zukunft Grönlands. Schließlich kann man beim Anblick dahingeschlachteter Robben, welche des Fells beraubt in einem Hafenbecken oder an einem Fjordrand dahin vegetieren, den Zusammenhang mit dem Ausdruck »Tierquälerei« durchaus verstehen. Allerdings ist die gegenüber »Greenpeace« und ähnlichen Verbänden gezeigte Ablehnung als ein verzweifeltes Aufbäumen eines Volkes zu verstehen, dem das Jagen als Lebensgrundlage entzogen wurde. Der Tierbestand wird trotz internationaler Abkommen aber weiter von anderen Ländern dezimiert, und jedes Jahr werden Robben- und andere Tierfelle in die Industrienationen exportiert. Wer ist nun eigentlich für die Ausrottung der vom Aussterben bedrohten Tierarten an den Küsten der arktischen Inseln verantwortlich? Am allerwenigsten die Inuit. Die meisten Inuit gehen der Jagd nur noch als Befriedigung ihres natürlichen Triebes nach. Mehr aus Langeweile als für das Überleben.

Es handelt sich auch bei Grönland um die Nachwirkungen einer Kolonialpolitik, welche das Land im Laufe der Jahrzehnte in eine immer größere Abhängigkeit geführt hat. Trotz aller Bestrebungen ist Grönland nämlich weit davon entfernt, für sich selbst sorgen zu können. Vielmehr ist es auf das Geld und die Unterstützung Dänemarks angewiesen. Somit ist auch der Stamm der Inuit ein von der westlichen Zivilisation doppelt ausgebeutetes Volk ohne realistische Selbstbestimmungsmöglichkeit. Andere Nationen ziehen dagegen ihren Nutzen aus der geographischen Lage: so wird Grönland seit Jahrzehnten von den USA als Angriffs- bzw. Verteidigungsstützpunkt be-

nutzt. Mit welcher menschenverachtenden Gleichgültigkeit aber die letzte Supermacht die Inuit behandelt, verdeutlicht die Existenz einer Wasserstoffbombe vor der Küste Nordwestgrönlands, welche 32 Jahre lang geleugnet wurde.

Lediglich als Konsument ist Grönland beliebt. Beim letzten Einkauf werden wir mit dem Paradox der modernen Marktwirtschaft im vielleicht entlegensten Supermarkt konfrontiert, in welchem wir als einzigen käuflichen Fisch in Plastik verschweißten Lachs aus Skandinavien entdecken. Dabei gäbe es doch hier in den Fjorden riesige Lachsvorkommen. Die lokale Fischfabrik musste allerdings im letzten Jahr schließen und alle Arbeiter entlassen.



*Michi Tresch, Tom Holzhauser, Wanja Reichl und Toni Lamprecht (v.l.n.r.) in Lager I; im Hintergrund der Ajumaq und der Gecko-Turm.*
Foto: Ivan Tresch

**»Reif für die Insel?«**

Am nächsten Morgen präsentiert sich das Eismeer zunächst grau und verhangen. Vielleicht kreisen meine Gedanken, bedingt durch die uns umgebende Stimmung, während der ersten zwei Stunden Fahrt mit unserem gemieteten Fischer-Boot eher um die unschönen Kapitel unseres bisherigen Reisetagebuchs. Was wohl die zwei Inuit-Kapitäne über unsere Reise denken? Wie viel Ausrüstung wir dabei haben, um dort irgendwo auf einsamen Inseln Wände zu besteigen. Ich wage es nicht, die beiden nach ihrer Meinung zu fragen. Was ein Inuit darüber denkt, müsste ich indirekt vielleicht schon anhand der gestrigen Stimmung im Hafen wissen. Eine sinnlose, geldverschwendende Betätigung ist dieses Bergsteigen bzw. Klettern in entlegenen Gegenden bei näherer Betrachtung sowieso, obwohl es dem ursprünglichen Leben der Inuit doch so ähnlich ist. Aber auch wenn wir keine Expedition machen würden, die Probleme der Inuit könnten wir während dieser Reise nicht lösen, so wenig wie wir die Missstände in unseren eigenen Ländern kurzerhand verändern können, da wir selbst nur ein Teil des Ganzen sind, ein Rädchen in der Maschinerie einer kapitalistischen Konsumgesellschaft, in der Egoismus, Individualität, Selbstverwirklichung, Macht und Geld das Leben unweigerlich beeinflussen.

Meine unschönen Gedanken werden jedoch bald von den Eindrücken der mich umgebenden Landschaft verdrängt. Ein Labyrinth aus gefrorenem Eis und Nebel umgibt uns jetzt, ich spüre die beißende Seeluft im Gesicht. Die Erwartungen steigen. Nach vierstündiger Bootsfahrt sichten wir plötzlich die ersten sonnenbeschienenen Granitwände und schließlich die steilen Türme auf der Insel »Quvernit«, dem Ziel unserer Expedition. Unser Erkundungsteam, Michi und Ivan, welches hier bereits seit zwei Wochen kletternd die Stellung hält, hat den perfekten Platz für das Lager gefunden: windstill und nur einen Katzensprung entfernt von den Einstiegen!

Das Ausladen gestaltet sich – abgesehen vom Eintreffen der ersten Mücken-Armada – unproblematisch. Der Nachmittag ist mit Arbeit gefüllt. Erst nachdem alles zivilisationsgerecht eingerichtet ist, können wir die Füße hochlegen und einen ersten Blick auf die Wände werfen.

**Erster Felskontakt:**

Bereits in den frühen Morgenstunden des nächsten Tags laufen wir an den Einstieg. Dieser zweistündige »Spaziergang« durch die bizarre Berglandschaft ist mein erster richtiger Kontakt mit »unserer« Insel. Der Körper saugt alles auf: klare, kalte Arktisluft und unglaubliche Ausblicke, aber auch die sich ins Endlose multiplizierenden



Mückenschwärme. Erst als wir den halbkreisförmigen Gletscherkessel mit den steilen Granitformationen erreichen, lassen wir diese hinter uns. Vor uns breitet sich ein Szenario aus, welches jeden Kletterpionier in wahre Euphorie versetzen dürfte: sechs perfekt geformte Granittürme stehen nur eine halbe Stunde entfernt vor uns. Wir können es nicht fassen, dass diese Wände noch unbestiegen sind. Eilig laufen wir über den Gletscher zum Wandfuß des beeindruckendsten Pfeilers. Die besten Linien werden ausgespäht, ein vorgeschobenes Lager errichtet und das Material sortiert. Abends geht es wieder zurück ins Basecamp.

Am nächsten Tag, nach erneuter Plagerei, können Wanja und ich endlich Hand anlegen. Allerdings wird unsere Geschwindigkeit bald gebremst, denn bereits in der dritten Seillänge erwartet uns der erste zeitraubende Off-Width-Riss. Wer sich im Yosemite-Valley oder in anderen Granit-Gebieten schon einmal durch einen dieser unförmigen, unendlich anstrengenden Schlünde hinaufgeschunden hat, der weiß, wie nervenzerreibend und kräftezehrend so ein Riss im oberen siebten Schwierigkeitsgrad sein kann. Nach ein paar Seillängen ist mit der geplanten Ein-Tages-Begehung Schluss: Taktikänderung! Runter zum Biwak, Fixseile einpacken und auf den nächsten Tag hoffen. Doch der beginnt nicht weniger anspruchsvoll für uns! Was von unten wie eine klassische 6er Risskletterei ausgesehen hat, entpuppt sich als eines der anstrengendsten Riss-Spektakel meines Kletterdaseins. Über zwei Stunden pro Seillänge kämpfen wir uns durch überhängende und abdrängende Risssysteme im achten Grad. Hier gibt es nichts in der normalen Größe. Sogar die Wand ist viel höher und steiler, als sie von unten ausgesehen hat! Nach fast 400 m ist das Ende unserer Kräfte und des Sonnenlichts erreicht und wir benötigen nach einer weiteren Biwaknacht den ersten Ruhetag.

Michi und Ivan ergeht es in ihrem Projekt ähnlich: nasse Risskamine zwingen auch sie zum Rückzug. Während sich das Team »Wyser« die Besteigung des 400 m hohen



*Angagoq.*
Foto: Toni Lamprecht

Morel-Turms sichert, beschließen wir, am gemeinsamen Ruhetag zum Zuschauen verdammt, unsere Route zu viert anzugehen, was sich bereits 48 Stunden später als weiser Beschluss herausstellt. Nach einem unangenehmen Steinschlagintermezzo, einer Nacht im Portaledge und einem weiteren Klettertag stehen Michi, Ivan, Wanja und ich auf dem Gipfel des »Angagoq« und werden mit strahlendem Sonnenschein belohnt.

Nach dem ersten Gipfelglück schalten wir erst einmal einen Gang zurück. Jetzt fange ich an, die Hektik des Alltags abzulegen und die Ruhe zu genießen. Die erste Route ist erfolgreich beendet, die Erwartungen werden zur Nebensache, Kletterei, Schwierigkeitsgrade usw. unwichtig. Nach ein paar ausgedehnten Ruhetagen, in denen wir unsere Kohlenhydratspeicher wieder



*Wanja Reichl, IvanTresch, Michi Tresch und Toni Lamprecht (v.l.n.r.) auf dem Gipfel des Angagoq.*
Foto: Toni Lamprecht



*Wanja Reichl in der ersten Seillänge von »Ghetto Boys«, 9.*
Foto: Ivan Tresch



*Wanja Reichl, Ivan Tresch, Tom Holzhauser, Michi Tresch und Toni Lamprecht (v.l.n.r.) im Hauszelt, Basislager.*
Foto: Ivan Tresch

Absicherung, Gras, Mücken und nicht zuletzt auf die grönländische Fluggesellschaft.

**Dank an den Wetter-Gott**

In jedem Fall tragen die Wetter-Götter (in Grönland vielleicht auch des Nachts singende Geister) zum Erfolg bei. Apropos Wetter-Götter: Jedes Wochenende meldet uns das Iridium-Orakel (das ist unser moderner Satelliten-Wettergott) pünktlich den »100 km/h-Sonntag-auf-Montag-Sturm«, der uns aber, dank der meisterhaften Zeltabspannungs-Bauwerke, nur einmal eine unruhige Nacht beschert. Die Wetter-Geister sind uns stets gnädig, auch wenn sie uns vor der Erstbegehung der längsten Route das ein oder andere mal einen Scherz spielen.

Jedes Mal, wenn wir hochmotiviert die 1½ Stunden Aufstieg zu Lager 1 hinter uns bringen, begrüßt uns nämlich nach der kalten Gletscher-Biwak-Nacht das »Murmeltier« in Form von unberechenbaren Wetter-Zeichen: Dreimal brechen wir die Aktion »One-day-push« wegen Morgenrot ab, um dann zwei Stunden nach Sonnenaufgang bei herrlichstem Sonnenschein missmutig ins Tal abzusteigen. Erst gegen Abend, als das Unwetter dann doch loslegt, wissen wir, dass unsere Entscheidung einmal mehr richtig war.

**»Immanaq«**

So gelingt schließlich erst am 1. September der Durchstieg der Überschreitungs-Route »Immanaq«. Die 24-Stunden-Erstbegehung der über 1000 Klettermeter langen Route dokumentiert Wanja zwei Tage später in seinem Tagebuch mit folgendem Eintrag:

*»Am Morgen steigen wir mit knirschenden Steigeisen über den in tiefe Ruhe gehüllten Gletscher. Es ist ein Katzensprung vom Biwak auf der Moräne bis zum Einstieg unserer geplanten Route. Als wir im Dämmerlicht mit der ersten Seillänge beginnen, umgibt uns glasklare Polarluft, der Frost sitzt uns in den Gliedern, lässt sich aber nach ein paar Metern abschütteln. Nach 200 m Kletterei erfordert erstmals eine garstige, nicht zu sichernde Plattenstelle meine ganze Aufmerksamkeit. Die letzte Sicherung verschwindet unter mir und der Puls steigt auf 180. Mit der linken Hand kralle ich eine Leiste, die Füße vertrauen der Reibung und völlig überstreckt verklemme ich die Fingerspitzen der rechten Hand in einen Riss. Eine unsichere Stellung, welche schnell nach einer Lösung verlangt. Das rechte Bein hoch, links loslassen und schon beschleunigt die Schwerkraft mich nach rechts. Die haltlose linke Hand schnappt zur Rechten und ich kann die Bewegung abfangen. Ich stehe nunmehr wieder, atme durch und kann weiter zum Standplatz klettern. Toni kommt nach und verschwindet kurz darauf über mir. So fällt Länge um Länge. Im Wechselspiel unserer Fähigkeiten ergänzen wir uns wunderbar.*

*Einige Seillängen vor dem Gipfel des Geckoturms jedoch hängt Toni hoch über mir in einer steilen Passage. Er legt einen Friend, unsere Blicke treffen sich kurz und verraten den Ernst der Lage, ebenso wie der kurze Kommentar: »Gut aufpassen!«. Er quert nach rechts, schiebt sich um eine Kante, zwickt kleine Griffe und passiert eine augenscheinliche Schlüsselstelle. Danach geht's fünf Meter schräg nach links und nach weiteren zehn Metern erreicht er den Stand ohne weitere Zwischensicherung. Als ich nachkomme, bedanke ich mich im Stillen bei dem altehrwürdigen Schicksal, welches mich mit anderen Vorstiegsaufgaben bedacht hat. Bald darauf klettern wir die letzte schwere Länge auf den Turm. Die Sonne steht bereits hoch am Himmel, als wir das erste Etappenziel nach 700 m anspruchsvoller Kletterei kurze Zeit später schon wieder hinter bzw. über uns lassen. Wir seilen in eine schneegefüllte Scharte ab, welche für uns das Verbindungsglied zum Hauptgipfel darstellt. Nun stehen wir vor einer weiteren, 400 m langen Herausforderung: nach kompakten Rissverschneidungen gelangen wir auf ein Band. Wir queren nach links in einfacheres Gelände. Während wir so eine Weile über dem Abgrund tänzeln, kündigt die tief stehende Sonne bereits das Ende des Tages an. Zwischendurch klettern wir gleichzeitig am kurzen Seil und schlängeln uns fast im Dauerlauf durch die brüchigen Schrofen. Der Puls geht auf Anschlag, die sich wieder zu kleinen Boulderproblemen aufsteilenden Passagen verlangen noch einmal volle Konzentration. Am Ende des Bands überwinden wir, balancierend auf eingefrorenen Steinen, eine heikle Querung auf einer komplett vereisten Rampe. Der Berg bäumt sich auf seinen letzten 100 m sogar noch einmal zu seiner senkrechten Ursprungsform auf, um uns schließlich auf sein ehrwürdiges Haupt zu lassen. Auf diesem angekommen, mahnt uns die Dämmerung bereits mit erhobenem Zeigefinger, das ersehnte Gipfelglück nicht zu lange auszuleben, denn noch sind wir nicht unten!*

*Der zweite Akt beginnt: wir seilen zunächst dem Band entgegen ab, auf dem sich zwischen all dem Bruch nur ein einziger, fester Felsblock zum Abseilen anbietet. Ohne größere Probleme erreichen wir festen Boden, leider befinden wir uns jetzt aber etwa 30 m unterhalb der Scharte und der weiteren Abseilpiste. Also wieder hinauf. Toni darf sich nunmehr mit einer Rissverschneidung vergnügen, welche zur Hälfte aus Firn und Eis besteht. Irgendwie stemmt er sich aber nach oben. Als ich nachsteige, komme auch ich in den vollen Genuss, die Reibung von Kletterschuhen auf eisigem Untergrund zu testen.*

*Über der Scharte erhebt sich der Geckoturm, auf dieser Seite aber ohne Rückzugsmöglichkeit. Das Hauptmassiv im Nacken, unter uns 700 m Todeszone in Form eines mit riesigen Blöcken und Eis verpfropften Gullys, fällt der Entschluss leicht, zuerst einen überhängenden Aufschwung zu erklettern, dann am Geckomassiv zurück zur Aufstiegsroute zu queren. Auch wenn mich ein unangenehmer Überhang fast abwirft, geht die Rechnung auf. Es ist stockdunkel, als Toni wei-*



*Wanja Reichl in der 3. Seillänge von »Angagoq«, 8.*
Foto: Toni Lamprecht

*ter in die Nacht entschwindet, jetzt in ein Gelände abseilend, das wir nie gesehen haben und bei Nacht auch kaum überblicken können. Einzig die Intuition, ein kleiner Lichtkegel und die grobe Vorstellung einer Richtung begleiten uns zusammen mit den Seilen, die sich nun ständig verwirren. Wir kommen nur langsam voran. Die Zeremonie scheint sich endlos zu wiederholen. Ist Toni unten, baue ich den Stand bis auf das Nötigste ab, dies bedeutet mitunter Abseilen an einem Keil. Danach ziehen wir die Seile ab, und der Zyklus beginnt von neuem.*

*Es dauert aber nicht lange, und das Seil verhängt sich beim Abziehen so stark, dass ich mit der Steigklemme erneut nach oben muss. Ich seile schließlich an einem Felsköpfl wieder ab.*

*Nach endlos scheinenden Stunden gelangen wir an einen weiteren Aufschwung. Toni klettert vor, und als ich oben ankomme, überkommt mich ein freudiges Gefühl, da wir diese Schulter vom Aufstieg kennen. Vor uns liegt jetzt »nur« noch bekanntes Terrain.*



*Toni Lamprecht in der 2. Seillänge von »Ghetto Boys«, 9.*
Foto: Ivan Tresch

*Unter einem sternenklaren Himmel sitzen wir auf der vertrauten Felskanzel, gönnen uns fünf Minuten Pause und den letzten Schluck Wasser. Schön wenn sich die Zunge wieder vom Gaumen löst! Gerade, als das faszinierende Spiel der Nordlichter einsetzt, schiebt sich der drei Tage alte Vollmond hinter einem Bergnachbarn hervor. Als mein Seilgefährte weiter auf die Reise nach unten geht, versinke ich in dem Sternenmeer und lasse mich vom Lichtspiel des hohen Nordens einfangen.*

*An diesem Punkt unserer Reise übernimmt das Unterbewusstsein die Regentschaft und jede Handlung gleicht einem automatisierten Rekonstruieren von Bewegungsabläufen. Trotzdem geschieht alles mit einem wohligen Gefühl der Geborgenheit. Während ich still am nächsten Abseilpunkt hänge, bin ich nur darauf bedacht mein Wärmepolster zu halten, und von Zeit zu Zeit die Kletterschuhe auszuziehen, um den Füßen etwas Blut zu gönnen.*

*Wir nähern uns weiter dem Boden. Das Seil verhängt sich nur noch einmal.*

*Im Verlauf der Nacht beginnen die Berge, der Fjord, die Luft oder alle zusammen ein Lied zu spielen. Mystische Gesänge erheben sich, schwellen an und flauen wieder ab. Ich nehme es für einen Moment als normal an, bis Toni von unten ruft: »Wanja hast du was gesagt?«. Ich antworte nur mit einem knappen »Passt schon, ich höre sie auch, die Stimmen...«.*

*Begleitet von der letzten Dunkelheit erreichen wir in einer Mischung aus Euphorie, Erleichterung und Müdigkeit den Einstieg. Die Augen meines Gegenübers strahlen in hellem Blau und erzählen von einem langen Tag.*

*Als wir in der Dämmerung über den Gletscher zurückwandeln, verharren wir ein letztes Mal, um den Gesängen zu lauschen. Und tatsächlich erhebt sich erneut vom Fjord her eine Welle aus Klängen, die in Form von reiner Freude und Zufriedenheit über uns hinwegschwappt.«*

**Ende in Sicht**

Nach der »Immanaq« erfasst mich ein Gefühl der Schwere. Die anhaltende »Schinderei« verlangt jetzt seinen Preis. Mein Kopf fühlt sich zwar zufrieden, aber ausgebrannt an. So habe ich im Laufe der letzten Wochen viel gelernt, vor allem über mein eigenes, zwischen den Gegensätzen »Abenteuer« und »Geborgenheit« schwankendes Ich. Warum bin ich nun also hergekommen und habe mir all diese Unannehmlichkeiten zugemutet? Wegen des Kletterns? Vielleicht gar nicht wegen des Kletterns, sondern wegen der Freiheit und der Ruhe nach der realisierten Leistung, vielleicht aber auch wegen der Ruhe vor dem Sturm zu Hause, der uns nur wieder tiefer in den Strudel der Abhängigkeit einer Konsum-Gesellschaft hineinzuziehen versucht.

**Heimweh**

Die jetzt noch verbleibenden Tage auf »Quvernit« vergehen sehr schnell: ein



**Alle Routen im Überblick:**

»**Grön**«, 8/A1, 700m (12 Sl.), 1. Beg.: Michi und Ivan Tresch am 30. Juli 04
»**Morel-Turm-Nordwestwand**«, 7, 415m (10 Sl.), 1. Beg.: Caro Morel, Tom Holzhauser und Michi Wyser am 5. August 04
»**Angagoq**«, 8, 700m (15 Sl.), 1. Beg.: Wanja Reichl, Toni Lamprecht, Michi und Ivan Tresch am 7. August 04
»**Ghetto-Boys**«, 9, 700m (16 Sl.), 1. Beg.: Wanja Reichl, Toni Lamprecht, Michi und Ivan Tresch am 12./13. August 04
»**Gecko-Turm-Nordostwand**«, 7-, 750m (17 Sl.), 1. Beg.: Caro Morel, Tom Holzhauser und Michi Wyser am 17.August 04
»**Immanaq**«, 8, 1100m (20 Sl.), 1. Beg.: Wanja Reichl und Toni Lamprecht am 1. September 04
»**Ajumaq**«, 7, 350m (5 Sl.), 1. Beg.: Wanja Reichl und Toni Lamprecht am 1. September 04
»**Asiaq**«, 8, 620m (11 Sl.), 1. Beg.: Michi und Ivan Tresch am 1. September 04
»**Tupilak**«, 7+/A0, 930m (20 Sl.), 1. Beg.: Tom Holzhauser und Michi Wyser am 1. September 04
»**Dos Canones**«, 8-, 640m (10 Sl.), 1. Beg.: Tom Holzhauser, Michi und Ivan Tresch am 04. September 04

Sturm, eine Route – und ehe wir uns versehen, haben wir alles zusammengepackt und an einem strahlendem Morgen kommt das Boot mit den zwei lustigen Inuit-Kapitänen um die Ecke. Nach einer letzten Traumreise durch die Fjorde Südgrönlands stehen wir schon wieder in Nanortalik, das uns jetzt wie »richtige« Zivilisation vorkommt. Dennoch freuen sich alle auf das Zuhause. Weniger angenehm gestaltet sich allerdings die weitere Heimreise, denn Wetter, Flughafen-Umbau, Zwischenlandungen sorgen für eine einwöchige Verzögerung und einen starken Kontrast zu unserem harmonischen Insel-Leben. Da ist dann auch noch Nuuk, die Hauptstadt Grönlands. In plattenbauähnlichen Beton-Burgen leben hier Tausende von Menschen auf engstem Raum. Was in vielen Städten Europas völlig »normal« zu sein scheint, wirkt in den endlosen Weiten Grönlands als noch größere Absurdität. Alkohol und Drogen sind auch hier zu den alltäglichen Begleitern geworden und lassen unaufhörlich die Tradition verschwinden.

Die letzten Tage in Nuuk hinterlassen also eher einen bitteren Nachgeschmack, der uns den baldigen Abflug herbeisehnen lässt.

**Epilog**

Zurück in der Heimat taucht die anfangs gestellte Frage auf: »Wie war es denn in Grönland? Ein netter Urlaub in der Arktis oder das Extremste, was du erlebt hast?« »Nein, nicht das Extremste!« »Was! Ihr habt keine neuen Schwierigkeitsrekorde aufgestellt, nicht die höchste, steilste Wand der Erde geklettert, nicht die schnellste Begehung aller Zeiten gemacht und den kältesten Sturm überlebt?« »Nein, auch das haben wir nicht, aber eine sehr schöne und intensive Zeit haben wir dort verbracht, welche uns allen ewig in Erinnerung bleiben dürfte.«

**Fazit**

Den Expeditionsmitgliedern gelangen in den 5 Wochen auf der Insel »Quvernit« insgesamt zehn neue Routen bis zum 9. Schwierigkeitsgrad und acht Gipfel-Erstbesteigungen. Die Routen »Grön« und »Angagoq« bildeten den erfolgreichen Auftakt für das Team Tresch/ Reichl /Lamprecht. Eines der Highlights dürfte die 700-m-Route »Ghetto-Boys« des Vierer-Teams Tresch/ Reichl/ Lamprecht gewesen sein, eine absolut »clean« gekletterte Freikletterroute auf den Gipfel des Angagoq mit 15 Seillängen zwischen dem oberen 7. und 9. Grad.

Bei allen Anstiegen verzichtete das Team auf die Verwendung von Bohrhaken und versuchte die Routen weitgehend in »One-Day-Push's« zu klettern. So auch bei der Zwei-Gipfel-Überschreitungsroute »Immanaq«, das Inuit-Wort für »Vielleicht«. Für die mit über 1000 Klettermetern längste Route auf der Insel benötigten Wanja Reichl und Toni Lamprecht genau 24 Stunden inklusive Abseilen, Zu- und Abstieg. Am gleichen Tag gelangen auch die ersten Begehungen der 900 m langen Big-Wall-Routen »Tupilak« und »Asiaq«, die letztere wurde ebenfalls im Alpin-Stil geklettert. Einen schönen Abschluss bildete dann die 600-m-Route »Dos Canones« am gleichnamigen Doppel-Turm.

# Trekking in West-Neuguinea

## Unterwegs im Stammesgebiet der Danis und Yalis

VON ANDREAS MÜHLLEITNER



*Früher sollten die demonstrativ durch das Nasenseptum gezogenen Eberhauer die Feinde beeindrucken.*
Alle Fotos vom Autor.

TIEF UNTER UNS gleitet der indonesische Archipel hinweg. Viele tausend grüne Inseln funkeln wie Smaragde aus dem tiefen Blau des Ozeans zu uns herauf. Da und dort bauen sich mächtige grauschwarze Wolkentürme in den Himmel, Zeugen der feuchtheißen Äquatorluft. Fast viertausend Flugkilometer liegen seit unserem frühen Start in Jakarta hinter uns. Jetzt, am späten Nachmittag, zeichnet sich im Meeresdunst ein schmales, endlos grünes Band ab. Wie ein Phantom taucht Neuguinea, die zweitgrößte Insel der Erde, vor uns auf.

Noch einmal befallen mich Zweifel: War es die richtige Entscheidung, diese doch etwas ungewöhnliche Reise zu organisieren. Zu viele Legenden und schaurige Geschichten ranken sich um die Insel. Schon malaiische Seefahrer sollen stets einen weiten Bogen um sie gemacht haben, sollten doch ihrem Glauben nach dort böse Geister leben. Abenteurer und Forscher berichteten von Kannibalen und Kopfjägern. Missionare sollen verschollen und nie wieder aufgetaucht sein. Viele Stämme im Inselinneren, so heißt es, sollen immer noch auf einem nahezu steinzeitlichen Kulturniveau leben. Was wird uns erwarten? Was alles von diesen vielen Erzählungen ist wahr? Was hat sich verändert?

Zunächst landen wir in Jayapura, der Provinzhauptstadt Irian Jayas. Dieser zu Indonesien gehörende West-Teil Neuguineas zählt mit zu den abgelegensten Gebieten unserer Erde. Während die Osthälfte der Insel bereits relativ gut erschlossen ist und den unabhängigen Staat Papua-Neuguinea bildet, befinden sich auf der Landkarte von Irian Jaya, selbst im 21. Jahrhundert, noch immer weiße Flecken. Besonders der nur schwer zugängliche Übergangsbereich von den zentralen Gebirgsketten zu den ausgedehnten Sümpfen und Flusslandschaften im Süden, ist bis heute kaum erforscht. Erst in den 80er Jahren wurden dort die Korowais entdeckt, ein bis dahin unbekannter Stamm, der völlig abgeschieden keinerlei Kontakt zur Außenwelt hatte. Niemand vermag zu sagen, was sich an Überraschungen unter den undurchsichtigen Baumkronen der Regenwälder West-Neuguineas noch verbergen mag. Angesichts einer vernetzten und immer kleiner werdenden Welt klingt es jedenfalls befremdlich, dass noch irgendwo auf unserem Globus Menschen leben könnten, die nicht wissen, dass außerhalb ihres begrenzten Lebensraumes auch noch eine andere Welt existiert.

In einem stickigen Wachzimmer der Polizeistation sitzen wir einem indonesischen Beamten gegenüber. Meinen beiden Begleitern Hans Voggenberger und Franz Mangelberger und mir steht der Schweiß auf der Stirn. Der Ventilator an der Decke fächelt uns in der Schwüle etwas Luft zum





Atmen zu. Für die Weiterreise ins Inselinnere benötigen wir eine Sondergenehmigung, ein so genanntes Surat Jalan. Dem Beamten zählen wir einige uns bekannte Orte im Hochland auf, doch erhalten wir meist nur ein müdes Kopfschütteln mit der lapidaren Bemerkung »derzeit nicht möglich«. Weite Teile Irian Jayas sind nämlich für Ausländer Sperrgebiet. Das hat seine Gründe. Die Indonesier wollen dadurch verhindern, dass brisante Informationen über ihr rigoroses Vorgehen gegen aufständische Papuas nach außen sickern könnten. Eine Unabhängigkeitsbewegung, die für ein freies West-Papua kämpft, operiert vor allem in einigen Teilen des Hochlands. Unter dem Vorwand, dass es zu gefährlich sei, will man Touristen von dort möglichst fern halten. Mit etwas Verhandlungsgeschick gelingt es uns aber, zumindest eine Genehmigung für das Baliemtal und das angrenzende Stammesgebiet der Yalis zu erhalten.

### Schauplatz Wamena

Tage später sitzen wir wieder im Flugzeug und verlassen die wenig reizvolle Küstenstadt in Richtung Wamena, dem einzigen Ort im Hochland, der noch durch eine reguläre Flugverbindung erreichbar ist. Bereits fünf Minuten nach dem Start befinden wir uns über riesigen Waldflächen. Wir überfliegen das nach Amazonien zweitgrößte Regenwaldgebiet der Erde. Lehmbraune Flüsse mäandern durch weite grüne Ebenen. Gespannt nähern wir uns dem durch Wolken verschleierten Bergland. Werden es die Sichtverhältnisse erlauben in Wamena zu landen? Oft müssen die kleinen zweimotorigen Maschinen auf halbem Weg wieder umdrehen. Doch wir haben Glück. Nach knapp einer Stunde Flugzeit öffnet sich zwischen schroffen Gebirgskämmen ein breites Tal, das Baliemtal, das erst 1938 als menschlicher Siedlungsraum entdeckt wurde. Richard Archbold, ein amerikani-

*Wolkenloser Himmel ist in Neuguinea selten. Hier ein Blick über die mit dichtem Regenwald überzogenen Berge im Yali-Land.*

scher Abenteurer, wagte damals als erster einen Flug in die wolkenverhangene Bergwelt. Er traute seinen Augen kaum, als sich unter ihm die Wolkendecke plötzlich lichtete und er seltsame Hütten sah, um die mit Pfeil und Bogen bewaffnete dunkelhäutige Männer standen. Archbold hatte das kriegerische Volk der Danis entdeckt.

Seit mindestens zehntausend Jahren, wie archäologische Funde ergeben haben, besiedeln die Danis dieses wundervolle Hochland. Ich stelle mir vor, was sich alles seit ihrer Aufsehen erregenden Entdeckung verändert hat. Wamena, einst nur ein kleiner Weiler, ist heute Mittelpunkt der Region und ein aufstrebender Ort voller Gegensätze. Noch immer treffen hier zwei völlig verschiedene Welten aufeinander. Ein einmaliger Schauplatz, wo die archaische Dani-Kultur mit der Moderne der indonesischen Kolonialherren kollidiert. Zwischen Wellblechsiedlungen, Werbetafeln und Geschäften, Essensständen und Rikschafahrern, spazieren nackte Dani-Männer, die als einzige Bekleidung einen sperrigen Penisschutz aus einem länglichen Flaschenkürbis tragen. Meist kommen sie aus den umliegenden Bergen, um auf dem Markt Feldfrüchte zu verkaufen. Verschiedene Versuche der Regierung, ihnen westliche Kleidung zu verordnen, sind bislang fehlgeschlagen. Im Gegenteil lehnen sie sich zu Recht gegen die schlechte Behandlung durch die Indonesier auf, für die sie als primitiv gelten.



*Der Marktplatz von Wamena: Faszinierender Schmelztiegel von Tradition und Moderne. Viele der Eingeborenen verkaufen hier ihre Feldfrüchte, erwerben aber auch Produkte, die sie früher nicht brauchten.*

Für uns ist das fruchtbare Hochtal in erster Linie ein Ausgangspunkt, den wir einige Tage erkunden wollen, um dann, über die fast 4000 m hohen Elit-Berge, in das abgeschiedene Stammesgebiet der Yalis zu gelangen. In etwa drei Wochen Fußmarsch wollen wir dort Kosarek, eine Missionsstation, erreichen, von der uns ein gechartertes Buschflugzeug nach Wamena zurück bringen soll. Ein Unternehmen dieser Art ist keineswegs vergleichbar mit irgendeinem anderen Trekking, wie etwa einem Lodge-Trekking in Nepal. In den Bergen West-Neuguineas gibt es weder eine touristische Infrastruktur noch in irgendeiner Weise erschlossene Wanderwege. Die Pfade, die oft über steile Berghänge von Dorf zu Dorf führen, sind mühsam und im Wald für einen Fremden kaum erkennbar. Unbedingt ist man hier auf die Hilfe von ortskundigen Papuas angewiesen. Zudem sind sie die einzigen, die auch den Kontakt mit den Dorfbewohnern herstellen können. Niemand spricht in den entlegenen Winkeln noch Indonesisch, geschweige denn Englisch.

**Die Mumie von Jiwika**

In Wamena finden sich einige Danis, die ihre Dienste als Führer anbieten. Es sind meist jene, die durch den Einfluss der Missionare bereits besser mit der gegenwärtigen Moderne vertraut sind. Manche haben aber auch längst begriffen, dass sich mit den im Ort umherspazierenden Touristen leichtes Geld verdienen lässt. Man sollte daher etwas vorsichtig sein und nicht gleich jedem sein volles Vertrauen schenken. Wer so wie wir eine längere Trekkingtour in unwegsames Gelände plant, sollte vorher unbedingt ein bis zwei Probetage einlegen. Die nähere Umgebung von Wamena eignet sich dazu ausgezeichnet. Der gleichnamige wilde Fluss, der das Baliemtal gegraben hat, und die nahen Berge ergeben nicht nur eine großartige Landschaft, sondern ein ebenso reichhaltiges Betätigungsfeld für Tageswanderungen. In der Natur und den teilweise noch traditionellen Dani-Dörfern wird man über manche Begegnung zu staunen wissen.

Einer unserer Ausflüge führt uns zusammen mit Debiu, einem jungen Dani der etwas Englisch spricht, nach Jiwika. In diesem Dorf soll sich eine 200 Jahre alte Mumie befinden. Als wir ankommen, werden wir von einigen mit Ruß und Erdnussöl beschmierten Männern empfangen. Man bittet uns vor einer großen, mit Stroh bedeckten Hütte Platz zu nehmen. Debiu handelt für uns einen Preis aus, für den man uns die geheimnisvolle Mumie zeigen will. Während wir warten, werden wir bewirtet und man bietet uns Tee und einige Bananen an. Dann bringt einer der Männer die Mumie tatsächlich ans Tageslicht. Auf seinen Armen tragend, hält er sie direkt vor uns hin. Wir sind sprachlos, denn so etwas haben wir noch nie gesehen. Mehrere Monate soll man den Körper über dem Rauchfeuer getrocknet haben. Wir erinnern uns an die Bilder von Ötzi und können gar nicht glauben, so etwas authentisch Ähnliches hier im fernen Neuguinea vor unseren Nasen zu haben. Einst soll es ein angesehener Häuptling gewesen sein, der niemals von seinen Feinden besiegt worden ist. Die Danis von Jiwika glauben, dass die Seele des einstigen Helden noch immer unter ihnen weilt und ihre magische Kraft ausübt. Insgesamt sollen noch drei solcher Mumien im Baliemtal existieren.

**Berge als Freilichtmuseum**

In Wamena laufen inzwischen die letzten Vorbereitungen für unseren Aufbruch. Debiu hat aus seinem Freundes- und Bekanntenkreis noch acht Träger angeheuert, die wir unbedingt benötigen. Gerade der erste Teil unserer Trekkingtour wird uns für mehrere Tage auch in ein völlig unbewohntes Gebiet führen. Lebensmittel werden dann nur mehr schwer zu bekommen sein. So versorgen wir uns schon auf dem Markt von Wamena mit reichlich Reis, Nudeln und Gemüse. Zusammen mit einem Gaskocher, mit den Zelten und großen Plastikplanen, die uns während der Nachtlager vor dem Regen schützen sollen, wird das meiste in Jutesäcken verschnürt, die die Danis wie Mehlsäcke einfach auf der Schulter tragen. In den Rucksäcken befinden sich zusätzlich noch eine Photoausrüstung, Regenbekleidung, eine umfangreiche Apotheke sowie Bleistifte und Süßigkeiten für die Kinder.

Wir sind startklar. Einige Kilometer südlich von Wamena haben sich unsere Träger am Fluss versammelt und warten auf den Abmarsch. Gleich einem Ritual stimmen sie lautstarke Lieder an. Debiu sagt, dass es Gebete sind, die Schutzgeister anrufen, um uns auf dem Weg zu begleiten. Schließlich kann eine Wanderung in das nächste Tal für einen Papua wie eine Reise in ein völlig fremdes Land sein. Was für uns ähnlich ausschaut, ist für sie oft grundverschieden. Wo andere Stämme leben, werden auch andere Sprachen gesprochen, dort gibt es andere Bräuche, Rituale und Weltanschauungen. Verständlich sind daher auch gewisse Ängste, waren doch viele der Stämme bis in die jüngste Vergangenheit verfeindet.



*Ein typisches, noch traditionelles Dani-Dorf, etwa 2 Tagesmärsche von Wamena entfernt. Das Dorf ist von Palisadenzäunen umgeben. Die größeren Rundhütten sind die Männerhäuser.*



*Abschied von den letzten Dani-Dörfer, bevor wir für mehrere Tage in ein völlig unbewohntes Gebiet kommen.*

Auf einer Hängebrücke überqueren wir den tosenden Baliem, nehmen Abschied

von den letzten Wellblechhütten und brechen auf in eine urtümliche Bergwelt. Schnell gewinnen wir an Höhe und lassen den ausgedehnten Talboden immer weiter hinter uns zurück. Wie ein riesiges ethnologisches Freiluftmuseum tut sich die Landschaft vor uns auf. Weit verstreut liegen die Dörfer der Danis, die durch schmale, aber noch gut begehbare Pfade miteinander verbunden sind. Häufig begegnen uns Frauen und Kinder die mit vielerlei Gemüse in ihren Tragnetzen von den Feldern kommen.

Die abgeschlossenen Siedlungen der Danis und ihre sorgfältig angelegten Gärten prägen das Landschaftsbild. Überwiegend werden Süßkartoffeln und Taro, aber auch Bananen, Zuckerrohr und Pandanussfrüchte angebaut. Ihre Dörfer, die von Palisadenzäunen umgeben sind, erinnern oft ein wenig an Befestigungsanlagen. Innerhalb des Zaunes stehen getrennt die runden Männer- und Familienhäuser. Dicke Grasdächer bieten einen hervorragenden Schutz gegen die sintflutartigen Regenfälle.



*Vereinzelt begegnen uns mit Pfeil und Bogen bewaffnete Jäger.*

*Abb. gegenüberliegende Seite (von oben):*

*Nicht immer ist es leicht im feuchten Wald einen geeigneten Platz für unser Zelt zu finden.*

*Auch er versteht sein Handwerk ausgezeichnet: Unser Koch bei der Arbeit.*

*Lageraufbau im Nebelwald. Schnell haben unsere Träger aus einfachen Ästen einen provisorischen Unterstand gezimmert.*

Vereinzelt treffen wir auf dem Weg aber auch auf grimmig aussehende Jäger, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet sind. Meist erst am Nachmittag kehren sie von ihren Jagdzügen aus den höher gelegenen Bergregenwäldern zurück. Auf speziellen Ansitzen jagen sie dort hoch auf den Bäumen vor allem nach Vögeln (es gibt in Neuguinea kaum Säugetiere).

Bei den Begegnungen mit den Danis ist uns Debiu, der sich als zuverlässiger Führer erwiesen hat, eine unerlässliche Hilfe. Er erklärt ihnen, dass wir in friedvoller Absicht kommen und bald wieder weiter ziehen. Schließlich kommen erst wenige Weiße in diese Gegend und bei der Kontaktaufnahme ist daher durchaus etwas Fingerspitzengefühl gefragt.

**Männer- und Familienhäuser**

Einmal haben wir Gelegenheit, in einem Männerhaus Platz zu nehmen, welches für Frauen tabu ist und normalerweise nur von initiierten Männern betreten werden darf. Wieder erweist sich Debiu als hervorragender Vermittler und Dolmetscher. Wir sitzen um den in der Mitte gelegenen Feuerplatz und man bietet uns aufgewärmte Süßkartoffeln an. In Gesprächen erfahren wir von Beratungen die hier abgehalten wurden, besonders wenn es Probleme mit benachbarten Feinden gab. Früher waren nämlich Kriege eine ständige Sorge im Leben der Danis. Gemeinsam mit befreundeten Clans bekämpften sie mit Pfeil und Bogen ihre Nachbarn. Die traditionellen Schlachtfelder sind jedoch seit Jahren nicht mehr in



Gebrauch. Heute begegnet man sich friedlich, was nicht zuletzt auch ein Verdienst der Missionare ist. Nur noch selten kommt es wegen Schweine- oder Frauendiebstahl zu ernsthaften Streitereien.

Draußen hören wir die Gespräche von Frauen und das Schreien und Lachen der Kinder. Für sie gibt es extra ein Familienhaus, in dem auch das Familienleben stattfindet. Manche Frauen sitzen mit ihren Säuglingen auf den Armen vor den Eingangstüren. Die Babys scheinen glücklich zu sein, bekommen sie doch ausschließlich Muttermilch. Ernsthaft schreien hören wir sie nur selten. Außerdem beobachten wir, wie sich auch die Männer des Öfteren der Kleinkinder annehmen, um sie für eine Weile zu tragen oder mit ihnen zu spielen.

Mitten unter den Menschen und zwischen den Hütten laufen munter überall die Schweine umher, vor allem die Jungtiere. Diese Haustiere spielen im Leben der Danis eine überaus wichtige Rolle, und wenn man gesehen hat, wie sie gehegt und gepflegt werden, hat man den Eindruck, als würden sie wie echte Familienmitglieder behandelt. Viele der grunzenden Vierbeiner schlafen mit den Frauen und Kindern sogar in einer Hütte. Als Statussymbole verleihen sie ihren Besitzern Ansehen und geben ihnen Reichtum. Es heißt, dass ein Mann der genügend Schweine besitzt, sich auch mehrere Frauen leisten kann.

**Durch Dickicht und Schlamm**

Nach vier Tagen erreichen wir auf ca. 2200 m Höhe die letzten Dani-Dörfer. Hinter ihnen erhebt sich der gewaltige Bergrücken des Mt. Elit. Über diesen Berg müssen wir hinüber. Noch einmal frischen wir unseren Proviant auf und kaufen reichlich Süßkartoffeln. Die nächste Gelegenheit dazu werden wir erst wieder in Angguruk haben, einer Missionsstation die bereits im Stammesgebiet der Yalis liegt. Dazwischen liegt eine raue und unwegsame Wildnis.

Kurz nach dem wir die letzten Hütten hinter uns gelassen haben, verschlingt uns sprichwörtlich der Dschungel. Das Kulturland und die Gärten der Danis weichen einem dichten Bergregenwald. Kinder, die uns noch ein Stück in den Wald hinein begleitet haben, nehmen Abschied, schütteln uns die Hände und wünschen uns Glück.

Schlagartig ändert sich nun auch der Zustand der Wege, sofern man von solchen noch sprechen kann. Immer mühseliger wird nun unser Vorankommen. Bald klettern wir auf allen Vieren, uns an den Baumwurzeln festklammernd, die steilen Berghänge hoch. Der Boden ist durch die ständigen Regenfälle extrem aufgeweicht. Überall stehen zwischen den Wurzeln tiefe Schlammpfützen. Alles ist voll gesogen mit Feuchtigkeit. Obwohl wir als Bergsteiger im Allgemeinen an schwieriges Gelände gewöhnt sind, ist uns, als müssten wir von neuem das Gehen lernen. Ständig rutschen wir auf den nassen Baumwurzeln aus. Jeder Schritt verlangt höchste Konzentration. Endlich aber fühlen wir uns in jenem Neuguinea wie es









*Abb. oben:*
*Eintritt in den Nebelwald, in eine stille fremdartige Welt.*

*Abb. unten:*
*Seltene Orchideen glänzen als Epiphyten von den Bäumen.*



so viele Forscher und Abenteurer immer wieder beschrieben haben. Für diese Urwaldpfade gibt es keinen Vergleich, man muss sie erlebt haben!

**Im Nebelwald**

Trotz mancher Strapazen kann man sich jedoch der unglaublichen Faszination dieses Regenwaldes nicht entziehen. In den kurzen Gehpausen, die wir uns gönnen und in denen wir Zeit zum Schauen haben, überwältigt uns seine ganze Vielfalt und Schönheit. Je höher wir steigen, desto wundersamer wird er. In 3000 Meter Höhe geht der Bergregenwald in den Nebelwald über. Ein Wolkengürtel hüllt diese Höhenlagen die meiste Zeit des Tages in dichtes Grau. Knorrige laublose Bäume stehen vor uns wie Gespenster. Alle Gewächse sind mit schweren Moospolstern bepackt. Überall wachsen herrliche Orchideen in vielen Farben. Es ist ein Märchenwald, wie man sich ihn als Kind in seiner Phantasie immer vorgestellt hat.

Am Nachmittag, noch bevor der tägliche Regen einsetzt, beginnen wir unser Nachtlager aufzubauen. Obwohl wir die Tagesmärsche wenn möglich auf maximal 6 bis 7 Stunden beschränken, sind wir, bedingt durch das schwierige Gelände, meist völlig erschöpft. Zudem bekommen wir unsere Kleidung kaum mehr trocken. Die hohe Luftfeuchtigkeit scheint selbst unsere Plastiksäcke zu durchdringen. Nur unseren Trägern scheint dies alles nichts auszumachen. Sie stimmen Lieder an und freuen sich über das erreichte Tagesziel. Ohne sie wären wir in dieser Wildnis völlig hilflos. Immer nachdem wir einen geeigneten Lagerplatz gefunden haben, geht alles blitzschnell. Jeder von ihnen hat seine Arbeit. Es wird Holz geschlagen und von allen Seiten werden Äste herbeigeschafft. Innerhalb nur einer Stunde haben sie einen notdürftigen Unterstand errichtet, der uns vor den heftigen Regengüssen schützt und in dem uns ein Feuer wärmt.

Lässt es die Witterung zu, können wir noch für ein bis zwei Stunden den Wald erkunden. Franz, unser Botaniker im Team, ist natürlich begeistert und hat alle Hände voll zu tun. Selbst bei strömenden Regen sehen wir ihn meist immer noch zwischen den Bäumen nach sonderbaren Gewächsen suchen. Er sagt, dass wohl viele dieser eigenartigen Flechten und Moose noch nicht einmal katalogisiert sind. Fremdartig hallen laute und schrille Vogelrufe durch die wie riesige Arme um sich greifenden Phantasiegebilde.

Während der kühlen Abendstunden, wenn der Regen an unsere Zeltwände klopft, haben wir Zeit, das Erlebte zu verarbeiten und Notizen in unsere Tagebücher zu schreiben. Unser Koch bereitet uns meist einen leckeren Kartoffeleintopf, dessen Energiegehalt uns wieder aufrichtet. Im Gegenzug verteilen wir an unsere Träger Tabak, den sie sehr zu schätzen wissen. Zusammen vor dem Lagerfeuer sitzend, hat sich bereits nach einer Woche ein richtiges Gemeinschaftsgefühl entwickelt, obwohl wir uns nur durch wenige Wörter verständigen können. Mit Debiu erzählen wir uns so gut es geht irgendwelche Geschichten aus dem Leben und sprechen über die noch bevorstehenden Tage.

**Über schwankenden Boden**

Noch einmal steigen wir fast 1000 m höher und wieder ändert sich die Landschaft. Wir durchbrechen das Reich des Nebels und erreichen auf 3800 m Höhe ein ausgedehntes Hochmoor. Von einer kleinen Anhöhe aus überblicken wir ein riesiges Meer aus meterhohen Baumfarnen. Der Anblick ist überwältigend. Wir kommen uns vor wie die allerersten Pioniere die ein völlig neues und unbekanntes Land betreten. Still und einsam liegt es vor uns, wie aus einer vergessenen Welt. Irgendwo in der Ferne hören wir das leise Lied eines Singvogels, sonst nichts. Selbst unsere Träger scheinen berührt zu sein, sprechen nur wenig.

Nach einer kurzen Pause jedoch drängt uns unser Führer zum Weitermarsch. Bereits drei Stunden haben wir für den Aufstieg in diese fremdartige Welt gebraucht und es liegt noch ein langer Tag vor uns. Außerdem ist es kalt und am Horizont liegt eine bedrohlich wirkende Nebelbank. Nach einigen Schritten aber vernehmen wir beunruhigt wieder jenes unangenehme Schmatzen, welches uns bereits die vergangenen Tage häufig begleitet hat, nun jedoch noch intensiver. Schnell wird uns unmissverständlich bewusst, dass die Überquerung dieses Hochmoors nicht leicht wird. Nach einer Weile beginnt der ganze Boden unter unseren Füßen zu schwanken. Bei jedem unbedachten Schritt versinken wir sofort bis zu den Knien im Schlamm. Wir spazieren über schwimmende Vegetationsinseln und, bald mehr hüpfend als gehend, bewegen wir uns in einem irrigen Zickzackkurs über das Moor.

**Ein Klettersteig in Neuguinea?**

Dann aber, sehr plötzlich, endet die Hochebene. Wir stehen vor einem steilen Felsabsturz. Zuerst glauben wir, Debiu mache einen Scherz, als er uns sagt, dass wir hier hinunter müssen. Doch schnell begreifen wir, wie ernst er es meint. Dies ist der einzige Übergang ins Yali-Land. Fast senkrecht bricht eine 1200 m hohe Wand vor uns in die Tiefe. Nebelschwaden ziehen herauf und versperren uns immer wieder die Sicht.

Die Yalis und Danis benützen diesen Übergang schon seit langer Zeit. Aus Ästen und Bambus haben sie ein wildes Gerüst gezimmert, das einen Abstieg überhaupt erst möglich macht. Irgendwie glauben wir so



*Der einzige Übergang ins Yali-Land. Abstieg über eine 1200 m hohe, fast senkrechte Wand. Aus Ästen haben die Eingeborenen einen wilden Klettersteig gezimmert.*

etwas Ähnliches in Form der heimischen Klettersteige bereits zu kennen. Aber es ist kein Vergleich. Was in den Alpen Spaß macht, ist hier ein waghalsiges Unterfangen. Alles ist nass und rutschig. Karabiner und Stahlseile zur Sicherung gibt es nicht. Ein einziger Fehltritt könnte hier schlimme Folgen nach sich ziehen. Unsere Träger sind besorgt um uns. Debiu hat jedem von uns



einen Leibwächter zugewiesen. Sie sagen uns genau, wo und wie wir unsere Füße hinzusetzen haben. Jedes Mal, wenn einer von uns auszurutschen droht, schreien sie angstvoll auf. Offensichtlich wollen sie nicht riskieren, auch noch einen Verletzten tragen zu müssen. Wir selbst können nur staunen, mit wie viel Geschick die Danis diese schwierige Kletterei bewältigen.



*Abb. oben: Schulen und Häuser der Missionare in Angguruk.*
*Abb. unten: Die Hände von Hans. Was mit einem harmlosen Sonnenbrand begann, ist zu einem ernsthaften Problem geworden. Im feuchten Klima kann sich auch der kleinste Kratzer schnell und gefährlich entzünden.*

Nach 5 Stunden Angstschweiß scheinen wir es dann aber geschafft zu haben. Wieder im dichten Regenwald erreichen wir eine kleine Schutzhütte. Eine Notunterkunft, die von den Eingeborenen auf ihrem langen Weg über die Berge gerne benutzt wird. Auch wir nehmen sie an diesem schon späten Nachmittag willkommen an. Bereits sichtlich sind wir von den Strapazen der vergangenen Tage gezeichnet und es schmerzen uns die Glieder. Unzählige Abschürfungen, Insektenstiche und kleine, schwer heilende Wunden, die lästige Blutegel verursachen, müssen versorgt werden. Hans hat zusätzlich noch mit seinen Händen Probleme, die sich durch einen anfänglich unterschätzten Sonnenbrand entzündet haben und nun immer mehr anschwellen.

**Im Yali-Land**

Am nächsten Tag aber öffnet sich der Wald. Der dichte Primärurwald wird abgelöst von Sekundärvegetation. Vereinzelt kann man an den Berghängen bereits Kartoffelpflanzungen erkennen. Ein Zeichen, dass hier Menschen leben. Wir sind im Stammesgebiet der Yalis. Auf der anderen Seite eines tief eingeschnittenen Tales erblicken wir Angguruk, die ersehnte Missionsstation. In der Mitte der Ansiedlung kann man die Start- und Landebahn erkennen, für die Missionare die einzige Verbindung zur Außenwelt. Wir sind erleichtert. Dort können wir ein paar Tage ausspannen und vielleicht sogar eine richtige Dusche nehmen.

Angguruk ist die älteste Missionsstation im Yali-Gebiet. Vor rund 40 Jahren waren die Missionare, nach einigen Erkundungs-Expeditionen, die ersten, die in diese unwegsamen Bergregionen vordrangen. Damals gesellten sich zu den tagelangen erschöpfenden Fußmärschen auch noch unliebsame Eingeborene. Die ersten Kontaktaufnahmen gestalteten sich als schwierig. Als äußerst kriegerisches Volk waren die Yalis weithin bekannt, und auch Kannibalismus soll ihnen vertraut gewesen sein.

Heute hingegen begegnen uns auch die Yalis friedlich. Die blutigen Stammesfehden gehören der Vergangenheit an. Früher verfeindeten Nachbargruppen steht man zwar immer noch mit Reserviertheit gegenüber, aber nur mehr selten kommt es tatsächlich zu aggressiven Auseinandersetzungen. Als wir in Angguruk einige Männer fragen, ob sie es gut oder schlecht finden, dass die Missionare in ihr Land gekommen sind, so meinen doch die meisten, dass die Missionare auch den Frieden gebracht hätten – und das finden sie gut. Offenbar empfinden auch sie den Krieg als etwas Schreckliches, obwohl er immer ein so fester Bestandteil ihres Lebens gewesen ist.

Vieles andere in ihrem Leben hat sich aber erst wenig verändert. Nach wie vor leben die Yalis als Jäger und Kartoffelpflanzer auf einer annähernd steinzeitlichen Kulturstufe. Eine materielle Kultur hat sich kaum entwickelt. Die besonders harten Umweltbedingungen lassen keinen Spielraum für künstlerische Betätigungen. In vielen der entlegenen Dörfer bilden der Grabstock und die Steinaxt noch immer die einzigen Werkzeuge, Pfeil und Bogen die Jagdwaffe. Wie die Danis tragen die Männer als Schambekleidung einen Penisköcher, der bis zu einem halben Meter lang sein kann. Um die Hüfte hängt in weiten Windungen ein Rotangürtel. Diese zusätzliche Mode soll sie von ihren Nachbarn im Baliem-Tal abgrenzen. Manche Männer ziehen sich durch das Nasenseptum auch noch die etwas furchterregenden Eberhauer. Mit ihnen wollen sie Macht und Mut demonstrieren. Früher sollte dieser Schmuck die Feinde beeindrucken und ängstigen.

Aber auch vieles aus ihrer alten Mythologie ist nach wie vor fester Bestandteil in ihrem Leben und Handeln. Wir erfahren, dass verschiedenen Naturgeistern magische Kräfte zugeschrieben werden, mit denen sie in Form von Ritualen in Verbindung treten können. Der Ahnenkult soll ebenfalls noch eine große Rolle spielen. Die Verstorbenen, die nach einiger Zeit zu Totengeistern geworden sind, werden weiterhin in das tägliche Leben mit einbezogen. Passiert irgendetwas, wie z.B. ein Erdrutsch oder es stirbt jemand, so gibt es im Glauben der Yalis dafür keine natürliche Ursache, sondern immer hat irgendein Geistwesen oder ein Ahne die Finger im Spiel. Der Geisterglaube ist in Wirklichkeit jedoch sehr komplex und selbst für einen Ethnologen nur schwer durchschaubar und verständlich.

**Hundert neugierige Augen**

Nach zwei Tagen Erholung in einem alten Missionsgebäude brechen wir wieder auf. Sieben Tagesmärsche entfernt liegt Kosarek, die zweite Missionsstation im Yali-Gebiet. Vor uns breitet sich eine grandiose, mit dichten Regenwäldern überzogene Bergwelt aus. Mystisch anmutende Wolkenspiele am Himmel regen unsere Fantasie an, großartige Darstellungen wie sie sicherlich weltweit ihresgleichen suchen. Es geht steile Berghänge hinauf und wieder hinunter. In den engen Tälern gurgeln reißende Gebirgsbäche, über die oft nur ein glitschiger Baumstamm liegt. Auf meist exponierten, in die Täler vorgeschobenen Bergrücken liegen die Dörfer der Yalis. Fast unwirklich zeichnen sich ihre Rundhütten vor den in den Abendstunden einfallenden Nebeln ab.

*So wie wir über sie, so staunen auch die Yalis über uns. Wie viele Fragen mögen ihnen dabei wohl durch den Kopf gehen?*



Lange bevor wir ein Dorf erreichen, kündigen uns unsere Träger durch laute Gesänge bereits von der Ferne her an. Schließlich wollen wir die Yalis ja nicht überraschen und ganz plötzlich vor ihrer Türe stehen. So sind sie vorbereitet und können uns auf halben Weg entgegen kommen. Meist sind es junge Männer mit Pfeil und Bogen. Debiu stellt uns vor und fragt, ob wir in ihren Dörfern nächtigen dürfen. Das letzte Wegstück gehen wir dann gemeinsam.

Immer wenn wir in ein Dorf einmarschieren, ist auch bald die ganze Gemeinde

um uns versammelt. Schnell sind wir von allen Seiten umzingelt. Scharen von Kindern, aber auch Männer und Frauen gehen dann ihrer Hauptbeschäftigung nach – dem Schauen. Hundert neugierige Augen verfolgen jede unserer Bewegungen, alles wird bestaunt und aufs genaueste beobachtet. Sie können sich nicht vorstellen, aus welcher Welt wir kommen. Wie viele Fragen mögen ihnen wohl durch den Kopf gehen?

Tatsächlich, so denken auch wir, könnte der Gegensatz zwischen ihrer Welt und der unsrigen kaum größer sein. Viele der Kinder sind unterernährt und leiden unter der einseitigen Kartoffelnahrung. Aber auch die Kälte setzt ihnen zu. Mit dem Einfallen der nächtlichen Nebel kann das Thermometer in diesen Höhenlagen bis fast auf den Gefrierpunkt herabfallen. Nur mehr das Feuer in ihren Hütten vermag sie dann noch zu wärmen. Für einen Wohlstandseuropäer ist es nur schwer begreifbar, wie diese Menschen hier tagtäglich ihr Leben fristen. Auch wir bestaunen diese Menschen und begegnen ihnen mit Ehrfurcht und Respekt. Oft haben wir wohl ein wenig zu romantische Vorstellungen vom Leben der Naturvölker. Viele glauben, sie leben alle in einer Art Paradies. Das ist sicherlich nicht der Fall.

Am Rande eines Dorfes findet sich fast immer ein Platz, wo wir unsere komfortable Behausung aufstellen können. Der frühe Morgen ist da immer ein besonderes Erlebnis. Oft bereits vor Sonnenaufgang hören wir draußen vor unseren Zeltwänden ein Rascheln und Kichern. Unsere kleinen Fans drängen sich draußen schon um den besten Platz und warten darauf, bis einer von uns Langnasen sein müdes Gesicht hinaus steckt. Die ganze Horde begleitet uns dann noch zum Zähneputzen und versucht natürlich beim Frühstück eine Banane oder ein Keks zu ergattern. Allein solch ein Morgen kann einen bereits für all die zu erwartenden Strapazen des bevorstehenden Tages entschädigen. Wir sind zufrieden. Bald schon haben wir es geschafft. Nur noch wenige Bergrücken und Täler trennen uns von Kosarek.

**Süßkartoffel und Taro**

Bevor wir nach dem Verlassen der Dörfer wieder in den Wald eintauchen durchwandern wir die Gärten der Yalis. Auch sie pflanzen vor allem Süßkartoffeln und Taro. Neunzig Prozent ihrer Ernährung decken allein diese beiden Knollenfrüchte. Nachdem man durch Brandrodung ein Stück Urwaldboden gewonnen hat errichten die Männer die Felder, meist an steilen Berghängen. Die starke Erosion, bedingt durch die heftigen Niederschläge, lässt jedoch meist nur eine kurze Bebauungszeit des Bodens zu. Schnell ist die dünne Humusschicht wieder weggespült. Große Flächen liegen deshalb brach, bis sie mit Sekundärvegetation wieder genügend bewachsen sind, um erneut abgebrannt und einer Nutzung zugeführt zu werden.



*Schön gelegenes Yali-Dorf auf einem Bergsporn.*

Die Bewirtschaftung der Gärten ist Frauensache. Mit den Grabstöcken bearbeiten sie das Erdreich. Fast den ganzen Tag nimmt diese mühsame Arbeit in Anspruch. Zwischendurch sammelt man verschiedene Kräuter und Insekten, die den Speisezettel mit etwas Eiweiß aufbessern. Zum Transport der Ernte benützen die Frauen über den Rücken geworfene, aus Pflanzenfasern gefertigte Tragnetze. Mehrmals sehen wir, wie darin aber auch kleine Schweine und sogar Babys befördert werden.



*Eine Yali-Frau bei der Feldarbeit. Während einer kurzen Pause blickt sie nachdenklich zu ihrem Dorf hinüber.*

**Endpunkt Kosarek**

Nach insgesamt 18 Tagen erreichen wir an einem noch sonnigen Nachmittag Kosarek, eine kleine Wellblechsiedlung. Zwischen den Häusern erkennen wir die grasige Landebahn, ansteigend in den Hang gebaut. Für die Kinder natürlich der ideale Spielplatz und als sie uns sehen, laufen sie uns winkend schon von weitem entgegen. Wir haben es geschafft. Im Haus eines Lehrers finden wir einen Platz zum Schlafen. Er ist ein Dani-Papua und spricht Englisch. So haben wir noch einmal Gelegenheit etwas über die Kultur, das Leben und die Probleme der Hochlandvölker zu erfahren. In Kosarek, wie auch in vielen anderen Missionsstationen, haben mittlerweile die Papuas selbst die verschiedenen Funktionen der ursprünglich weißen Missionare übernommen.

Zwei Tage später klappt es auch mit dem Rückflug. Gegen Mittag zerreißt die Sonne die Nebel und die Witterung lässt eine Landung zu. Punktgenau setzt der Pilot die kleine Cessna auf. Die überaus kurze Landepiste erlaubt nicht den geringsten Spielraum. Nur Piloten mit einer speziellen Ausbildung dürfen daher in den Bergen Neuguineas landen und starten. Wir verabschieden unsere Träger, wünschen ihnen alles Gute und steigen ein. Sie werden zu Fuß den langen Weg ins Baliemtal zurücklaufen. Wie sie uns versichern aber in der Hälfte der Zeit, die wir gebraucht haben. Zehn Yalis aus dem Dorf drehen das Flugzeug in Startrichtung und halten es anschließend mit all ihren Kräften am Heck fest. Der Motor heult auf, wird immer lauter, bis der Pilot den Männern das Zeichen gibt. Alle gleichzeitig lassen sie los und wie eine Rakete schießt das Flugzeug den Hang hinab. Gerade rechtzeitig hebt es vor dem Steilabbruch am Ende der Piste ab. Sofort sind wir einige hundert Meter in der Luft, ziehen im engen Tal eine Schleife und nehmen Kurs auf Wamena.

Ich schau aus dem Fenster und wie in einem Traum verschwimmen die Berge, der Urwald, der Himmel und die Wolken, wissend, dass diese Reise ein einmaliges Erlebnis war.



*Berührender Blick eines Kindes.Bleibende Erinnerung an ein unvergleichliches Erlebnis.*

# Das Silber am Horizont

## Unterwegs in Zentralasien: Pioniertour durch Tuwa

VON EBERHARD NEUBRONNER

ES SCHNEIT IM August. Dem Fahrer merkt man nichts an – kein Muskel teilt mit, was Genadiy fühlt. Nie zuvor haben wir derart geschlitzte Augen erlebt, sie starren stur auf die Straße. Wer ist dieser Kerl? Wohin steuert er seinen Kombi? Wie viele Stunden sind seit Abakan schon vergangen? Längst liegt die Hauptstadt der Republik Chakassien hinter uns. Nur noch kyrillisch beschriftete Wegweiser erinnern daran, dass es gestern Nacht eine Schlafstelle gab, irgendwo zwischen Ankunft und Start, ein Hotel namens ›Chakasiya‹.

Verkehr gleich Null. Ich versuche meine Gedanken zu ordnen: Wien, Moskau, Abakan. Achtung! Ein Schlagloch rüttelt elf Passagiere durch. Zehn kommen aus Deutschland, an ihrer Spitze der bayerische Bergführer Georg (Schorsch) Mühlbauer. Sie wollen Tuwa zu Fuß queren, das Pioniertrekking wird vom Alpenverein organisiert.

Moskau also. Im Inlandsflughafen Scheremetjewo II stauchte uns eine blonde Funktionärin zusammen, ein Fossil des sowjetischen Apparats. Wir mussten zur Kenntnis nehmen, dass diverse Ruck- oder Seesäcke sich hervorragend dazu eignen, die Fremden zu schröpfen: »Njet«, hieß es streng, Wladiwostok Air sei mit Fracht überlastet. Bezahlen! Was sonst? Den Rubelchen zog man druckfrische Euros vor. Auch an Bord der Tupolew wurde kein Lächeln verschenkt, bis sie hart auf dem Flugfeld von Abakan landete. Kühler Wind, kaum Beleuchtung, rundum Middle of Nowhere-Milieu. Wo war Europa geblieben?

Ach, Europa ...

Schorsch erzählt, er habe nachts im Hotel statt des vierten das dritte Stockwerk erwischt und die weibliche Halbwelt entdeckt. »Pro-sti-tu-tion für Gäste?«, fragt Ingrid spitz. »Du mittendrin? Allerhand.« Sie ist Lehrerin und schärft gern ihre Zunge. Jetzt bleibt Ingrids Probelauf stecken, weil unser Mann aus Wolfratshausen schmunzelt und schweigt.

Fünfhundert Kilometer meist geschotterter Landstraße trennen Abakan vom Quellheiligtum Shivilig in der Grenzregion Tuwa/Altai. Dort warten stämmige Rösser, die jeweils plusminus 150 Kilo schleppen, was einst Otto Mänchen-Helfen zugute kam. Dieser fast vergessene Autor schrieb vor 75 Jahren: »Ich ritt durch Tuwa, wie die Kuriere Dschingis Khans durch das Mongolenreich geritten sind. Von einem Zeltlager zum anderen, auf immer neuen Pferden, auf den kleinen, zähen, schnellen Pferden, die aus den zentralasiatischen Steppen die Hunnen bis vor Rom, die Mongolen bis nach Schlesien getragen haben.«[1]

*Gibt es wohl einen Ort,*
*an den der Mensch zu Fuß nicht gelangt?*
*Gibt es wohl einen Ort,*
*den der Mensch zu Pferde nicht erreicht?*

Tuwinisches Lied

Was wissen wir heute vom Ziel? Wenig. Außer Schamanismus, Nomaden und Kehlgesang ist bloß trockenes Zeug in meinem Kopf zu finden, oder nein – ein Bonmot feudalistischer Herkunft macht sich breit und verspricht Abenteuer à la Sibirien: »Der Himmel ist hoch, der Zar ist fern.«[2]

So hoch auch wieder nicht. Dunkles Gewölk streift Nadelwälder; erst nieselt es, dann schlägt das Nass als Schnee gegen Blech. Genadiys Scheibenwischer surrt. Neben ihm sitzt Denis Pleschenko, ein 22-jähriger Student aus Sankt Petersburg. Sein

[1]Otto Mänchen-Helfen: Reise ins asiatische Tuwa (Berlin 1931), S. 9. Mänchen-Helfen war seit 1927 Leiter der Soziologisch-Ethnologischen Abteilung am Moskauer Marx-Engels-Institut und wollte, »den Schamanismus, die alte Religion der Völker Nord- und Innerasiens, an Ort und Stelle ... studieren.« Er schickte (»von bösen Ahnungen gewarnt«) sein Material nach Deutschland, um es vor dem Geheimdienst GPU zu schützen. Sonst wäre das Buch des später in den USA lehrenden Wissenschaftlers nie herausgekommen.

[2]Dieser Satz charakterisiert die enormen Entfernungen zwischen Ural, Pazifik, Arktis und Mongolei.





*Über dem Kargytal erhebt sich der Götterthron Mongun Taiga. Wer ihn besteigt, muss mit dem Zorn des ›Uralten Herrn‹ rechnen.* Foto: Eberhard Neubronner

schwarzes T-Shirt trägt den Aufdruck ›Live in your country, play in ours‹. Was hat Denis nach Tuwa gerufen? Eine Ferienbeschäftigung? Pleschenkos jüngerer Kollege Sergej Schatilow, der bereits in Shivilig unsere Zelte aufbaut, sucht den sportiven Kick. Denis jedoch möchte mehr. Er will Neues lernen – ein Wunsch, den Andrej Kroussanow vom Petersburger ›Geographic Bureau‹ Ende Juli erfüllt hat, als Denis und Sergej zum ersten Mal hier waren.

Andrej, Denis, Sergej ... drei fremden Namen folgen bald weitere, während wir fröstelnd auf einem Pass stehen: Sayanskiy, aha, 2206 Meter. Die Säule am Scheitel wurde vor Jahren mit ›Respublika Tywa‹ bemalt. Wer kommt und geht, soll sehen, welches Land in Zentralasien existiert. Nach dem Ende des Sowjetreichs allerdings nicht souverän, denn wirtschaftlich wie politisch ist Tuwa/Tuwinien seit 1991 Teil der Russischen Föderation.

Bunte Gebetswimpel flattern, sie gehören zu einem Owaa. Solchen Steinhaufen zollt jeder gläubige Passant seinen Respekt und hinterlässt kleine Geschenke: Geld, vergorene Stutenmilch (*kumys*) oder ein paar Spritzer Schnaps (*aragy*), weil man das Jenseits ehren muss. Hügel und Bäume, Felsen, Seen und Mineralquellen werden von Geistern bewohnt; auch Berge wie der eisgepanzerte Mongun Taiga, dessen höchster Punkt uns schon jetzt reizt, sind ihnen angenehm.[3] Ich drehe mich um. Warum bleibt Genadiy rauchend im Wagen und spendet nichts? Lehnt er buddhistisch-schamanistische Praktiken ab?[4]

»Schamanen«, nimmt Hanna meinen Blick auf. »Bin gespannt, ob wir einen Medizinmann treffen.«

»In der Hauptstadt Kysyl vielleicht«, antworte ich und zweifle daran, ob er Trekker empfängt. Getrommel und Tanz, Magie für Touristen, eventuell sogar bezahlte Séancen nach dem Motto ›West meets East‹ – diese Vorstellung schreckt.

»Es könnte«, sagt Hanna, »auch eine *Sie* sein ...«

»Stimmt.«

Mit zahllosen Kurven öffnet die Straße das Land. Es ist bergig, nur schwach bewaldet und leer. Kein Auto kommt uns entgegen; weder einzelne Jurten noch Holzhäuser lassen erkennen, dass man Vieh hütet oder Frucht pflanzt. Wieder wehen Stoffstreifen am nächsten Pass. Sie tragen Zeichnungen mystischer Tiere, sind mit frommen Formeln beschriftet und fünffach gefärbt: Blau steht für den Himmel, Rot für Feuer, Grün für Vegetation, Gelb für die Erde und Weiß für das Wasser. Wir steigen aus, der Atem wölkt. Eine Kaltfront hat Südsibirien im Griff und lockert ihn nicht.

Tuwa ...

[3]Mänchen-Helfen, S. 90: »An jedem ausgezeichneten Ort, an dem höchsten Punkt eines Passes, auf Bergeshöhen, an Furten, an Wegbiegungen, trifft man in Tuwa einen Owaa ..., den jeder Vorüberkommende durch einen neuen [Stein], den er dazuwirft, erhöhen hilft. Oft stecken in ihm Zweige mit dünnen weißen Tuchstreifen. Es gibt aber auch recht kunstvolle Owas. Lange Stangen sind zu einem Kegel zusammengestellt, um eine bändergeschmückte Stange in der Mitte ist aus kleinen flachen Steinen ein Altar aufgeschichtet, auf dem allerlei Figuren stehen ...«

[4]Die buddhistische Lehre kam im 17. Jahrhundert durch tibetische oder mongolische Lamas nach Zentralasien. Tuwinen vereinbaren mit ihr problemlos den uralten Schamanenglauben Sibiriens. Motto: West und Ost sind kein Gegensatz, sondern befruchten einander.



*Holztransport per Kamel (nach 1920). Im Süden der Republik Tuwa wird dieses zähe Lasttier noch heute eingesetzt.*
Foto: Archiv Neubronner

Unsere Fahrt gibt mir Gelegenheit, den Kopf zu lüften. Ich krame Fakten hervor als Resultat meiner Suche daheim; Bücher mit spärlichen Hinweisen auf Fernost sowie Lexika hatten mich ratlos gemacht statt spontan Lust zu wecken auf jene »Hirtenrepublik, die zwischen Sibirien, dem Altaigebirge und der Wüste Gobi liegt, dem für Europäer verschlossensten Lande Asiens.«[5]

Sibirien selbst dehnt sich vom Nördlichen Polarmeer bis zur Mongolei und vom Ural bis zum Pazifischen Ozean aus. Mit acht Zeitzonen und zwanzig Breitengraden deckt dieser Moloch seit rund 300 Jahren zwei Drittel des russischen Staatsgebiets ab: 12,7 Millionen Quadratkilometer Tundra, Waldtundra, Taiga, Tiefebenen, hohe Gipfel, Steppen und Halbwüsten. Mächtige Ströme entspringen im Süden: Ob, Lena und Jenissej fließen nordwärts – wer außer kleinen, lange vom Nivellement bedrohten, zum Teil noch immer nomadisierenden Urvölkern (Dolganen, Ewenken, Jukagiren, Keten, Korjaken, Niwchen oder Tuwinen) kann der kargen Welt dort widerstehen?[6]

Karg, weiß Gott. Wir halten vor einem Zaun in der Siedlung Teeli. Mehrere ihrer Dorfwege ähneln zerfurchten Rollbahnen des Zweiten Weltkriegs zwischen Minsk und Moskau, wie *Freund* oder *Feind* sie fotografiert haben; sieben mal zehn Zentimeter, chamois matt und mit Büttenrand, wurden solche Souvenirs fern vom Schauplatz betrachtet. Dann ließ General Winter allen Dreck zu Beton frieren und löschte millionenfach aus, was hatte leben wollen. 1941, 42, 43, 44 ...

Erster Exkurs: Als das deutsche Heer im Prinzip längst geschlagen war und Stalins Übermacht siegte, ›bat‹ dessen tuwinischer Statthalter Salchak Toka den Obersten Sowjet darum, die formal autonome Volksrepublik Tannu-Tuwa der UdSSR anzugliedern. »Am 13. Oktober 1944«, stellt eine DDR-Publizistin noch kurz vor dem Mauerfall absolut linientreu fest, »wurde diesem Wunsch entsprochen.«[7] Tuwas Geschichte wechselt wie Ebbe und Flut. Seit dem Paläolithikum als Jagdgebiet populär, sah sich das Land durch ostasiatische Hunnen, Uiguren, Kirgisen und Mongolen beherrscht. Letztere wichen erst 1757, als das so genannte Uriantschai[8] unter mandschurisch-chinesischen Einfluss kam. 1912 erklärte Tuwa seine Unabhängigkeit, doch dieser Status dauerte nur zwei Jahre lang, denn Russland nahm – wie man nach wie vor lesen kann – den jungen Nachbarn »1914 unter sein Protektorat«.[9] Die Zwischenzeit von 1921 bis 1944 und auch drei Jahrzehnte im Zeichen einer ›Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik Tuwinien‹ waren dann ebenfalls konsequent rot.

Heute kann Tuwa, Mitglied der Russischen Föderation und das zweitärmste Land unter 21 Republiken, ohne Wladimir Putins wachsende Macht (die erneut Weltgeltung anstrebt) nicht existieren. Zugleich ist es wohlhabend: Man hat unter anderem Gold, Silber, Kohle, Eisenerz, Kupfer, Nickel, Platin, Chrom, Wolfram und Kobalt entdeckt oder lässt solche Schätze seit langem abbauen. Allein aus Goldadern sprudeln bis zu 40 Prozent des tuwinischen Steuerertrags, weshalb Geologen hämmernd wie bohrend immer neue Quellen anzapfen. Ob dies die Volksarmut einer breiten Schicht stoppt, steht dahin.

In Teeli, wo wir uns unbehaust fühlen, wird jedes Visum viermal gedreht und gewendet. Von Westen her bläst es weiterhin frisch. Schorsch sagt, der Altai sei nah und

[5]Mänchen-Helfen, S. 5.

[6]Valentina Gorbacheva/Marina Federova: Die Völker des Hohen Nordens - Kunst und Kultur Sibiriens (New York 2000), S. 54. Nach Ansicht beider Autorinnen ist der spätestens unter Stalin energisch geformte ›Homo sovieticus‹ im Postkommunismus kein Thema mehr. Momentan jedenfalls. Eine 1989 gegründete ›Assoziation der Kleinvölker des Nordens‹ setzt sich seither für deren Schutz ein.

[7]Gisela Reller: Von der Wolga bis zum Pazifik – Tradition und Umgestaltung (Berlin 1990, S. 25). Hinter dem Theater der tuwinischen Hauptstadt Kysyl erinnert ein Denkmal ohne Inschrift an den Diktator.

[8]Aus ›Uriantscha‹ abgeleitet = mongolisch: Volk, das in den Wäldern wohnt..

[9]›Sibirpoint‹ im Internet (www.sibirienspezial.com). Protektorat darf getrost mit Annexion übersetzt werden.



mit ihm auch die Bjelucha alias ›Weißer Berg‹: ein Viereinhalbtausender, schwer zugänglich, vogelwild. 1914 wurde er erstmals bestiegen.

»Warst du schon oben?«

»Kommt noch.«

Die folgende Stunde zeigt, dass Genadiys Kübel den letzten Test durchsteht. Quietschend holpert er bergwärts bis zu einem bewaldeten Hang. Shivilig ist erreicht, der als kostbares Wasser verehrte Arshan (Heilige Quelle). Unter Lärchen in 1520 Meter Höhe kampieren zwei Dutzend Groß- oder Kleinfamilien: Jung und Alt kauern um Feuer, Regen tröpfelt, scharfer Rauchgeruch mischt sich mit dem Aroma brutzelnder Hammelkeulen.

»Welcome!«

Sergej Schatilow grüßt. Dieser zunächst etwas wortkarge, 20-jährige Student aus Sankt Petersburg hat heute Mittag das erste Lager unseres Trekkings aufgebaut; ihm halfen die tuwinische Köchin Dalana Tyundischewa und deren Schwager Slawa Tyundischew, ein Mann mittleren Alters. Morgen, denke ich froh, werden auch wir aktiv sein. Nicht nur beim Regulären. Waldläufer Slawa wird uns zehn Tage lang führen, denn ohne Guide ist eine Tour durch Tuwa riskant. Hier trifft man – so wird erzählt – Schurken, die von der Mongolei aus Raubzüge unternehmen und dann verschwinden. Das klingt wie Karl May. Doch wer prüft solche Stories?

Dalanas Eintopf schmeckt gut. Wenn sie lacht, blinkt blankes Gold. Wir sitzen im Messezelt, trinken Kaffee und plaudern dem Abend entgegen – Schorsch, Alf, Ellen, Gerda, Denis, Biggi, Klaus, Ingrid, Sergej und Jürgen. Schorsch fragt Hanna, was uns nach Asien gelockt habe. Ihre Antwort fällt kurz aus: »Hedin.«[10]

Pferde schnauben und wiehern. »Choruulu«, ruft Slawa, auf geht's! Wohin? Fünf Rösser sind bepackt, der sehr kalten Nacht folgt ein Tag voller Sonne. Aus dem nahen Bay-Tal (Reicher Ort) stammen Tiere und Menschen; die vier klein gewachsenen Treiber haben Schlitzaugen, am Schwung ihrer Bewegungen lässt sich Routine erkennen. Das Quartett hat flott gearbeitet und den Kram einer Gruppe verstaut, deren Neugier enorm ist. Auch beide Russen kennen Tuwa nur oberflächlich. Denis und Sergej halten per Satellitentelefon Kontakt mit Andrej Kroussanow in Sankt Petersburg, der notfalls helfen kann. Wenn es um die Besteigung des Mongun Taiga geht, wird er zu uns stoßen.

Während wir die Rucksäcke schultern, nimmt Jürgen belebende Düfte wahr. »Salbei und Wermut«, nickt er, »Wacholder und Minze. Außerdem massenhaft Edelweiß. Im Himalaja wächst es auch. Ich frag' mich, mit welchem Trick dieses Steppenzeug nach Europa gefunden hat.«

»Natürlich fliegend«, sagt Ingrid. »Milliarden von Samen tun das.«

*Ein Schamane und seine Frau vor knapp 80 Jahren. Skeptische Blicke treffen den Fremden und dessen Apparat.*
Foto: Archiv Neubronner



Alf, US-Korrespondent eines Magazins, meint nicht ohne Ironie: »Tadellos. Setzen.«

»Choruulu!«, tönt Slawa zum zweiten Mal. Jetzt startet der Tross.

Durch schütteren Lärchen- und Zedernwald schwingt unsere Spur. Bald überholen uns alle Vierbeiner, ihr wiegender Gang schmeichelt dem Auge. Enzian, Akelei, Pilze und Eisenhut säumen den Weg, die Luft riecht würzig nach Moos. Adler segeln vor Cumuluswolken. Noch wissen wir nicht, dass dieses anderswo stark dezimierte Tier als Wiedergeburt toter Schamanen gilt; es darf niemals gejagt werden,

[10]Sven Hedin (1865-1952), schwedischer Forschungsreisender, leitete viele Asien-Expeditionen. Er erkundete unter anderem den Transhimalaja sowie die Quellzonen von Brahmaputra und Indus, löste das Rätsel des ›Wandernden Sees‹ Lop Nor, querte Ostturkestan sowie die Wüste Gobi und schrieb außer einem 35-bändigen wissenschaftlichen Werk zahlreiche populäre Bücher. In Tuwa ist Hedin nie gewesen.

weil Schutzgeister unantastbar sind. Zu ihnen zählen Wolf, Schwan, Bär und Eule.

Wir wandern im Land dreier Ebenen. Nichts ist hier profan. Nach wie vor (das heißt: noch intensiver, seit die sowjetische Hatz auf ›reaktionäre Zauberer‹[11] beendet wurde[12]) werden trommelnd und tanzend, singend und opfernd mentale Reisen durchgeführt, verlässt ein Medium in Trance seinen Leib, um spirituell wirken zu können. Dem Universum wendet es sich zu, dessen Raum aus Oben, Mitte und Unten besteht. Von der lichten oder finsteren Welt kommen Kraft und Krankheit. Wer also klug ist, ehrt den heilenden Magier, indem er ihn konsultiert.[13]

Sanft gewellt liegt Tuwa vor uns. Kein Jet zeichnet Kreidestreifen am Himmel, weder Abgas noch Autolärm nerven. Rundum tiefe Stille. Selbst der Wind hält sein Flüstern zurück. Ein aus Astwerk geschichtetes Owaa markiert den ersten Pass, und auch dort hängen verblichene Stoffreste. Jenseits des Sattels öffnet sich das Tal des Al-Diashig. Dieser eiskalte Fluss wird gequert, wobei Sandalen die Stiefel ersetzen: keiner rutscht, niemand fällt der Strömung zum Opfer.

»Schaut nur!«

Zwei weitere Adler.

»Schamanen?«

Gerda winkt ab. Dank ihres Jobs im Diplomatischen Dienst ist sie kaum irritierbar.

Nach sechs Stunden Lauferei lagern wir am Rand eines Waldes. Monoton rauscht der Al-Diashig, die Sonne blendet, rote Feldgrillen schwirren herum. Slawa, Dalana, Denis und Sergej arbeiten Hand in Hand; es wird viel gelacht, zunehmend streifen tuwinische Blicke mehr oder minder scheu das Volk aus Germanija. Bald sprudelt Wasser und garantiert außer Tee auch deftiges Essen, was Dalana durch Klappern verrät. Sie kocht Kartoffeln, schmeckt Corned Beef ab, schafft sogar Äpfel her. Fünf Gäule sind angeleint und rupfen Gras. Vier Treiber spielen Karten, jeder Stich ist ein Fest.

»Morgen«, sagt Klaus, »reiß' ma ihn nieder. Dann geht's zum Suglufluss.«

»*Wer* wird gerissen?«, fragt seine Partnerin Biggi.

»Chailag Mongulek. Unser erster Berg. Zirka zwosieben über dem Meer.«

»Okay«, antwortet Biggi. »Passt schon.«

Nachts zeigt Alf ein paar Sternbilder. Unsere Sicht ist superb, der studierte Astronom bannt das Publikum. Jenseits von Gut und Böse, erklärt er, blitze die Wega: 11.600 Grad heiß und 247 Billionen Kilometer entfernt. Deneb im Schwan sei 75.000 Mal heller als unsere Sonne. Der beliebte Teekessel im Schützen werde durch Epsilon, Delta, Gamma, Lambda, Phi, Sigma, Tau und Zeta Sagittarius gebildet, Bootes wiederum präsentiere mit Arcturus einen orangefarbenen Riesen. Kleiner und Großer Bär, Delphin, Atair, Cassiopeia und Cygnus werden genannt, bis etliche Fans trotz des Zaubers der Milchstraße frösteln. Ab ins Zelt.

»Großer Bär am sibirischen Himmel«, sagt Hanna leise, »Urahn aller Tuwinen. Sie sind stolz auf ihre Herkunft ...«

Irgendwann wache ich auf und glaube schnellen Hufschlag zu hören. Ein Reiter, von Jurte zu Jurte im Galopp unterwegs? Diese Asiaten ... Bei Dunkelheit ...

»Toll«, wird Sergej deshalb morgens begrüßt. »Dschingis Khans Teufel!«

Die Wiese knistert vor Reif, mein Magen knurrt. Sergej Schatilow steht neben dem längst erloschenen Feuer und reagiert erst,

[11] Mihály Hoppál: Das Buch der Schamanen; Band 1, Europa und Asien (München 2002, S. 11). Das nur scheinbar ›zauberhaft‹ wirkende Wort Schamane - tuwinisch: *kham* - stammt von den Ewenken und geht auf sham (= Wissen) zurück, womit Shaman der Wissende wäre.

[12] Jan Van Alphen: Schamanismus in Tuva (Wien 1998, S. 89). Der tuwinische Historiker Mongush B. Kenin-Lopsan schreibt dort unter anderem: »1931 lebten laut Volkszählung 725 Schamanen [in Tuwa], 411 Männer und 314 Frauen ... 1944 fanden keine öffentlichen schamanischen Rituale mehr statt, und die Schamanen traten nicht mehr in ihren zeremoniellen Gewändern auf ...« Zahllose Schaman(inn)en wurden wegen ›Scharlatanerie‹ verfolgt, inhaftiert oder getötet. Einige versteckten sich und überlebten. Exakte Daten sind unbekannt.

[13] Hoppál, S. 13: Der Beruf des Schamanen vererbt sich meist. Dieser Vorgang kann eine oft sehr schwere Krankheit auslösen, die überwunden wird und den Zauberer als einen Menschen empfiehlt, der nun auch anderen helfen wird.

*Mit Packpferden über den Fluss Al-Diashig im Westen der Republik Tuwa. 10 Stunden später werden die Tiere gestohlen.*
Foto: Eberhard Neubronner





als ihn das letzte Wort zum zweiten Mal trifft.

»Yes«, sagt er. »Devil.«

Schorsch Mühlbauer kommt dazu: »Fehlt was?«

»The horses.«

»Unsere Packpferde sind geklaut worden«, zischt Ingrid.

Schorsch lapidar: »Is halt a Pioniertour.«

Tuwa ist gebirgig, knapp halb so groß wie Deutschland und extrem dünn besiedelt (1,8 Einwohner je Quadratkilometer, Bundesrepublik: 230). Sein Verkehrsnetz kennt kaum befestigte Straßen. Man nennt die Tuwinische Republik auch, wegen ihres vielen Wassers, ›Land der Flüsse und Seen‹. Wer hier strandet, hat ein Problem. Es sei denn er fischt das Satellitentelefon aus der Tasche, lässt den *Emergency Call* in Richtung Sankt Petersburg los und vertraut dem Schicksal.

»Äto Geographic Bureau? Zanjato, jolkipalki.[14] Alloo ... alloo Andrej?«

Kroussanow hilft bald, hurra. Auch im Süden Sibiriens muss man bei Bedarf Wunder vollbringen, was Denis' und Sergejs Chef – wie alle gewitzten Russen – verspricht. Andrej hält Wort. Er alarmiert nach kurzer Zeit Slawas Bruder Mergen Konchuk, dem die Ein-Mann-Firma ›Tuwa Travel‹ gehört und der zwei Fahrzeuge ordert. Mit ihnen sollen wir Westler zum Fuß des Mongun Taiga chauffiert werden, zunächst aber unser Programm beibehalten.

»Leute«, sagt Schorsch beim Frühstück, »jetzt braucht's Toleranz. Tuwa erlaubt kein Komforttrekking. Hier geht nix wie geschmiert.«

»Eben«, stellt Hilde fest. Sie übt einen Heilberuf aus und wirkt trotz maximal 50 Kilo Körpergewicht zäh wie Arved Fuchs oder Reinhold Messner, obgleich beide ihr wohl nicht viel zutrauen würden. Wer jedoch Hilde essen sieht (Nanga-Parbat-Pionier Hermann Buhl konnte in gleicher Weise auf Vorrat spachteln), ist dieser jungen Frau schon recht nah.

Unter dem Chailag Mongulek heftet sich Hilde bis zum Gipfel an meine Fersen. Von dort aus, wo einst die Skythen ihre Häuptlinge bestattet haben[15], sorgt der mit 3604 Meter landesweit zweithöchste Berg Ak-Oyuk für Respekt – schwarz und schroff, ein Solitär. Unser Freund Denis serviert nun das kalte Büfett, während seine Klientel kauend den Rundblick genießt. Dann mahnt Sergej zum Abstieg. Heute Abend wird der Suglufluss jenseits des Mongulek ohne uns plappern, denn wir sind zum Al-Diashig verdammt. Das heißt konkret: Keine Traverse und kein Trainingsziel White Fang[16], dessen Schnapszahl 3333 den Schub zum 637 Meter höheren Mongun Taiga gegeben hätte. Wenn nicht ... na ja.

*Durch wildschöne Lärchenwälder wandern die Fremden vom Lager am Chinge-Khem in Richtung Perevalniy Pass (2740 m).*
Foto: Eberhard Neubronner



»Wo«, fragt Klaus nach Sonnenuntergang in die vom Wodka erwärmte Runde, »grasen jetzt unsere Pferdchen? Sauerei.«

»Bei Billy Jenkins[17] baumelt der Dieb«, sagt Hanna. »Wartet nur.«

»Hangmen also die[18]«, grient Alf.

Und Biggi: »Okay.«

Drei Tage später wird ein Teil des Geschehens entschlüsselt. Wir sind inzwischen weitere zwanzig Kilometer gewandert, und dem Chronisten mag es erlaubt sein, zu raffen: Vom Al-Diashig bis zum Khemchik[19] ist das Land rau. Grenzenlos wie Utopia, so träumt Südsibirien im Schoß der Schöpfung. Woher stammt sein Name? Er geht auf *siber* (mongolisch: rein) und *sibir* (tatarisch: schlafende Erde) zurück.[20] Zwölf Mensch-

[14] »Besetzt, Mist.«

[15] Skythen: Berittene Nomaden der eurasischen Steppenregion im 1.Jahrtausend v. Chr., die sich selbst ›Skoloten‹ nannten. Ihre Grabhügel heißen Kurgane. Auf dem 2677 m hohen Chailag Mongulek (tuwinisch: Sommer-Schneeplatz) sollen bisher noch nicht untersuchte skythische Gräber liegen, deren Dimension an Fürsten oder andere prominente Stammesmitglieder denken lässt. Der größte tuwinische Clan, Salchak, sieht dort seinen Gott wohnen.

[16] Weißer Reißzahn. ›White Fang‹ ist auch der Titel eines Romans des bekannten amerikanischen Autors Jack London (deutsch: ›Wolfsblut‹).

[17] Jenkins (eigentlich: Erich Rosenthal, 1885-1954) trat von 1909 an in Deutschland

lein erkundeten jetzt dieses Mysterium; ihr Lotse führte sie intelligent, als Leitfigur hielt Slawa Tyundischew stets die Balance zwischen Ruhe und Aktivität.

Wir faulenzen unter Lärchen am Chinge-Khem, dem kleinen Bruder des Khemchik. Ich schnüffle Harz, langsam dehnt sich jeder Muskel. Dalana kocht Tee, Ragout und

*Glückliches Arkadien? Seit Jahrhunderten weidet das Vieh in der Nähe wechselnder nomadischer Siedlungsplätze (›Ails‹).* Foto: Eberhard Neubronner



Makkaroni werden vertilgt. Welche Völlerei! Das Schaf, dem wir jetzt huldigen, wurde bei Nomaden für 1500 Rubel[21] gekauft und im letzten Camp nach tuwinischer Sitte geschlachtet. Otto Mänchen-Helfens Schilderung trifft heute noch zu:

»Ein Mann wirft das Tier auf den Rücken, setzt sich ihm rittlings auf den Bauch und hält die Vorderbeine mit der Linken fest. Dann schneidet er behutsam das Fell dort, wo das Brustbein endet, etwas über handbreit auf. Es darf dabei nicht ein Tropfen Blut fließen. Nun zwängt er schnell den rechten Arm durch den Schnitt in die Leibeshöhle und presst mit aller Kraft die Aorta zusammen. Der Hammel zuckt ein paar Mal und ist tot ... Dann wird das Tier ganz aufgeschnitten ... Leber, Lunge, Milz, Nieren und Herz werden entfernt und in einen Kessel heißen Wassers geworfen. Das Blut schöpft man in ein besonderes Gefäß und füllt mit ihm Magen und Därme, die vorher von den Frauen gereinigt worden sind. Dann erst wird dem Hammel das Fell abgezogen. Wie beim Schlachten und Ausweiden muß auch beim Zerlegen sorgfältig darauf geachtet werden, daß kein Blut vergossen wird, daß vor allem kein Tropfen Blut die Erde befleckt.«[22]

Mit vier tuwinischen Männern, einer heißt Sergej Saryglar, deren Busse uns vom Chinge-Khem zum Mongun Taiga schaukeln werden, kommt Information zur Crew. Die homöopathisch dosierte und Satz für Satz verbreitete Meldung wirkt wie ein Krimi. Nachdem wir Denis Pleschenko (der Sergej senior ausquetschen konnte) befragt haben, wird deutlich: Diebstahl lohnt sich nicht. Was also ist seit jener Nacht unter dem Berg Chailag Mongulek geschehen, als Hufschlag mich weckte? Hätte ich nur besser aufgepasst ...

Bay-Tal kurz vor Shivilig. Dort lebt Tere Mynge. Er ist reich; seine Pferde sind mit umgerechnet 2000 bis 3000 Euro Kaufpreis äußerst wertvoll in einem Land, dessen Bruttosozialprodukt einer Lupe bedarf. Tere Mynge, ließ Sergej Saryglar durchblicken, war kalt vor Wut: ›Diese Tölpel‹, mag er geknirscht haben, ›saufen Wodka und werden bestohlen. Ich zeige euch jetzt, bis wohin mein starker Arm reicht. Mistkerle! Ihr wie der andere Dreck sollt verflucht sein!‹ Man schickte Reiter aus, organisierte auch einen Jeep samt Besatzung. Man suchte zwei Tage lang. Man fand das Trio achtzig Kilometer vom Al-Diashig entfernt und stellte es. Die wiedergewonnenen Tiere lahmten schon, ihre Entführer wurden halb tot geschlagen.

»Selbstjustiz«, sage ich. »Cool.«

Denis: »So was wirkt.«

»Tuwinen oder Mongolen?«

»Pack von der Grenze, meint Saryglar.«

Wir wollen das Bett des Chinge-Khem kennen lernen und peilen den 2740 Meter hohen Perevalniy Pass an, was gut 1300 Meter Distanz bergauf wie bergab beschert. Frühmorgens, bei einer Temperatur knapp unter Null, schmiegt sich Dalanas Milchbrei in alle Mägen. Der Atem wölkt. Die Aussicht auf vierzehn Flusspassagen, einmal mehr barfuß wider den Strom stapfend, senkt weder unsere Moral noch stoppt sie

als Kunstschütze, Lassowerfer und Greifvogeldresseur auf. Unter seinem Namen wurden ebenso triviale wie erfolgreiche Wildwest-Stories publiziert.

[18]1942 gegen die Nazis gedrehter US-Film des österreichischen Exilanten Fritz Lang, an dem auch Bert Brecht und Hanns Eisler mitgewirkt haben.

[19]Zweitgrößter tuwinischer Fluss.

[20]Colin Thubron: Sibirien - Schlafende Erde, erwachendes Land (München 2003, S. 144).

[21]Laut Denis Pleschenko kostete ein Schaf in Sankt Petersburg zur Zeit unseres Trekkings 800 Rubel. Wörtliche Auskunft: »Fremde zahlen in Tuwa das Doppelte.« Wegen des Währungsverfalls und starker Kurssprünge ist die korrekte Umrechnung Rubel-Euro nicht möglich.

[22]Mänchen-Helfen, S. 57 f. Der Autor schreibt weiter, dieser Ritus sei einst in ganz Nord- und Innerasien verbreitet gewesen. Er habe (vor 1930) nur noch bei den Tuwinen sowie einer westmongolischen Minderheit überlebt. Das Blut wird vom Boden fern gehalten, weil es die Erde nicht kränken soll - weshalb man auch vor dem Töten des Tiers um Entschuldigung bittet.



Biggis Begeisterung. ›Kämpfe mit Lust gegen Frust‹, drückt ihr Gesicht aus. Trotz einer Diarrhöe.

»Geh' ma?«, fragt Schorsch.

»Okay.«

Dem Milieu am oberen Chinge-Khem gleicht nichts, was wir bisher gesehen haben. Auch hier, aber intensiver als zwischen Shivilig und dem Berg Chailag Mongulek, spricht die Natur mit uns. Der Mensch respektiert diese Macht: Er baut roh gezimmerte Hütten, auf deren Dächern das Grün wuchert, wagt sich im Juni/Juli zum hintersten Weideplatz vor und flieht Ende August, wenn Schaf oder Ziege nervös werden. Ihr Sensor meldet den Schnee bevor Hirten ihn schnuppern. Sie wiederum haben Rituale von Generation zu Generation getragen; noch immer – seit dem sowjetischen Staatsbankrott sogar zunehmend – stimmt man in Tuwa Gottheiten gnädig und bringt ihnen Opfer dar, weil die Materie beseelt ist.[23] Vom Stein bis zum Stern.

Alle Almen des Chinge-Khem-Tals sind verlassen. Vielleicht ziehen Herden hoch über der Furche, schwer erreichbar, durch Sträucher getarnt? Denis Pleschenko und Sergej Schatilow haben heute Slawa Tyundischew abgelöst. Scout P. testet Terrains, Scout S. quert als Spitzenmann heikle Furten. Vor drei Stunden war solche Arbeit noch »easy« (Sergej), denn ein schwacher Pfad strich nach Süden. Alfs GPS[24] hat diese Richtung bestätigt. Super! Hanna wie ich folgen indes genau so gern unserem Siebten Sinn, dessen Technik auch ohne Satellit funktioniert. Ob Ost- oder Westalpen, Cascade Mountains, Schottland, Hardangervidda ... bei uns galt stets die Devise: Immer der Nase nach und laufend den Kopf drehen.

Schwüler Tag, windlos. Seit zwanzig Minuten geht es steil im Zickzack empor. Ingrid keucht, Gerda schwitzt, Klaus und Biggi fechten mit Alf eine Art Endspurt zum Perevalniy Pass aus. Was meldet mein Höhenmesser? 2040. Noch genau 700 Meter vertikal bis zum Kamm, von dem ein Schneelappen leckt.



*Der Khemchik, Tuwas zweitgrößter Fluss: ein ungebändigtes Bergwasser. Brücken sind dort die Ausnahme.* Foto: Eberhard Neubronner

»Dreizehn Uhr«, murmelt Hilde. »Das schaffen wir nie.«

Den Hang hat vor Jahren ein Brand heimgesucht. Verkohlte Bergkiefern ragen wie schwarze Skelette. War der Sommer damals extrem trocken, fackelten Blitze die Vegetation ab? Ich glaube noch das Rollen des Donners zu hören und hoffe, dass während dieser Katastrophe kein Mensch starb. Feuerkraut[25] lodert zwischen den Stämmen. Sein Karmin nimmt den Herbst vorweg, dessen Kundschaftern wir heute früh schon begegnet sind. Sechs weitere Wochen, dann siedeln sie hier.

»Pause ...«

Denis schaut fragend Sergej an. Der zögert zunächst, bis Schorsch Mühlbauer sich einmischt: »... und retour. Fürs Joch da heroben reicht die Zeit nimmer. Habt's mi, Kollegen?«

»Yes«, sagt Sergej Schatilow. »Let us go back.«

Nach einem langen Picknick wird umgekehrt. Wie Napoleon Bonapartes Grande Armée beim Rückzug aus Russland anno 1812[26], aber zu zwölft und bei mindestens 30 Grad Wärme, trottet unser Trupp talwärts in Richtung Chinge-Khem. Das Camp erreichen wir gegen Abend. Hunger wie Durst wetteifern mit dem Bedürfnis nach Wasser und Seife sowie einem kurzen Sitzbad im Fluss; unser Waschzwang weicht

[23]Zentraler Inhalt des Animismus'. Über ihn war noch 1983 zu lesen, er gelte »in der Religionswissenschaft als überwunden« (Meyers Lexikon). Ein DDR-Fremdwörterbuch urteilte gar: »Primitive Vorstellung ... exotischer Völker«. Mittlerweile sind die Definitionen weniger provokant.

[24]Global Positioning System = 24 so genannte Navstar-Satelliten umkreisen auf exakt vermessenen Bahnen den Erdball und senden fortlaufend Signale aus. Mit Hilfe eines Rechners, der via Antenne alle Zeitdaten der GPS-Satelliten empfängt, wird aus 4 bis 8 Signalen die eigene Position bestimmt. Sie kann auch per elektronischer Landkarte sichtbar gemacht werden.

[25]Lateinisch *Chamaenerion*. Das Schmalblättrige Weidenröschen (*Epilobioum angustifolium*, englisch Fireweed) gleicht dieser im sibirischen Bergbereich kaum über 50 cm hoch wachsenden Pflanze. Sie siedelt sich genau dort als

erst, als Denis Pleschenko zum Essen ruft. Wieder funkelt es nachts tausendfach am Firmament, während wir vor den Zelten liegen. Irgendwo heult ein Hund. Vom tuwinischen Teil des Lagers her ist Gelächter zu hören.

Szenenwechsel: Mittag. Dicht an dicht hockt das Team hintereinander, im kleinen Spiegel vor uns schwanken Nase und Augen von Sergej Saryglar. Der Bus brettert nordwärts, erst nach Bay-Tal und dann über Teeli zur Siedlung Ak-Dovurak (Weißes Gras). Staub schluckt den folgenden Wagen, eine robuste *Buchanka* des Fahrzeugwerks Uljanowsk, die wegen ihrer Form ›Brotlaib‹ genannt wird. Wir dösen. Trotz Karte kann ich mich kaum orientieren. Zugleich rollt das Geschehen des Morgens ab – mit dem Anstieg auf einen namenlosen Zweitausender, mit Massen von Edelweiß, mit azurblauem Himmel und fernen Gipfeln. Ak-Oyuk, White Fang ... entschwundene Ziele, drei Pferdedieben geopfert.

Wohin jetzt?

Von Ak-Dovurak aus werden wir eine der hier seltenen asphaltierten Straßen benutzen, jedoch nicht Tuwas Hauptstadt Kysyl anpeilen. Es ist recht kurios: Wegen zehn oder fünfzehn Kilometer Fußmarsch samt schwerem Gepäck, die ohne Tiere in kurzer Zeit nicht zu bewältigen sind, muss das halbe Land per Taxi durchquert werden. Keine konsequent sanfte touristische Tour nach dem amerikanischen Motto: ›Take nothing but pictures, leave nothing but footprints, kill nothing but time‹.[27] Aber wer darf den ersten Stein gegen wen schleudern?

»A Helles«, sagt Schorsch. Dieses Wort trifft wie ein elektrischer Schlag. Plötzlich sind alle durstig und sehnen das Pils herbei, dessen Blume im Tulpenglas schäumt. Ak-Dovurak liefert zwar Bier, doch es schmeckt eher flau, weshalb dem Guinessbuch der Rekorde unter ›Gerstensaft/Asien‹ nichts Neues blüht.

Sergej Saryglars Ziel liegt mitten in Tuwa. Weil ein Dorf namens Barun vier Verwandte als Mongun-Taiga-Equipe entlässt, bestimmt Sergej seine eigene Heimat nicht ohne Logik zum Rahmen für unser heutiges Lager. Noch aber kurvt er von Pass zu Pass, wo einmal mehr Owaas zur Opferung mahnen.[28] Baum wie Busch werfen lange Schatten, als wir bei Saryglars Schwager und Schwägerin ankommen. Sagly heißt der Platz – einer von mehreren im Wanderjahr örtlicher Hirten.

Zum Ende des Sommers wartet man hier auf den Herbst. Noch knapp zwei Monate, dann wird das Wintercamp bezogen. Die traditionell aus natürlichem Material bestehende Jurte[29] ist während dreißig Minuten zerlegt; einst passte sie mit dem Hausrat auf drei Pferde und wird jetzt, da die Halbnomaden in Tuwa fast ausnahmslos motorisiert sind, per Lkw oder Pickup zum nächsten Areal gekarrt. Alle Vierbeiner zuckeln hinterher.

Der Ethnologe Sew'jan Weinshtein schreibt in seinem Werk über das Land zwischen Altai, Baikalsee und Mongolei[30] retrospektiv: »... im Winter zogen sie [tuwinische Hirten] auf Gebirgsweiden, weil dort der Wind den Schnee wegblies und das Vieh leichter ans Futter herankam. Sie wechselten ihre Weiden nicht nur winters und sommers, sondern auch im Frühjahr und Herbst, doch waren die Wanderwege selten länger als jeweils ... zwanzig Kilometer. Hatten die Tuwinen ausreichend Lasttiere, so zog der gesamte Ail[31] gleichzeitig um.«



*Vor der Jurte wird Schnaps gebrannt - ein längst historisches Bild. ›Aragy‹ ist in Tuwa jedoch nach wie vor beliebt.*
Foto: Archiv Neubronner

Erste an, wo zuvor Waldbrände das Land verwüstet hatten.

[26]Theodor Rehtwisch: Der Untergang der Großen Armee (Berlin o. J., S. 533 ff).

[27]Dieser Slogan stammt aus den US-Nationalparks. Frei übersetzt fordert er: ›Nimm nichts mit, lass' nichts zurück, zerstöre nichts und schlag' nichts tot‹.

[28]Van Alphen S. 19: Wer an einem solchen Ort vorbeikommt, »hinterlässt den Geistern oder Toten ein kleines Geschenk, um sich einer glücklichen Reise zu versichern. Heute halten an diesen Opferstätten keine Pferde mehr ... Man träufelt Wodka oder vergorene Stutenmilch auf die Motorhaube des Autos und spritzt dann damit in alle vier Himmelsrichtungen.«

[29]Leicht zu transportierender Rundbau mongolisch-türkischer Nomadenvölker. Ein hölzernes Scherengitter (*chana*) und gebogene Stangen, welche oben am Rauchabzug enden, gibt im Stabilität. Dicker Filz bedeckt die Jurte (*kidis-ög*). Sie ist innen mit Teppichen verkleidet bzw. ausgelegt.

[30]Sew'jan I. Weinshtein: Geheimnisvolles Tuwa (Ost-



In Sagly steht er noch. Eine gewisse Spannung hat indes schon die Herde erfasst. Ich spüre Unruhe. Sind die Lämmer und Ziegen im Pferch erregt wegen unserer Ankunft? Oder breitet sich Furcht aus, weil Sergej seinem Schwager zuruft, ein Schaf für fremde Leute zu schlachten?

Dunkelheit legt sich wie Samt um den Ail. Hannas Stirnlampe wippt auf und ab, während sie Heringe in den Boden drückt. Bald steht Zelt neben Zelt. Es raschelt, der vom Gebirge kommende Wind spielt mit Schilf oder Laub. Sibirische Birken? Ein naher Fluss jedenfalls, denke ich, doch mein Gang in die Nacht hinein enttäuscht: das Bachbett ist trocken.

»Morgen dann wieder«, sagt Denis. »Am Mongun Taiga gibt es viel Wasser. Seine Gletscher sind ...«

Ingrid, als Päpstin des Wissens, antwortet:

»Unerschöpflich.«

»Genau.«

Wir werden zur Jurte gebeten, deren Tür stets nach Osten weist. Die »eigentümliche Behaglichkeit dieser Behausung«[32] ist legendär, nicht zuletzt mein Jugendidol Fritz Mühlenweg hat sie verewigt[33]. Ich mache mich krumm, denn der Eingang zwingt dazu. Außer *ekii* (hallo) fällt mir kein Gruß ein. Sergej Saryglars Schwager reagiert darauf mit etwas, das wie keschekinin mendisibile klingt und wahrscheinlich zum Abend passt. Seine Frau bleibt im Hintergrund. Links hocken Männer, rechts sitzen Frauen, die zentrale Position ist dem Alter gewidmet. Kurze Bilanz: Ein eiserner Herd, auf dem die Teekanne steht, das Foto des Dalai-Lama, Truhen und Koffer rundum, bunte Teppiche, Decken, Fell neben Fell, allerlei Küchenkram. Der Raum riecht säuerlich. Man hat für uns *boorsak* frittiert: fettige Brotfladen, die nun mit *kaimak*[34] (saure Sahne) verzehrt werden. Gesalzener Milchtee spült beides hinunter.

»Gut«, sagt Denis Pleschenko. Wir nicken synchron.

Sergej lächelt.

»Waren jemals Fremde hier?«, frage ich.

»Nein.«

»Wie viele Tiere gehören euch denn?«

»Gut zweihundert Schafe und Ziegen. Außerdem vierzig Kühe und Pferde.«

»Dann seid ihr aber reich!«

»Bei uns hat jeder Nomade genug. Arm sind nur die in der Stadt.«

Exkurs Nr. zwei: Etwa dreißig Prozent von rund 300.000 Tuwinen lebt in Kysyl, weitere dreißig bis vierzig verteilen sich auf kleinere Orte. Der Rest zieht von Ail zu Ail, wobei die Tendenz weg vom Halbnomadentum und hin zum Wandern nach alter Art wächst. Eine Renaissance? Knapp zwei Dutzend Clans sind im Land verwurzelt: Salchak[35] ist die mächtigste Sippe; auch Sojan, deren Name auf das Sajan-Gebirge zurückgeht, oder Odugen haben Einfluss. Kein Stamm würde es ohne Not wagen, ins Gebiet des Nachbarn einzudringen oder gar dort zu bleiben. Dieses ungeschriebene Gesetz gilt seit jeher und wirkt als Regulativ.



*Tuwinischer Viehzüchter mit seinen Söhnen: »Hier hat jeder Nomade genug. Arm sind nur die in der Stadt.«*
Foto: Eberhard Neubronner

Sergej gießt Tee nach. Die Schwägerin türmt weitere, offenbar rasch gebackene Fladen auf einen Teller. Wer höflich sein will, sollte beim Nimm-und-Gib stets den rechten Arm strecken und ihn mit der linken Hand am Ellbogen stützen. Doch dieses Ritual scheint kaum mehr beachtet zu werden. Immerhin deute ich das daheim Gelesene an, was Saryglars Mund in die Breite zieht.

»Chetirdim«, flüstert Denis Pleschenko, »heißt ›danke‹ ...«

So endet ein Abend. Die Nacht überrascht mit lauem Wind und Sternschnuppen: zwei, drei – immer wieder.

»Der Perseidenschwarm«, erklärt unser Astronom Alf. »Wie bestellt Mitte August.«

steinbek 2005, S. 139). Diesem Buch beigefügt ist eine sehr interessante DVD mit dem 75-min-Film ›Genähte Pfeile‹ von Leonid Kruglow, tuwinischer Musik und Fotos aus dem heutigen Tuwa.

[31]Lager. Der Ail wird fünf- bis sechsmal pro Jahr an wechselnden Orten errichtet.

[32]Weinshtein, S. 144.

[33]Mühlenweg (1898-1961), Maler und Literat aus Konstanz, schloss sich 1927/28 einer Expedition des schwed. Asienforschers Sven Hedin an. Sein Buch ›In geheimer Mission durch die Wüste Gobi‹ (Neuausgabe: Libelle Verlag 1993) schildert ebenso subtil wie spannend das Abenteuer zweier deutsch-chinesischer Jungen im Grenzgebiet China/Mongolei.

[34]Dieses Wort, wie viele andere, stammt aus der Türkei (zum Beispiel auch *at* = Pferd oder *süt* = Milch). Es hat sich unverändert erhalten. Tuwa zählt zum turko-mongolischen Raum, weshalb man dort eine Turksprache spricht.

[35]Zu ihr gehörte auch der ›tu-

winische Stalin‹ Salchak Toka (siehe Anmerkung 7).

[36]Vom mongolischen *chöömi* = Kehle.

[37]Weinshtein, S. 178.

[38]Tuwa ist das einzige Land der Erde, in dem zugleich Kamele, Yaks und Rentiere leben (Süd-, Südwest- und Nordostregion). Zum Yak siehe Anmerkung 48.

[39]Diese Siedlung trägt den kuriosen Namen ›Geschlossenes wird geöffnet‹.

Gerda: »Wünsch dir was!«

Und Hilde: »Zum Beispiel ...«

»Nichts verraten«, meint Klaus, worauf Biggi »okay« sagt.

Jetzt redet niemand mehr. Myriaden blitzender Punkte am Himmel stoppen den Dialog. Ich denke: Chetirdim, chetirdim.

Mit langen Staubfahnen im Schlepp geht es am nächsten Tag, nach einem Frühstück mit Blutwurst und Fleisch, der tuwinisch-mongolischen Grenze entgegen. Nur Disteln, gelbes Gras oder Pulks kleiner Kiefern unterbrechen die Monotonie. Denis döst zwischen Sergej senior und junior. Saryglar schiebt eine Kassette in den Player, und schon nach dem ersten Stück lassen wir uns (wie Dschingis Khan oder Attila, aber virtuell) auf Pferden schaukeln. Der Ethnologe Sew'jan Weinshtein hat dem faszinierenden Kehlgesang *chomej*[36] ein paar Zeilen gewidmet. Er berichtet:

»Der Tiefe seiner [des Sängers] Brust entströmten seltsame Laute, und das Geheimnisvolle an ihnen schien durch die zauberhafte Landschaft um uns noch verstärkt zu werden.« Weinshtein konnte zwei Instrumente unterscheiden, »mitunter glaubte man sogar drei zu hören ... In dem einen wollte man... den zarten Ton einer Flöte erkennen, das andere Instrument erzeugte tiefe, erregende, drohende Töne, die fast metallisch und heiser erklangen. In der Musik dieses ›Kehlorchesters‹ lag ein gespannter Rhythmus, ein markantes dynamisches Pulsieren ... Die Klänge verstärkten sich und erinnerten dann an eine Fanfare, bald wieder wurden sie leiser, doch ständig waren sie von den Rhythmen eines dahingaloppierenden Reiters begleitet.«[37]

*Tuwinisches Hirtenpaar: Die Jeans tragenden Jugendlichen sind scheu und halten Distanz.* Foto: Eberhard Neubronner



Meine Partnerin ist von gestern her noch etwas schuldig. Woran hat sie beim Anblick der Perseiden gedacht?

»Frag' nicht«, murmelt Hanna. »Geh' in dich.«

Da sehe ich selbst einen Methusalem vor mir: ganz fern und doch nah. Sein Haupt schwimmt im Nebel, obgleich die Sonne das Land auslaugt. Träumen wir? Hat der Chomej uns verwirrt? Endet so, ohne Gipfelerfolg, ein Trip nach Sibirien? Fata Morgana! Wahrscheinlich gibt es kein Eis, keine Gletscher in Nachbarschaft zu Kamelen.[38]

Auch Alf ist mit dem Mongun Taiga beschäftigt. Er testet sein GPS, liest dessen Display und sagt: »Dieser Berg taucht jetzt irgendwann auf. Hier läuft die Grenzlinie Tuwa/Mongolei, dort liegt Mugur-Aksy[39], südwestlich davon zeigt ein Symbol den höchsten Punkt. Dreitausendneunhundertsiebzig Meter. Habt Geduld bis zum Anmarsch, ihr werdet noch früh genug hecheln.«

»Eher du«, kontert Ingrid.

»Ich?«

»Wir alle«, weiß Gerda.

Und Schorsch: »Seid's friedlich, erst machen wir Mittag. Es soll hier a Rasthaus geben ...«

»... mit Knödel?«, fragt Biggi.

»Wart' ab, Münchnerin.«

Pilaw schmeckt interessant. Man mischt wenig Fleisch, viel Reis und Vegetarisches, ölt die Masse, pfeffert hinter dem Tresen, steuert einen Mandelblick Marke ›Tuwa‹ bei und serviert. Dazu gehört Wasser, dessen Qualität niemand kennt (weshalb jeder Neuling hofft, dass der nahe Bach sauber ist und das Immunsystem fehlerlos arbeitet).

Vom Eingang des Blockbaus dringt Licht in den Raum. Denis steht neben einem Greis und spricht mit ihm; beide benutzen die Hände, weil ihre Konversation holpert. Der



Alte schaut zu uns, während er nach Wörtern sucht, dann trennen sich West und Ost offenbar ohne Ergebnis. Gern wüsste ich: Was haben sie diskutiert? Doch weil Pleschenko zum Bus bittet, wird meine Frage verschoben.

Wieder setzt Kehlgesang ein, orgelt der Motor, ächzt die Federung, schaltet Sergej Saryglar vom ersten über den zweiten zum dritten Gang und zurück. Wir könnten genauso gut durch Patagonien reisen oder das Mare Tranquillitatis[40] auf dem Mond queren – es wirkte wohl inner- wie außerhalb unserer Sphäre kaum einsamer als hier zwischen Sagly und Mugur-Aksy, im 21. Jahrhundert, unterwegs zum Ziel aller Ziele.

Hat Sergej den zehnten Pass erreicht? Wer zählt schon mit, wenn Lider flattern und Kopf nach Kopf seitwärts sinkt. Aber plötzlich, ohne Vorwarnung, schreckt Schorsch Mühlbauer hoch. Er reibt die Augen und ruft:

»Sakradi!«

Mongun Taiga, denke ich, Silber am Horizont[41]. Lang gestreckt ruht der Riese: ein kaltes Fossil, das an den antarktischen Kontinent erinnert und vergessen lässt, dass die im Sommer sehr warme Wüste Gobi ihm näher ist als der Pol. Dunkler Fels formt seine Flanken. Eis panzert den Grat, der von West nach Ost zieht. Die schimmernde Gipfelkalotte gleicht dem Dach des Montblanc und aktiviert meine Lust, sie zu betreten.

»Nichts wie rauf«, sagt Hanna. »Eh' ein Wettersturz droht. Aber fleißige Leute haben Glück, hat mal jemand geschrieben. In Uniform, glaube ich.«[42]

Wir stehen wie Fans vor einem Superstar. Fehlen nur noch sprühende Wunderkerzen. Hinter uns liegt das obligate Owaa, der aus Steinen geschichtete Altar mit Stoffstreifen zu Ehren des Kosmos'. Dalana Tyundischewa erweist dem Geröll und den farbigen Bändern (*chalamlar*) ihre Reverenz, indem sie einen Kiesel vom Weg klaubt und so die Opferung simuliert. »Eesi chok cher chok«, meint Slawa dazu. Er wiederholt das Sprichwort auf Russisch, was Denis diskret übersetzt: »Keine Erde ohne Geist.«

Diese Welt hier ist ein Meer voller Hügel in Ocker und Sepia. Einzelne Höcker versinken, leck gewordenen Schiffen ähnlich, schon diesseits der Grenze; das mongolische Steppenland schluckt sie. Wie viele Wochen hat einst ein Mann für sich und sein Pferd berechnet, wenn er von Tuwa nach China geritten ist? Die Kalkulation war perfekt, falls kein Brunnen bloß gelben Staub enthielt. Dennoch ...

»Der flüchtige Betrachter wird sagen: ›Nichts als Steine, Sand und dürres Gras.‹ Wer aber genauer hinschaut, wird sagen: ›Schön ist die Steppe, wie gemusterte Seide!‹«[43]

Stunden später treffen wir in Mugur-Aksy ein, dem Provinznest nordöstlich des Mongun Taiga. Unweit dieses Puzzles aus Holz- und Beton, das der Fluss Kargy trennt, »we will find our camp for today and tomorrow«. Sergej Schatilows halber Satz flitzt vom ersten zum letzten Ohr, während Slawa dafür sorgt, dass die leeren Tanks beider Fahrzeuge gefüllt werden. Zwei untersetzte Männer fragen ihn etwas und wollen dann wissen: »Dokjumenty?« Denis Pleschenko, als Verantwortung tragender Russe, reicht ihnen wortlos das seit Teeli verstaute Permit, worauf sie – ob befugt oder nicht – salutieren.

»Ashyrbas.«

»Okay«, erkennt Biggi den Sinn und hat Recht.

Mugur-Aksy wirkt fast so, wie es der deutsche Romancier Theodor Kröger im Zusammenhang mit Sibirien vor 90 Jahren gezeichnet hat. Seinen Verbannungsort nannte er Nikitino: »Die Häuser ... im Blockhausstil roh zusammengezimmert, enorm an Ausmaßen waren nur die zweistöckigen Bauten der Polizeiverwaltung, der Militär- und Stadtverwaltung sowie das große Gefängnis ... Einen recht melancholischen Anblick boten die vielen kleinen Hütten, die am Rande der Stadt standen. Sie waren in einem unglaublich verwahrlosten Zustand und schienen sich zu wundern, daß unter ihrem Dach überhaupt noch Menschen wohnten, die das Einstürzen und Ausein-

[40]Meer der Ruhe.

[41]Mongun Taiga = Taigasilber. Dieser Name könnte aus einer Zeit stammen, in der das Gebiet rund um den Berg wesentlich stärker bewaldet war (Klimaverschiebung?).

[42]Helmuth Graf von Moltke (1800-1891), preußischer Offizier: »Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige.«

[43]Weinshtein, S. 116: Ein weiteres tuwinisches Lied. Übrigens gelang es im Jahr 1941 einer Gruppe von Gulag-Häftlingen, unter ihnen der polnische Leutnant Rawicz, aus dem sibirischen Straflager 303 zu fliehen und Indien zu erreichen. Dabei durchwanderten sie auch die Wüste Gobi. (Slawomir Rawicz: Der lange Weg, Berlin 1999).

[44]Theodor Kröger: Das vergessene Dorf (Berlin 1934), S. 111 f.

[45]Russisches Synonym für Diebstahl: wann, wo und in welcher Weise auch immer.

[46]Australischer Begriff = kaum besiedeltes Ödland des ›Fünften Kontinents‹.

[47]Siehe Anmerkung 15. Zwischen 2001 und 2003 wurde im nördlichen Tuwa der noch nicht beraubte Kurgan ›Arshan 2‹ geöffnet. Er enthielt unter anderem ein Doppelgrab des späten siebten Jahrhunderts v. Chr. mit insgesamt 9300 Objekten, mehr als 5700 davon aus purem Gold. Leiter dieser Kampagne war Prof. Dr. Hermann Parzinger (Deutsches Archäologisches Institut Berlin).

anderfallen dieser Ruinen nicht fürchteten.«[44]

Ein grauer Himmel lähmt Mugur-Aksy, auf schmutzigen Straßen herrscht kaum Betrieb. Hier das Kulturhaus oder die Bücherei, da zwei verrostete Autos, dort der fahl gewordene Rote Stern als Teil eines Monuments zum Ruhm sowjetischer Helden. Zwischendrin Kinder. Sie krakeelen nicht, rufen uns aber »ekii« nach. Erwachsene bleiben stumm. Weil wir wie Tramps wirken? Elektrokabel spinnen den Ort ein; schon bald wird diese Raupe im Kokon träumen und erst erwachen, wenn eine Fee sie küsst: am Sankt Nimmerleinstag.

»Unsere Basis vor der Besteigung des Mongun Taiga«, sagt Denis Pleschenko, »braucht Distanz. Hier kreuzen manchmal bestimmte Typen auf. Von denen weiß niemand, ob sie nicht zappzarapp[45] ... ihr versteht?«

»Langfinger«, antwortet Alf.

»Hmm. Deshalb sucht Sergej etwas Entlegenes.«

Saryglar fährt hin und her, ihm ist kein Fleck sicher genug. Endlich findet Slawa Tyundischew den passenden Ort – einen Hang über dem Flussbett des Kargy. Kaum stehen alle Zelte, sammeln wir trockenes Holz für das Feuer. Es brennt nach der Art unkomfortabler Kamine (vorn wirst du gegrillt und hinten gekühlt). Fehlen nur noch ein Whisky, Butler James, Gespenster oder Regen plus Sturm. Statt solcher Old-England-Klischees stimmt freilich auch Tuwa froh. Das Plaudern bei knackender Glut verbindet zwölf Leute und steckt jene Wegführung ab, deren höchster Punkt desto ferner scheint, je mehr wir uns nähern.

Seit heute hat uns Andrej Kroussanow aus Sankt Petersburg wieder. Er tritt nicht nach der Devise ›Chef kocht selbst‹ in Erscheinung, um für das Geographic Bureau zu werben, sondern will als Mensch anwesend sein. Man spürt, dass die Gaunerei am Al-Diashig ihn wurmt und er unsere Flexibilität schätzt. Ein seltener Vorgang vielleicht, wenn Kundschaft sich klaglos verhält, obwohl man im Outback[46] der Russischen Föderation immer mit einem Problem rechnen muss. Zum Beispiel dem geklauter Pferde.

»Was sagst du zur Wetterlage, Andrej?«

»Ich bin kein Frosch«, antwortet er. »Aber seid geduldig. Ihr werdet euren Gipfel erreichen.«

Kroussanows letzter Satz steht wie ein Fundament, auf das niemand bauen kann, weil es bröckelt. Doch der folgende Tag wischt alle Skepsis fort: er ist hell und klar. Skythische Grabhügel säumen unsere Route in Richtung Uzun-Khem-Pass. Die Kurgane[47] nomadisierender Reiter wurden oft mit goldenem Schmuck ausgestattet und später beraubt, ihre große Zahl am Fuß des Götterbergs spricht vom Glanz dieses Nachbarn. Er muss schon vor zweieinhalbtausend Jahren verehrt worden sein.

Auch wir erliegen einer seltsamen Faszination. Jenem Zauber, dessen Kraft vom Mongun Taiga stammt und Kreise zieht – bis zu uns hin, den eher nüchternen Europäern. Welchen Wert haben nun GPS, TV, DVD oder die SMS, wenn das Mysterium jeder Technik spottet? Im Vordergrund der Szenerie steht eine Jurte, umgeben von Kegeln getrockneten Dungs. Aus dem Kamin dringt kein Rauch. Es ist offenbar gegen sieben Uhr nicht mehr kalt genug um zu heizen, oder die Hirten sind längst bei ihren Yaks[48] .

Denis nimmt mich am Arm. »Weißt du«, fragt er, »was der Mann im Rasthaus zwischen Sagly und Mugur-Aksy gesagt hat? Gestern Mittag?«

»Wie sollte ich ...«

Pleschenko: »Niemand darf dem Berg nahe kommen. Wer dort Blumen pflückt, tut ihm weh. Der Uralte Herr poltert, wenn man ihn stört. Er schickt dann Regen. Kehrt um!«

»Der Uralte Herr?«

»So reden die Ältesten.«

»Sechstausend Kilometer Flug«, protestiert Hanna. »Und nochmals fünfhundert von Abakan bis zur Quelle von Shivilig. Da fällt es schwer, nicht am Silber der Taiga zu kratzen. Ich möchte rauf.«

[48]Diese Grunzochsen (tuwinisch: *sarlyk*) sind fast nur im Südwestteil von Tuwa zu finden. Das Tier kam einst aus Tibet, wo es vermutlich im ersten Jahrtausend v. Chr. gezähmt worden war, über die Mongolei zu den Tuwinen. Ein Yak liefert »sowohl kalorienreiches Fleisch als auch fette Milch und weiche Wolle ...« und vermag »auch steilste Hänge zu erklimmen, bei denen sogar das hiesige berggewohnte Pferd versagt.« (Weinsthein, S. 133)

[49]1861 reiste der deutsche Archäologe und Ethnologe Wilhelm Radloff (1837-1919) nach Tuwa und schrieb über das Äußere der damals so genannten Sojonen: »Die Kleidung ist bei den Männern sehr einfach und besteht aus kurzen ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Pelz ... Auf dem Kopfe, den sie wie die Altajer scheeren, tragen die hiesigen Sojonen mongolische Mützen, die mit schwerem Lammfell besetzt sind. Die Frauen tragen lange Kleider aus Baumwollenzeug oder Pelze. Das Haar tragen sie wie die altajischen Frauen in zwei Zöpfen, nur hängen sie an diese keinerlei Schmuckgegenstände.« (Wilhelm Radloff: Aus Sibirien, Bd. 2, Leipzig 1884, S. 175).

[50]Davon erzählt James Hiltons Utopie-Klassiker ›Lost Horizon‹ (Der verlorene Horizont, Zürich 1951): Eine kleine anglo-amerikanische Gruppe wird per Flugzeug nach Tibet entführt. Dort, im entlegenen Kloster Shangri-La, erwartet sie die letzte Oase geistiger Quellen. Ein Hinterhalt? Oder das Paradies? Frühe buddhistische Schriften weisen bereits auf Chang Shambhala als den ›Ort nördlicher Ruhe‹ hin, auch Belowodje (›Land des weißen Wassers‹) im Altai zählt zu diesen angeblichen Reservoirs sprudelnder Weisheit und ewigen Lebens.

[51]Schon vor rund 150 Jahren lieferte Wilhelm Radloff - siehe Anmerkung 49 - ein treffendes Bild tuwinischer Berggebiete, das auch deren Stimmung gut wiedergibt. Er schreibt: »Kein Thier verirrt sich in diese wüsten Höhenzüge des Gebirges. Blumen und selbst Kräuter fürchten den kalten Wind ... Die wenigen niedrigen, verkrüppelten Cedernbäume in ihren fahlgelben, spärlichen Nadelkleidern und knorrig gebeugten Stämmen sehen wie frühzeitig gealterte Baumkinder aus.« (Radloff, S. 183).

[52]Siehe Anmerkung 8.

[53]Vom Englischen: ›Lob's course‹ (Essen für einen Kerl). Seit etwa 250 Jahren klassische Seemanskost. Sie geht auf das Milieu der Großsegler zurück und enthält in moderner Version gestampfte Kartoffeln, Matjes oder Rollmops, saure Gurken, Rote Bete, Corned Beef, ausgelassenen Speck sowie - als Krönung - ein Spiegelei.

[54]Die nach oben hin offene Schwierigkeits-Skala der UIAA (Union Internationale des Associations d'Alpinisme) beginnt mit den ›klassischen Sechs‹ und kann durch Plus bzw. Minus ergänzt sein, wobei Grad I so umschrieben wird: »Einfachste Form der Felskletterei ... Anfänger müssen am Seil gesichert werden. Schwindelfreiheit bereits erforderlich.«

[55]Pseudonym aus der russischen Revolutionszeit. Uljanow (1870-1924) gründete 1919 die ›Kommunistische Internationale‹/Komintern



»Man wird sehen«, sagt Denis. »Wir steigen sehr still zum Gipfel. Abgemacht?«

»Let's go!«, ruft Sergej Schatilow.

Echo von Biggi: »Oo-kay.«

Auf der Alm, wo Gelber Mohn blüht, grast eine Yakherde. Zwei Geschwister halten ihren Pulk beritten in Schach. Die Jeans tragenden Jugendlichen[49] sind scheu, wechseln nur kurze Sätze mit Slawa Tyundischew und halten Distanz. Als der Leitstier den Kopf senkt, warnt Slawa energisch. Wir weichen aus. Wer will schon, dass sein bisschen Leben zertrampelt wird? Vom Uzun-Khem-Pass schweifen Blicke über einen smaragdgrünen See zum Mongun Taiga. Er wirkt fern wie Shangri-La.[50]

Erhabener, bald empfängst du uns.

Jenseits des 3015 Meter hohen Jochs öffnet sich ein Tal ohne Vegetation: wir hätten es gestern durchwandert, wenn nicht drei Schufte ... nachts unter dem Chailag Mongulek ... aber nein. Noch eine von warmen Winden begleitete Rückkehr, tags darauf dreißig Kilometer Offroad und das letzte Picknick vorm *Sturm* – dann entlässt Sergej senior sein Kollektiv und verspricht, es »am Ende der Piste im Lärchenwald« wieder abzuholen.

»Kinder«, sagt Gerda. »Ich träume: 'n Steinmann. Grüß' dich!«

Was sonst hinter ihm?

Archaikum. Flechten, Schutt und Geröll.[51] Kein Vogel lebt in dieser Einsamkeit. Oder doch? Aus dem Eisbruch des Mongun Taiga dringt milchiges Wasser, das sich verzweigt und talwärts gurgelt. Andrej Kroussanow quert die mit Sumpfgras bewachsene Ebene. Er führt nun und hat, wegen seiner topographischen Kenntnis, volle Befehlsgewalt wie der Kapitän auf einem Schiff. Wir balancieren von Stein zu Stein. Drei tuwinische Helfer sind vor uns gestartet: Pünktchen im Nirgendwo, die unsere Gruppe bald einholt. Sie schleppen je 15 bis 20 Kilogramm zur 3000-Meter-Grenze, wo Andrej lagern will. Ist heute noch Frost zu erwarten? Schnee vielleicht? Kroussanow grinst. Die auch durch ihn benutzte Formel ›wait and see‹ bleibt unschlagbar.



*Mongun Taiga: Vom 3000 Meter hoch gelegenen Camp unter der Moräne des steilen Nordostgletschers führt die Route zum Gipfel.* Foto: Eberhard Neubronner

Am Fuß eines Aufschwungs, der zur Moräne des Nordostgletschers zieht, wird kurz gestoppt.

»Hörst du?«, fragt Hanna. Donner grollt schwach und allmählich lauter. Erste Tropfen fallen. *Der Uralte Herr poltert, wenn man ihn stört. Er schickt dann Regen. Kehrt um!*

Jetzt also erwischt es uns.

Dritter Exkurs: Ich bin *esir*, der Adler. Meine Heimat ist Tuwa. Das tuwinische Volk hat mich in Uriantschai[52] verborgen, damals, als Schamanen wie Wild gejagt und erlegt worden sind. Wenn ein Zauberer stirbt, fliegt seine Seele zum Firmament. Sie heißt dann nicht mehr Kirgis Churak, Kunga-Böö oder Sharigar, sondern trägt das Kleid jenes Boten, der zwischen Himmel und Erde vermittelt. Seit alles entstand – Farn und Fels, Hirsch und Hund, Moor und Mineral. Esir kennt weder Zeit noch Raum. Er liest eure Gedanken und weiß, von wo ihr kommt oder wohin ihr wandert. Fremde sind zum Mongun Taiga gefahren, um unseren Berggeist zu suchen. Ich schwebe über ihm und nehme sie wahr am Mantel des großen *Dag-eesi*. Dort krabbeln Käfer empor. Manche sehen nur sich statt den Uralten Herrn. Warum? Dag-eesi murrt, wenn man das äußere Bild vergöttert: die Hülle.

Diese Toren ...

Dalana Tyundischewa erreicht kurz nach uns die Moräne; ihr Gesicht ist fahl, sie

*Bild oben: Fünf Minuten Atempause, dann geht es weiter zum höchsten Punkt Südsibiriens. Bild unten: Die Gipfelkalotte des Mongun Taiga: »Jetzt liegt eine makellos weiße Wölbung vor uns ...«*
Foto: Eberhard Neubronner





wirkt jedoch fit. Ein Bach rinnt zwischen Sand und Moos. Besser könnte kein Stützpunkt sein. Es regnet noch immer, wenn auch weniger stark als vor dem letzten Anstieg. Wir werden aktiv, während Dalana schon köchelt und Slawa mit Andrej konferiert. Das Duo Biggi/Klaus baut Zelte, Gerda und Alf hämmern Hering nach Hering in harte Böden, Ingrid und Hilde schütteln Anoraks aus. Dalana wiederum zaubert eine Mongolen-Mixtur, deren Opulenz wohl jedem Labskaus[53] standhält. Leider fehlen indes Rote Bete und Fisch.

»Prost Mahlzeit« sagt Schorsch. »Da wer'n ja ganze Legionen satt.«

Wer *das* gut verträgt, bin ich mir sicher, wird zum Gipfel rennen.

Es wird kühl. Wir verkriechen uns, schon pladdert der nächste Guss. Im Schlafsack kreist meine Phantasie wiederholt um den Fast-Viertausender, bis Morpheus (oder dessen Pendant) Hanna wie mich erlöst.

Sechs Uhr morgens. Ich öffne die Kuppel: alles buchstäblich blank. Avanti amici! Tee trinken, Brei löffeln, Ausrüstung kontrollieren. Winddichte Weste? Steigeisen? Dickes Unterzeug, ein warmer Schal und Handschuhe, Fettstift, Gamaschen? Wo sind die Filme, das Fernglas, der Proviant? Was niemand geglaubt hat, spult sich jetzt ab. Rad um Rad läuft eine Maschinerie an, Schritt für Schritt ringelt der aus drei Russen, vier Tuwinen und neun Deutschen bestehende Wurm vom Lager zum Berg. Gerda bleibt zurück. Sie tilgt den Gipfel aus ihrem Programm – kein Scheitern, sondern kluger Verzicht.

»Macht's gut, Freaks!«

»Bis dann.«

Dieser Tag in Rosé zeigt sich von seiner freundlichsten Seite. Noch ist die Luft nicht zu dünn, weshalb wir rasch vorwärts kommen. Der erste jähe Hang kostet Energie; ein folgender Grat mit festem Fels erlaubt Kletterei ohne Krampf[54], so dass drei alpine Neulinge froh sind. 3500, 3620, 3780 ... vom Höhenmesser liest Hanna ab, was Herz und Lunge dem Hirn versichern: wir arbeiten routiniert.

Harter Firn knirscht unter den Sohlen. Jetzt liegt eine makellos weiße Wölbung vor uns: die Kuppel des Mongun Taiga. Unangetastet! Keine Spur sticht hinauf, der gestern noch zürnende Uralte Herr ist allein. Er schläft, bis Tritte ihn ...

Lass' gut sein.

19. August, 9.40 Uhr. Kalter Wind, freie Schau. Im Süden und Osten die Mongolei mit dem glänzenden Üüreg Nuur, gegen Westen das wie Brandung erstarrte Gebirge Gorno-Altai hinter einem weiteren großen See namens Khindiktig. Wir sind am Ziel unseres Marathons durch Taiga und Steppe. Ich umarme Hanna, drücke vierzehn Hände, klopfe Schultern. Ein Tuwine hat Milchpulver mit Schnee gemischt und geschmolzen; er reicht den Becher herum, dann werden Reste des Opfers versprüht. Der Nachbar kniet, senkt den Kopf.

»A good stuff«, lächelt Andrej

Denis ergänzt: »Sie glauben daran. Wer betet und trinkt, bleibt gesund.«

»Und was will *der* hier?«, fragt Alf. Er deutet auf eine kleine Büste aus Gips: Wladimir Iljitsch Uljanow, alias Lenin[55], samt schwarzer Krawatte. Die Skulptur ist durch buddhistische Schleier entschärft, was dem Revolutionär aus Simbirsk nicht schadet.

Als wir absteigen, sagt Hanna: »Ein Friedhof rund um den Berg. Kurgane, wohin du schaust. Die Skythen haben gewusst, wo ihr Gott sitzt.«

»Schön, dass er uns toleriert«, antworte ich.

»Oder wie Luft behandelt.«

Nach zehn Stunden Fahrt durch Tuwa atmen Deutsche und Russen aus – sie haben das 1914 als Bjelozarsk[56] gegründete Kysyl

und starb nach zwei Schlaganfällen - nicht ohne vor seinem Nachfolger Iossif W. Dschugaschwili (Deckname: Stalin) gewarnt zu haben.

[56]Russisch: Stadt des Weißen Zaren. An dieser Stelle gab es vor 1914 nur das ›Russische Haus‹, wie eine um 1890 herausgegebene Landkarte vermerkt. Dann entstand Bjelozarsk. »Der Name ... war mit Bedacht gewählt [worden]«, schreibt Otto Mänchen-Helfen (Reise ins asiatische Tuwa, S. 30), weil Lamaisten zwischen Tibet und Wolga den Lenker Russlands als die Gottheit ›Weißer Tara‹ verehrten. Deshalb sollte Bjelozarsk dem tuwinischen Volk zeigen, »daß nicht ein Mensch, sondern ein Gott Herr des Landes sei«. Man habe sich ihm deshalb in Ausübung religiöser



erreicht. Die Stadt liegt dort, wo Biy-Khem und Kaa-Khem den Ulug-Khem (Jenissej) bilden. Ein Obelisk am Fluss nennt jenen Platz, von dem zu lesen ist, der britische Reisende Douglas Carruther habe anno 1910 »im Gemüsegarten des ... Kolonisten Safjanow«[57] den Mittelpunkt Asiens entdeckt. Phantasie oder Präzision? Safjanow jedenfalls musste einen beschrifteten Pfahl tolerieren, der später versetzt wurde.

Vom provisorisch wirkenden Ort, wie ihn Otto Mänchen-Helfen beschrieb, ist nur wenig zu sehen. Der Sozio-Ethnologe fand 1929 karge Verhältnisse vor: »Die Häuschen, sämtlich aus Holz erbaut, sind über eine große Fläche zerstreut und bilden bloß zwei Straßen ... Da steht ein Blockhaus, das ist das Außenministerium, ... dann kommt eine Jurte, dann lange nichts, dann wieder eine Hütte. Man glaubt in einem verlorenen russischen Dorf zu sein und nicht in einer Haupt- und Residenzstadt.«[58]

Seit damals hat sich Kysyl (90.000 Einwohner) entwickelt. 2004 waren neun Jahrzehnte seiner Vita sowie 60 Jahre ›Freundschaft‹ mit Moskau zu feiern. Dennoch täuschen weder Jubel noch frische Farbe darüber hinweg, dass dem ehemaligen Belozarsk etwas fehlt: der gewachsene Kern, das Herz.

Eine Schamanenklinik soll dieses Manko am Ende des Trekkings ausgleichen. Hat Sibirien seine Seele zwischen Gestern und Morgen bewahrt? Wird der alte Dugar Sürun uns empfangen? Dieser Mann sei den Ritualen traditioneller tuwinischer Heiler verpflichtet, heißt es, weshalb wir im Vorhof warten: zwanzig, vierzig, sechzig Minuten lang. Dann steht fest, dass Dugar keine Audienz gewährt.

»Er wurde zu einem Notfall gerufen«, sagt Denis.

»Wirklich?«

»Wer weiß.«

Düstere Gegenwart. Trotz mancher Lichtblicke während der letzten zwölf Tage muss ich vor dem Hintergrund Kysyls einer Frau namens Andrea Böhm zustimmen. Sie schrieb kürzlich: »Der Albtraum des Kommunismus hat die Tuwiner zwischen die Zeiten geworfen. Ihre ›moderne‹ Welt ist kollabiert und hat außer schiefen Fabriktürmen und Kolchos-Ruinen wenig hinterlassen ... Wer heute in Tuwa schnelles Geld machen will, baut Cannabis an oder treibt gestohlenes Vieh über die Grenze in die Mongolei.«[59] Colin Thubron, der Engländer, hatte einer »bis zur Unkenntlichkeit« mutierten Gilde moderner Schamanen schon fünf Jahre vorher nachgerufen: »Mit ihrer Institutionalisierung starben sie nur noch ein wenig mehr. Die Geister vertrugen nicht viel taghelle Öffentlichkeit.«[60]

Siesta bei plus 30 Grad. Die Bar des Hotels ›Odugen‹ (Flussufer) beschert Pop und Videoclips, junge Tuwinerinnen klappern mit Cent-Absätzen. Trotz mehrerer Runden Bier macht sich Ernüchterung breit, woran das Gebräu nicht schuld ist. Erst nachts verebbt unser Frust, als drei Musiker der Gruppe ›Alash‹ zum Abschied von Tuwa einen *chomej* intonieren. Ihr rhythmischer Kehlgesang lässt Hufe trommeln, Schaum fliegen und schwarzes Haar flattern. Hoch zu Ross preschen die Männer vorwärts: Choruulu, choruulu!

Jetzt mithalten und im Galopp unterwegs sein. Wochenlang ... Wo bist du, silberner Berg?

Hinter dem Horizont. Unerreichbar.

Pflicht zu unterwerfen. Bjelozarsk wurde 1926 in Kysyl-choto/Rote Stadt umbenannt und heißt noch heute so.

[57]Reller, S. 10 ff. Mänchen-Helfen nannte Carruther einen »spleenigen Engländer von der Art jener, die Jules Verne als Helden liebt«. Dieser reiche Sportsmann zog weltweit herum mit dem Ziel, im Zentrum jedes Erdteils ein Monument zu errichten. Nach Afrika, Nord- und Südamerika musste schließlich auch Asien dran glauben: Am oberen Jenissej wurde Carruther fündig (oder glaubte zumindest, dass seine Berechnungen stimmten). Wieder daheim, schrieb er unter anderem, dass die tuwinischen Viehzüchter »auf dem sicheren Weg des ... Erlöschens« seien.

[58]Mänchen-Helfen, S. 34.

[59]GEO 3/2005, S. 95 f.

[60]Thubron, S. 131.



*Ohne sie kein Trekking durch Tuwa: Ganz links Andrej Kroussanow, neben ihm Sergej Schatilow. Rechts außen die Köchin Dalana und Slawa Tyundischew (mit Hut), der Vierte von rechts ist Denis Pleschenko.*
Foto: Eberhard Neubronner

# Überflieger am Alpamayo

von Matthias Pinn



An die hohen Berge musst du dich heranschleichen wie eine Maus an den Speck, um dann im richtigen Moment am richtigen Ort schnell und zielgerichtet loszuschlagen. Diese Strategie von Rodriguez hat ihre Berechtigung, vor allem wenn ein so waghalsiges Abenteuer wie ein Gleitschirmflug vom Alpamayo geplant ist. Der junge Bergführer weiß wovon er spricht. Den schönsten Berg der Welt kennt er wie seine Westentasche. Abweisend, unnahbar, knapp 6000 Meter hoch steht er majestätisch inmitten der kaum weniger eindrucksvollen Nachbargipfel der nördlichen Cordillera Blanca. Allein die Panoramasicht auf den Alpamayo zwischen Santa Cruz Tal und Alpamayo Tal ist die weite Anreise wert. Dazu kommt noch die alpinistische Herausforderung. Die peruanischen Anden sind seit jeher ein Traum für Bergsteiger. An der Andenmauer gibt es die größten Höhendifferenzen auf der Erde. Nahe dem südlichen Wendekreis, zwischen dem pazifischen Atacamagraben (-7636 m) und dem Gipfel des Vulkans Ljullcillaco (6723 m) beträgt der Höhenunterschied über 14 Kilometer. Die grandiose Topographie und die unterschiedlichen Niederschlagsverhältnisse an den Lee- und Luvhängen bewirken eine erstaunliche Vielfalt an Lebensräumen. Von den 103 ökologischen Zonen, die in der Biologie unterschieden werden, sind in Peru 83 vertreten. Bis in 4000 m Höhe wächst auf der Ostseite der Cordillera Blanca eine üppige Vegetation, genährt durch die Regenwolken, die aus dem Amazonasbecken ständig heraufziehen. Zu Füßen der schneebedeckten Gipfel, die nur 100 Kilometer vom Pazifik entfernt die kontinentale Wasserscheide markieren, hüllen Moospolster, Bromelien, Orchideen, Farne und eine Vielzahl unterschiedlichster Epiphyten





die Stämme und Äste der Bäume in einen undurchdringlichen, grünen Mantel. Nur wenige andere Orte erreichen die Artenvielfalt dieser Nebelwälder. Kein Wunder, dass die Cordillera Blanca, auch »Suiza Peruana« genannt, zu den schönsten Regionen in Peru gerechnet wird. Gut erschlossen ist sie zudem, denn die Panamericana verbindet die weißen Berge mit Lima. Die legendäre, transkontinentale Straße führt entlang der Pazifikküste von Meeresniveau über den Conacocha Pass zum 3090 m hoch gelegenen Huaraz, dem Chamonix der Anden.

Umrahmt von Weißer und Schwarzer Cordillera ist das Städtchen das populärste peruanische Touristenziel nach Cuzco und Lima. Als Ausgangspunkt für die Besteigung von zahlreichen Gipfeln zieht der Ort viele Bergsteiger an. Für Gleitschirmflieger ist es jedoch noch relativ neues Terrain, und noch nie zuvor ist jemand mit dem Gleitschirm vom Alpamayo gestartet. Eine echte Herausforderung also, und ich halte mich an die Worte von Rodriguez: Mit einer zehnköpfigen Bergsteigergruppe »schleiche« ich mich an den Berg an – den 4,5 Kilogramm schweren Gleitschirm stets im Gepäck. Nach einigen Tagen mit kleineren Exkursionen, die dazu dienen, den Körper allmählich an die Höhe zu gewöhnen, ist es so weit. Die schon ungeduldige Bergsteigergruppe wird von der Leine gelassen. Endlich Bewegung: laufen, steigen – vom ersten Zeltlager auf 3115 m bei den Inca-Ruinen von Hualcalan in Richtung Alpamayo durch das Tal Quebrada de los Cedros. Die gutmütigen Lastesel steigen schwer bepackt vorneweg. Durch das Alpamayo Tal geht es über einen Moränenrücken und einen steilen Grashang auf eine Hochebene in 4450 m. In einem gigantischen Amphitheater zwischen den Gipfeln von Alpamayo, Quitaraju und Nevado Pucahirca wird das Basislager errichtet, eine kleine Kolonie von Spitzgiebelzelten. Das

*Alpamayo Anstieg, Cedros Tal.*
Alle Bilder vom Autor.

*Abb. linke Seite: Alpamayocol, Gleitschirmflug.*




*Alpamayo Basislager, 4450 m.*

»Big Tent« ist das Versammlungszelt für Besprechungen, Zusammenkünfte und das gemeinsame Essen. Gekocht wird im Küchenzelt. Wieder muss ein Ruhetag eingelegt werden, um die Bildung von roten Blutkörperchen zu fördern, denn ab hier fängt der beschwerliche Teil an. Weil das Gelände für die Esel zu steil ist, müssen die Expeditionsteilnehmer ihre Ausrüstung selbst in zwei Touren über das steile Schuttgelände eines Kares zum Moränencamp auf 4800 m schleppen. Eine letzte Nacht für einen Akklimatisationsschlaf im Basecamp, dann dringt die Gruppe entgültig in die Hochregion vor. Kurz hinter dem Moränencamp beginnt der Gletscher, der durch die Äquatorsonne stark angefressen ist.

Zeit, die Steigeisen anzuziehen. Spalten überquerend und im Zickzackkurs Eistürmen ausweichend, erreichen wir den Hochlagerplatz in 5300 m auf dem Sattel Alpamayocol. Die Zelte sind klein, die Luft dünn: Wir haben den Grenzbereich betreten, in dem ein längerer Aufenthalt gerade noch möglich ist. Graupelschauer wechseln sich ab mit dichtem Schneefall. Um vier Uhr morgens wirft Chefkoch Nestor den Benzinkocher an. Wir versammeln uns zum Frühstück. Die Kälte der kurzen Nacht sitzt uns in den Gliedern. Im hellen Mondschein kann man die Berge als Silhouetten erkennen, der Schnee knirscht unter den Schuhsohlen. Angeseilt marschieren wir los. 200 m über dem Lager, am Einstieg zur Ferrari-Route, der Hauptaufstiegsroute, klinken wir uns im Morgengrauen in ein Fixseil. Mit langen Eishaken und Firnankern ist es in der Wand befestigt und sichert den Auf- und Abstieg. Von Fixpunkt zu Fixpunkt turnen wir aufwärts, jeder steigt für sich. Trotzdem sind wir alle wie durch eine Nabelschnur miteinander verbunden. Es wird hell, die ersten Sonnenstrahlen glimmen auf den umliegenden Bergketten. Gelegentlich prasselt von den Voraussteigenden losgetretenes Eis herunter. Manchmal sind größere Stücke dabei, die auf die Helme krachen. Alle 10 bis 20 Meter lege ich eine Pause ein, zum Rasten, Schauen, und Fotografieren. Aus der 55 Grad steilen Wand sehe ich zum Col hinab, wo unsere Zelte als winzige Punkte zu erkennen sind. Dann kommt der schönste Moment: der Ausstieg aus dem kalten Riffeleis-Schacht auf die sonnige Gipfelwächte. Der Wind peitscht Schneestaub durch die Luft, aber der Himmel ist wolkenlos, und der Rundblick reicht mehrere hundert Kilometer weit über ein Meer aus weißen Bergspitzen, die zu einer unüberwindlichen Wand verschmelzen. Ein fantastischer Anblick, doch gleichzeitig bin ich enttäuscht. Der Gipfelgrat ist zu schmal für einen sicheren Gleitschirmstart. Der Wind müsste genau richtig stehen und auch nicht so stark sein. Nach einer Stunde am Gipfel muss ich mit der Gruppe wieder absteigen, statt ins grenzenlose Blau hinauszuschweben. Jetzt kann ich nur auf den Alpamayocol hoffen. Bei unserem letzten Lager wäre genug Platz für einen Start. Einer nach dem anderen seilen wir am Fixseil ab. Doch wieder wartet eine Enttäuschung: Ein Wetterumschlag läßt mir auch am Alpamayocol keine Chance. Der Gleitschirm bleibt im Rucksack. Etwas frustriert steige ich mit den anderen ins Arhuaycocha-Camp ab, dem zweiten Basislager des Alpamayo. Beim ersten heißen Tee im Big Tent dreht sich die Unterhaltung wieder





*Alpamayo Zelthochlager, 5500 m.*

*Aufstieg zum Zelthochlager.*



*Alpamayo Gipfel, 5947 m.*

einmal um die so oft diskutierte Frage: Warum steigt man eigentlich auf die Berge? Meine Antwort ist klar: Um von ihnen herunterzuschweben! Ich werde es noch einmal versuchen. Mit den beiden Bergführern will ich ein zweites Mal bis zum Alpamayocol aufsteigen. Fünf Tage vergehen, dann ist das Wetter wieder gut und wir sind wieder auf dem schönsten Berg der Welt.

Eine Böe zerrt an den Kevlarleinen, der Gleitschirm steht aber stabil im Himmel. Das ist das Wichtigste. Denn ob der Start gelingt, hängt ganz vom richtigen Wind ab. Manchmal täuscht das nämlich gewaltig, und plötzlich klappt das Segel zusammen. Trotz der langjährigen Routine keimt ein leicht mulmiges Gefühl auf. Eine innere Unruhe ist nie ganz zu unterdrücken: die Urangst vor dem Fallen. Doch das Restrisiko ist minimal. Eine leichte Brise von ca. zwei Metern in der Sekunde weht passend zum Gelände in Startrichtung. Der Rest ist einfach – tief durchatmen, relaxen, ruhig bleiben. Noch mal ein Blick auf das Gipfelpanorama, dann ein kurzer Zug an den Leinen. Der Schirm bläht sich auf, steigt schnell nach oben. Mit den Bremsen gegensteuern, wie ein Drachen steht er ruhig im laminaren Luftstrom. Jetzt gilt es. Eine schnelle Körperdrehung und loslaufen. Kaum spüre ich die Berührung



*Alpamayo Ferrariroute, Eiskletterei.*



des harschen Schnees, die Füße verlieren den Bodenkontakt. Wie ein Pendel hänge ich am Gleitschirm, der hinausschießt in die reine Bergluft. Die zerrissenen Hängegletscher verschwinden rasch hinter mir. Ich sitze im Gurtzeug und lausche dem leisen Pfeifen des Luftzuges. In steilen Kreisen rausche ich mit vier Meter pro Sekunde hinunter. Der Startplatz am Alpamayo ist bald nur noch eine Falte im Teppich der schroffen Bergwelt. Tief unten liegt das Basislager, ein Fluss, Bäume, die Landewiese. Aus der Region des ewigen Eises schwebe ich herab, passiere die Vegetationsgrenze. Die Temperatur steigt, und die nackten Felshänge ringsum bekommen ein paar grüne Stufen – die ersten Terrassenfelder. In den mit Holzhacken gezogenen Furchen wachsen Mais, Maniok, Bohnen und Kartoffeln. Die Üppigkeit der Terrassenfelder, die seit vielen Generationen von den Quechuas bewirtschaftet werden, kontrastiert seltsam mit der Kargheit der Puna. Die Grassteppe auf 3000 bis 4500 Metern Höhe bietet nicht viel fürs Auge. Außer kleinwüchsigen Rosetten-Polsterpflanzen gibt es nicht viel. Nur hier und da stehen kleine Quenual-Wälder. Aus meiner Flughöhe sind die Nadelbaumhaine leicht zu überblicken. Von Vikunjas, der scheuen, wollhaarigen Lamaart, oder gar von dem Oso de Anteojos, dem Andenbär, ist nichts zu sehen.

Plötzlich rüttelt eine Windböe am Schirm, lässt mich für einen Moment Höhe gewinnen. Wie in einem Karussell wirbele ich herum, bis ich mich aus der Drehbewegung löse und in einen sanften Gleitflug einsteuere. Weit draußen über der Puna schaue ich zurück auf den Startplatz am Alpamayo und sehe meine zwei Guides als winzige Punkte. Sie seilen sich durch die Gletscherspalten ab, müssen wieder mühsam den Weg hinunterklettern. Mein »Abstieg« ist eine ganz andere Erfahrung: Das Getragenwerden von der Luft, das Spiel mit dem Wind ist jedesmal eine esoterische Flugtherapie im Atem des Himmels. Noch 500 Meter über Grund. Einige Esel und Hütten sind zu erkennen. Ich drehe einige Kreise, um nicht zu weit talauswärts zu landen. Noch 100 Meter Höhe. Die letzte Kurve in den Wind. Der Schirm gleitet mit leichtem Steuerdruck aus. Auf 4200 Meter bekomme ich wieder Boden unter die Füße. Ich lande nahe dem Basislager, von dem wir vor 24 Stunden zur zweiten Besteigung gestartet waren. Nach der weichen Landung bricht der Adrenalinschauer des Flugrausches abrupt ab. Der erste Schluck Quellwasser rinnt durch die Kehle. Por qu è lanzarse desde la cima de montanas? Warum von den Bergen fliegen? Vielleicht wegen diesem einen ersten Schluck. Mit Sicherheit um die eigenen Ängste und Schwächen kennenzulernen.



*Gleitschirmstart Alpamayocol.*



# Vom Cerro Torre zum Cerro Fitz Roy

## Patagoniens weltberühmte Klettergipfel aus der Sicht des Wanderers

VON GUNAR STREU





NACHDEM ICH DEN Berichten von Freunden, die in Patagonien gewesen waren und aus dem Schwärmen nicht mehr herauskamen, gelauscht hatte, immer wieder beeindruckende Bilder dieser Region gesehen und dann noch das interessant und amüsant geschriebene Buch von Rudolf Alexander Mayer »Durch Patagonien zum Fitz Roy« gelesen hatte, packte mich wieder einmal das Fernweh. Ich wollte selbst in das Land, wo der Wind wohnt, reisen – und machte mich im April 2004 auf den Weg. Mein Hauptaugenmerk galt dem Cerro Torre und dem Cerro Fitz Roy. Der berühmte Eispilz, der den Cerro Torre krönt, oder die hohe, abweisende Granitwand des Cerro Fitz Roy sind exklusive Ziele der weltbesten Kletterer. Aber auch für Nichtkletterer sind diese in der Regel wolkenverhangenen, oft sturmumtosten Gipfel am anderen Ende der Welt eine Reise wert. Denn wenn sich das unberechenbare patagonische Wetter einmal von seiner besten Seite zeigt, ist jeder Betrachter von der Schönheit dieser Berge ergriffen.

**Reise ans Ende der Welt**

Patagonien befindet sich im äußersten Süden des südamerikanischen Kontinents und erstreckt sich über eine Fläche, die doppelt so groß wie Deutschland ist. Dieses Gebiet, das sich sowohl auf chilenischem als auch argentinischem Boden befindet, weist eine Vielzahl von Naturschönheiten auf.

Nach über dreißigstündigem Flug von Deutschland aus am äußersten Südzipfel Patagoniens in Punta Arenas (Chile) angekommen, war ich zu geschafft, um sofort





weiterreisen zu können und legte einen Ruhetag ein. Danach ging es mit dem Bus weiter. Entlang der Magellanstraße und durch endlose Pampa kommt man in drei Stunden nach Puerto Natales und in weiteren fünf Stunden nach El Calafaté in Argentinien. Ich hätte El Calafaté auch per Flugzeug ansteuern können, wählte aber die Anreise über Punta Arenas, um zuerst dem Torres del Paine Nationalpark in Chile einen Besuch abstatten zu können.

Von El Calafaté aus erreicht man dann nochmals per Bus in fünfstündiger Fahrt auf schlaglochübersäten, staubigen Pisten El Chaltén, die »Trekkinghauptstadt« Argentiniens zu Füßen von Cerro Torre und Cerro Fitz Roy.

**Wanderung zur Laguna Torre**

Selten sind schon während der Busfahrt von El Calafaté nach El Chaltén die beiden eindrucksvollen Berggestalten zu sehen. In El Chaltén angekommen, war auch nichts von Bergen zu erahnen; schwere Wolken drängten vom Inlandeis aus über die Gipfelkette. Trotzdem stieg ich in Richtung Laguna Torre auf, die als Gletschersee zu Füßen des Cerro Torre liegt. Gleich hinter dem Ort gewann ich schnell an Höhe und entdeckte die ersten herbstlich bunt verfärbten Südbuchen, die in zahlreichen Farbabstufungen von gelb über orange bis tiefrot leuchteten. Erster Nieselregen setzte ein und nach 1½ Stunden erreichte ich einen Aussichtspunkt mit Blick auf den Cerro Torre, der aber immer noch zum großen Teil von Wolken verhüllt war.

Die durchbrechende Sonne sorgte für eindrucksvolle Stimmungen, während sich hinter mir der Himmel dunkelgrau färbte. Der Weg verlief von jetzt an durch ein Farbenmeer bunter Sträucher in Richtung der Laguna Torre. Nach weiteren 1½ Stunden regnete es sich richtig ein, ehe nach insgesamt 4 Stunden der einsame Zeltplatz erreicht war. Während der Hauptsaison von Januar bis März wimmelt es hier sonst von Menschen.

*Spiegelung des Cerro Fitz Roy in der Laguna de Los Tres.*
Alle Fotos vom Autor.

*Bild linke Seite oben: Cerro Torre.*
*Bild linke Seite unten: Cerro Fitz Roy im Morgenlicht von El Calafaté aus gesehen.*

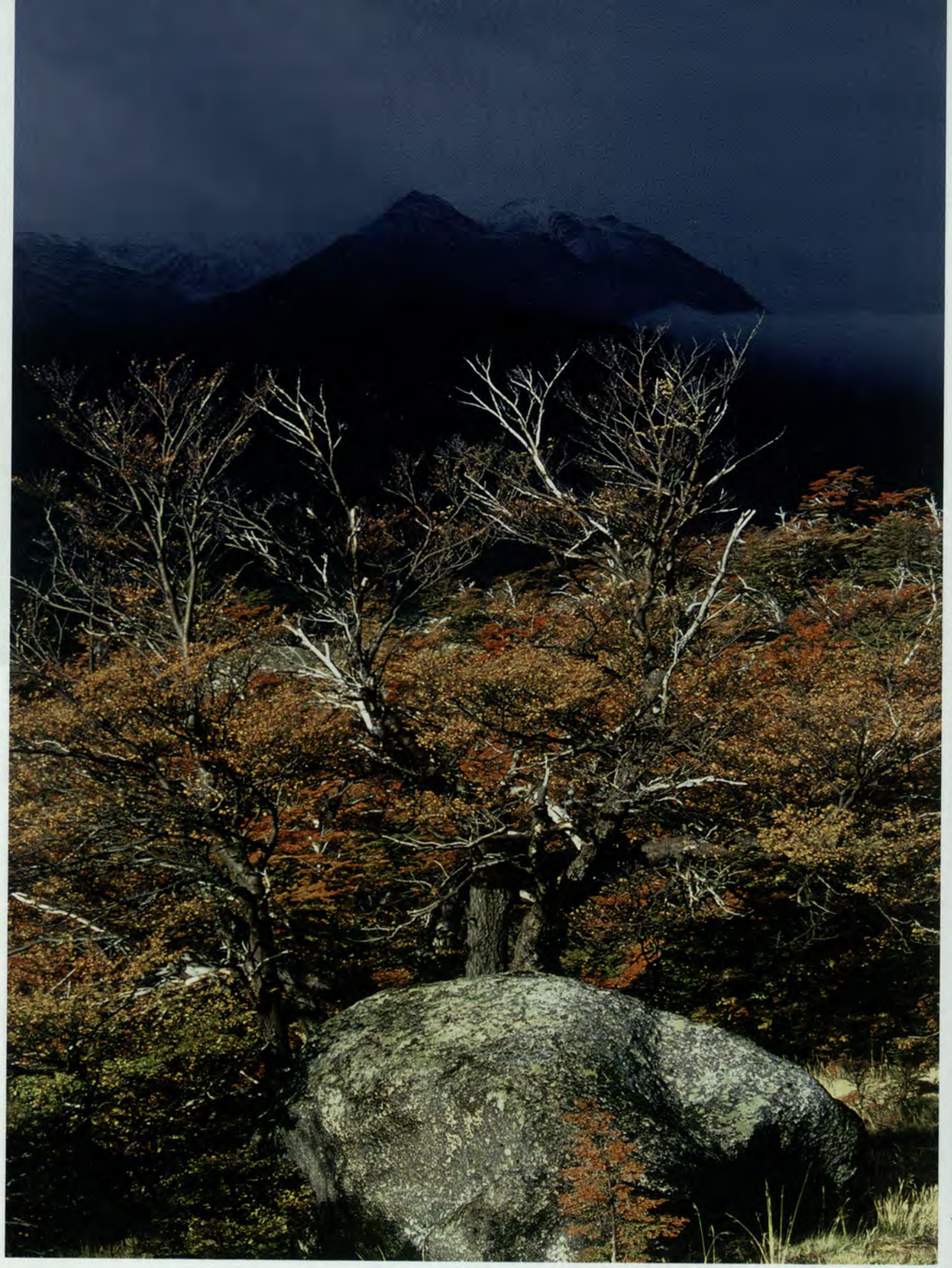






*Bild oben: Südbucheninsel im Sumpf.*

Ich stellte meinen Rucksack in einer aus diversen vorgefundenen Materialien (Holz, Plastik, Blech) erbauten, aber weitestgehend trockenen Hütte ab. Im Innenraum befanden sich individuell gestaltete Holztische, -bänke und -regale, verschönert von Kerzenresten und einer fast vollständig geleerten Flasche Rotwein. Im festen Glauben, die Nacht nicht im nassen, engen Zelt verbringen zu müssen und mein Hab und Gut später in der Hütte trocknen zu können, suchte ich im strömenden Regen bei hereinbrechender Dämmerung die zehn Minuten entfernte Laguna Torre auf. Von dem sonst so nahestehenden Cerro Torre und dem Gletscher zu seinen Füßen war nichts zu erkennen.

In der Dunkelheit zur Hütte zurückgekehrt, hörte ich im Inneren Geräusche und sah im Schein der Stirnlampe aus verschiedenen Richtungen Mäuse auf mich und meinen Rucksack zueilen. Da ich meine Lebensmittel in Sicherheit wissen wollte, ergriff ich kurzentschlossen die Flucht und baute mein Zelt 300 m von der Hütte entfernt auf in der Hoffnung, dass der Abstand reichen würde, um ungestört die Nacht verbringen zu können. Müde kroch ich in den Schlafsack, und schlief beim Geräusch des gleichmäßig auf das Zeltdach trommelnden Regens ein. Nachts näherten sich mehrmals wieder die kleinen Plagegeister, die mir schon vor Wochen den Stoff des Zeltes stellenweise ausgedünnt hatten. Nur durch kräftiges Schlagen mit der flachen Hand auf den Boden konnte ich mir vorübergehend wieder Ruhe verschaffen.

Ich durfte mich außerdem glücklich schätzen, dass die als sehr verfressen und angriffslustig geltenden patagonischen Mäuse bis jetzt meine Habe unversehrt gelassen hatten. Andere Reisende berichteten, dass die Mäuse auf ihren Zelten herumsprangen, sich durch Planen und Rucksäcke fraßen und im großen Stil Lebensmittel vernichteten; auch vor Plastiktüten und Filmdosen machten sie nicht halt.

In der Nacht hatte der Regen aufgehört, doch die Wolken hingen morgens in den Bergen oberhalb der Laguna Torre, wo man bei klarem Himmel einen der schönsten Sonnenaufgänge Patagoniens erleben kann. Ich erkundete in aller Ruhe die nähere Umgebung und fand auch an den Ufern des Rio Fitz Roy, welcher der Laguna Torre entspringt, intensiv bunte Wälder, die an den nordamerikanischen Indian Summer erinnerten. Dann packte ich meinen Rucksack und trat den Weg in Richtung Fitz Roy an.

**Vom Cerro Torre zum Rio Blanco**

Um zum Fuße des Fitz Roy zu gelangen, muss man ca. 1½ Stunden in Richtung El Chaltén zurücklaufen und kann dann über einen Pass zum Rio Blanco queren.

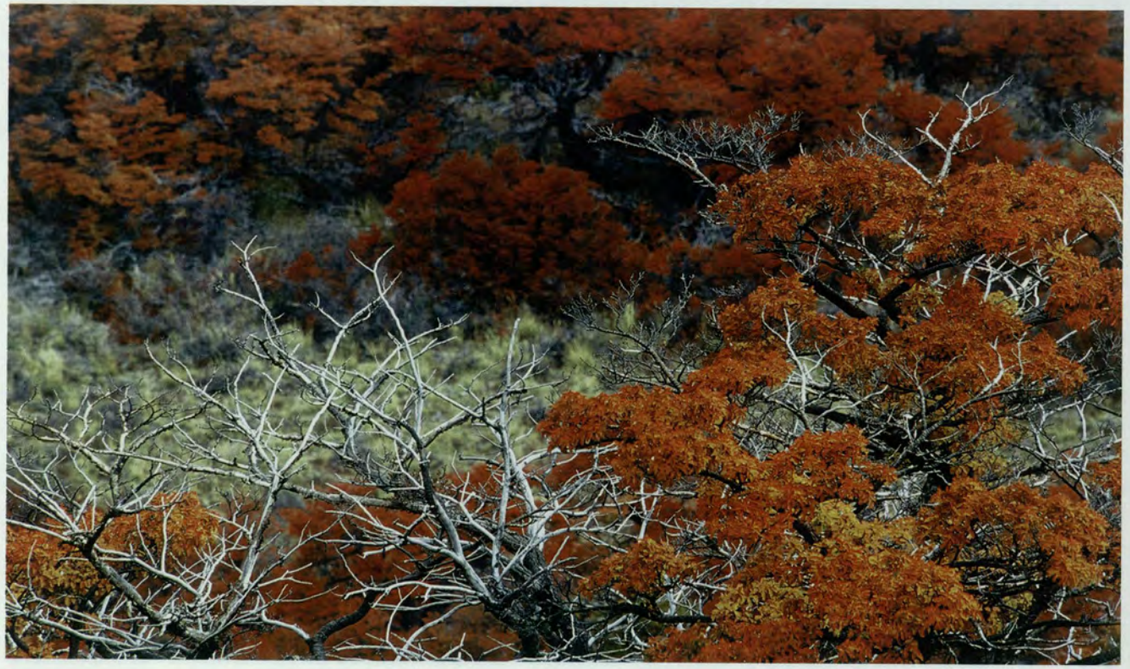
*Bild linke Seite: Gewitterstimmung, Anmarsch zum Cerro Torre.*

Schon seit dem Morgen war stellenweise blauer Himmel zu sehen und auf meinem Weg zum Pass sah ich, wie sich plötzlich die Wolken auflösten und der einzigartige Cerro Torre greifbar nahe in der sehr klaren Luft über dem Tal stand. Er spiegelte sich auf phantastische Weise auf den Wasserflächen eines Sumpfes. Auf einer Anhöhe angekommen, schien er, eingerahmt von bunten Südbuchen, über dem Tal zu schweben. Fasziniert von dem einmaligen, selten zu beobachtenden Anblick, baute ich zügig mein Stativ auf und bannte den schroffen, charakteristischen Berg auf Zelluloid, wobei ich nicht an Material sparte. Während des Weiterwanderns musste ich mich immer wieder umwenden und genoss noch lange die Erinnerung an das unerwartete Erscheinen dieses wunderschönen Gipfels und seine bizarre Gestalt.

Ab dem Pass ging es oft durch sumpfiges Gelände, doch ich fand den Weg trocken vor und kam ohne Gamaschen aus, die hier zur Grundausstattung eines jeden Wanderers zählen. Es waren kaum noch Höhenunterschiede zu überwinden und nach weiteren 1½ Stunden erreichte ich die herrlich gelegene, kleine Laguna Hija, an die sich die langgezogene Laguna Madre anschließt. Inzwischen waren fast keine Wolken mehr am Himmel zu sehen, was in dieser Region Seltenheitswert hat. In absoluter Stille lief ich die letzte Stunde zum Rio Blanco und mit jedem Schritt entdeckte ich mehr von dem gewaltigen Massiv des Cerro Fitz Roy.

Im letzten Tageslicht baute ich mein Zelt auf und über mir spannte sich ein sehr klarer Sternenhimmel von ungeahnter Intensität und Fülle. Bevor ich ins Zelt ging, zog noch eine Sternschnuppe über den Himmel. Die Mäuse waren, unbeeindruckt von der nächtlichen Kälte, wie gewohnt aktiv.

Am nächsten Tag war ich zeitig auf den Beinen. Reif überzog Zelt und Landschaft, während ich, frierend im vom Inlandeis bitterkalt herabwehenden Wind stehend, den Anblick des majestätischen Cerro Fitz Roy in der Morgendämmerung genoss. Das erste Licht tauchte das Bergmassiv in ein herrliches, ständig wechselndes Licht. Lange gab ich mich dem Spiel der leuchtenden Farben hin.



*Leuchtender patagonischer Herbst, Anmarsch zum Cerro Torre.*





*Cerro Fitz Roy, von El Calfaté aus gesehen.*

Später flog ein Schwarm grüner Papageien dicht über mich hinweg und läutete mit seinem Zwitschern den neuen Tag ein.

**Aufstieg zur Laguna de Los Tres**

Am Morgen dieses klaren, wolkenlosen Tages stieg ich auf einem immer steiler werdenden Pfad 500 Höhenmeter bis zu dem kleinen Gletschersee unterhalb des Cerro Fitz Roy auf.

An der Laguna de Los Tres angekommen, war ich von der gewaltigen Erscheinung des Cerro Fitz Roy beeindruckt, der sich im windstillen See spiegelte. Weiße Wolkenfahnen hingen an seinem Gipfel und lösten sich nur ganz zögerlich auf. Hunderte von Höhenmetern unterhalb des Sees lag spiegelglatt die Laguna Sucia, in die in großen Abständen weithin hörbar ein Hängegletscher kalbte. Von einem höher gelegenen Punkt reichte der Blick weit ins Land, in der Ferne war der große Lago Viedma zu sehen, in der Nähe die Laguna Madre, die ich am Vorabend passiert hatte.

**Rückkehr nach El Chaltén**

Nachdem ich stundenlang die einmalige Szenerie genossen hatte, stieg ich zum Rio Blanco hinab und lief von da aus in ca. 3 Stunden nach El Chaltén zurück. Unterwegs machte ich einen Abstecher zur schön gelegenen Laguna Capri mit Blick auf das Massiv des Cerro Fitz Roy. Nach langem Abstieg traf ich müde, aber glücklich am Ausgangspunkt meiner Wanderung ein.

**Abschied**

Ich fuhr am nächsten Morgen mit dem Bus nach El Calafaté zurück. Bei phantastischem Wetter blickte ich oft zurück und sah noch aus sehr großer Entfernung Cerro Torre und Cerro Fitz Roy über 3000 Meter aus der gleichförmigen, endlosen Pampa herausragen.

Die weite Anreise hatte sich gelohnt und ich habe die Eindrücke und Aussichten auf diese einzigartigen Gipfel, deren Besteigung nur den weltbesten Alpinisten vorbehalten ist, sehr genossen.



# Kultur und Wissenschaft


Bernhard Malkmus

Dennis Cramer

Karin Steinbach Tarnutzer

Claudia Richartz-Sasse

Franz Xaver Wagner

# Robert Macfarlane

## – und die Kunst, wie man die Berge zur Sprache bringt.

VON BERNHARD MALKMUS

**Robert Macfarlane – ein Leben zwischen Berg und Literatur**

Robert Macfarlane gilt als einer der vielversprechenden Jungautoren Englands. Er wurde 1976 in Nottingham in Mittelengland geboren, betrachtet allerdings Schottland, das Land seiner Eltern und Ahnen, als seine eigentliche Heimat. Seine erste Bergtour erlebte er im Alter von zwei Jahren – im Rucksack seines Vaters. Weitere Touren führten ihn in die Alpen, die Rockies, den Himalaya und nach Kirgisien. Er kehrt immer wieder gerne in die kaledonischen Berge zurück, immerhin eine der ältesten geologischen Formationen der Welt. Ehe und die Geburt einer Tochter haben seine Einstellung zu Furcht und Risiko in den Bergen drastisch verändert. Robert Macfarlane studierte englische Literatur in Cambridge und Oxford und promovierte 2002. Seitdem unterrichtet er am Cambridger Emmanuel College englische Literaturgeschichte. Sein Erstlingswerk »Mountains of the Mind« wurde bislang in zehn Sprachen übersetzt. Die deutsche Übertragung erschien im Herbst 2005 im AS-Verlag. Das Buch gewann drei wichtige britische Literaturauszeichnungen, darunter den begehrten Somerset Maugham Prize, und wurde zum Gegenstand eines Dokumentarfilms der BBC (2004). Derzeit arbeitet Macfarlane an einer Geschichte des Wildnisbegriffs auf den britischen Inseln.

**Das Interview**

Bernhard Malkmus besuchte den Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Robert Macfarlane in seinem Büro in Cambridge/England und unterhielt sich mit ihm über Urerlebnisse, Bergerfahrungen und die Kunst, wie man die Berge zur Sprache bringt.

*I. Dr. Macfarlane, gab es ein konkretes Ereignis, das Sie veranlasste, »Mountains of the mind« zu schreiben?*

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an ein Schlüsselerlebnis. Es war in den Tian Shan Bergen im Grenzgebiet zwischen Kirgisien und China. In der Nähe unseres Basislagers war ein provisorischer Friedhof, der Zeugnis ablegte von all den verunglückten Bergsteigern in dieser Region – aus aller Herren Länder. Das hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich stellte mir ganz einfache Fragen: Was führte all diese Menschen hierher, wo sie den Tod fanden? Was suche ich hier? Auf diese Sinnfrage gibt es immer Antworten, die einerseits ganz persönlich sind, andererseits aber eine kulturelle Prägung haben. Was wie reiner Zufall ausschaut, ist oft nah an so etwas wie historischem Schicksal. Keiner kommt hierher aus reinem Zufall, dahinter steckt immer eine Jahrzehnte alte Lebensgeschichte und eine Jahrhunderte alte Kulturgeschichte. Dem wollte ich auf die Spur kommen.

Ich habe dann zwei Jahre damit verbracht, mich einzulesen und habe dabei Listen von Bildern und Metaphern erstellt, mit denen in verschiedenen Epochen über Berge gesprochen wurde. Daraus ist dann ein Buch entstanden.

*II. »Ich war der Abenteuerei ausgeliefert«, schreiben Sie an einer Stelle. Erinnern Sie sich an entscheidende Urerfahrungen, die Sie in die Berge führten?*

Erstaunlicherweise nicht direkt. Ja, mein Urgroßvater ging in die Schweiz, um eine Tuberkulose zu behandeln, starb aber dort. Die Jahre in der Schweizer Bergwelt haben meinen Großvater sehr geprägt und der hat das weitergegeben. Wichtiger aber als das Bergerlebnis im Besonderen ist für mich das Erleben der Natur in all ihren Facetten. Im Grundschulalter war ich viel in den schottischen Highlands und in den Bergen der Cairngorms unterwegs. Natur war etwas zum Anfassen, wild und weich und voller geheimnisvoller Gerüche. Das ist so geblieben. Ich war in vielen Gebirgsregionen der Welt und ich liebe die Vielfalt. Wenn mein Radius morgen auf Schottland begrenzt würde, wäre ich allerdings nicht allzu traurig.

*III. Was bedeuten die Alpen für Sie?*

Nun, wie gesagt, da bin ich durch die Geschichte meines Urgroßvaters, der in Montreux beerdigt ist, vorbelastet. Mein Großvater malte uns immer diese mythischen und heroischen Bilder vom Alpenglühen und einem wilden Garten Eden in allen Farben aus. Ich glaube immer noch, dass es Wölfe in den Alpen gibt, weil das Teil dieser Mythologie ist. Mir gefällt die Hüttenkultur und diese Vorstellung von Wildnis als Gemeinschaftserlebnis. Ich hege einen tiefen Respekt vor den Alpen und bin dort sehr gerne, in Schottland bin ich jedoch tiefer verwurzelt.



*IV. Ihr Buch zeichnet sich durch eine Mischung von konkreten Erfahrungsschilderungen und abstrakteren geschichtlichen, philosophischen und literarischen Exkursen aus. Haben dabei Autoren wie der jüngst verstorbene deutsche Schriftsteller W.G. Sebald eine Rolle gespielt?*

Sicherlich, Sebald ist ein Einfluss. Seine Kunst, Text und Bild miteinander ins Gespräch zu bringen, seine Kunst, eine persönliche Wanderung zu einem geistigen Streifzug in die Tiefenschichten des kulturellen Bewusstseins zu machen, haben mich beeinflusst. Andere Einflüsse sind der große amerikanische Reiseschriftsteller Barry Lopez mit seinen Berichten aus dem kanadischen Norden und der Autor der amerikanischen frontier im Westen, Cormac McCarthy, ein grandioser Beschreiber von Landschaft und Raum.

Mir war es wichtig darzustellen, wie Geschichte und Kultur auf das menschliche Bewusstsein wirken, dieses formen, ohne dass dies dem einzelnen Menschen klar ist. Deswegen dieser Versuch, durch persönliche Berichte sowie kultur- oder wissenschaftsgeschichtliche Passagen diesen Zusammenhang zu beleuchten.

*V. Der Mensch hat im Verlauf seiner Geschichte sehr unterschiedliche Ausdrucksformen für die Faszination und Furcht gegenüber der Bergwelt entwickelt. Was verbirgt sich dahinter?*

Die Berge zeigen das, was wir in sie hineinlesen. Sie werfen als Echo das zurück, was wir hineinrufen. Allerdings: Wir mögen Landschaften entziffern, sie aber entziffern auch uns, sie bringen das zum Bewusstsein, was wir auf sie projizieren. Berge sind wie eine Fotografie, die sich im Säurebad langsam zu einem Bild formt. Je klarer die Konturen werden, desto näher sind wir dran an unseren eigenen geheimen Wünschen.

*VI. Handelt Ihr Buch mehr von der menschlichen Einbildungskraft oder von menschlicher Selbstreflexion?*

Die westliche Kultur ist stark geprägt davon, etwas auszumalen, zu imaginieren, um es sich dann zu unterwerfen. Immer wieder hat der Mensch Bilder des Unbezwingbaren, Unzähmbaren, Unheimlichen entworfen, um dieses Etwas dann zu bezwingen, zu zähmen und zu bewohnen. Das gilt besonders für die Berge. Es ist ja interessant zu sehen, wie Berge in unserem Sprachgebrauch oft unwillkürlich als Geschichten angelegt sind, wenn darüber berichtet wird: man geht hinein in die Berge wie in einen mittelalterlichen Abenteuerroman, bewährt sich und erwirbt dadurch Anrecht auf gewisse gesellschaftliche Ansprüche, die sich vor allem aus dem zuvor eingegangenen Risiko ableiten. Mein Buch handelt also sowohl von menschlicher Einbildungskraft als auch von der gewaltsamen Suche nach Selbstbestätigung und Selbstreflexion und ihren gesellschaftlichen Wurzeln. Wie kommt es, dass der Mensch sich in die Berge geträumt hat, bevor er sie bestieg? – Das ist eine meiner Leitfragen.



*Robert Macfarlane in der Skulptur »Jester« (Gaukler) in den Gärten des Emmanuel College, Cambridge.*
Alle Farbfotos vom Autor

*VII. Mehrfach beziehen Sie sich auf John Mc Phees Konzept der »tiefen Zeit«. Welche Bedeutung hat das für Ihr Buch?*



Das Faszinierende an Literatur über Berge der letzten 200-250 Jahre ist ja, dass sie wesentlich häufiger Metaphern der Tiefe als – wie zu erwarten – solche der Höhe verwendet. Die Berge wurden bei aller Selbstverliebtheit, die der Mensch in sie hineingetragen hat, auch als Bücher der Erde gesehen, in denen man die Erdgeschichte nachlesen kann. Berge sind gefrorene Zeit, ebenso wie sie Skulpturen von Emotionen sind, in denen wir uns spiegeln. All dies hat mehr mit Tiefe zu tun als mit Höhe, sowohl im psychologischen als auch im zeitlichen Sinne.

*VIII. Das bringt uns zu einem Gegenstand Ihres Buchs, dem Sie viel Aufmerksamkeit widmen, der Paläontologie und Geologie. Sind das Ihre privaten Steckenpferde oder hat es damit mehr auf sich?*



Teil des Schwindelgefühls, das einen in den Bergen befällt, hat ja auch damit zu tun, dass man in den Schlund der Vorgeschichte schaut, und zwar auf Schritt und Tritt. Die Berge sind ein einziges riesiges geologisches Museum, in dem Zeit auf Raum zusammenschrumpft. Mit ein paar rudimentären Kenntnissen kann man schon sein eigenes Erdaltertumsdrama auf die Bühne bringen. Dasselbe gilt für Versteinerungen und ihre Vielfalt. Pascal hat einmal in einem wunderbaren Vergleich von den Mikroskopen und Teleskopen gesprochen, durch die wir die Natur betrachten – zum einen sind wir in den Abgrund der Atome geschleudert, zum anderen in den der Planeten. In den Bergen blättern wir wie in einem Buch zwischen diesen Polen. Und dennoch entkommt die Zeit immer wieder unserem Zugriff, selbst wenn sie versteinert ist.

Natürlich ist da auch eine kindliche Faszination im Spiel. Ich denke da an das, was im Englischen paradoxerweise als fossil hunting beschrieben wird. Und irgendwie ist Geologie ja etwas sehr Literarisches. Wie eine Detektivgeschichte. Man kann sich da schnell wie Sherlock Holmes fühlen, der aus nichtigen Beweisen einen schlüssigen Zusammenhang herstellt. Nur ist Geologie eben die Geschichte der Welt.

*IX. Sie untersuchen ausführlich die »romantische Revolution« in der westlichen Wahrnehmung der Berge. Was war neu bei den Romantikern?*

Bei den Romantikern, sowohl in England als auch auf dem Kontinent, vor allem in Deutschland, kommt einiges zusammen. Die Romantiker hatten sich ja aus dem Korsett von Religion und Anstandsethik des 18. Jahrhunderts befreit und mit radikalen politischen Bewegungen geliebäugelt. Sowohl die Begeisterung über neue Möglichkeiten und Ausdrucksformen individueller Freiheit als auch die Frustration über neue Einschränkungen führten zu einer Betonung von Werten wie Freiheit, Unabhängigkeit, Einsamkeit, Nonkonformismus und Außenseitertum. Keine geistige Strömung hat seitdem unser Naturverständnis so geprägt, und viele dieser Werte kehren in politischen und sozialen Debatten heute regelmäßig wieder.

*X. Im Zusammenhang mit der romantischen Idee des Erhabenen, welche die Berge wie keine andere Landschaft verkörpern, sprechen Sie von der Kunst, »sich die Auslöschung seiner selbst vorzustellen«. Was meinen Sie damit?*

Die Kunst besteht darin, einen Tod zu sterben, der in Wirklichkeit keiner ist. Der Aufenthalt in den Bergen ist nicht nur eine physische Herausforderung, sondern auch eine geistige. Oft stellt sich der Feigling als der Stärkere heraus, während der vermeintlich Mutige zu viel riskiert, weil er nicht fähig ist, bestimmte Wünsche in der Phantasie auszuleben. Die Berge stellen uns als Körper-Geist-Seele-Einheit vor Herausforderungen. Deswegen sehe ich die Entwicklungen im modernen Bergsport sehr kritisch. Da fehlt ein ganzheitlicher Ansatz.

*XI. Sie widmen ein ganzes Kapitel den Gletschern. Was fasziniert den Menschen an diesen »Meeren aus Eis, die auf geradezu modische Weise chaotisch wirken«?*

Gletscher faszinieren, weil sie eine unglaubliche Verbindung aus Bewegung und Bewegungslosigkeit sind. Die Plastizität eines Phänomens, das es verweigert, als Flüssigkeit oder Festkörper zu existieren, hat keinen Vergleich in der Natur. Ich erinnere mich sehr lebhaft an meine Zeit als Chorknabe. In unsere Kirche gab es ein Kirchenfenster mit der Abbildung des heiligen Michael, dessen Schwert sich aus dem ansonsten glatten Glas wölbte, so dass mir klar wurde, dass das feste Glas einmal flüssig gewesen sein musste. Das war eine ähnliche Faszination, nur in einem viel kleineren Rahmen. Und dann sind Gletscher einfach wunderschön. Die Farben, die Formen, das Grauen der Spalten. Das sind Eingänge in die Hölle, aber sie sind wunderschön.

*XII. Warum war Louis Agassiz's Beschreibung der Eiszeiten im 19. Jahrhundert so schockierend? Rief das einem vom Fortschrittsglauben besessenen England sein apokalyptisches Unbewusstes ins Gedächtnis?*

Das ist sicher Teil der Erklärung. Alles, was dem Fortschrittsglauben widersprach, weckte alte Urängste. Das waren einmal Befürchtungen, die Erde könne den Hitzetod sterben oder in Feuersbrünsten und Vulkanausbrüchen vernichtet werden. Agassiz wurde rasch als Bote der Wiederkunft einer Eiszeit gesehen.



*XIII. Britische Reiseberichte des 19. Jahrhunderts weben eine Rhetorik der Männlichkeit und Selbstverwirklichung um die Erfahrung am Berg. Wie lässt sich das in Beziehung setzen zur viktorianischen Kultur und zum Imperialismus Großbritanniens?*

Ja, der Zusammenhang besteht. Das hängt zusammen mit dem Schulsystem, das Jungs zunehmend zu sportlicher Ertüchtigung ermunterte und ein Ethos der Selbstermannung kultivierte, der auch mit kolonialistischer Arroganz zu tun hat. Irgendwann entwickelte dieses Ethos Eigendynamik und wurde auf alles projiziert, eben auch auf die Berge, die ja nur in wenigen Kolonien wirklich militärisch oder wirtschaftlich von Bedeutung waren. Irgendwann nahm man alles zum Anlass, sich daran zu bestätigen, ob die Pole oder die Achttausender oder die Meere. In gewisser Weise hat der Körperkult des Faschismus dies zu seiner letzten Konsequenz geführt. Und der Nanga Parbat und der Eiger können für den Wahn stehen, der diesem Ethos innewohnt.



*XIV. Warum spielte Großbritannien eine so wichtige Rolle in der Frühphase des Alpinismus?*

Nun, das hat zwei Gründe. Einmal die lange Tradition der Entdeckungsreisen, die sich im 19. Jahrhundert mit der Ideologie des Imperialismus und dem Ethos der Selbstertüchtigung verband. Dann das Element der Institutionalisierung, auch ein Produkt der Industrialisierung und Verwaltungsmaschinerie des Empires. Mitte der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde in London »The Alpine Club« gegründet. Das ist der älteste alpine Verein der Welt.

*XV. Was macht eine terra incognita so faszinierend?*

Eine Gebirgskette in der Türkei ist nach meinem Großvater be-

*Robert Macfarlane beim Interview in den Gärten des Emmanuel College, Cambridge.*

nannt und ich kann den Reiz nachvollziehen und dachte lange, ich wollte in seine Fußstapfen treten. Mittlerweile glaube ich aber, dass es wesentlich wichtiger ist, diesem Impuls zu widerstehen. Die germanische Wurzel des Worts ›wild‹ ist ›dem eigenen Willen überlassen‹. Das sollten wir uns öfters klar machen.

*XVI. Ihr Buch wurde von der Kritik einhellig gepriesen und hat drei wichtige britische Literaturpreise gewonnen. Ihr Stil wurde als »reif, elegant und diszipliniert« beschrieben. Behindern Sie die damit verbundenen Erwartungshaltungen als junger Schriftsteller?*

Ja, das kann zum Problem werden, aber es behindert mich nicht wirklich. Ein bisschen fühle ich mich wie ein Popmusiker, der jetzt sein zweites Album auf den Markt werfen muss. Aber ich genieße mein neues Projekt, eine Kulturgeschichte der Wildnis, sehr.

*XVII. Wie würden Sie ihr Buch klassifizieren? Ist es ein Reisebericht, ein Sachbuch, ein Geschichtsbuch?*

Ich wollte natürlich die klaren Grenzen überschreiten. Ein Kritiker hat den lachhaften Begriff »travelosophy« vorgeschlagen. Warum bleiben wir nicht bei Reisegeschichte (travel history). Das bewahrt die Spannung zwischen ›Geschichte‹ und ›Geschichten‹.

*XVIII. Würden Sie lieber ein berühmter Schriftsteller oder Bergsteiger sein?*

Eigentlich Schriftsteller. Um sich unter Bergsteigern einen Namen zu machen, muss man ja mittlerweile Mount Olympus auf dem Mars besteigen.

Dr. Macfarlane, haben Sie herzlichen Dank für dieses Gespräch.



***»Die Berge, die wir betrachten, ersehnen, wünschen, sind nicht die Berge, die wir besteigen« – Robert Macfarlane entführt uns in eine Welt der alpinen Einbildungskraft***

Robert Macfarlane: Mountains of the Mind. A History of a Fascination. London: Granta Books 2003. (dt.: Berge im Kopf – Die Geschichte einer Faszination, AS-Verlag, Zürich 2005)

**Die Buchbesprechung**

Wie Berge vom Menschen Besitz ergreifen können, wie sie seine Phantasie bezaubern und verführen und auf Abwege führen – das verspricht dieses Buch zu erzählen, und erzählt wird diese Geschichte einer menschlichen Obsession in einer Sprache, die teilhaben lässt an dieser Obsession und ihrem Werdegang durch die Jahrhunderte. Der Titel dieser Publikation, die in der englischsprachigen Welt enthusiastisch gefeiert wurde, lautet »Mountains of the Mind« und ist einem Gedicht des viktorianischen Dichters Gerald Manley Hopkins entlehnt. Dieses Zitat setzt den Grundtenor für das ganze Buch. Robert Macfarlane ist es nicht um eine Geschichte des Alpinismus oder eine Kulturgeschichte der alpinen Entdeckungen zu tun, ihn beschäftigt der Berg des menschlichen Geistes, seine Größe und seine Monstrosität, ihn fasziniert die »Geschichte einer Faszination«, wie der Untertitel verrät.

Der Leser dieser Reise durch die menschliche Einbildungskraft und ihre Liebesbeziehung mit den Bergen wird vom Autor in unterschiedliche Labyrinthe geführt. In scheinbar leichtem Konversationsstil werden Schilderungen persönlicher Erlebnisse zum Gegenstand genommen, sich auf die Spur des menschlichen Geistes in der Erforschung der Gletscher, der Geologie und des Erhabenen zu begeben. Dabei bleibt bei aller Liebe zum Detail, welche die kulturgeschichtlichen Passagen prägt, immer klar, dass Macfarlane *eine* Geschichte, nicht *die* Geschichte einer Faszination erzählt. Hinter dem geschichtlichen Forscherinstinkt steht immer der Erzähler, der den Leser durch die Alpen, den Kaukasus oder auf den Everest führt und dabei nie ganz den englischen Tweed ablegt oder die Ordnung eines holzvertäfelten Arbeitszimmers verlässt. Deswegen fühlt man sich bei der Lektüre nicht selten wie ein gewisser Dr. Tusler, dem der englische Dichter William Blake 1799 in einem Brief anvertraut: »Diese Welt ist eine Welt der Einbildung und Vision. Für die Augen des Menschen, der mit Einbildungskraft begabt ist, jedoch, ist die Natur selbst Einbildungskraft.«

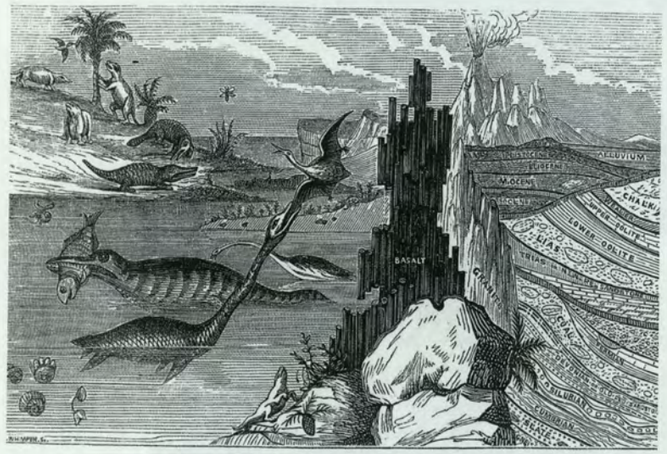
Jeder, der in den Bergen oder der jüngeren Geistesgeschichte ein wenig zuhause ist, wird an diesem Buch Gefallen finden. Viele Kapitel warten mit Überraschungen auf, die auch dem kundigen Fachmann nicht geläufig sind. So wird diese Leseerfahrung zu einer aufregenden Mischung aus Unterhaltung, Bildung und anspruchsvollem Lesevergnügen. Robert Macfarlane hat sich in Archive begeben und die literarischen Zeugnisse der Bergfaszination während der letzten fünf Jahrhunderte durchforstet. Das eigentliche Faszinosum bleibt unbeschreibbar und bildet die *terra incognita* dieser Entdeckungsreise. In sprachlich weit ausgreifenden und dennoch schlicht gefassten Reflexionen umkreist er das Geheimnis, warum die Berge eine so enge Wesensverwandtschaft mit der menschlichen Einbildungskraft eingegangen sind: »Das, was wir Berge nennen, ist eigentlich das Zusammenwirken der körperlichen Wirklichkeit der Welt mit der Einbildungskraft der Menschen – Berge des Geistes.« Wie ein Gesteinsforscher des Geistes nimmt Macfarlane die Suche nach diesem Zusammenwirken auf. Gleich einem Leitmotiv durchziehen Geologie und Paläontologie seine Geistesgeschichte. Charles Lyell, Georges Cuvier, Charles Darwin, Ebenezer Brewer, Louis Agassiz and James Hutton bevölkern die Seiten dieser Geschichte, die von den Bergen als den steinernen Archiven der Erdgeschichte berichtet. Die Vorstellung eines großen Steinarchivs der Erdgeschichte war im 19. Jahrhundert eine große Provokation, die religiöse Dogmen konterkarierte. Später sollte die Idee der Plattentektonik von Alfred Wegener Weltbilder der Einheit und Stasis weiter herausfordern, die bereits durch die Geologie Lyells, die Eiszeittheo-



THE GLACIER DES BOIS
1843

*John Ruskin: Glacier des Bois (1842)*
Quelle: The Syndics of Cambridge Universtity Library

rie Agassizs und die Evolutionstheorie Darwins beträchtlich ins Wanken geraten waren. Das Buch berichtet von den großen Exegeten dieses Archivs, aber es berichtet auch von persönlichen Erlebnissen ähnlicher Entzifferungen in der Natur, Erlebnissen, mit denen sich der Leser leicht identifizieren kann.



THE ROCKS AND ANTEDILUVIAN ANIMALS.

*Frontispiz zu Ebenezer Brewers »Theology in Science«.*
Quelle: The Syndics of Cambridge University Library

Ein weiteres Leitmotiv des Buchs ist die Psychologie der Furcht, die Macfarlane geschickt mit einer Kulturgeschichte der Romantik verknüpft. Die eigentümliche Mischung aus ästhetischem Genuss und Furcht, die das Erlebnis des Erhabenen prägt, die Passion für das, was es dem menschlichen Geist erlaubt, seine Auslöschung zu fühlen und genau in diesem Moment den Höhepunkt seiner Individualität zu erspüren, bleibt als Paradox bestehen. Macfarlane versucht nicht, dieses Paradox aufzulösen, vielmehr horcht er ihm in Zeitzeugnissen nach. Hier rächt sich eine sehr britische Insularität. Während der schottische Philosoph Edmund Burke als Theoretiker des Erhabenen oder Samuel Coleridge als sein literarischer Erbe ausführlich gewürdigt werden, finden sich Namen wie Kant, Hölderlin und Humboldt nicht einmal im Namensregister. Dabei haben sie so viel beigetragen zu dieser philosophischen und psychologischen Debatte. Ein großer Nachteil, insbesondere für den deutschsprachigen Leser. Die Beispiele allerdings, die Macfarlane für diese so prägende Erfahrung der Selbstdistanzierung und Selbstfindung im Erhabenen anführt, sind repräsentativ für diesen Quantensprung in der westlichen Geistesgeschichte. Sie reichen von den schottischen Hebriden über die Alpen bis zum Vesuv.

Das 19. Jahrhundert sorgte für den großen Boom in der Besessenheit durch die Berge. Gebirge galten als das Nachschlagewerk für die Erdgeschichte, sie schienen die Selektionshypothese Charles Darwins zu bestätigen und sie entpuppten sich als hervorragende Spielwiese für die Entwicklung und Überprüfung eines neuen Heldentypus. In den Bergen ebenso wie in den Wüsten und an den Polen erwiesen sich diejenigen, welche die kolonialen Allmachtsträume des Reichs, in dem die Sonne nie untergeht, bestätigten: Die Unbeugsamen, die aus hartem Holz Geschnitzten, die Übermenschen. Katastrophen wie die am Matterhorn, wovon Edward Whymper beredt Zeugnis ablegt, zeigten schnell die Grenzen eines auf die Berge projizierten sozialdarwinistischen Selbstbestätigungswahns auf. Gleichzeitig dienten die Berge dem rasch industrialisierten England als Wunschbild für Ursprünglichkeit und Geheimnisfülle, rekreationale Qualitäten, die in Gesellschaften von hoher Mobilität und Fluktuation immer wichtiger werden. Und dann sind wir als Leser plötzlich mit Macfarlane am Gipfelaufbau des Schweizer Nadelhorns, einem Berg, der einer »gefrorenen Gezeitenwelle aus Eis« gleicht. Mitten in der Arena des Selbst, mitten in den tobenden Kämpfen um die Hoheit der eigenen Person über die Macht der Materie, ein aussichtloser Kampf natürlich, dem Macfarlane den Hauch des Heroischen verleiht, an den er schon lange nicht mehr glaubt. »Dies ist das Paradox der Höhe: sie unterstreicht die Individualität des Menschen und löscht sie gleichzeitig aus.« Damit benennt er ein Paradox, das jeder kennt, auch wenn er nur auf dem höchsten Hügel Hollands gestanden hat.



Von Darwin's Forschungsschiff *Beagle* vor Chiles und Ecuadors Küste über die Arbeitszimmer der großen Kartographen des 18. Jahrhunderts werden wir geführt zur Zürcher Schule um Conrad Gessner, einem herausragenden Systematiker der frühen Naturforschung, der am 21. August 1555 mit seinem legendären Steinwurf vom Pilatus am Luzerner See eine symbolische Teufelsaustreibung praktizierte. Seitdem weiß man, dass der böse Geist des Pontius Pilatus nicht in diesen Gefilden haust. Die meisten dieser kulturgeschichtlichen Digressionen beleuchten sich gegenseitig und bilden interessante Entwicklungsgeschichten. Gelegentlich gibt Macfarlane allerdings der Versuchung nach, Kuriositäten und Wissenschaftsanekdoten nur um ihrer selbst willen zu erzählen. Das gleiche gilt für das verwendete Bildmaterial. Meist sind es einfach interessante visuelle Dokumente, die der Illustration dienen, manchmal allerdings fragt sich der Leser nach dem Wert der Text-Bild-Kombinationen, insbesondere gegen Ende des Buchs. Und an keiner Stelle erreichen diese Kombinationen die Dichte, in die sich der Leser bei einem der Vorbilder Macfarlanes, W.G. Sebald, hineingezogen fühlt. Doch das war wahrscheinlich auch nicht beabsichtigt. Und wer wollte auf das wunderbare und unheimliche Bild von George und Ruth Mallory aus dem Jahr 1914 verzichten? Die beiden sind frisch vermählt. Sie wissen, dass George sechzehn Monate lang auf den europäischen Schlachtfeldern dienen müssen wird. Ihre Blicke sind von einer tiefen menschlichen Wärme und Zuversicht, die erschauern macht. Sie wissen, dass sie den Weltkrieg überleben werden, die Gewissheit spricht aus ihren Gesichtern und der Klarheit, mit der sie die Kamera ins Visier nehmen. Sie werden drei Kinder zeugen, sie werden glücklich sein. Doch irgendwo in Georges Augen flackert eine Härte, welche die Wärme bedroht, eine stählerne Kompromisslosigkeit, die der junge Soldat noch gar nicht richtig wahrnimmt an sich, die ihn aber sieben Jahre später in einen unsinnigen Heldentod am Everest treiben wird. Und irgendwo in Ruths Augen lodert schon eine offene Angst und Sorge, eine Sorge, die George dann nicht mehr erreichte, als er sich der majestätischen Nebenbuhlerin ganz an die Brust geworfen hatte: »Was wir wissen, ist, dass Mallory sich in den Everest verliebt hat, und dass dies schließlich der Grund seines Untergangs war. Was schwer zu verstehen ist, ist Teil dessen, was dieses Buch zu erklären suchte: Wie konnte er sich in einen Haufen aus Fels und Eis verlieben, wenn ihn seine eigene Frau aus Fleisch und Blut so sehr liebte?« Das Buch ist eine beredte und wunderbare Reaktion auf diese Frage. Eine Antwort, jedoch, kann es nicht geben.


*George und Ruth Mallory 1914;*
Mit freundlicher Erlaubnis Audrey Salkeld

# Athos – 2000er unter Verschluss

## Protokoll eines Eindringlings

VON DENNIS CRAMER



*Ein majestätischer Gipfel: Der Athos trägt häufig eine Wolkenkrone.*
Alle Fotos aus dem Archiv des Autors.

ES GIBT EINEN Zweitausender mitten in Europa, der noch nie von einer Frau bestiegen wurde. Unmöglich! – sagen Sie? Frauen stehen auf dem Everest, Frauen bewältigen Felswände der höchsten Schwierigkeitsgrade, Frauen sind den Männern in ihrer alpinistischen Leistungsfähigkeit ebenbürtig. Wo soll dieser sagenhafte Berg denn liegen?

Es ist der 2033 Meter hohe Athos im Nordosten Griechenlands. Dieser Gipfel thront so majestätisch über der Ägäis, dass er schon vor über 1000 Jahren zum Heiligtum erklärt wurde und mit ihm die gleichnamige Halbinsel zu seinen Füßen, die als orthodoxe Mönchsrepublik allein von Männern besucht werden darf. Selbst die Zahl der männlichen Privilegierten, denen ein Visum ausgestellt wird, ist begrenzt. Nur zehn Andersgläubige dürfen täglich einreisen. Wir waren stolz zu diesen Auserwählten zählen zu dürfen – und doch mussten wir uns auf unserem Weg zum »Heiligen Berg« immer wieder als Eindringlinge fühlen.

Endlich auf dem Schiff! Ein leichtes Schaukeln, das Brummen des Dieselmotors. Auf dem Aussichtsdeck bewegt sich ein eigenartiges Klientel: Mönche und Pilger. Die einen kehren in schwarzen Gewändern und mit ihren typischen zylinderförmigen Kopfbedeckungen von Botengängen zurück in die Heimat, die anderen – ebenfalls dezent dunkel gekleidet – wollen zur inneren Einkehr finden, sich mit der Wallfahrt zum »Heiligen Berg« einen religiösen Traum erfüllen. Gebetsketten wandern im Kreis durch die Finger, griechische Wortfetzen dringen zu uns herüber. Nur einige wenige – wie wir – sind mit dicken Rucksäcken unterwegs, haben den Gipfel im Visier. Schon jetzt, eine halbe Stunde nach Verlassen des Hafens in Ouranopoli fehlt die Anmut der Frauen, ihr Lachen. Während die Fähre die unsichtbare Grenze passiert, vermisse ich die farbenfrohen Sommerkleider im Wind, die man normalerweise bei strahlendem Sonnenschein und 20 Grad Celsius auf Ausflugsbooten bewundern kann. So bleibt mein Blick bald an den landschaftlichen Reizen hängen, an der grün überwucherten Steilküste und am »Segelspiel« der Möwen, die im Schlepptau des Schiffes nach etwas Essbarem suchen. Allein die Schiffschraube wühlt das glatte Ägäische Meer an diesem Frühlingsmorgen auf.

Endlich auf dem Schiff! Und wo in der griechischen Sagenwelt die Irrfahrt des Odysseus beginnt, endet die unsere. Ich meine die Irrfahrt durch die Meere der Bürokratie. Anrufe, Anfragen, Absichtserklärungen, Ämtergänge – ein abschreckend hoher Verwaltungsaufwand war nötig, bis wir heute Morgen schließlich das unentbehrliche, nur für drei Nächte gültige »Diamonitirion« ausgehändigt bekamen. Dieses aufwändig gestaltete Dokument stand ganz im Gegensatz zu dem unscheinbaren Ort seiner Ausstellung. Das Amt versteckte sich nämlich ohne erkennbare Beschilderung hinter einer Tankstelle am Ortseingang von Ouranopoli, dessen markanter Hafenturm aus dem 14. Jahrhundert nun am Horizont verschwindet.

Endlich auf dem Schiff! Es heißt nun nach vorne zu schauen und dort nimmt unsere überraschend große Fähre geradeaus Kurs auf den Athos, dessen Pyramide aus dem glitzernden Spiegel des Meeres ragt. Kaum zu glauben, dass der Gipfel noch 30 Kilometer entfernt ist, doch das spricht für die gewaltigen Dimensionen dieses Ausnahmeberges. Zu Hause habe ich einmal eine topographische Europakarte überflogen – und keinen zweiten Zweitausender entdeckt, der ähnlich steil über dem Meer aufragt, nicht auf Korsika, nicht in den Seealpen, nicht einmal an der norwegischen Fjordküste. Je näher wir dem Massiv kom-

*Abb. unten: Kulturwandern par excellence: Die Höhenwege von Kloster zu Kloster führen durch eine üppige Vegetation.*

### Der Entstehungsmythos des Klosters Simonos Petras

Einst lebte ein Einsiedler namens Simon in einer Höhle nahe des Felsens. Als er ein helles Licht auf der Felskuppe erstrahlen sah, deutete er dies als Zeichen, dass er dort ein Kloster errichten solle. Doch Simon traute sich nicht auf der ausgesetzten Kuppe zu bauen und so begann er etwas abseits sein Kloster zu errichten. Was er des Tages mit seinen Helfern errichtete, stürzte allerdings Nacht für Nacht wieder ein. Durch diesen göttlichen Fingerzeig belehrt, rang sich Simon schließlich dazu durch, auf der Felskuppe selbst Stein auf Stein zu setzen. Es dauerte nicht lange, bis seine Belegschaft ihm den Dienst verweigerte. Unmöglich sei es, so sagten die Männer, in solch schwindelerregenden Höhen zu arbeiten. Simon nahm dies verständnisvoll zur Kenntnis und ließ den Arbeitern zum Abschied noch einmal Brot und Wein bringen. Sein treuer Diener Isaias nahte bereits mit dem Mahl, als dieser in einem Augenblick der Unachtsamkeit ins Leere trat und vor den Augen aller in die Tiefe stürzte. Noch während Simon die Männer bat, die sterblichen Überreste des Zerschmetterten zu bergen, erschien der totgeglaubte Isaias in ihrer Mitte. Von dem Wein in seinem Krug war nicht ein Tropfen verschüttet und keines der dargebrachten Brote fehlte.

Nach: Andreas Müller: Berg Athos. Geschichte einer Mönchsrepublik, München 2005.





### Kleine Geschichte der Mönchsrepublik

Die Geschichte der nachweisbaren Besiedelung des Athos beginnt im 9. Jahrhundert. Selbst ernannte Eremiten, die Orte der Einsamkeit suchten, fanden diese auf der abgelegenen und schwer zugänglichen Halbinsel. Es entstanden erste Behausungen, heute Kellien genannt, zumeist unter Felsvorsprüngen. Mit der Unterstützung des byzantinischen Kaisers wurde 963 das erste Kloster gegründet: Megistis Lavras im Südosten der Insel ist heute noch die größte Anlage und belegt Platz 1 in der Hierarchie der 20 Großklöster. Die Blütezeit der Klöster war das 11.-15. Jahrhundert: Mönche aus wohlhabenden Familien und Stiftungen weltlicher Herrscher brachten so viel Geld, dass die entstehenden Klosteranlagen zu stattlichen Trutzburgen errichtet wurden, die auch so manchem Seeräuberangriff widerstehen konnten. Von 40 000 Klosterbrüdern ist im ausgehenden Mittelalter die Rede. Ein Phänomen ist die Tatsache, dass mit dem Fall des christlichen Oströmischen Reiches durch die Türken nicht auch die Klöster zerstört wurden. Die Mönche hatten sich rechtzeitig vor der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 in weiser Voraussicht mit den osmanischen Herrschern arrangiert und ihnen hohe Steuerabgaben versprochen. So konnte die Mönchsrepublik weitgehend autonom bleiben. Ähnliches Verhandlungsgeschick wird den Brüdern übrigens 500 Jahre später im Zweiten Weltkrieg bescheinigt. Die Mönche sollen einen Brief an Hitler verfasst haben, in dem sie um den Schutz vor der drohenden bulgarischen Herrschaft baten. Umso heftiger tobten jedoch die Wogen der Geschichte in der Zeit des griechischen Bürgerkrieges (1944-1949). Kommunistische Partisanen ermordeten zahlreiche Mönche, plünderten Kunstschätze und setzten Gebäude in Brand. Mit der modernen Welt schien im 20. Jahrhundert auch das monastische Ideal verloren und so schrumpfte die Zahl der Mönche in den 70er-Jahren auf 1200. Heute sind es jedoch wieder 2000, die dauerhaft auf der Insel wohnen, Tendenz steigend.

men, desto zuversichtlicher werde ich, dass uns eine Besteigung bereits zu dieser Jahreszeit (Ende März 2005) gelingen könnte. Nur in den steilen Schluchten der Nordseite scheint sich der Schnee noch zu halten.

Nachdem wir einige prächtige Klöster an der Südwestküste passiert haben, kommt die inzwischen dezimierte Schar der Mitreisenden plötzlich in Bewegung. Fotoapparate werden gezückt, viele legen den Kopf in den Nacken und warten gespannt auf den Augenblick, in dem das Schiff um eine Felsrippe biegt. Dann ragt es plötzlich in den Himmel, 280 Meter über dem Meeresspiegel: das Kloster Simonos Petras. Es versteht sich von selbst, dass ein Gebäude mit diesem Namen auf einem Felsen thront. Schließlich gab Jesus seinem Lieblingsjünger Simon den Beinamen Petrus (=Fels) mit der Begründung, dass er auf diesen Felsen seine Gemeinde gründen wolle (vgl. Matthäus 16, 18). Aber warum wählte der im 11. Jahrhundert lebende Namensenkel der biblischen Figur denn gleich einen derart ausgesetzten und schwer zu bebauenden Felsen für sein Bauprojekt? Eine Antwort auf diese Frage gibt die Gründungslegende, eine Geschichte, die für Alpinisten sicher ebenso interessant sein dürfte wie für religiös Interessierte, spielt sie doch mit einer Angst, die jeder Bergsteiger kennt: mit der Angst vorm Abstürzen.

Noch immer gebannt nach oben blickend, wären wir beinahe über die Schwelle der Laderampe gestolpert, als uns die Fähre an einem verlassenen Hafen ausspuckt und im Abdrehen ihr stählernes Maul wieder verschließt. Wir sind noch keine halbe Stunde auf heiligem Boden unterwegs, als uns ein erster »Verhauer« passiert und das, obwohl wir uns nach der »first accurate map of Mount Athos« orientiert haben. Der gerade noch ausgetretene Weg wird schmaler und schmaler. Meine Schritte muss ich immer sorgfältiger setzen, zuletzt klettere ich durch die spärlichen Ruinen eines alten Gemäuers. Das ist wohl eine der vielen Asketenwohnungen, die vor Jahrzehnten verlassen wurden. Eidechsen, die die sonnengewärmten Steine lieben, huschen in die nächstbesten Ritzen und ich bleibe jäh auf einem Felsen stehen, der etwa 120 Meter nahezu senkrecht zum Meer abbricht. Wäre der Athos nicht so konsequent von der Außenwelt abgeschirmt, so stünde auf dieser sonnigen Aussichtskanzel sicher längst ein Hotel, und zu der verlassenen, jungfräulichen Sandbucht würde eine asphaltierte Promenade führen. Statt dessen versuchen wir uns einige Meter durch die Macchia zu schlagen, ehe wir einsehen, dass nur der Weg zurück der richtige sein kann. Wir holen zum Vergleich noch eine zweite Wanderkarte heraus: Es ist die altehrwürdige Karte des Wiener Athos-Kenners Reinhold Zwerger, der es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, den Athos zu Fuß zu erkunden und zu kartographieren. Die Streckenverhältnisse seiner Landkarte sind zwar nicht überall exakt wie auf der erstgenannten Karte, doch die Genauigkeit, mit der die Wege eingezeichnet sind, ist famos. Und so wird uns diese Schwarzweißkopie aus dem Jahr 2003, in die der Autor noch handschriftlich mit rot einige neue Pfade eingezeichnet hat, zum stets griffbereiten Begleiter, während die vielfarbige Karte, die wir via Internet bestellt haben, aber auch vor Ort erhältlich ist, in den tieferen Lagen des Rucksacks verschwindet.

Die weitere Wanderung entlang der Küste, in munterem Auf und Ab von Kloster zu Kloster, übertrifft landschaftlich alle Erwartungen. Der Frühling hat die Landschaft streckenweise in einen bunten Blütenteppich verwandelt. Der Pfad führt uns zuweilen durch schattige Hohlgassen und durch ganze Wälder von Kakteen, wie man sie als botanischer Laie nur in südlicheren Gegenden vermutet. Einmal tauchen wir in ein wildes Macchiatal ein, das von einem etwa 90 Meter hohen Wasserfall bestimmt wird. Ich frage mich, wie viele Menschen sich je durch das undurchdringlich wirkende Gestrüpp hinauf zu diesem tosenden Gesellen gekämpft haben. Er ist nicht auf den Karten eingezeichnet, seine Fallhöhe wurde wohl nie vermessen. Einzelne Felszacken, einer davon mit einem windschiefen Wegkreuz geschmückt, laden zu kleinen Boulderabenteuern ein, einem Vergnügen, das im Gegensatz zum Baden an den Traumstränden sicher erlaubt ist.

Doch der Kontrast zu dieser ursprünglichen Natur folgt auf dem Fuße. Die prachtvolle Nordseite des Klosters Dionysiou liegt hinter Gittern. Ich zähle 17 Gerüststockwerke und die Küstenlandschaft davor präsentiert sich als lärmende Großbaustelle. Seit die UNESCO die Mönchsrepublik im Jahre 1988 zum Weltkulturerbe ernannt hat, erleben die Klöster eine nie gekannte Welle der Restauration. Die Renovierungen an den einsturzgefährdeten Gemäuern, uralte Balken, bröckelnder Putz, sind sicher für den Erhalt der Anlagen sehr wichtig. Die Umweltverträglichkeit vieler anderer Baumaßnahmen jedoch scheint fragwürdig. Während anderswo die Rena-

*Abb. linke Seite oben: Von hohen Mauern geschützt: das Katholikon des Klosters Grigoriou.*
*Abb. rechte Seite unten: Einklang von Natur und Kultur: alte Wegpassage südöstlich von Simonos Petras.*

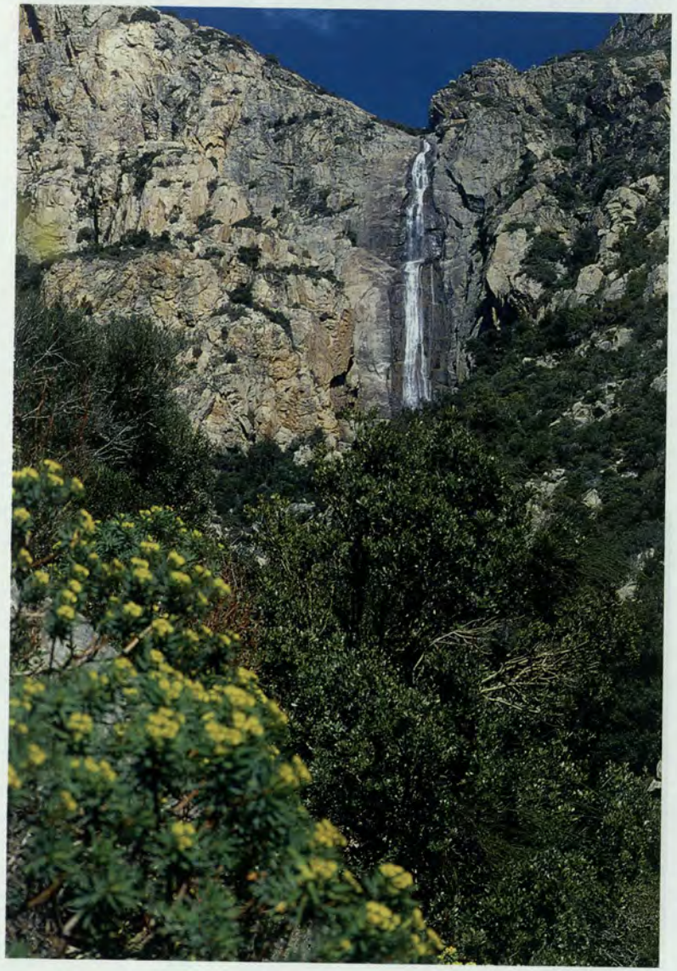
In seinem 1956 erschienenen Klassiker »Die Stundentrommel vom heiligen Berg Athos« beschreibt Erhart Kästner die Bedeutung der liturgischen Rituale in meditativer Form:
»In Riten fühlt die Seele sich wohl. Das sind ihre festen Gehäuse. Hier lässt es sich wohnen, in den dämmrigen Räumen, die das Liturgische schafft. Hier stehen die gefüllten Näpfe bereit, die Opferschalen der Seele. Hier fährt sie aus, fährt sie ein; gewohnte Gaben, gewohntes Mahl. Der Kopf will das Neue, das Herz will immer dasselbe.«

Zitiert nach: Rudolf Bischof / Walter Mathis: Erlebnis Athos. Im Banne der Stundentrommel, Innsbruck 2004



turierung von Flüssen propagiert wird, wird hier ein ungefährlich wirkendes Bächlein aufwändig reguliert. Eine neue Hafenmole wird über eine solche Länge gemauert, dass man vermuten könnte, hier sollten einmal Überseeschiffe anlegen können. Der Zugang zum Kloster wird auf Bundesstraßenbreite ausgebaut. Kurz: Eine graue Betonwüste überrascht uns. Vor allem, wenn es um den modernen Ausbau der wunderschönen Steinwege geht, die über Jahrhunderte in mühevoller Kleinarbeit angelegt wurden, sind Zweifel angebracht. Vergessen wir nicht, dass der Athos im selben Atemzug auch zum Weltnaturerbe gekürt wurde. Oberhalb der Skite St. Anna werden wir später Hunderte von öden Betonstufen bewältigen müssen, ehe wir endlich wieder einen »gewachsenen Weg« unter die Füße bekommen.

*Verstecktes Juwel: ein Wasserfall, der auf keiner Karte verzeichnet ist.*



Es ist schon spät, als wir eineinhalb Stunden später Agiou Pavlou erreichen, jenes Kloster, in dem wir uns telefonisch angemeldet haben. Im Innenhof herrscht gespenstische Stille und das, obwohl hier 104 Mönche beheimatet sein sollen. Der einzige Bruder, den wir zu Gesicht bekommen, ist einer, der gerade ein Fenster am Eingang poliert. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, schickt er uns mit beinahe abfälliger Handbewegung eine Treppe hinauf. Dort geht die Suche weiter. Irgendwann betreten wir einen repräsentativen Gastraum, in dem bereits drei bulgarische Pilger warten. Und so entsteht eine kleine Gruppe aus Fremden, die sich um ein dickes Buch scharen, das auf einem Tisch mit rotem samtenen Tischtuch wie auf einem Altar liegt. Die Szene erinnert mich an die biblische Apokalypse: mit fremden Menschen in einem sonnendurchfluteten Raum zu warten, auf einen hohen Vertreter Gottes, der sich als Hüter des Buches erweisen wird. Eine beinahe archetypische Endzeitvorstellung! Werden unsere Namen eingetragen in dieses Buch mit sieben Siegeln? Doch nichts dergleichen geschieht, zumindest nichts mit dem Buch. Der Mönch, der uns begrüßt, nimmt keinerlei Eintragung vor. Statt dessen weist er daraufhin, dass in zehn Minuten der Gottesdienst beginne und er keine Zeit habe.

Das Miterleben des Abendgottesdienstes, eines Ritus, der – so behaupten Theologen – seit 1500 Jahren nahezu unverändert verlaufen soll. »Orthodox?« – »No« – »Stay here!« Uns wird in schroffem Ton ein Platz ganz hinten zugewiesen, im Chorgestühl am Ausgang des Katholikons, wie die Kirchengebäude im Zentrum des Klosters genannt werden. Die Protagonisten sind nicht zu sehen: Ein Vorbeter und zwei Mönche, die immer wieder in einen Wechselgesang ausbrechen. Kerzen werden angezündet und wieder gelöscht. Für uns Laien ist kaum eine Regelmäßigkeit erkennbar, nach welchen Gesetzen die Mönche den Raum immer wieder durchschreiten, sich bekreuzigend, die Ikonen küssend. Als nach etwa 90 Minuten eine schwarze Gestalt an uns vorbeizieht, mit einem klappernden Weihrauchspender, vermuten wir, dass der Gottesdienst bald beendet sein wird.

Erst abends kommt es zu einer längeren Begegnung mit einem Mönch, der fließend Französisch und Deutsch spricht, sogar Arabisch. Nur die vermeintlich japanischen Sätze, die er vorträgt, nehmen wir ihm nicht ab. Er lacht. Er habe in München gearbeitet, einige Jahre, und er stimmt ein »Joh mei« an, habe »draußen« eine Frau und zwei erwachsene Söhne. Doch vor neun Jahren habe er sich entschieden auf den Athos zu gehen. Mit seiner Frau habe er seither nur noch übers Telefon gesprochen. Aber die Söhne, einer davon studiere in Berlin, kämen jedes Jahr für einige Tage hierher nach Pavlou, wo gerade die Sonne ins Meer eintaucht und die Dunkelheit nach oben kriecht, hinauf in die gewaltige, zerfurchte Nordwestflanke des Zweitausenders. Als wir dem mit seiner Redseligkeit aus der Reihe tanzenden Mönch von unseren Gipfelambitionen berichten, reagiert er: »Das wollen viele!« Er erinnere sich an eine Gruppe von 75-Jährigen, die eines Abends total erschöpft vom Berg herunter gehumpelt kamen. (Er imitiert deren Gangart nach dieser Tortur). Und er frage sich, warum wir Pilger nicht lieber hier den Gottesdienst besuchten. Er streicht durch seinen Bart: »Das ist besser!«, raunt er uns noch zu, bevor er, immer noch die Rolle des erschöpften Senioren spielend, zur Klostertüre schlendert. Diese wird offenbar mit Einbruch der Dunkelheit geschlossen und wir müssen draußen bleiben in unserem Guest House.

Das Klappern der labilen Bettgestelle halte ich in dieser Nacht für die Schläge der berühmten Stundentrommel, die – so unser Informationsstand – morgens um vier alle Menschen im Kloster zur vierstündigen Messe ruft. Aber schlaftrunken merke ich, wie hinter den bunten Vorhängen bereits der Tag anbricht. Wir stehen auf, während die bulgarischen Pilger weiterschlafen, sieben Uhr morgens. Läuft der Gottesdienst ohne uns? Wir wagen einen vorsichtigen Spaziergang in den Innenhof, der steht verlassen. Aus dem Katholikon dringt kein Laut. Und so liegt wieder etwas Gespenstisches über diesem Ort. Bestimmt treffen wir



*Abb. oben: Gepflegt, aber selten belebt: Die Innenhöfe – wie hier in Grigoriou – stehen häufig verlassen.*

### »Athos – der Garten Marias« oder: Warum Frauen hier verboten sind

Dass Frauen kein Zutritt in Mönchsklöster gewährt wird, ist kein athosspezifisches Phänomen, sondern ist vielerorts in der Christenheit zu finden. Letztlich geht das Verbot des Verkehrs mit dem anderen Geschlecht schon auf den römischen Kaiser Justinian I. zurück, der 527-565 regierte. Dennoch wird dieses Frauenverbot auf dem Athos sehr streng verfolgt, gilt das Gesetz doch für die gesamte Insel und nicht nur für die Gebäude selbst. Eine weitere Verstärkung liegt in dem Verbot, weibliche Haustiere zu halten. Kühe, Eselinnen oder Katzen sucht man vergeblich. Oft wird das Frauen-Tabu mit einer Legende um die heilige Maria legitimiert, die freilich als unbefleckte Gottesmutter nicht unter das Gesetz fällt:

Die Mutter Jesu soll der Legende zufolge mit dem Evangelisten Johannes wegen eines Unwetters am Ufer des Athos gestrandet sein. Dieser Ort habe Maria so gut gefallen, dass sie ihren Sohn im Gebet bat, er möge ihr diesen paradiesischen Garten als Geschenk überlassen. Eine Stimme vom Himmel habe ihr geantwortet: »Dieser Ort ist dein Eigentum, dein Garten und Paradies, und überdies Hafen für jene, die gerettet werden wollen!« Als Alleinerbin sei Maria eingesetzt und deshalb dürfe keine andere Frau die Insel betreten.

### Ostern auf Athos

So eintönig die gewöhnlichen Gottesdienste auch scheinen, der Ostergottesdienst in einer orthodoxen Kirche soll außergewöhnlich sein: Um Mitternacht gibt der Priester das Kerzenlicht an alle Gottesdienstbesucher weiter, bis Hunderte von Kerzen brennen. Ein Brauch, der auch in der katholischen und protestantischen Kirche in den letzten Jahren Eingang gefunden hat. Dass man dann jedoch in die Nacht hinauszieht zu einem Jubelspaziergang, mutet schon fremder an. Spezifisch orthodox bleibt die Rückkehr ins Katholikon. Während der Abwesenheit der Jubilierenden wurden die zahlreichen Kronleuchter in fröhliches Schaukeln versetzt, der größte – mit einem Durchmesser von bis zu drei Metern – dreht sich sogar um sich selbst.



*Jesus, Maria und andere Heilige: Ikonen in der Panaghia-Hütte.*

### Das Geheimnis der Ikonen

Glauben mit allen Sinnen – das ist ein Grundsatz der Orthodoxie. Die Ikone ist demzufolge »Theologie für das Auge«. Doch die künstlerische Freiheit der Ikonenmaler ist sehr begrenzt. Es gibt strenge Regeln, damit die Darstellungen nicht in das »abgleiten«, was allgemein als moderne Kunst bezeichnet wird. So bleiben die Ikonen auf den ersten Blick gegenständliche Heiligenbilder. Ihre Unnatürlichkeit jedoch, die über das Irdische hinausweisen soll, wird durch zeichnerische Tricks erreicht. So werden beispielsweise bewusst ungleichmäßige Schatteneinfälle ins Gesicht gemalt, um der heiligen Person das Image zu geben, dass sie von innen her leuchte. Bei den Faltenwürfen der Kleider werden hell-dunkel Kontraste ohne Zwischenstufen verwendet. Auch die Perspektive ist genau geplant: Die Blickrichtung der dargestellten Heiligen führt meist aus dem Bild heraus, um den Betrachter in die Szene miteinzubeziehen. Auf diese Weise wird der Gläubige ins Heilgeschehen integriert.

jemanden im Gästeraum. Nein, ebenfalls Totenstille. Wir fühlen uns nicht wirklich willkommen hier und so packen wir flugs unsere Rucksäcke und hinterlassen eine Spende und unsere Adressen neben dem »Buch mit den sieben Siegeln«, in der Hoffnung, dort irgendwann vor dem Jüngsten Gericht nachgetragen zu werden.

Die sogenannte Athos-Kreuzung ist ein schönes Fleckchen Erde. Wir stehen auf einer bewaldeten Schulter im mächtigen Südwestrücken des Berges. Verbogene Metallwegweiser, von denen die Farbe abblättert, deuten die Pfade: hinab zur Skite Katounakia, wo in diesem Jahr wegen Baumaßnahmen keine Pilger aufgenommen werden, weiter in Richtung Megistis Lavras, in acht Stunden über einen Höhenweg zu erreichen, oder eben hinauf zum höchsten Punkt. Dreieinhalb Stunden hat hier ein Pilger eingeritzt, um nachfolgende Wanderer wie uns zum Aufstieg zu ermutigen. Einige große, noch kahle Eichen stehen im Halbkreis und geben dem Ort sein unverwechselbares Ambiente. Marienbilder, genauer: Postkarten hinter Klarsichtfolie, wurden einfach an die grobe Rinde dieser Bäume gepinnt, um die Heiligkeit dieses Ortes zu beglaubigen. Wertvoll ist uns dieser Platz aber vor allem deshalb, weil die Wanderkarte hier eine Quelle verzeichnet. Wir finden sie etwas unterhalb: einen Wasserhahn am Ende eines langen Schlauches aus dem Irgendwo und ein kleines Steinbecken. Doch selbst nach einigen Umdrehungen des Hahnes rinnt kein Tropfen heraus. Zumindest zunächst. Dann beginnt sich der Schlauch zu biegen, ein Gurgeln wird hörbar. Dann: wieder nichts. Sollte unsere Planung, was den Wasserhaushalt betrifft, fehlgeschlagen haben? Wir sind doch angewiesen auf diese Quelle! Plötzlich sprudelt das kühle Nass doch noch heraus. Wir wagen keine mystische, sondern eine physikalische Erklärung: Es muss wohl zu einem Unterdruck in der Leitung gekommen sein.

Das Wasser benötigen wir dringend, denn die nächsten 700 Höhenmeter sind anstrengend, schleppen wir doch Schlafsäcke





und Isomatten mit, ja sogar einen Kocher und Spagetti, um in der rätselhaften Hütte Panaghia wenigstens ein bisschen Komfort genießen zu können. Wir kämpfen uns durch einen lichten Baumbestand, der Waldboden versinkt zunehmend im Schutt der Felsen, und der Nebel fällt ein. Erste Altschneefelder, Lawinenreste wie es scheint, erschweren die Orientierung. Es sind kaum Fußspuren auszumachen. Einzelne Wetterfichten und Krüppelkiefern tauchen von einem Schritt auf den nächsten auf – schemenhafte Fabelwesen, die uns verspotten und fragen: »Was wollt ihr hier?« Doch eine Silhouette fällt wegen ihrer Symmetrie aus dem Rahmen. Ja, das muss die Hütte sein! Unsere Schritte werden schneller, die Tür lässt sich schwer, dann aber doch mit einem Knarren öffnen. Wir sind allein. Es ist kein Rucksack zu sehen, nicht im Vorraum, nicht in der winzigen Kapelle, nicht im Schlafraum. Dort liegen jedoch einige Feldplanen und uralte Decken unsortiert auf dem harten Steinboden. Na ja, zumindest haben wir hier ein Dach über dem Kopf. Allmählich beginnen wir, uns die Hütte zu eigen zu machen. Wir suchen uns einen Schlafplatz, inspizieren die eigenartige Zisterne, die auf den ersten Blick wie ein »Plumsklo« aussieht, sammeln Holz für das Feuer am Abend, denn einen offenen Kamin gibt es auch.

*Abb. oben: Nahe der Athos-Kreuzung: Blick auf die Nea Skiti.*
*Abb. unten: Erinnerungen an den Geometrie-Unterricht: typischer Wegweiser 500 Meter über der Ägäis.*



Wir genießen die Stille hier oben, ein Gut, das selbst auf Athos nicht ganz selbstverständlich ist. Heute Morgen zumindest, in den ersten Aufstiegsstunden, grölten Motorsägen auf, sie fraßen sich in den grünen Leib der dicht bewaldeten Insel. Außerdem nutzten Kampfjets bei ihren Manöverflügen die markanten Geländeformen des Berges als Orien-

tierungshilfe. Jetzt jedoch herrscht die Stille »am äußersten Meer«, um in den Worten des Psalms 139 zu sprechen. Ein ganz leises Meeresrauschen, das ist der einzige Laut. Nur der Klang der Wellen, die an den Klippen von Kap Pines zerschellen, findet den Weg die 1500 Höhenmeter herauf. Wir sitzen inzwischen dank eines kleinen Kletterexkurses auf dem Dach der Hütte, lauschen ... und schauen: Allmählich verzieht sich der Nebel und langsam zeichnet sich eine Horizontlinie ab, viel höher als vermutet, aber unzweifelhaft, das Meer – im 180-Grad-Winkel. Sogar der Blick zum Gipfel wird kurzzeitig frei. Der weitere Aufstieg erscheint unproblematisch, ein endloser Geröllhang zwar, doch im Abstieg könnten wir ein langes Schneefeld abfahren. Es wirkt zumindest gutmütig. Mit dem Teleobjektiv entdecke ich eine weitere kleine Hütte direkt am Gipfel. Noch wäre Zeit hinaufzusteigen, doch wir entscheiden uns zu warten. Das 360 Grad-Panorama möchten wir zum Sonnenaufgang erleben. Der Weg durch das freie Gelände dürfte auch bei Mondschein und im Lichtkegel der Halogen-Stirnlampe zu finden sein.

*Kleines Bild: Desinfektion des Zisternenwassers: Einsatz eines Aktivkohlefilters. Abb. unten: Panaghia: eine kleine Festung gegen die Höhenstürme.*



Doch es sollte anders kommen. In der Nacht kann ich nicht schlafen. Ein Abluftrohr, das in der Ecke des Raumes angebracht ist, pfeift und rauscht im Wechsel. Draußen scheint es zu stürmen. Außerdem schmerzt mein Rücken. Also wandle ich durch den Schlafraum, die zwei Stufen hinunter in den Vorraum und schließlich zum Andachtsraum. Der Lichtkegel meiner kleinen Taschenlampe dringt durch die letzten Rauchschwaden, durchmisst den Raum und wandert schließlich von einem Ikonenbild zum anderen. Zum Heiligenschein des Petrus am See Genezareth tritt ein zweiter hinzu. Und während ich versuche meine Wirbelsäule durch vorsichtige Rotationsbewegungen zu mobilisieren, betrachte ich die Heilung eines Gelähmten. Ein Bild befremdet sehr: Ein Engel thront wie ein Adler auf einer bleichen, leblosen Gestalt und reißt ihr eine Figur aus dem Leib. Die Seele, vermute ich. Sie ist zu retten, ehe der Böse sich ihrer bemächtigt.

Dann wage ich einen Blick vor die Eingangstüre und es reißt mir beinahe die Klinke aus der Hand. Wildes Schneegestöber. In der Meteorologensprache: ein Sturm mit Orkanböen, Windgeschwindigkeiten wohl über 100 km/h. Noch weiß ich nicht, dass es in den sensationsbesessenen Medien später heißen wird, dass selbst in Athen ein Schneesturm wütete, Ende März ein ungewöhnliches Wetter. Und jetzt wird mir auch klar, warum niemand außer uns hier oben genächtigt hat. Die anderen Gipfelaspiranten haben wohl den Wetterbericht verfolgt. Die Lage hat sich auch bei Tagesanbruch nicht verbessert. Die Faustschläge des Bergsturmes zwingen uns zur Aufgabe, wir verlassen den Ring ohne alpine Lorbeeren, um ungeschoren davonzukommen. Das Kuriose an diesem Sturm ist, dass





er als Fallwind direkt vom Gipfel herabbläst, aus jener Richtung, aus der man sich eigentlich im Windschatten des Berges wähnt. Wie der Bau des Xerxes-Kanals bezeugt, waren die Tücken solcher Athos-Stürme und damit die Umsegelung der Halbinsel bereits in der Antike sehr gefürchtet.

Die ersten Meter außerhalb des Windschattens der Hütte sind heftig. Es schlägt mir einen Teleskopstock aus der Hand und ich würde nun viel geben, wenn ich Handschuhe dabei hätte. Diese fielen jedoch leider dem Minimierungsprozess des Rucksackgewichtes zum Opfer. Ein Einzelgänger, der hier stürzen und sich das Bein brechen würde, wäre unwillkürlich verloren.

Beim Abstieg, im Schutz des Waldes und der tieferen Höhenlage, planen wir das Ende unserer Exkursion. Eine Nacht auf der Insel bleibt uns noch, dann läuft die viertägige Aufenthaltsgenehmigung aus. Also gut: Auf's Schiff in Pavlou und in Grigoriou aussteigen und nächtigen. Es bedarf einiger Überredungskünste, bis die Besatzung des Küstenschiffes, namentlich der Fahrkartenverkäufer und der Kapitän, sich bereit erklärt, dort auf der Vorüberfahrt anzulegen. Das sei nicht vorgesehen und aufgrund des Wellenganges auch kein leichtes Unterfangen. Das Kloster Grigoriou fiel uns beim Durchwandern positiv auf, weil dort das Guest House ausgeschildert war und erbauliche Bücher in Englisch in einer Vitrine ausgestellt waren. Das spricht dafür, dass es dort offener und mit mehr Gastfreundschaft zugehen könnte als in Pavlou.

Und tatsächlich werden wir bereits am Hafen von einem Traktor fahrenden Mönch mit »You are welcome!« begrüßt. Dennoch bleibt hinter den Mauern des Klosters eine Mischung aus Faszination und Beklommenheit. Ich frage einen sympathisch wirkenden jungen Mönch, ob ich ein Foto von ihm machen dürfe, aber er winkt ab. Der Mönch, der für die Versorgung der Besucher zuständig ist, erklärt uns später, dass nicht nur das Fotografieren der Mönche, sondern auch der meisten Innenräume unerwünscht sei. Wir akzeptieren das und somit gilt für mich eine besondere Form des Fastens: Ich übe den Verzicht auf die reizvollsten Motive unserer Reise, auf den rothaarigen Mönch, der mit gesenktem Haupt die Stundentrommel schlägt, jenen zwei Meter langen Holzbalken, der zum Gottesdienst ruft, auf den Mönch, der die un-

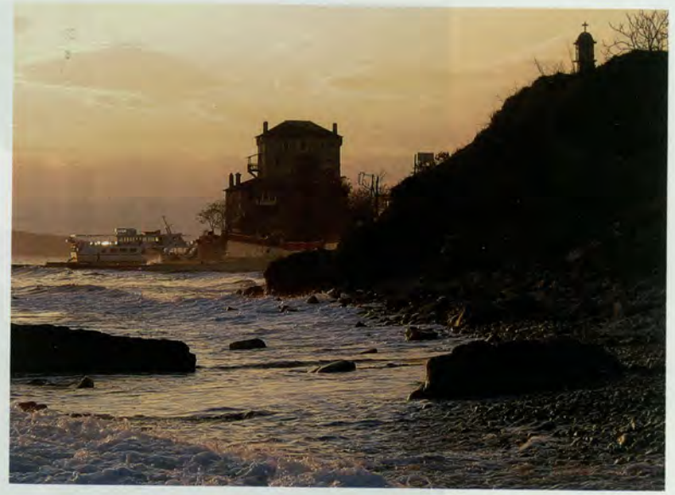


*Abb. oben: Kaum ein Hafen ohne Wehrturm: Der markante Turm von Ouranopoli wurde von Mönchen im 14. Jahrhundert erbaut.*

### Der Xerxes-Kanal und die Athos-Stürme

Traut man den Angaben des antiken Geschichtsschreibers Herodot, so zerschellten im Jahr 492 v. Chr. 300 Kriegsschiffe und mit ihnen 20.000 Mann an den Klippen des Berg Athos. Der persische Feldherr Mardonios war nach siegreichem Kampf gegen die Makedonier auf dem Rückweg in die Heimat, als ein heimtückisches Unwetter seine gesamte Flotte gegen die Insel schleuderte.

Xerxes, der 10 Jahre später als Perserkönig weitere Teile des heutigen Griechenlandes erobern wollte, steckte diese Katastrophe offenbar noch in den Knochen, so dass er den wahnwitzigen Entschluss fasste, dort, wo die Nabelschnur der Halbinsel zum Festland am schmalsten ist, einen Kanal zu erbauen. Viele seiner Soldaten mussten sich »unter Peitschenhieben« und nur mit Spaten ausgerüstet an die Arbeit machen. Sicher wäre es einfacher gewesen, die Schiffe dort über Land zu transportieren – diese Methode war auch damals schon bekannt – doch vermutlich sollte dieser Bau ein Prestigeobjekt sein. Xerxes wollte seine Feinde einschüchtern, doch umsonst: In der berühmten Schlacht bei Salamis sollte er besiegt werden.

Ob dieser Kanal wirklich fertig gestellt wurde, ist ungewiss. Die geschichtliche Quelle, der Text Herodots, schweigt dazu. Heutige Archäologen meinen, dass der Kanal nicht durchgängig zwischen den heutigen Siedlungen Nea Roda und Trypiti ausgehoben wurde.



*Aussichtsbalkon für Mystiker: Die hängende Holzbalkenkonstruktion von Grigoriou.*



*Unvergessliche Teerunde: ...und unter uns wütet das Meer.*

glaublichste Veranda entlang schreitet, eine »hängende« Holzkonstruktion 50 Meter über der schäumenden Brandung und vor allem auf die prachtvolle Trapeza, den Essraum, einen Saal aus Säulen und Fresken. Während die ehrwürdigen Herren in Schwarz sich am Fluchtpunkt des Saales angeregt unterhalten, dürfen wir Pilger am Seitenflügel Platz nehmen. Die Menükarte sieht heute vor: Trockenes Brot, dann eine Schale Kartoffelbrei, ein Apfel und als Dessert Loucoums, jene griechische Spezialität, die man als überdimensionale, in Puderzucker gewälzte Fruchtgummis bezeichnen könnte. Es ist eben Fastenzeit auf Athos, noch vier Wochen. Denn der griechische Festkalender stimmt nicht mit unserem überein. So kommt es, dass die orthodoxen Christen Ostern in diesem Jahr erst am 2. Mai feiern.

Ein 19-jähriger Deutscher wird zu uns gesetzt. Durch ihn bekommen wir endlich mehr Einblicke in die Welt der Mönche. Mit einem Empfehlungsschreiben seines Paters in Sachsen, der vom Athos sozusagen als Missionar ausgesandt wurde, darf er sich volle fünf Wochen auf der Insel bewegen. Er sei sich nicht sicher, ob er sein Musikstudium in Deutschland wieder aufnehmen möchte. Er liebäugle damit, selbst Mönch zu werden, allerdings nicht hier in Griechenland, sondern in der Heimat.

Und er ist für uns insofern ein Glücksfall, da er uns ins Gespräch mit Father Lukas bringt. Dieser charismatisch auftretende Mönch wurde als Sohn griechischer Eltern in London geboren und hat dort 30 Jahre seines Lebens verbracht, ehe er sich vor 9 Jahren für das Mönchsleben auf dem Athos entschied. »What do you want to know about orthodox living?« – mit dieser offenen Frage kommen wir bald in ein tiefes Glaubensgespräch. Nach einer Weile bittet uns Father Lukas in die Teeküche, die von außen betrachtet einem Schwalbennest gleicht, das an der Fassade klebt. Wir empfinden es als ein Privileg, auf den schweren Eichenholzstühlen Platz nehmen zu dürfen, in deren Rückenlehnen ein Doppeladler geschnitzt wurde – das Landessymbol des Athos. Die Schiebefenster klappern im Sturm und steil unter uns wütet das Meer. Ist es Zufall, dass Father Lukas von den »energies of God« spricht, während ich hinabblicke auf die aufgepeitschte Fläche der Ägäis, jenes nie endende, scheinbar improvisierte Schauspiel beobachte, wie die Böen übers Wasser fegen, hier Gischt aufschäumen und dort kreisförmige Mulden bilden. Der Wind werde wie Gott sichtbar durch seine Auswirkungen. Der Mensch solle sich einlassen auf die Kräfte Gottes. Ich beobachte den Flug der Möwen. Faszinierend, wie sie sich in einem Augenblick treiben lassen und im nächsten gegen die Böen ankämpfen!

Warum die Mönche solch bezaubernde Plätze gewählt hätten für den Bau ihrer Klöster, fragen wir. Father Lukas antwortet, indem er Dostojewskji zitiert: »Schönheit wird die Welt erlösen.« Es gelte mit dem Herz zu glauben, nicht primär mit dem Verstand, was unser Gegenüber der »westlichen Kirche« pauschal unterstellt. Und wie Father Lukas lächelnd den pfeifenden Kessel mit dem kochenden Wasser vom einfachen Gasherd holt, kommen wir über die Ikonen ins Gespräch. Gerne bringt Johannes (Namen geändert), der junge Deutsche, zwei seiner Ikonen an, mit leuchtenden Farben gemalte Heiligenbilder, das eine davon stellt seinen Namensvater dar, den Evangelisten. Und Father Lukas erklärt die Techniken, an die sich die malenden Mönche hier im Kloster zu halten haben.

Nach den zahlreichen Erfahrungen der Distanziertheit ist diese Teerunde in Grigoriou ein versöhnlicher Abschluss unserer Reise. Die beiden Gastgeber demonstrieren, dass Glaube kein Exklusivrecht für Auserwählte sein muss, sondern etwas Mitreißendes, Gewinnendes haben kann.

Wieder auf dem Schiff! Auf der Rückreise nach Ouranopoli verfliegen solche philosophischen Momente und als ein Tourist uns stolz erzählt, dass er einen Tag vor unserem Besteigungsversuch auf dem Gipfel gestanden sei, blicken wir interessiert auf das kleine Display seiner Digitalkamera: Panoramafotos bei klarer Sicht in alle Himmelsrichtungen, so nach Pavlou hinunter und zum Kap Pines. Wie schmal die Insel aus dieser Vogelperspektive ist! Das Meer spannt sich wie ein Bogen um diese Landzunge. Dennoch: Anders als bei anderen Gipfeln, die mir den Zugang verwehrten, habe ich keine Ambitionen wiederzukommen. Ich habe keine Rechnung mit dem Athos offen. Irgendwie meine ich, dass es im Naturell dieser Reise liegt, dass wir abgewiesen wurden. So wie der Innenraum des Katholikons für uns unzugänglich blieb, blieb es auch der Heilige Berg. Hier waren es die strengen Blicke und der Weihrauch, dort der straffe Sturm und der Nebel. Wir haben Einblicke gewonnen, aber wir werden stets Eindringlinge bleiben, in dieser fremden Welt, in dieser streng geordneten, wenig individualistischen Welt, in dieser Welt ohne Frauen.



*Im Hafen von Grigoriou: Abschied mit einem Rucksack voller Erfahrungen.*

# Ladakh: Einzigartige Kultur, einsames Nomadenland

## Die Einfachheit des gegenwärtigen Augenblicks

VON KARIN STEINBACH TARNUTZER

*Bild gegenüberliegende Seite: Abendstimmung in Diskit im Nubratal. Der Fahnenschmuck ist zur Begrüßung des Dalai Lama aufgezogen.*
Alle Fotos: Karin Steinbach Tarnutzer

ES WAR DAS LICHT, das mich sprachlos machte. Während das Flugzeug, das uns von Delhi nach Leh brachte, den Himalaja-Hauptkamm überquerte, tauchte, von der noch tief stehenden Sonne beleuchtet, in scharfen Konturen eine Bergkette nach der anderen auf. Aus der Luft ließen sich die einzelnen Kämme wunderbar verfolgen. Manche von ihnen trugen noch eine letzte, feine Linie aus Schnee, während die Hänge bereits schneefrei waren. Die Berge unter uns schätzte ich auf vielleicht 5000 Meter, die höheren am Horizont waren sicherlich Sechstausender. Ganz im Westen standen markant die beiden Siebentausender Nun und Kun.

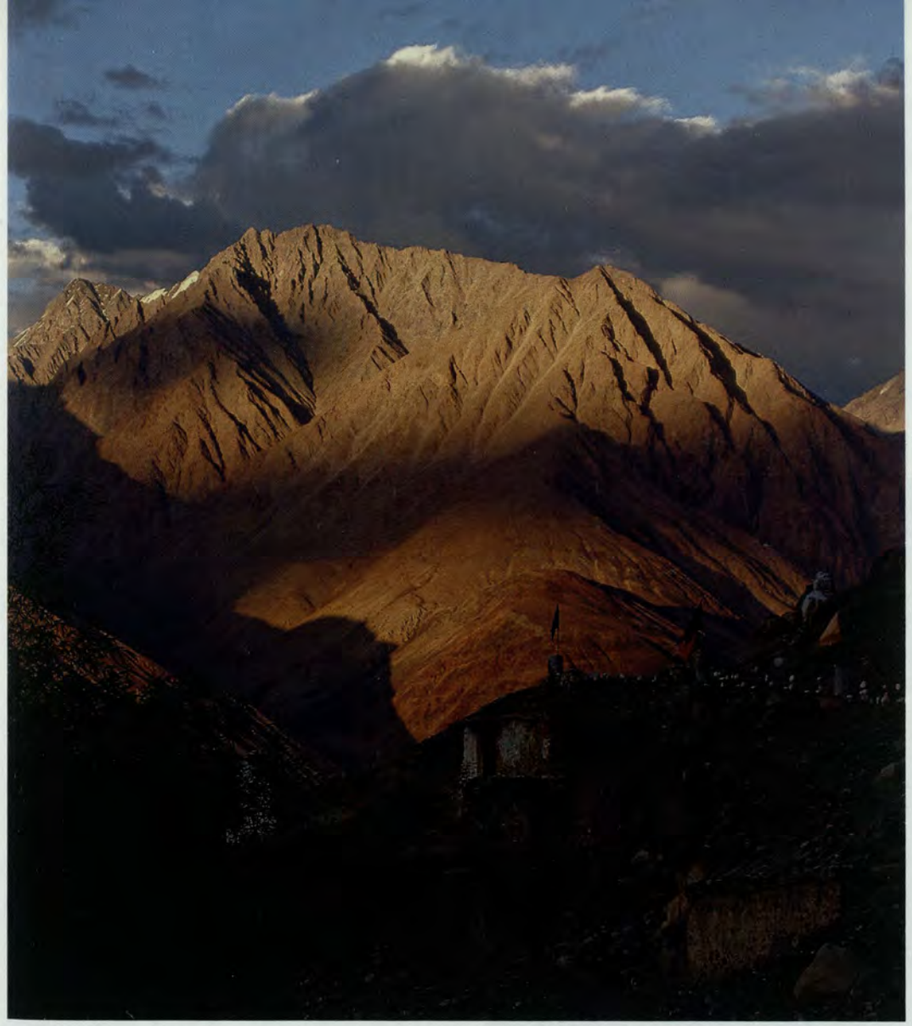


*Junge buddhistische Mönche vor dem Löwentempel in Alchi.*

Wegen der schwierigen Luftverhältnisse über dem Himalaja wird nur am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, geflogen. Wir waren vorgewarnt worden: Sind die Wetterverhältnisse schlecht, so fallen die Flüge aus, und es kann sein, dass man mehrere Tage am Flughafen festsitzt, bis sich der Flugverkehr normalisiert hat. Wir hatten Glück und kamen sofort weg, nachdem wir am späten Abend in Delhi gelandet waren und uns die Nacht am Flughafen um die Ohren geschlagen hatten, in der ungewohnt feucht-schwülen Luft Indiens. Die frühe Stunde bescherte uns jetzt einen phänomenalen Blick über den Himalaja, Hunderte von Kilometern weit, über ein unendliches Meer von Gipfeln, das sich bis an den Rand des Horizonts ausdehnte. Es waren zu Stein erstarrte Wogen, strukturiert durch den Kontrast zwischen der sonnenbeschienenen Seite und den im Schatten liegenden Hängen.

Während auf der Südseite des Himalaja der sommerliche Monsun ausgiebige Niederschläge verursacht, herrscht in Ladakh, nördlich des Hauptkamms, wo sich die Feuchtigkeit bereits abgeregnet hat, ein ausgesprochen trockenes Klima, das zur klaren Luft und damit zur guten Sicht beiträgt. Im äußersten Norden Indiens gelegen, sozusagen eingeklemmt zwischen Pakistan und China, hat die Provinz wenig mit dem Mutterland gemeinsam, zu dem sie gehört. Die indische Bevölkerung besteht zu 80 Prozent aus Hindus, wohingegen Ladakh buddhistisch geprägt ist und über Jahrhunderte intensive kulturelle und spirituelle Verbindungen zu Tibet hatte, auch wenn es mehr





als ein Jahrtausend ein eigenständiges Königreich war. Nach der Besetzung Tibets durch China flohen viele Tibeter nach Ladakh, und die Unterdrückung des religiösen Lebens durch die chinesischen Machthaber hat dazu geführt, dass neben Bhutan Ladakh das einzige Land ist, in dem sich der tibetische Buddhismus lebendig erhalten hat und auch für Besucher erlebbar wird.

Politisch untersteht Ladakh der Verwaltung des indischen Staats Jammu und Kaschmir, der überwiegend moslemisch geprägt ist – eine Situation, in der Schwierigkeiten vorprogrammiert sind. Dennoch herrschen in Ladakh friedliche Verhältnisse, ganz im Gegensatz zum weiter westlich anschließenden Kaschmir, um das sich Pakistan und Indien seit Jahrzehnten erbittert streiten. Drei Kaschmirkriege und zahlreiche Anschläge moslemischer Extremisten, die den Anschluss Kaschmirs an Pakistan erzwingen wollen, haben bereits Hunderten von Menschen das Leben gekostet. Vor allem in Srinagar und dessen Umland tobt der Bürgerkrieg besonders heftig. Momentan scheint sich jedoch eine Entspannung im Kaschmirkonflikt abzuzeichnen: Die Regierungen von Indien und Pakistan haben konstruktive Gespräche aufgenommen, und im April 2005 wurde als ein Meilenstein in den gegenseitigen Beziehungen eine seit Jahrzehnten unterbrochene Busverbindung zwischen Srinagar und dem pakistanischen Muzaffarabad wiedereröffnet –

**Literatur:**
Dorjey, Tundup: Reach Ladakh. Trekking in Ladakh & Zangskar. Reach Ladakh Publications, Leh/Ladakh (englischsprachiger Trekkingführer mit Trekkingkarte, wird regelmäßig neu aufgelegt, erhältlich im Lehling Book Shop in Leh).
Hoffmann, Carl-Heinz (Text)/Aberham, Franz (Fotos): Zanskar im Himalaya. Reise in die Gegenwart. Vista Point Verlag/Living Colors, Köln/Volketswil 1996.
Mattausch, Jutta: Ladakh und Zanskar. Reise Know-how Verlag Peter Rump, Bielefeld, 4. Auflage 2002.
Ströder, Reiner: Ladakh. Land der Gompas und Gipfel. Éditions Trèves, Trier 1993.
**Karten:**
Ladakh, Zanskar. Wanderkarte 1:350.000. Carte Artou, Éditions Olizane, Genf.
Northern India, with special map Ladakh/Zanskar and city maps Srinagar, Agra, Delhi, 1:650.000. Nelles Verlag, München.
**Film:**
Kuby, Clemens: Das alte Ladakh. Buddhismus-Trilogie, Teil I. Mind Films, Garching 1996.



*Gerste ist das Hauptnahrungsmittel der Ladakhis: mit Steinmauern abgetrennte Getreidefelder oberhalb von Leh.*

allerdings nicht ohne dass es zuvor bei Anschlägen von Gegnern dieser Annäherung erneut Verletzte gab. Der indische Teil Kaschmirs kommt trotzdem nicht aus den Schlagzeilen der Auslandsberichterstattung: Im Juni 2005 starben bei einem Anschlag südlich von Srinagar mindestens 15 Menschen, im Juli 2005 wurden bei Kämpfen fünf mutmaßliche Extremisten getötet.

Durch die geografische Abgelegenheit Ladakhs konnte sich die einzigartige religiöse Kultur relativ ursprünglich erhalten. Seit 1974 ist das Land für Reisende zugänglich, aber als Wirtschaftsfaktor bedeutend wurde der Tourismus erst mit dem Ausbau der Flugverbindungen. Rund 15.000 Besucher treffen jedes Jahr in der Hauptstadt Leh ein, und die meisten konzentrieren sich auch in der dortigen touristischen Infrastruktur – und auf den gängigen Trekkingrouten, die von internationalen Reiseveranstaltern, vor allem aus Frankreich, angeboten werden. Am populärsten ist die achttägige Route durch das Markhatal, die von den einheimischen Führern mittlerweile als nicht ganz ernst zu nehmender »European Highway« belächelt wird.

Weil wir genau das nicht wollten – mit einem Pulk uns unbekannter Menschen auf vorgezeichneten Pfaden wandern und uns womöglich noch um Lagerplätze streiten müssen –, hatten wir uns entschlossen, unsere Trekkingtour erst vor Ort zu organisieren und nur als Paar mit einem einheimischen Führer und einem »Horseman« unterwegs zu sein. So wären wir unabhängig und flexibel, und unsere Ausgaben würden direkt den Leuten im Land zugute kommen. Diese Entscheidung erwies sich im Nachhinein als Segen, ermöglichte sie uns doch eine eindrückliche Tour durch einsames Nomadenland und unvergessliche menschliche Begegnungen, die wir innerhalb einer größeren Reisegruppe so nicht erlebt hätten.

Beim Anflug auf Leh zog das Flugzeug eine weite Schleife über das Industal, von weitem erkennbar durch die Streifen grünen Bewuchses rechts und links des Flusses. Wir flogen auch an dem Sechstausender Stok Kangri vorbei, von dem ich im Vorfeld gelesen hatte und dessen Besteigung mich durchaus reizte – auch wenn wir beschlossen hatten, mit möglichst minimalem Gepäck zu reisen und die gesamte alpinistische Ausrüstung zu Hause zu lassen. In den vier Wochen, die uns zur Verfügung standen, wollten wir vor allem das Land kennen lernen und nicht unbedingt bergsteigerische Großtaten vollbringen. Und doch war der schneebedeckte Gipfel ein ehrfurchtgebietender Anblick, der uns nicht unberührt ließ und den wir in den nächsten Tagen von Leh aus noch oft bewundern konnten.

Die Stadt liegt wie eine grüne Oase etwa 200 Meter über dem Industal, in einer Höhe von 3522 Metern. Fast ganz Ladakh ist aufgrund der extremen Trockenheit eine Steinwüste, die sich nur dort, wo genug Schmelzwasser zum Bewässern vorhanden ist, in das leuchtende Grün der auch noch in dieser Höhe ausreichend wachsenden Gerste verwandelt; daneben werden noch Weizen, Kartoffeln und zahlreiche Gemüsesorten angebaut, sofern sie in der kurzen Vegetationsperiode reifen. Der Ackerbau ist die Existenzgrundlage der Ladakhis, und entsprechend sorgfältig werden die Bewässerungskanäle gepflegt, die durch die mit niedrigen Steinmauern abgetrennten Felder führen und deren Wasser nach jeweils ein paar Stunden auf das nächste Feld umgeleitet wird. Durch diese sich oberhalb Lehs den sanften Hang hinaufziehenden Felder führte, auf schön angelegten Steinpfaden, einer unserer Akklimatisierungsspaziergänge, die nach der Landung auf dieser Höhe bitter nötig waren. Hier liegt auch das kleine Kloster Sankar, und unter den als Baumaterial angepflanzten Weiden und Pappeln lässt es sich schattig sitzen und die Aussicht auf den hoch über Leh liegenden Königspalast und die Palasttempel sowie auf die jenseits des Indus liegenden Berge genießen.



Außerdem erkundeten wir die Stadt, wobei unsere Ausflüge an den ersten Tagen, den Kopfschmerzen und unserer Kurzatmigkeit geschuldet, noch eher kurz ausfielen. Leh, am Schnittpunkt historischer Handelswege zwischen Innerasien und Vorderasien gelegen, war von jeher ein bedeutender Handelsplatz und hat sich in den letzten Jahren zum Touristenzentrum entwickelt, das aufgrund der vielfältigen Versorgungsmöglichkeiten ein idealer Ausgangspunkt für Trekkingtouren ist. Wie im ganzen Land treten die Einheimischen den Gästen freundlich gegenüber, wenn diese Offenheit auch in ländlichen Gebieten stärker spürbar wird, wo man sich sicher sein kann, dass hinter dem fröhlichen Gruß »Julee« kein geschäftstüchtiger Hintergedanke steckt. Es gibt im Zentrum zahlreiche Agenturen, die Trekkingausflüge und Führer vermitteln und auch Ausrüstung zur Verfügung stellen, so dass es mit etwas Verhandlungsgeschick kein Problem war, für das Ende unserer zweiten Urlaubswoche eine achttägige Route zu organisieren. Wir



*Die Aussicht von Leh beherrschend: der Sechtausender Stok Kangri.*

*Verkaufsstände im Zentrum von Leh.*



*In Stok, zu Füßen des Stok Kangri gelegen und Ausgangspunkt mehrerer Trekkingrouten, ist neben dem Königspalast eine schöne Klosteranlage zu sehen.*

entdeckten auch die ladakhische Frauenkooperative Dzomsa, bei der man sich abgekochtes Quellwasser zu einem günstigen Preis abfüllen und damit auf das in Plastikflaschen verkaufte Mineralwasser verzichten kann – der in der Saison anfallende Plastikmüll wird inzwischen zu einem ökologischen Problem. Und nicht zuletzt hatten es uns dort die von den Frauen hergestellten Produkte angetan, allen voran die köstliche Aprikosenmarmelade und Yos, geröstete Gerstenkörner.

Nach und nach zogen wir weitere Kreise, zur Stupa oberhalb von Chanspa, zum Königspalast, der seit längerem restauriert wird, aber trotzdem zu besichtigen ist, zu den Tempeln über der Stadt. Mittlerweile war unsere Unternehmungslust so weit gewachsen, dass wir uns für unseren Ausflug nach Stok, dem letzten Königssitz, Mountainbikes mieteten – eine westlichem Ehrgeiz entwachsene Idee, die wir noch bereuen sollten. Wenn sich auch der Höhenunterschied hinunter ins Industal und wieder hinauf nach Stok in Grenzen hielt, so entsprach die Qualität unserer Gefährte doch nicht ganz den gewohnten Maßstäben und unsere Kondition noch nicht der Höhenlage, in der wir uns befanden. Zudem sind in Ladakh die wenigen Straßen, die es gibt, sehr stark von Lastwagen befahren, mit denen alle Waren transportiert werden.

*Zur Festtagstracht der ladakhischen Frauen gehört der mit Türkisen besetzte Perak oder ein zylinderähnlicher Hut als Kopfbedeckung.*

Als Radfahrer kann man sich vor ihnen nur auf den ungeteerten Seitenstreifen retten, und die schwarzen Abgaswolken atmet man zwangsläufig ein. Nach der Besichtigung des Museums im Königspalast, das unter anderem eine einzigartige Sammlung 500 Jahre alter Thankas und wertvollen Schmuck umfasst, gaben wir auf der Gegensteigung nach Leh dann ein recht jämmerliches Bild ab.

Vor dem Beginn unseres Trekkings hatten wir noch einen Besuch im Nubratal eingeplant, dem »Blumengarten« Ladakhs, einer wegen ihres Wasserreichtums üppig bewachsenen Region, die früher Sperrgebiet war und erst seit 1993 für Touristen zugänglich ist. Die stundenlange Jeepfahrt dorthin führt in zahllosen Serpentinen über den 5606 Meter hohen Kardung La, den weltweit höchsten befahrbaren Pass, der den größten Teil des Jahres geräumt wird – weil er auf dem Weg zum im Kaschmirkonflikt strategisch wichtigen Siachengletscher an der Grenze zu Pakistan liegt. In Diskit bezogen wir ein Zimmer in einem Guesthouse, dem Privathaus einer Familie, bei der wir auch verköstigt wurden. Nubra war nicht nur ein Landschaftserlebnis, sondern ließ uns vor allem erleben, wie alle Bereiche des Lebens in Ladakh von der Religion durchdrungen sind.



Im ganzen Land trifft man auf Klöster, Chörten, auf lange Manimauern mit sorgfältig gravierten Gebetssteinen. In den Vorstellungen des tibetischen Buddhismus leben Götter und Dämonen auf den Gipfeln der Berge, in den Flüssen, in der Erde; Spiritualität ist allgegenwärtig. Die Vielzahl der Götter ist auf den ersten Blick verwirrend, und man nimmt freudig sich wiederholende Elemente wie das Lebensrad wahr, das dem Besucher in den Klöstern und Tempeln immer wieder begegnet. Im Kloster von Diskit war nun ausgerechnet zu der Zeit, als wir uns dort befanden, ein Besuch des Dalai Lama angekündigt. So konnten wir am nächsten Morgen beobachten, wie die Bewohner des Nubratals schon lange vor dem Sonnenaufgang in ihrer Festtagskleidung zum Versammlungsplatz strömten, um ihr religiöses Oberhaupt, die lebende Verkörperung der Gottheit Avalokiteshvara, zu sehen und seine Unterweisungen zu hören. Auch wir lauschten seinen Ausführungen, die für die »Foreigners« auf Englisch übersetzt wurden. Besonders eindrucksvoll war, sein Charisma und die Stimmung zu erleben, die während dieses Festtags herrschte, das friedliche Nebeneinander von Tausenden von Menschen, die sich, in ihrem Glauben geeint, auf dem Boden sitzend versammelt hatten.

Am nächsten Tag gingen die Feierlichkeiten weiter, mit der Weihung einer Gebetsmühle und einem großen Fest für den Dalai Lama, auf dem gesungen und getanzt wurde und das uns unvermittelt eine Vorführung ladakhischen Volksgutes bescherte. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Dalai Lama auch zwei Kamele präsentiert, Nachfahren der Tiere, die vor der Schließung der Grenze durch die Chinesen auf den Karawanenrouten Waren über das Gebirge transportierten. Viele Frauen trugen nicht nur festliche Gewänder, sondern auch ihre kostbare Kopfbedeckung, den Perak: eine Haube, die bis über den Rücken hinunterreicht und im Lauf des Lebens mit immer mehr Türkisen besetzt wird. Sie geht bei der Hochzeit der ältesten Tochter von der Mutter auf die Tochter über und wird so von Generation zu Generation weitergereicht, wobei die Zahl der Steine immer höher wird – ein Indiz für den Reichtum der Familie, ein Statussymbol. Peraks gibt es nicht nur im Nubratal, sondern sie sind, wie der Ladakhi-Hut, eine Art Zylinder aus Samt, im ganzen Land verbreitet.

In ein weiteres ehemaliges Sperrgebiet, für das ebenfalls eine Genehmigung notwendig ist, führte uns anschließend unsere Trekkingtour: in die Changtang-Hochebene, ein karges, menschenleeres Hochland auf mehr als 4500 Meter Höhe, das zum größten Teil auf tibetischem Gebiet liegt, aber im Westen nach Ladakh hineinreicht. Es ist das Land der Nomaden. Seit Jahrhunderten leben sie hier mit ihren Tieren: Yaks als Tragtiere, Milch- und Fleischlieferanten, außerdem Pferde, Schafe und wegen ihrer besonders feinen und warmen Paschminawolle geschätzte Ziegen. Während der Sommermonate ziehen die autark lebenden Nomaden von einem Weideplatz zum anderen, und man trifft immer wieder auf Steinmauern, die zum Einsperren des Viehs dienen oder über denen die Nomadenzelte – sie haben einen quadratischen Grundriss und sind aus der dunklen Yakwolle gewebt – errichtet werden. In diesem Gebiet herrscht vor allem die Einsamkeit, und da es weder ausgebaute Wege noch gutes Kartenmaterial gibt, sollte man sich einem Führer anvertrauen.



*Zum Vortrag des Dalai Lama versammeln sich die Bewohner des Nubratals in Diskit.*

In unserem Fall war das Karma Namdak, Anfang zwanzig, selbst aus einer Noma-

*Abbildungen rechts: Butterteepause im Nomadenzelt der Großeltern; Karma ist nicht nur Führer, sondern auch Übersetzer und Kulturvermittler.*

denfamilie stammend, der uns in sechs Tagen von Rumtse nach Korzok führte, für uns kochte und uns viele Einblicke in sein Land und das dortige Leben gab. Da wir unterwegs auf keine Siedlung trafen, kam eine Menge Gepäck – die beiden Zelte, die Lebensmittel und die Küchenausrüstung, unser persönliches Gepäck sowie Liegematten und Schlafsäcke – zusammen, für dessen Transport Tsering und seine 5 Pferde zuständig waren. In Rumtse starteten wir auf 4095 Metern und erreichten nach einer mit 4 Stunden kurzen Tagesetappe den ersten Lagerplatz bei Kyamar, auf 4383 Metern – gespannt, was die erste Nacht auf dieser Höhe bringen würde. Doch zunächst genossen wir das Abendessen, das im großen Küchenzelt serviert wurde und meist aus Suppe, Reis mit verschiedenen Gemüsen und süßem Nachtisch bestand. Am Morgen wurden wir klassisch mit einer Kanne Tee geweckt, anschließend gab es ein fürstliches Frühstück. Von frisch gebackenem Fladenbrot über Rührei bis Porridge war alles vorhanden (langsam begannen wir zu verstehen, warum die Küchenkisten so groß waren), doch sprachen wir den Köstlichkeiten je nach Schlafqualität unterschiedlich intensiv zu.





Schon am nächsten Tag, der uns über die beiden Pässe Kyamar La (4870 m) und Mandalchan La (4996 m) nach Tisaling brachte, konnten wir die erstaunlich vielfältige Tierwelt der Hochfläche bewundern: große Yakherden, die anscheinend frei umherstreiften, Picas, eine Art Murmeltier, die Wildesel Kyang und eine Antilopenart, welche die Ladakhis Chiru nennen. Voller Eindrücke der fremden Landschaft und körperlich recht geschafft waren wir froh, als wir das auf 4792 Metern liegende Lager erreichten. Bei einer solchen Schlafhöhe macht sich eine ausreichende vorhergehende Akklimatisation bezahlt, doch ganz ohne Kopfschmerzen kamen wir nicht davon. Zum Glück stand am folgenden Tag nur ein relativ kurzer Aufstieg zum Shibuk La (5015 m) auf dem Programm, bevor es abwärts zum Salzsee Tsokar ging, an dem wir auf erholsamen 4387 Metern nächtigten. Hier trafen wir zum ersten Mal wieder auf Menschen, da am Tsokar zahlreiche Vogel-

*Im Nomadenland, hier in der Nähe des Tsokar, trifft man auch auf Chörten aus Tierhörnern.*





arten zu sehen sind und er auch mit Jeeps angefahren wird. Ansonsten hatten wir lediglich ein amerikanisch-ladakhisches Paar getroffen, die gleichzeitig mit uns unterwegs waren, allerdings schwer mit ihren großen Rucksäcken kämpften, die sie selbst trugen.

Nun stand uns eine lange Etappe nach Rachungkaru bevor, über den 4712 Meter hohen Horlamkongka La – viel Zeit, um uns mit Karma auszutauschen, dessen recht gutes Englisch eine problemlose Kommunikation ermöglichte, im Gegensatz zu Tsering, mit dem wir uns mehr oder weniger nonverbal unterhielten. Karma studierte in Delhi und verdiente sich im Sommer mit dem Führen von Trekkingtouristen seinen Lebensunterhalt, bei der für europäische Verhältnisse unvorstellbar hohen Arbeitslosigkeit in Indien mit äußerst schlechten Aussichten, jemals einen regulären Arbeitsplatz zu finden. Umgekehrt interessierte er sich sehr für die Verhältnisse in der Schweiz, dafür, was wir beruflich machten, wie unser Leben aussah. Aus einem so reichen Land kommend war es fast beschämend, diesen Unterschied im Lebensstandard und in den Zukunftsperspektiven so deutlich zu sehen.

An diesem Tag lernten wir Karmas Großeltern kennen, die immer noch als Nomaden auf der Changtang-Hochebene lebten – und waren einmal mehr froh, mit einem einheimischen Führer unterwegs zu sein, der uns nicht nur den Einblick in die nomadische Lebensweise, sondern auch als Übersetzer die Verständigung mit den Menschen ermöglichte. Die alten Leute mit ihren ausdrucksstarken Gesichtern freuten sich riesig, ihren Enkel zu sehen, und luden uns herzlich in ihr Zelt ein, wo wir mit Brot, Joghurt und Buttertee bewirtet wurden, bei dessen Zubereitung wir neugierig zuschauten. Erst als wir unseren Weg fortgesetzt hatten, erklärte uns Karma, dass dies »sein einer Großvater« gewesen sei – der andere sei mit dem Vieh unterwegs, jenseits des Berges. Gerade bei den älteren Nomaden ist die mittlerweile staatlich verbotene Polyandrie noch oft zu finden: Mit dem ältesten Sohn einer Familie heiratet eine Frau gleichzeitig dessen jüngere Brüder, wobei der Älteste als Familienoberhaupt das Sagen hat. Hintergrund sind die begrenzten Anbauflächen, die durch dieses System innerhalb einer Familie bleiben und nicht auf die verschiedenen Söhne aufgeteilt werden müssen. In den größeren Orten hat sich längst die Einehe durchgesetzt, doch in den ländlichen Gebieten Ladakhs und vor allem Zanskars trifft man neben der Vielmännerei auch noch auf andere Familienformen wie Polygamie oder die Magpa-Ehe, bei der, wenn es in einer Familie nur Töchter gibt, für alle ein gemeinsamer Ehemann gesucht wird.



*Der Sitz eines Rinpoche an den Ufern des Tsomoriri bei Korzok. Die Berge auf der gegenüberliegenden Seite gehören bereits zu Tibet.*



*Im Nomadenland findet man auf den Manimauern nicht nur Gebetssteine, sondern auch »Gebetsschädel«.*

Die ladakhischen Frauen genießen für asiatische Verhältnisse eine sehr hohe Anerkennung, sind selbstbewusst und eigenständig, treten allein in der Öffentlichkeit auf. Die Gründe hierfür sind zum einen in der relativ gleichmäßigen Arbeitsaufteilung und zum anderen in der buddhistischen Religion zu suchen, denn mit Tara ist eine der wichtigsten Gottheiten weiblich. Nicht zuletzt diese gleichberechtigte Rolle der Frau macht das Reisen in Ladakh für Frauen so angenehm.



*Ladakhisch-schweizerisches Gipfeltreffen auf dem Stok Kangri (6120 m).*

Nach diesem ereignisreichen Tag erreichten wir müde das Lager in Rachungkaru, wo wir auf 4668 Meter ganz in der Nähe von weiteren Nomaden und in unmittelbarer Nähe von Yakherden übernachteten. Für den nächsten Morgen stand uns der Aufstieg zum Kyamayur La bevor, mit 5125 Metern der höchste Punkt unserer Wanderung, danach die Überquerung des Gyamaparma La (5100 m) und am Abend der höchste Schlafplatz in Gyama Lhoma, immerhin auf 4895 Metern. Doch den mussten wir erst einmal erreichen, war es doch gar nicht einfach, eine Stelle zu finden, an der wir den in zahllose Einzelläufe aufgeteilten Fluss überqueren konnten. In dieser Nacht zogen wir alles an, was die Rucksäcke hergaben, und morgens waren die Pfützen vor dem Zelt vereist.

Damit war der letzte Tag des Trekkings angebrochen. In 2 Stunden erreichten wir den Nyalangnyugu La (5100 m), von dem sich ein wunderbarer Blick auf das Ziel unseres Weges, den Salzsee Tsomoriri, und die jenseits liegenden Berge öffnete, die bereits zu Tibet gehören. Der Weg hinunter in den Ort Korzok zog sich in die Länge, wurde aber nochmals und sehr angenehm durch einen Besuch bei einem weiteren Familienmitglied Karmas unterbrochen. Sein Onkel weidete die Tiere in Korzok Phu, und wiederum wurden wir freundlich bewirtet. Drei der Söhne, die in einer für die Nomadenkinder eingerichteten Zeltschule unterrichtet werden, zeigten uns bereitwillig ihre Schulhefte mit den englischen Vokabeln. Wir erfuhren, dass das Land dem Kloster von Korzok gehört, dem die Nomaden Abgaben in Form von Naturalien zu leisten haben. In anderen Gegenden Ladakhs sind manche Klöster regelrecht Großgrundbesitzer, denen die Bauern einen erheblichen Pachtzins abliefern müssen.

Nach einem Ruhetag in Korzok kehrten wir im Jeep in einer langen und anstrengenden Rüttelfahrt nach Leh zurück – um am übernächsten Tag doch noch zur viertägigen Besteigung des Stok Kangri aufzubrechen, dessen verführerischem Anblick wir nun endgültig erlegen waren. Wieder waren wir mit Karma unterwegs, der noch kurz unter dem Gipfel rauchend und fröhlich scherzend bester Dinge war, als wir schon, kurzatmig wie wir waren, alle paar Schritte stehen bleiben mussten. Auch wenn



*Karma nimmt als »Gastreiter« an den Reiterspielen der Nomaden in Korzok teil.*



der Stok Kangri ein für erfahrene Bergsteiger unschwieriges Unternehmen ist – bei den Verhältnissen, auf die wir trafen, ließ sich der Gletscher problemlos ohne Steigeisen überqueren, der Weiterweg zum Gipfel führt durch grobes Geröll –, so erfordern seine 6120 Meter doch eine gute Kondition und vor allem eine ausreichende Akklimatisierung. Schaut man vom Gipfel nach Norden hinunter, ist dort, 2600 Meter tiefer, die grüne Oase Leh zu erkennen, und rund herum reiht sich eine Kette des Himalaja an die andere.

Unsere Rückreise führte uns über Alchi, das eine kunsthistorisch interessante Tempelanlage mit reichen Fresken besitzt, die unter Denkmalschutz steht, und das Kloster Lamayuru, das eines der ältesten Ladakhs ist und auf bizarren Sandsteinfelsen steht, Richtung Westen. Dass wir nicht einfach von Leh zurückflogen, hatte den profanen Grund, dass wir keinen Flug mehr bekommen hatten und uns nun auf den mehr als 400 Kilometer langen und nicht ganz unproblematischen Weg über Kargil nach Srinagar machen mussten, um von Kaschmir nach Delhi zurückzufliegen. Im Bewusstsein der möglichen Gefahren wurde es eine etwas angespannte Fahrt, vor allem auf der Strecke zwischen Kargil und Srinagar, als die Präsenz von Soldaten immer offensichtlicher wurde und vor dem 3507 Meter hohen Zojipass der Militärposten passiert werden musste. Auch war deutlich der Wechsel von der buddhistischen in die moslemische Einflusssphäre spürbar.

Srinagar selbst, die ehemalige Sommerfrische der englischen Kolonialmacht, hat sich seit dem Beginn des Bürgerkriegs von einem blühenden Tourismusort in eine ausgestorben wirkende Stadt verwandelt, deren Bild patrouillierende indische Soldaten prägen. Die Hausboote, die immer noch zu Hunderten auf dem Dalsee liegen, stehen meist leer, weil die Touristen ausbleiben. Umso entschlossener stürzten sich die Hotel- und Hausbootbesitzer auf uns, um uns von den Vorzügen einer Unterkunft bei ihnen zu überzeugen. Ein lästiges, wenn auch



*Kleine Gebetsmühlen in der Tempelanlage von Lamayuru.*

verständliches Verhalten, wenn man die wenigen Verdienstmöglichkeiten bedenkt. Es bleibt zu hoffen, dass die Friedensbemühungen Indiens und Pakistans erfolgreich sein werden und zu einer langfristigen Lösung des Kaschmirproblems führen.

Wir beschlossen unsere Reise mit einer stillen, idyllischen Bootsfahrt über den mit Lotus halb bedeckten Dalsee. Still auch deshalb, weil in uns beiden eine innere Ruhe eingekehrt war, die mit der Bedeutung des Augenblicks zu tun hatte und mit Gedanken darüber, was wichtig ist im Leben. Eine Ruhe, die wir noch eine Zeit lang in unseren Alltag retten konnten.



*Die Bootsfahrt über den Dalsee führt an Hunderten von Hausbooten vorbei.*

# Gipfelglück

## Die Geschichte der Erschließung der Zugspitze

VON CLAUDIA RICHARTZ-SASSE



**Weiterführende Literatur** (Auswahl):
50 Jahre Bayerische Zugspitzbahn. Garmisch-Partenkirchen 1980.
Einsele, Anton: Illustrierte Zugspitz-Reportage. In: Deutsches Hausbuch, hrsg. von Guido Görres, 1846.
Greiff, Christian: Der Zugspitz. München 1959.
Hiebeler, Toni: Die Zugspitze - Von der Erstbesteigung bis heute. München 1979.
Krieger, Max: Geschichte der Zugspitzbesteigungen. Garmisch 1884.
Ott, Christoph: Die Zugspitz-Expedition. München 1851.
Ritschel, Bernd/ Dauer, Tom: Die Zugspitze. Menschen. Massen. Mythen. München 2000.
Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Wien 1999.
Wabra, Peter: Garmisch-Partenkirchen. München 1978.
Wehrle, Charly: Der alte Weg zur Zugspitze. Köngen 2002.

FRÜHJAHRSEVENT FÜR SNOWBOARDER, Ort für Gipfeltreffen auf internationaler Ebene oder einfach nur Deutschlands höchster Berg: Die Zugspitze ist einer der berühmtesten Berge in den Alpen. Dabei hat der »Top of Germany« heute mit zahlreichen Vorurteilen zu kämpfen, die ihn als zugebauten und geschundenen Berg beschreiben; viele Bergsteiger bemängeln die fehlende Ruhe und Einsamkeit – für sie ist er ein »Touri- und Bahnen-Berg«.

Die Faszination, die die Zugspitze bis heute ausübt, kann schwer umschrieben werden: Die bekanntesten Berggipfel der Alpen sind mit ihrer prägnanten Silhouette bereits von weitem deutlich zu erkennen, wie beispielsweise das Matterhorn oder der Mont Blanc. Der Watzmann, der zweithöchste Berg der bayerischen Alpen, hat eine sagenumwobene Vergangenheit, die sich in unzähligen Gedichten und Liedtexten widerspiegelt. Die Zugspitze hingegen ist mit 2962 m zwar kein hochalpines Ziel, aber ein stolzer Gipfel und einer der am meisten besuchten überhaupt. Im vergangenen Jahr wurden rund 400.000 Besucher gezählt, die vor allem das großartige Panorama genießen wollten.

### Das Gipfelkreuz lockt erste Sommerfrischler an

Bis in das 19. Jahrhundert hinein galt die Zugspitze als unbezwingbar, hauste auf ihr doch der gefürchtete Zuggeist. Jäger und Hirten durchstreiften das Gebiet und waren vermutlich die Ersten, die – von der Öffentlichkeit unbemerkt – auf dem Gipfel standen. Seit der offiziellen Erstbesteigung im Jahr 1820 besteht ein nationales Interesse an den Ereignissen, die sich um, an und auf dem natürlichen Grenzstein zwischen dem damaligen Königreich Bayern und Österreich ereignen.

Frühe gesicherte Belege gibt es über Erkundungsgänge ins Reintal, wie sie der Münchner Maler Max Wagenbauer (1775-1829) unternahm. Erstmals untersuchte eine Forschungsexkursion 1807 den Verlauf der Partnach und botanisierte das Gebiet.

Während die Erstbesteigung durch den bayerischen Leutnant Joseph Naus geschah, um im Auftrag des Königlich-Topographischen Bureaus die Grenze neu zu vermessen, erfolgten die nachfolgenden Expeditionen aus sportlicher Begeisterung und Neugierde. Die Bayerischen Annalen schrieben 1834 über den Zugspitz:

*»Man mag unsern fraglichen Felskolossen von einer Seite betrachten, von welcher man will, so sieht man überall nichts als schroffe, fast senkrechte Wände. Daher galt er als jetzt als unbesteigbar. ... Nur ein Maurermeister aus Partenkirchen, Namens Resch, als unerschrockener und höchst geübter Steiger bekannt, rühmte sich, seine höchste Zinne erklommen zu haben. Niemand wollte dieses glauben.«*



Steinpyramiden, Eisenstangen und Fahnen waren die ersten Gipfelzeichen auf der Zugspitze. Mit großer Skepsis und Misstrauen wurden vom Tal aus die ersten Expeditionen betrachtet, und man versuchte zu verfolgen, ob die Gipfelstürmer überhaupt ihr Ziel erreichten.

Pfarrer Christoph Ott, meteorologischer Observator am Hohen Peissenberg, befand 1851, dass:



*Max Wagenbauer: Blaue Gumpe im Reintal, 1806.*
Staatl. Graph. Sammlung, München

*»Der Scheitel gar vieler unserer vaterländischen Gebirgshöhen ... seit langer oder kurzer Zeit mit einem Signale – meistens einem Kreuze – geschmückt [ist]. ... Mitten in diesem schönen Bergkranze aber hebt der Beherrscher desselben, der erste Fürst der bayerischen Gebirgswelt, der 10.115 bayer. Fuß hohe Zugspitz, sein Haupt kahl und schmucklos in die blauen Lüfte des Himmels empor, wartend, bis patriotisches Hochgefühl und mutvolle Entschlossenheit es über sich nehmen würden, auch sein Haupt würdevoll zu schmücken.«*

Begreifbar wird sein Wunsch durch den Vergleich mit anderen bekannten Gipfeln in den Alpen. Das erste hochalpine Gipfelkreuz wurde 1799 bei der Erstbesteigung des Kleinglockners als Siegeszeichen errichtet und im darauffolgenden Jahr auf den höheren Großglockner versetzt. In den folgenden Jahren verbreiteten sich die Gipfelkreuze vor allem in den Ostalpen rasch. Während Hirten, Waldarbeiter oder Jäger aus unterschiedlichen Motivationen Gipfel als Nachweis der Besteigung markiert hatten, wurde nun das Gipfelkreuz in vielen Gemeinden Ziel einer kleinen Wallfahrt oder einer Gipfelmesse.

Christoph Ott bildete ein Konsortium aus bayerischen Förderern zwischen München und Berchtesgaden, darunter die spätere Königin Marie von Bayern, um seinen Wunsch zu verwirklichen. Die benötigte Geldsumme sollte mittels einer Subscrip-

*Max Einsele, Illustrierte Zugspitz-Reportage, 1846.*
Bayer. Staatsbibliothek, München

*Bild linke Seite: Zugspitz-Panorama.*
Foto: Claudia Richartz-Sasse

tion einer später zu verfassenden Schrift über die Errichtung des Gipfelkreuzes gesammelt werden. Dank des regen Zuspruchs war die Finanzierung schnell gesichert und die Realisierung eines aufwändig verzierten und vergoldeten Metallkreuzes möglich. Auf Wunsch der Förderer wurde das Kreuz, bevor es seinen eigentlichen Standort einnahm, auf der Terrasse des Pfarrhauses am Hohenpeißenberg und später im Forstamtsgarten in Partenkirchen zur allgemeinen Ansicht aufgestellt. Die geübtesten Bergsteiger aus der Region transportierten am 11. August 1851 das in einzelne Teile zerlegte Kreuz auf 2962 m Höhe.



*Christoph Ott: Gipfelkreuzerrichtung, 1851.*
Bibliothek des Deutschen Alpenvereins, München

*»Der Zug war imposant und grotesk zugleich. 29 Mann in einer langen Reihe. Einer nach dem Andern, dicht an einander gereiht, die Einen mit Kraxen, Andere mit Bergsäcken bepackt, Andere die Last der Eisenstangenteile nach und über sich tragend ... klommen die Sandreißen hinan. Alles opferte seine ganze Kraft.«*

Die Errichtung des Kreuzes gestaltete sich aufgrund des harten und zugleich spröden Steines schwieriger als erwartet. Nach dem Abschluss der Vorarbeiten wurde das Kreuz an Seilen hochgezogen und mit einer Stützstange nachgeschoben, bis es auf dem schmalen, von Abgründen umgebenen Gipfelplateau fest verankert werden konnte.

Die sogenannte Gipfelkreuzexpedition hatte unter der Bevölkerung für großes Aufsehen gesorgt. Seitdem der Glanz des Kreuzes ins Tal hinab schien, erlebte das Werdenfelser Land einen ersten Aufschwung des Fremdenverkehrs. Max Krieger, ein früher Zugspitzchronist, vermerkte, dass seine detaillierte Auflistung der Gruppen ab 1853 größere Lücken aufweist, da die Besteigungen allmählich zahlreicher würden. Auch die Gästezahlen in Partenkirchen stiegen, obwohl die Anreise zeitraubend und mühsam war. Die Eisenbahn fuhr von München bis Starnberg in einer Stunde, jedoch brauchte der Postomnibus 1864 von Starnberg nach Partenkirchen gut 9 Stunden Fahrtzeit. Zum Übernachten hielten sich Anfang des 19. Jahrhunderts überwiegend Handwerker, Händler oder Fuhrleute und einige wenige Gäste in den beiden Gemeinden auf. Es hatten sich vor allem Münchner Studenten und Maler in den frühen Fremdenlisten eingetragen. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen neben Münchner Familien, auch vereinzelt Sommerfrischler aus anderen Regionen, die »zum Vergnügen«, »zum Pläsier« oder »zur künstlerischen Vervollkommnung« reisten. 1860 wird von Gästen aus Berlin und den Ostseehäfen berichtet, die mit Vorliebe bei der Husarenwirtin in Partenkirchen Quartier nehmen. Die Gemeinden unternahmen nun auch erste Anstrengungen, um anspruchsvollere Gäste anzusprechen. Der Baedeker führt in dieser Zeit eine Reihe von Sehenswürdigkeiten, wie die Partnach- oder Höllentalklamm, den Eckbauer und den Eibsee auf.

*»Die Besteigung der Zugspitze nimmt [hingegen] zwei Tage in Anspruch und soll theilweise nicht ganz unbedenklich und wenig lohnend sein.«*

Trotz dieser abfälligen Beurteilung setzten verstärkt Gebirgstouren ein, die vor allem den Aufstieg durch das Reintal wählten. Bis 1869 wurden annähernd 200 Personen auf dem Gipfel gezählt. Einer von ihnen war im August 1852 Otto Sendtner. In seinem Bericht, der im Jahr darauf in der Neuen Münchner Zeitung erschien, ist zu lesen, dass er

*»nicht auszusetzen [habe] am ganzen Wege ... als dass das Nachtquartier, die Angerhütte, zu weit vom Gipfel entfernt sei; man habe ja von dort aus noch fünftausend Fuß zu steigen. Wenn anderthalb Stunden näher ... ein Haus erbaut würde, ... so wäre die Besteigung des höchsten Berges der nördlichen Kalkalpen leicht ...«*

Sendtner setzte sich gemeinsam mit dem damaligen Forstmeister Pitzner aus Partenkirchen für den Bau einer Hütte, am so genannten ›kalten Wasser‹ oder ›letzten Wasser‹ gelegen, ein. Der Münchner Verleger Angelo Knorr stiftete einen beträchtlichen Teil der Bausumme unter der Bedingung, dass der als Jagd- und Forsthütte geplante Bau auch als Unterkunftshaus genutzt werden konnte. Die ursprüngliche Knorrhütte war ein einfacher 13 m² großer Mauerbau mit drei Lagerstätten, Herd, Tisch und Bank. Im August 1855 war mit der Knorrhütte auf 2052 m Höhe die erste Wettersteinhütte und eine der ersten Unterkunftshütten in den Ostalpen errichtet worden. Der Anstieg zum Gipfel verkürzte sich von der Knorrhütte aus auf vier bis fünf Stunden und bot den wenigen Übernachtungsgästen eine willkommene Unterkunft.



*Knorrhütte am Platt, Bernhard Johannes, um 1880.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins München

### Die ersten Unterkunftshütten

Die Alpen wurden seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch die alpinen Vereinigungen systematisch für die Touristen erschlossen. In den Ostalpen dominierte schnell der ›Deutsche und Österreichische Alpenverein‹, der 1872 aus einem Zusammenschluss der beiden Vereine entstand. Als eine seiner Kernaufgaben sah er es an, »die Bereisung der Alpen zu erleichtern«. Die 1869 gegründete Sektion München des DÖA (der Alpenverein setzte sich von Anfang an aus lokalen Einzelvereinen zusammen) bestimmte als erstes Arbeitsgebiet 1873 die von München aus nahe Zugspitze. Von dieser Zeit bis zur endgültigen Erschließung durch den Bau der Bahnen wurden durch die Sektion München alle heute noch existierenden Anstiege und Klettersteige sowie die Unterkunftshütten im Zugspitzgebiet errichtet. Ständig steigende Mitgliederzahlen, zahlreiche Spenden, aber auch visionäre Persönlichkeiten ermöglichten große Investitionen verbunden mit einem sehr umfangreichen und komfortablen Ausbau der Hütten und Wege. Schon bald erschöpfte sich das Engagement der Sektion München nicht nur im Wetterstein, es wurden weitere prestigeträchtige Arbeitsgebiete erschlossen, beispielsweise der Anstieg auf das Wiesbachhorn (Glocknergruppe) oder der Bau des Watzmannhauses.

Nach bescheidenen ersten Arbeiten in den Zentralalpen, wandte sich die Sektion München 1872 der Renovierung und der Erweiterung der mittlerweile baufälligen Knorrhütte sowie dem Ausbau des Weges durch das Reintal zu.

*»Die äußerst primitive Einrichtung der früheren Hütte war in den letzten Jahren vollständig, zum Teil durch rohe Hand, zu Grunde gegangen ... [In der Knorrhütte war nun] ein Nachtlager für 12 Personen mit den erforderlichen Strohsäcken und drei großen, wollenen Decken beschafft, für Koch- Speise- und Trinkgeschirre in ausreichendem Maße gesorgt, eine kleine Apotheke für den Notfall eingerichtet, kurz darauf bedacht genommen, die Hütte so auszustatten, dass sie den Vergleich mit keiner Touristenhütte zu scheuen braucht.«*

Nach der feierlichen Wiedereröffnung am 10. August 1873 nutzten im selben Jahr 65 »Touristen« die Knorrhütte als Übernachtungsquartier, der Trend setzte sich in den folgenden Jahren weiter fort.

Das nationale Interesse und die von der Zugspitze ausgelöste Begeisterung in den Jahren nach der Reichsgründung, lässt sich nicht nur an der steigenden Zahl der Besteigungen und Übernachtungen ablesen. Im ältesten erhaltenen Gipfelbuch der Zug-



*Bernhard Johannes, Östlicher Zugspitzgipfel, nach 1882.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

spitze findet sich am 13. August 1872 ein Eintrag von Josephine von Klessing, in dem sie schreibt, dass sie als erstes Mädchen den Aufstieg durch das österreichische Schneekar von Ehrwald aus wagte. Diese Route war zu dieser Zeit noch nicht versichert und erst von sehr wenigen Personen gegangen worden, erstmalig im Jahr zuvor von drei Engländern. Die Norddeutsche Zeitung aus Berlin informierte daraufhin ihre Leser:

*»Kürzlich ging durch fast alle deutschen Blätter die Kunde, dass ein kühner Münchner Bergsteiger, Herr Emil von Klessing, am 13. August d.J. die Zugspitze, den höchsten Punkt der bairischen Alpen, von der schwierigsten Stelle aus in Begleitung seiner fünfzehnjährigen Tochter erstiegen und dort eben die Flagge des Deutschen Reiches aufgepflanzt habe.«*

Seit den 1870er Jahren unternahm der Partenkirchner Fotograf Bernhard Johannes, der sich auf die Hochgebirgsfotografie spezialisiert hatte, zahlreiche Expeditionen ins Zugspitzmassiv. In einem Artikel über »Photographische Abenteuer in der Eisregion« berichtet die Zeitschrift Gartenlaube von 1874 anschaulich über Johannes mühvollen und kräftezehrenden Leistungen, die er im Gebirge erbrachte. Mit seinen Fotografien über die schönsten Landschaften im Rein- und Höllental sowie den Gipfelpanoramen hat Johannes bereits früh in Deutschland und Österreich für das Werdenfelser Land geworben und den Tourismus maßgeblich gefördert.

Um dem wachsendem Besucherstrom, der allerdings keinesfalls mit heutigen Zahlen vergleichbar ist, gerecht zu werden, unternahm die Sektion München weitere Anstrengungen, um die Attraktivität des Zugspitzgebietes für Bergtouristen zu steigern. Es sollten neue Anstiegslinien gefunden und das Relief des Zugspitzstockes erforscht werden. So wurde der oben bereits erwähnte Weg von Ehrwald mit einem Steig, auch Stopselzieher-Steig genannt, aus gemeißelten Felsstufen, Eisentritten, Leitern und Drahtseilen erschlossen. Der kürzere Weg auf die Zugspitze wurde schnell zum häufig genutzten Anstiegsweg auf den Gipfel. Abwärts ging es auf dem so genannten historischen Weg über die Knorrhütte durch das Reintal zurück.

Wurde anfänglich die Knorrhütte von den Bergführern betreut, die auch für ihre Gäste die benötigten Getränke und Essen transportierten, so übernahm 1877 der Garmischer Gastwirt Westermayer auf der Knorrhütte den Ausschank von Getränken. Zu einem festgesetzten Preis konnten Fleischextrakt, Schokolade und weitere Getränke erworben werden. Den Bergtouristen war nun die Möglichkeit gegeben, sich auf der Hütte, unabhängig vom mitgeführten Proviant, zu stärken.

Als zweite Unterkunftsmöglichkeit während des Anstiegs durch das Reintal stand ab Sommer 1881 die neue Angerhütte zur Verfügung. Hier besaß die Gemeinde Partenkirchen bereits zuvor eine primitive Unterkunftshütte, die aus der Schilderung



*Bernhard Johannes: Die Reintalangerhütte um 1900.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München



von Erstbesteiger Naus bekannte ›Flohhütte am Anger‹, die durch einen Neubau ersetzt werden sollte. Nach Verhandlungen mit der Gemeinde übernahm die Sektion München die Kosten für den Neubau mit der Auflage, dass sie auch von Touristen genutzt werden könne. Der Bau wurde zwar nicht als unbedingt notwendig angesehen, war jedoch als überdachte Rastmöglichkeit, zusätzlicher Stützpunkt bei schlechtem Wetter sowie als beliebtes Ziel von Tagesauflüglern willkommen. Im selben Jahr wurde auch die Knorrhütte erweitert, da deren Gästezahl stetig zunahm und die Räumlichkeiten für den Ansturm zu beengt waren. Neben den vorgenommenen Wegeverbesserungen lockte auch die in weitere Kreise gedrungene Kenntnis von der Schönheit des Wettersteingebirges. 1882 gab es eine weitere Neuerung: In den Monaten Juli bis Oktober wurde die Knorrhütte einem Hausmeister, dem ersten Pächter, unterstellt. Martin Beerwein hatte neben der Bewachung des Hauses auch für die Versorgung mit Holz, für kleine Reparaturen an den Wegen und vor allem für die Bewirtschaftung mit Speisen und Getränken zu sorgen. Bereits im ersten Sommer zeigte sich, dass die Knorrhütte komfortabler wurde, da vor allem Ordnung und Sauberkeit gegeben waren.

Die Bautätigkeiten der Sektion München erstreckten sich erstmals auch auf den eigentlichen Gipfel. Zum einen entstand auf dem Westgipfel eine hölzerne Schützhütte als Unterstand, zum anderen wurde ein Verbindungsweg zwischen Ost- und Westgipfel errichtet, der mit 120 Meter Drahtseil, 7 Fußtritten und 36 Eisenstiften versichert war – somit war der Ostgipfel, der eigentliche Knotenpunkt des Zugspitzgebietes, ein für jeden Bergsteiger mögliches Ziel.

### Der Anstieg über das Höllental

Die Sektion München unternahm in den frühen 1880er Jahren weitere Anstrengungen, um das Zugspitzgebiet touristisch mit neuen Hütten und Wegebauten für ein größeres Publikum zu erschließen. Die ursprünglich unterhalb des österreichischen Schneekars geplante Hütte wurde im Sommer 1884 vom Österreichische Touristenklub gebaut. Dies führte innerhalb der Sektion München zu Verärgerungen, die darin gipfelten, dass Bergführer, die ihre Touristen über die Wiener-Neustädter-Hütte führten, nicht mehr den Schlüssel der Knorrhütte ausgehändigt bekamen.

Kaum war jedoch der Weg von Ehrwald aus angelegt, rückte die Erschließung des landschaftlich äußerst reizvollen Höllentals in den Mittelpunkt des Interesses. Der Anstieg durch das Höllental galt lange Zeit als nicht begehbar, was dem Interesse der Sektion keinen Abbruch tat. Schließlich sollte



*Bernhard Johannes, die Wiener Neustädter Hütte, um 1890.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

eine anspruchsvolle Tour gefunden werden, die von München aus gut zu erreichen war. Schon 1876 wagte Franz Tillmetz eine Tour durch das Höllental, eine für damalige Zeit große Herausforderung, und schilderte mit dramatischen Worten:

*»Um 10¼ hatten wir die Randkluft [den Übergang vom Höllentalgletscher zum Gipfelmassiv] zu passieren. ... Schon der Anfang war kritisch genug; bedenklich blickten wir aufwärts im Bewusstsein dessen, was noch zu leisten war; vor uns die Wand, unter uns der Schlund der Randkluft. ...Alles ist eisig und jeder Tritt erfordert die Eishacke um uns in den Stufen vorwärts zu bringen. Inzwischen fielen Nebelstriche ein .... und dies hatte leider zur Folge, dass die Führer zu weit rechts stiegen. ... die schlimmsten Positionen ... waren deshalb zu überwinden ... Ein Weiterkommen am Grat war*

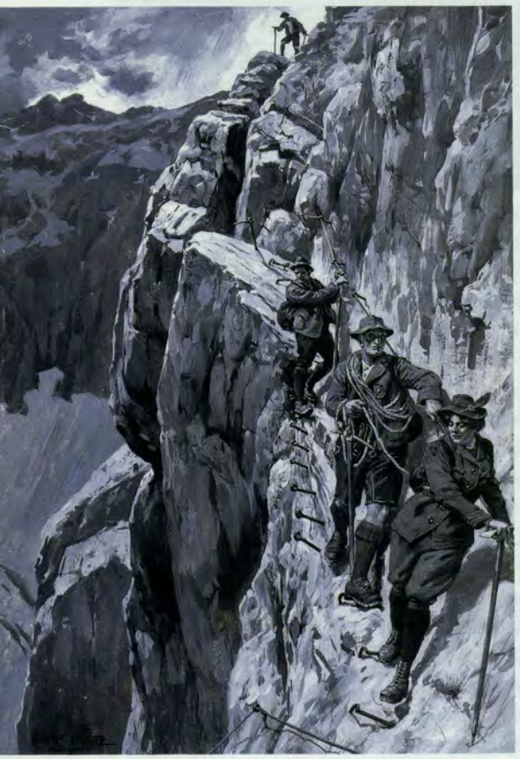
*absolut unmöglich und es musste nun wieder längs den Wänden fortgekrochen werden ... bis wir nach 8¼ stündiger Anstrengung das Signal auf der östlichen Spitze glücklich erreichten.«*



*Die Höllentalangerhütte, um 1920.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

An erster Stelle stand in den folgenden Jahren die Erschließung des Steiges vom Höllental über die Riffelscharte hinab zum Eibsee. 1888 wurde die vielbegangene »Eiserne Brücke« über die Höllentalklamm gebaut, sie löste die vorherige Holzbrücke ab, die bei einem Föhnsturm 1885 erheblichen Schaden genommen hatte.

*Ernst Platz: Abstieg von der Zugspitze ins Höllental, um 1900.*
Alpines Museum des DAV, München



Seit langem bestand der Wunsch, einen besonders anspruchsvollen Anstieg auf die Zugspitze zu finden. In Zusammenarbeit mit der Werdenfelser Bergführerschaft war schließlich eine Route durch das Höllental gefunden. Jedoch wurden der Bau einer Hütte sowie die Herstellung eines Steiges bis zur Zugspitze hinauf als sehr kostenintensiv eingeschätzt, so dass die Pläne vorerst zurückgestellt werden mussten.

1893 konnte mit dem Bau der Höllentalangerhütte (1382 m) begonnen werden. Der sorgfältig an lawinensicherer Stelle ausgewählte Bauplatz, lag nahe an der bestehenden Diensthütte des Forstamtes. Auf einem soliden Steinfundament entstand eine Holzhütte, die 22 Personen Platz für Übernachtungen bot. In den Planungen bereits integriert waren praktische Überlegungen wie die sinnvolle Anordnung der Möbel, eine Falltür in den Keller sowie oberhalb des Matratzenlagers angebrachte Gestelle zur Aufbewahrung des Reisegepäckes.

Immer häufiger wurde die Zugspitze auf dem Weg durch das Höllental bestiegen. Im gleichen Jahr, in dem der Hüttenbau im hinteren Höllental begann, konnte zur Erleichterung der Bergsteiger schließlich ›an Leiter und Brett‹ der Fels mit Trittklammern, Stiften und Drahtseilen bestückt sowie der Übergang vom Höllentalferner in die Gipfelwand gesichert werden. Der Ausbau des restlichen Anstiegs folgte 1894.

Die Steiganlage war in ihrem heutigen Umfang fertig gestellt und eine der frühen Klettersteige in den Alpen – er galt damals als einer der schwierigsten alpinen Steige überhaupt.

*»Der directe Anstieg zur Zugspitze vom Höllenthal [war] für geübte und schwindelfreie Touristen als Ideal einer Hochtour im Zugspitzgebiete erschlossen«.*

Die Höllentalangerhütte erfreute sich großer Beliebtheit, die Besucherzahlen verfünffachten sich bis 1911. Der Aufstieg über das Höllental wurde schnell zur populärsten Route auf die Zugspitze, deren Reiz durch den Bau der Höllentalklamm zusätzlich gesteigert werden konnte. Trotz massiver Kritik von Seiten des Alpenvereins, der die lawinengefährdete Lage beanstandete, erschloss die Sektion Garmisch die Höllentalklamm für Touristen. Gerade für Tagestouristen war ein attraktives Ausflugsziel geschaffen worden, das sie innerhalb kürzester Zeit erreichen konnten. Kritische Stimmen bemängelten die ›Kaffeegäste‹, die jetzt auch die Höllentalangerhütte besuchten.





*Münchner Haus, um 1910.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

**Das Münchner Haus**

Es waren inzwischen einige Stützpunkte für Wanderer auf ihrem Weg auf die Zugspitze geschaffen worden. Die Pläne beschränkten sich nicht nur auf den Bau von Hütten, sondern zusätzlich war das Gebiet von einem ausgedehnten Wegenetz überzogen worden. Die Steige und Wege deckten unterschiedliche Schwierigkeitsgrade ab und ließen für die Bergbegeisterten jener Zeit wenige Wünsche offen.

*»Der Gedanke der Erbauung eines Unterkunftshauses auf der Zugspitze selbst, auf dem höchsten Punkte nicht nur Bayerns, sondern des ganzen Deutschen Reiches, als Krönung der zahlreichen, von der Section im Wettersteingebiete ausgeführten Arbeiten, fand schon im Jahre 1893 mehrfach gesprächsweise Ausdruck.«*

Offiziell trug Adolf Wenz, der ehrgeizige Referent des Wettersteins, seinen Wunsch im März 1894 vor. Mit diesem Bauvorhaben wollte die Sektion München anlässlich ihres 25jährigen Jubiläums mit anderen Nationen gleichziehen. Auf dem Hohen Sonnblick (1886) oder auf dem Säntis (1846) standen imposante Gipfelhäuser. Mit der Errichtung eines meteorologischen Turmes sowie dem Verlegen eines Telefons werde »Bedeutendes für die Wissenschaft geschaffen« . Die Idee stieß im Vorstand zunächst aufgrund der prekären Finanzlage auf Ablehnung. Wenz ließ sich nicht entmutigen und richtete zur Finanzierung umgehend einen Spendenfonds ein.

Gegen den Bau des Gipfelhauses regte sich von Beginn an Widerstand. Vor allem sportlich ambitionierte jüngere Bergsteiger wetterten auf der Außerordentlichen Generalversammlung am 11. Dezember 1895 polemisch:

*»Wer ohne Wirtshaus nicht hinauf kann, soll unten bleiben. ... Man könne gleich eine Sektion Gasteig oder Nockherberg gründen und darauf verzichten, mit dem Maßkrug in der Hand den Sonnenuntergang betrachten zu wollen.«*

Sachliche Gegenargumente waren die mangelnde Einsamkeit »durch die stumpfsinnige Menge«, die durch das Gipfelhaus angezogen werden, das Zurückstehen anderer Erschließungsmaßnahmen der Sektion, vermutlich eine steigende Anzahl von Unglücksfällen durch unerfahrene Touristen und ein möglicher finanzieller Ruin der Knorrhütte. Obwohl massive Eingriffe durch Felssprengungen für den Bauplatz am Gipfel notwendig waren, wurde der Naturschutz in den Kontroversen nicht thematisiert. Eine zwei Drittel Mehrheit sprach sich für den Bau des Gipfelhauses aus, die Gegner gründeten daraufhin als Protestmaßnahme im gleichen Jahr die Sektion Bayerland.



*Der Bau der Höllentalklamm, 1901-1905.*
Archiv der Sektion Garmisch-Partenkirchen



*Verlegung des Telefonkabels auf die Zugspitze, 1900.*
Museum für Kommunikation, Nürnberg

In der Kostenaufstellung von 1894 hatte Wenz bereits den Bau einer Telefonanlage veranschlagt. Ein Jahr zuvor war die erste Telefonstation auf dem Schachen-Schloss in Betrieb genommen worden. Der Alpenverein sah gerade in der Errichtung einer Fernsprechverbindung auf die Zugspitze den Vorteil, neueste Technik zum Wohle von Bergsteigern und Wanderern einzusetzen. Wenz berücksichtigte bei der Planung einer Telefonanlage auch die langen Anlieferungswege für das Material und die daraus resultierendem möglichen zeitlichen Verzögerungen. Garmischer und Partenkirchner Unternehmen meldeten sich nicht auf die Ausschreibung, ihnen war der Auftrag zu mühsam und riskant. Ein Innsbrucker Baumeister schloss mit der Sektion München den Vertrag ab. Das Baumaterial wurde in Bündeln von nicht mehr als einem Zentner Gewicht in Etappen über das Reintal mit Einspännern, später mit Mulis und ab dem Fuß des Gipfelmassivs mit Trägern hinaufgeschafft. Um den Ablauf besser organisieren zu können, wurde noch vor Baubeginn die 21 km lange Telefonleitung von Partenkirchen durch das Reintal auf den Gipfel verlegt, einer der größten Posten der gesamten Bausumme.

Mit »geringfügigen« Absprengungen am Grat, die ersten in der Geschichte der Erschließung der Zugspitze, wurde ein über 200 m² großer Bauplatz direkt neben dem Westgipfel geschaffen. Auf diesem recht schmalen Grundstück konnte ein 15 m langes und gut 4 m breites Haus errichtet werden, das Raum für 22 Übernachtungsgäste bot. Adolf Wenz beachtete bei den Planungen für das Münchner Haus auch die klimatischen Verhältnisse auf dem Gipfel. Das Haus hatte sehr hohem Winddruck standzuhalten und musste sowohl großen Temperaturschwankungen als auch der erhöhten Gefahr von Blitzeinschlägen gerecht werden. Die Verwendung der Baumaterialien und die Konstruktion des Hauses waren in der damaligen Zeit sehr innovativ. Drahtseile sicherten das einstöckige, mit einem Pultdach abgesicherte Haus. Die Hauswand an der nordwestlichen Hauptwindseite hat eine Stärke von 110 cm. Zur besseren Klimatisierung der Innenräume wurden die Mauern von innen mit Kork und Filz verschalt sowie zur besseren Isolierung von außen mit einer ölimprägnierten Leinwand bespannt. Zahlreiche Vereinsmitglieder, besonders spendabel waren der Brauereibesitzer Georg Pschorr und der Ingenieur Oskar von Miller, unterstützten den Bau und die Ausstattung der Innenräume mit Spenden: Neben Baumaterialien wie Zement oder Filz wurden Bilder als Wandschmuck, Bücher und Musikinstrumente zur Unterhaltung, Geschirr und Bierkrüge sowie ein Nähkästchen gestiftet. Trotz aller Sportlichkeit wollten die verantwortlichen Persönlichkeiten nicht auf ihren gewohnten Luxus verzichten, so plante Adolf Wenz Federkernmatratzen anstatt der üblichen Seegrasmatrazen in die Betten zu legen. Sehr viel Erfindungs- und Einfallsreichtum wurde auf die Lösung des Problems gelegt, wie man auf hochgelegenen Hütten den Ausschank frischen Bieres gewährleisten könne. Noch gab es ja keine Bahn, die auf die Zugspitze führte, es musste alles von Mulis und Trägern nach oben geschafft werden.




*Postkarte, Mulitransport zum Münchner Haus, um 1906.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München



Am 19. September 1897 konnte die feierliche Eröffnung des Jubiläumshauses der Sektion München auf der Zugspitze mit einem Gottesdienst und Bollerschüssen gefeiert werden. Im Jahresbericht finden sich begeisternde Worte:

*»So steht es nun vollendet, der festgefügte Bau auf unseres Hochlands höchster Zinne, weit hinausschauend in die ferne Bergwelt und in die weite Ebene bis Franken und Schwaben, ein Zeugnis alpiner Thatkraft. Mögen Stürme ihn umtosen, Blitze ihn umzucken, Lawinen donnernd über seines Fusses Felsenflanken fegen – was ficht es ihn an? Wie in wirthlichem Heim zu Hause, so ist hier der Wanderer wohlig geborgen.«*

Das Wirtshaus auf dem Gipfel stand und die Gäste kamen – im ersten Jahr 1800, 1908 waren es 4100 und 20 Jahre später 115.000 Besucher. Die Befürchtungen der abgewanderten Mitglieder hatte sich zumindest für damalige Verhältnisse bewahrheitet.

Mit dem Bau des Meteorologischen Turmes, der direkt an das Münchner Haus geplant und gebaut wurde, wollte man in dem Bereich der wissenschaftlichen Erforschung der Alpen eine führende Rolle übernehmen. Das Observatorium auf der Zugspitze sollte die Lücke zwischen den Hochstationen auf dem Säntis in den Appenzeller Alpen (seit 1882) und dem Sonnblick in den Tauern (seit 1886) schließen. Die exponierte Lage der Zugspitze eignet sich besonders für die Messung von unverfälschten Feuchte-, Wind- und Bewölkungsdaten in der freien Atmosphäre. Um die Klimadaten kontinuierlich zu erheben, ist die Wetterstation seit dem 19. Juli 1900 mit einem ständigen Beobachter besetzt. Als erster und wohl bekanntester Wetterwart ist Joseph Enzensperger zu nennen. Er verbrachte ein ganzes Jahr auf dem Gipfel, seine einzige Verbindung zur Außenwelt bestand im Winter in regelmäßigen Telefonaten. Die Gemeinde Gar-




*Postkarte, Richtfest Meteorologischer Turm am Münchner Haus, 1899.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München




*Postkarte, Zugspitze, um 1900.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

misch-Partenkirchen verstand es bereits zur Jahrhundertwende ausgezeichnet sich zu vermarkten, indem die Wetterstation kostenlose Lieferungen von Holz erhielt. Im Gegenzug wurde im täglichen Wetterbericht der Ortsname wiedergegeben und somit die Gemeinde in den großen Tageszeitungen (Frankfurter Zeitung oder Kölner Nachrichten) namentlich erwähnt.




*Postkarte, Bergführer Peter Lipf, um 1910.*
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

Schon die frühen Erschließer der Alpen nutzten die Dienste ortskundiger Bergführer und Träger. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts suchten immer mehr Alpinisten, aber auch unerfahrene Touristen das Gipfelglück. Deshalb wurden wegkundige Führer zunehmend notwendig, die mit ihrer Erfahrung und der entsprechenden Ausrüstung die nötige Sicherheit gewährleisten konnten. Für zahlreiche Männer in den Gebirgsorten ergab sich eine neue, zumeist lukrative Einnahmequelle.

Nach seiner Gründung nahm der Deutsche Alpenverein sich der Organisation des Bergführerwesens an und sorgte mit regelmäßigen Lehrkursen für die Ausbildung der Bergführer. Für Unglücks- und Notfälle wurde zudem eine Führer-Unterstützungskasse eingerichtet. Die Teilnehmer der so genannten Führerlehrkurse wurden durch eine strenge Auswahl durch die Sektion München bestimmt. Der erfolgreiche Abschluss berechtigte dazu, als autorisierter Bergführer zu arbeiten. 1873 wurden die Regularien dann in einer Bergführerordnung erlassen. In dieser Ordnung waren unter anderem die erlaubten Tarife für jede Tour festgelegt sowie die mitzuführenden Ausrüstungsgegenstände genannt. Führerbuch und Bergführerabzeichen dienten als behördliche Autorisierung. Des weiteren waren Seil und Pickel, Verbandszeug für Erste-Hilfe-Maßnahmen und Schneeschuhe für Wintertouren mit sich zu führen. Zu dem Aufgabengebiet der Bergführer gehörte neben der Suche nach Vermissten auch die Bergung verunglückter Bergsteiger. Schon um 1900 hatte der Alpenverein erste Rettungsgruppen organisiert und »Meldestellen für alpine Unfälle« eingerichtet.

Die Sektion München hatte in den ersten dreißig Jahren des Engagements auf der Zugspitze viel bewegt, vor allem um auch weniger geübten Bergsteigern und Touristen die Möglichkeit zu geben, auf gesicherten Pfaden Deutschlands höchsten Berg zu besteigen.

Doch was hatte sich für die Bevölkerung in den Orten im Tal geändert? Erste Gäste gab es im Kainzenbad in Partenkirchen seit längerem. Früh besuchten auch Künstler das Werdenfelser Land, dessen Schönheit der Landschaft sie anzog und sie ließen sich für einen Teil des Jahres im Ort nieder. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen als neue Gäste die Sommerfrischler aus München hinzu und den Einwohnern von Partenkirchen und Garmisch erschlossen sich neue Erwerbsquellen: Bergsteiger nahmen gern die Dienste von Bergführern in Anspruch. Die Sommergäste übernachteten in privat vermieteten Zimmern oder in zentral gelegenen Gasthöfen, wie dem Husaren oder der Post. 1841 berichteten die Ortsstatistiken »nur« von 167 Gästen, vierzig Jahre später waren es bereits rund 3500 Übernachtungsgäste. Mit dem lang ersehnten Anschluss der beiden Orte an das Bahnnetz im Jahre 1889 und dem Anschluss an die Brennerbahn nach Innsbruck und Reutte 1912/13 stiegen die Urlauberzahlen rapide an. An den Gemeindegrenzen entstanden seit der Jahrhundertwende luxuriöse Hotels, große Kliniken und aufgelockerte Villenviertel, die dem gehobenen Anspruch der Gäste gerecht wurden. Besonders deutlich wird der Wandel im Wirtschafts- und Sozialgefüge bei der Betrachtung der von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung, deren Anteil im frühen 19. Jahrhundert bei 81% lag und 1912 auf 6% geschrumpft war.



Die Einwohner lebten inzwischen von den Dienstleistungen, die der Tourismus in die Orte mit sich brachte.

**Bau der Bergbahnen**

Um den Fremdenverkehr zusätzlich anzukurbeln, wurden erste Pläne entworfen, die Zugspitze mit Bergbahnen zu erschließen. Da möglichst viele Menschen ohne größere Mühen in den Genuss von Gipfelpanoramen kommen sollten, setzte sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts der Bau von Bergbahnen durch. Als erste Zahnradbahn eröffnete 1871 die Rigibahn in der Schweiz. Gezielt wurde das alpine Massenverkehrsmittel eingesetzt, um das touristische Angebot in den Alpen zu erweitern.

Auch in Deutschland gab es Pläne, die Zugspitze durch den Bau einer Bergbahn zu erschließen und den Fremdenverkehr zu beleben. 1899 lehnte die bayerische Regierung das erste Konzessionsgesuch noch mit der Begründung ab, *»da das Verkehrsbedürfnis für eine solche Bahn in keiner Hinsicht einen solchen Schritt erfordere«*. Die Meinung wurde schnell revidiert und weitere kühne Pläne entworfen, zum Beispiel wurde der Bau einer Standseilbahn mit einer 66prozentigen Steigung in Erwägung gezogen. In den frühen Planungen meldeten sich die Naturschützer noch nicht zu Wort. 1907 entsandte die Sektion München sogar noch ihren 1. Vorsitzenden in das Komitee zum Bau einer Zugspitzbahn und hält im Jahresbericht fest:

*»wenn überhaupt eine Bergbahn in Bayern, eine Bahn auf die Zugspitze Sinn und Zweck hat, welche angesichts ihrer eigenartigen Lage an anderer Stelle überhaupt nicht zu gewinnende Einblicke in die Bergwelt [...] bietet.«*

In einer Sitzung des Fremdenverkehrsvereins und dem bayerischen Hochland wird ein zusätzlicher Grund genannt:

*»Eine solche Bahn auf den höchsten Gipfel des Deutschen Reiches würde einen mächtigen Anreiz zum Besuche Bayerns, seiner Hauptstädte wie unserer Gegend bewirken, wobei die, viele Norddeutsche zur Fahrt veranlassend, nationalen Gefühle nicht gering zu veranschlagen sein werden.«*



*Postkarte, Tiroler Zugspitzbahn, 1926.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch Partenkirchen

Obwohl die Rentabilität einer Zugspitzbahn nicht in Frage gestellt wurde, gab es Probleme die aufwendigen Projekte zu finanzieren. Inflation und schließlich der erste Weltkrieg verhinderten immer wieder die Realisierung einer Bergbahn. In den 1920er Jahren wandte sich der Alpenverein dann immer schärfer gegen den Bau einer Zugspitzbahn. Als ein Grund wurde angeführt:

*»Wir lehnen sie ab, weil sie dem Gebirge die Größe und Erhabenheit nehmen. Wir lehnen die Bergbahnen ab, weil sie Menschen hinaufbringen, die keine Fühlung mit den Bergen haben, und weil das böse Beispiel des Wettersteins bald überall Nachahmung finden wird.«*

Von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, gründete sich 1923 die ›Österreichische Zugspitzbahn AG‹. Nach nur vierzehnmonatiger Bauzeit konnte im Sommer 1926 die österreichische Seilschwebebahn den Betrieb aufnehmen. Technische Neuerungen ermöglichten den Bau von Bergbahnen, die unwegsamere Geländeabschnitte überbrückten. Bei der Tiroler Zugspitzbahn war es möglich, eine kurze, aber sehr steile Trassenführung zu wählen. Der Bau hatte in alpinen Kreisen große Entrüstung ausgelöst, verhindert werden konnte er jedoch nicht. Die Tiroler Landesregierung sah eine wirtschaftliche Belebung der Region und erhoffte sich neben der vermehrten Nutzung der Mittenwaldbahn auch eine Belebung des Wintertourismus. Ein Sprecher der Sektion Reutte begrüßte den Bau der Zugspitzbahn und äußerte, dass die Zugspitze bereits Ziel des Massentourismus sei und dass das Projekt keine wesentliche Naturschutzinteressen gefährde.

Der Werdenfelser Anzeiger in Garmisch-Partenkirchen beschrieb die österreichische Bahn polemisch als »Schildbürgeridee«, da mit diesem Behelfsmittel nicht der prognos-







*Bild oben:*
*Tunnelvortrieb zwischen Riffelriss und Schneefernerhaus.*
*Bild Mitte:*
*Bayerische Zugspitzbahn am Riffelriss, 1930.*
*Bild unten:*
*Unterkunftshütte, 1929.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch Partenkirchen

tizierte Massenansturm befördert werden könne. »Bayern hat das Wettrennen um diese Bahn verloren!« konterten die Innsbrucker Nachrichten. Das hochalpine Ziel erfuhr im ersten Betriebsjahr einen enormen Zuspruch, 53.000 Personen fuhren auf den Zugspitzkamm. Mit der Seilbahn änderte sich das Publikum auf der Zugspitze, nun kamen Gipfelstürmer bequem auf die Zugspitze und raubten ihr scheinbar die vermeintlich letzte Idylle.

Angespornt vom österreichischen Vorsprung wurde am 1. April 1928 auf deutscher Seite einem Konsortium die Konzession zum Bau einer Zahnradbahn auf die Zugspitze erteilt. Einwände den Naturschutz betreffend, die der Alpenverein zum wiederholten Mal protestierend äußerte, wurden ignoriert. Der Eröffnungstermin der Zahnradbahn sollte mit den Oberammergauer Passionsspielen 1930 einher gehen, um den Besucherstrom, der ins Werdenfelser Land kam, kommerziell zu nutzen.

Nach nur einem Monat waren die notwendigen Vermessungsarbeiten durchgeführt und im Juli 1928 konnte der Bahnbau beginnen. Als erstes wurde die Bahnlinie im Tal, die Reibungsbahn, von Garmisch nach Grainau in Angriff genommen. Die Strecke zwischen Grainau über den Eibsee bis zum Schneefernerhaus führt die Zahnradbahn auf eine Höhe von 2650 m und überwindet dabei Steigungen von bis zu 25%. Eine technische Meisterleistung war der Bau des Tunnels von 4453 Metern Länge bei 1010 Metern Höhenunterschied. Die Bauzeit des gesamten Bahnprojektes sollte nicht länger als 16 Monate dauern. Nur mit einer geschickten Neuerung war es möglich, die errechnete Bauzeit des Tunnels zu verkürzen. Aufgrund der intelligenten Streckenführung, zwei Kehren verlaufen sehr nahe an der Wand des Felsmassivs, konnte der Tunnelvortrieb an fünf Stellen gleichzeitig beginnen. Bislang war es im Tunnelbau üblich, am Anfang und am Ende des Tunnels mit den Arbeiten anzufangen. Nun wurde erstmals an zwei Fenstern mitten im späteren Tunnel mit den Sprengarbeiten von außen begonnen und jeweils von Mündung zu Mündung gearbeitet.

In zwei direkt an der Gebirgswand klebenden Kavernen, den so genannten Schwalbennestern, waren die Tunnelarbeiter während der Arbeitswochen in engen Räumlichkeiten untergebracht.

In dem äußerst strengen Winter 1928/29 war es selbst für erfahrene Alpinisten schwierig, Steige zu sichern, Material zu transportieren und die Arbeiten entsprechend des Zeitplans durchzuführen. Die Hilfsseilbahnen vom Riffelriss zu den Fenstern erleichterten den Transport von Baustoffen und Personen. Zeitweilig waren bis zu 2500 Arbeiter an dem Großprojekt beschäftigt, deren Losung »Männer machen Meter« hieß. Auch die Unglücksfälle im Juni und Dezember 1929 stoppten den Vortrieb nicht. Nach anderthalb Jahren Bauzeit gelang am 8. Februar 1930 der Tunneldurchbruch.

Die feierliche Eröffnung der Zahnradbahn fand fünf Monate später am 8. Juli 1930 statt. Journalisten aus aller Welt berichteten über das Ereignis. Im damals noch provisorischen Bau des Schneefernerhauses gab es zum Festessen Forellen, die lebend in Behältern den Berg mit der Bahn hinaufgeschickt worden waren.

Die Gäste der Zahnradbahn kamen auf dem im Berg errichteten Bahnsteig im Schneefernerhaus, Deutschlands höchstgelegenem Hotel, an. Von der Einweihung am 20. Januar 1931 berichteten die Tageszeitungen deutschlandweit. Als zehn Tage später auch die Gipfelseilbahn vom Schneefernerhaus in Betrieb genommen wurde, war die Zugspitzbahnkette geschlossen. Zuvor musste der Mittelgipfel, ein »unbedeutender Felskopf« weggesprengt werden, um Platz für die Gipfelstation und Aussichtsterrassen zu schaffen.

Mit der Eröffnung des Schneefernerhauses, dem Hotel über den Wolken, war die Ruhe und die Bergidylle auf der Zugspitze endgültig vorbei. Als Luxushotel geplant, bot es in den Anfangsjahren für Gäste aus aller Welt ein einzigartiges Reiseziel mit vielfältigen Attraktionen. Zum Osterprogramm des ersten Jahres gehörten Vollmondfahrten zum Gipfel ebenso wie Modenschauen oder Glühweinbowle im Münchner Haus.

Um Touristen anzulocken, wurden Polarhunde und Rentiere auf dem Gletscher angesiedelt. Die Polarhunde zogen Schlitten zu Ausflügen und Gletscherfahrten auf dem Zugspitzplatt. Die Skifahrer vergnügten sich auf dem Schneeferner beim Skijöring hinter Rentieren aus Norwegen. Die Rentiere vertrugen das Klima jedoch nicht und fanden, zum Teil im Tierpark Hellabrunn in München, ein frühes Ende.

Ursprünglich war das Hotel Schneefernerhaus als eine sehr viel größere Anlage geplant. Aufgrund finanzieller Engpässe konnte jedoch nur eine kleinere Variante verwirklicht werden.



*Gipfelstation Schneefernerhaus, 1931.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch Partenkirchen

Das Schneefernerhaus warb für die Ausstattung seiner 46 Zimmer mit 73 Betten mit dem Slogan der »schlichte[n] Eleganz«. Einige der Räume waren mit Bad ausgestattet, alle Zimmer hatten Doppelfenster und -türen, Dampfheizung, Waschbecken sowie eine Fernsprechanlage und eine Lichtzeichenanlage, um das Personal geräuschlos auf die Wünsche der Gäste aufmerksam zu



*Restaurant Schneefernerhaus, 1930.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch Partenkirchen




*Bild oben:*
*Prospekt, um 1935.*
Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen
*Bild Mitte:*
*Prospekt, 1939.*
Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen
*Bild unten*
*Joachim Henel, um 1935.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch-Partenkirchen

machen. Das Hotel gehörte »mit seiner Größe und Bequemlichkeit« zu den Attraktionen der Zugspitzbahn und »übertrifft die Berghotels in den Schweizer und italienischen Alpen«.

Frühe Werbemittel im Fremdenverkehr waren neben Annoncen und Prospekten Plakate und Postkarten. In den 1920er Jahren erschien eine Flut von Veröffentlichungen. Viele der Hotelprospekte warben insbesondere mit dem Motiv des Liegestuhls auf den Aussichtsterrassen der Hotels, der bis heute Erholung bei einem ausgiebigen Sonnenbad symbolisieren soll.

Der von Joachim Henel (1883-1953) entworfene Werbeprospekt für das Schneefernerhaus sollte offensichtlich eine solvente Klientel ansprechen, wie sie das porträtierte Paar mittleren Alters idealer weise darstellt. Die Deutsche Reichsbahn setzte zudem Sonderfahrten ein, um zusätzliche Gäste in die Region zu locken. Nach Garmisch-Partenkirchen kamen im Jahre 1931 Sonderzüge aus Schwerin mit 800, aus Cottbus mit 750 und aus Leipzig mit 1200 Personen.







**Skifahren auf der Zugspitze**

Seit Anfang der 1890er Jahre erwachte das Interesse vor allem der Münchner sportbegeisterten Touristen am Skisport und sie kamen mit wachsender Begeisterung ins Werdenfelser Land und auch auf die Zugspitze, obwohl die Zugspitze kein typischer Skiberg mit einer berauschenden Gipfelabfahrt ist.

Die ersten Skiwettbewerbe fanden in Garmisch-Partenkirchen 1902 statt, zwei Jahre später fuhr der erste Wintersportzug von München nach Garmisch. Stützpunkt für die Skifahrer auf der Zugspitze war die Knorrhütte, hier starteten die Skitourengeher auf den Schneeferner. Das breite Interesse am Wintersport erwachte durch die wachsende Zahl der Wettkämpfe, wie der Deutschen Skimeisterschaft (1914).

Die Hoteliers scheuten sich nicht, die Region als das deutsche St. Moritz zu betiteln, und so um Gäste des in Mode kommenden Wintersports zu werben. Die Skifahrer und Bergsteiger verkörperten mit ihrer sonnengebräunten Haut ein neues Schönheitsideal und versprachen Elan, Jugend und Kraft.

In den 1920er Jahren kamen neue Besuchergruppen in die Region, da erstmals weite Teile der Bevölkerung einen regulären Urlaubsanspruch hatten. Reichsbahn, Autobusunternehmen und Reisebüros boten verstärkt preiswerte Urlaubsreisen an. Die großen Hotels klagten über Umsatzrückgänge. Ferienheime hingegen hatten mit günstigen Übernachtungsmöglichkeiten einen regen Zulauf zu vermelden. Mit dem Bau der Kochelbergschanze (1924), der Bahnen auf das Kreuzeck (1926) und den Wank (1929) sowie der Zahnradbahn in den 1930er Jahren sorgte der Ort weiterhin für mehr Attraktivität. Die Infrastruktur wurde durch die Olympischen Spiele 1936 entscheidend verbessert, unter anderem durch den Bau der Sportstätten (Skistadion, Eisstadion, Bobbahn) aber auch dem Ausbau der »Olympiastraße« als direkte Verbindung für den stärker werdenden Autoverkehr aus München.

Mit der Zahnradbahn änderte sich auch der Skibetrieb auf der Zugspitze: unternehmungslustige Skifahrer kamen, um Rennen zu fahren oder die Schönheit der Natur bei Touren auf dem Platt zu genießen.

Zu Ostern trug der Skiclub ›Zugspitzferner‹ seine jährlichen Wettkämpfe um den Zugspitzpokal aus. Ab Oktober waren die Fahrten häufig bis in den Juni hinein möglich. Mit der Eröffnung der Zahnradbahn und des Schneefernerhauses wurde das Zugspitzplatt als ideales Skigebiet entdeckt. Im Winter 1946 bauten die Amerikaner den ersten Schlittenlift, der allerdings nur einen Winter benutzt werden konnte. Der Sonnenkarlift, der erste Skilift der Bayerischen Zugspitzbahn, wurde 1949 eröffnet und war bald überlastet, so dass 1956 und 1960 weitere Lifte folgten.

Die Zugspitze ist im Wesentlichen seit den 1930er Jahren erschlossen. Die Errichtung von weiteren Liften, einer Seilbahn vom Eibsee, aber auch diversen Häusern und technischen Innovationen wie den großen Richtfunkantennen, zollte im Wesentlichen den gestiegenen Anforderungen Respekt. Die alpinen Verbände haben spätestens seit dieser Zeit ihren richtungsweisenden Einfluss verloren – durch die Anreise mit dem Auto und der Eisenbahn entwickelte sich eine neue ganz eigene Dynamik. Die Freuden der Erschließung wichen der Furcht vor den Folgen der Übererschließung.




*Prospekt, um 1935.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch-Partenkirchen



*»Drei Grazien im Schnee«, um 1935.*
Bayerische Zugspitzbahn AG, Garmisch Partenkirchen



*Osterrennen, am Zugspitzplatt.*
Bayer. Zugspitzbahn AG, Garmisch-Partenkirchen

**Faszination Zugspitze**

Garmisch und Partenkirchen galten im Verhältnis zu den angrenzenden Gebirgsorten als besonders reizvoll. Die durch den Alpenverein und vor allem durch die Sektion München initiierten Erschließungen, die mit dem Bau von Wegen und Hütten im Wettersteingebirge in der Mitte des 19. Jahrhunderts begannen, brachten erhebliche Veränderungen für das Werdenfelser Land mit sich. Die Zugspitze als höchster deutscher Gipfel hat über einen langen Zeitraum hinweg unterschiedlichsten Interessen standhalten müssen. Sie kann mit vielfältigen Facetten wie kaum ein anderer Gipfel in den Alpen aufwarten, mit einem dichten Nebeneinander von unberührter Bergnatur und Aussichtsterrasse, Wanderwegen, Klettersteigen und Wintersportrummel.

Nicht zuletzt durch engagierte Hüttenpächter wie Charly Wehrle, der seine Gäste auf der Reintalangerhütte mit bayerisch-nepalesischen Hackbrettmelodien erfreut, steigerten sich die Besucherzahlen auf den Alpenvereinshütten seit den 1980er Jahren.

Einen Besucherrekord in jüngerer Zeit erlebten die Gemeinden rund um die Zugspitze im Anschluss an die Öffnung der innerdeutschen Grenze 1989. Der höchste Berg Deutschlands wurde zu einem der wichtigsten Reiseziele der Menschen aus den neuen Bundesländern.



*Kabinettsitzung des Bayer. Landtags 2002.*
dpa



*Die Reintalangerhütte.*
Charly Wehrle, Ohlstadt

Die Zugspitze ist und war immer wieder Schauplatz von Superlativen und waghalsigen Darbietungen. Man denke nur an die Hochseilartisten, die auf einem Seil zwischen dem Ost- und dem Westgipfel balancierten, der Flugzeuglandung auf dem Schneeferner oder dem St. Johannser, dem Barfussläufer, der jedes Jahr hinaufläuft. Die Zugspitze ruft bei jedem von uns ganz bestimmte Assoziationen, Gedanken, Gefühle und Stimmungen hervor.

Top of Germany – mit ihrer Würde, Erhabenheit und Überlegenheit schmücken sich gern Politiker und Prominente aus aller Welt. Sie alle nutzen die Zugspitze, um sich an diesem Schauplatz publikumswirksam in der Öffentlichkeit zu präsentieren, wie die 2002 stattgefundene Kabinettsitzung, mit der die CSU einige Tage vor der Landtagswahl in allen großen nationalen Zeitungen vertreten war. Man wollte mit diesem außergewöhnlichem Treffen zeigen, wo sich die Partei sieht, nämlich ganz oben und selbstverständlich in Deutschland und nicht nur in Bayern.

Auf der letzten Weltausstellung, der EXPO 2000, stellten sich die einzelnen Bundesländer im Deutschen Pavillon mit einem ausgewähltem Objekt dar, das auf bedeutende historische Ereignisse oder technische Leistungen verwies, beispielsweise die Berliner Mauer oder die Gutenbergbibel. Mit einem Felsbrocken von der Zugspitze präsentierte sich das High-Tech Land Bayern. Unter dem Motto »Bayern – Deutschlands Spitze« sollte die Verbindung von neuen Technologien und Naturschönheit deutlich gemacht und die Innovations- und Gestaltungskraft dokumentiert werden.

Auch die Werbung greift die Zugspitze als Motiv immer wieder auf. Jüngstes Beispiel ist das Gipfelfoto, mit dem einer der weltweit größten Handelskonzerne in seiner Imagekampagne wirbt. Mit witzigen Anspielungen wird die Unternehmensgröße, in diesem Fall 1744 Märkte, kommuniziert. Die Metrogruppe wählte das Motiv Zugspitze aus, weil es eine brillante Szenerie mit einem hohen Wiedererkennungswert hat.




*Bild links: Werbemotiv, 2002.*
Metro Group
*Bild unten: Zugspitzgipfel, 2003.*
Foto: Claudia Richartz-Sasse

Bis heute schafft die Zugspitze den einmaligen Spagat zwischen Tradition, Lifestyle und Wissenschaft – und sie zieht die Massen an. Sei es um die ruhige Bergwelt zu genießen, um an der Leiter vom Klettersteig im Höllental Schlange zu stehen oder um zu lauten Beatklängen auf dem Snowboard den Hang hinunterzuwedeln.



**Quellen**:
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München;
Bayerische Zugspitzbahn AG;
Bibliothek des Deutschen Alpenvereins, München;
Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen;
Sektion München des Deutschen Alpenvereins, Protokollbücher und Bildarchiv;
Tiroler Landesarchiv;
Werdenfelsmuseum Garmisch-Partenkirchen

# Gipfelsalat

## Anmerkungen eines Satirikers zur alpinen Folgerichtigkeit

VON FRANZ XAVER WAGNER



*Dem Satiriker verschlug es oft den Atem und die Sprache, das Herz ging ihm auf.*
Alle Fotos, falls nicht anders angegeben, vom Autor

WIE KOMMT MAN überhaupt zum Bergsteigen? Wie wird man ein Bergsteiger? Wie gelangt man hinauf zu den strahlenden Höhen? Nun, man kann sich Bücher kaufen. Man kann an Kursen teilnehmen. Man kann dem Alpenverein beitreten. Oder sich von guten Freunden in die Bergsteigerei einführen lassen.

Man kann aber auch auf all das verzichten, wie ein Bekannter von mir, der alles gern selber durchzieht. Ich nenne ihn hier mal Ulli. Der hat vor zwanzig Jahren beschlossen, mit seiner Frau Eleonora zusammen die 1. Bergtour zu machen. Zu diesem Zweck setzten sie sich in München in ihr Auto und fuhren südwärts, ins Gebirg.

**Alpines Roulette**

Die Richtung stimmte und Berggipfel waren auch bald in der Nähe. Nun brauchten sie nur noch einen Lotsen zu einer Tour. Das war leicht: Damals trugen alle Bergsteiger rotkarierte Hemden. Einem Auto, in dem so bekleidete Wesen saßen, fuhren die beiden Anfänger nach. Und es klappte. Sie kamen zu einem Parkplatz, stiegen aus, und folgten den Rotkarierten. In gehörigem Abstand, versteht sich. Denn Ulli und Eleonora wollten ja selbständige Bergsteiger werden.

So gut sich die Geschichte hier liest, sie ging letztendlich schief. Denn die Verfolger waren den Voraussteigenden in keiner Weise gewachsen, weder was die Geschwindigkeit anbetraf, noch hinsichtlich der Fähigkeiten, welche zur Überwindung des Geländes erforderlich waren. Schließlich verloren sie den Anschluss und kehrten nur unter größten Widrigkeiten zu ihrem Parkplatz zurück.

Das alpine Scheitern von Ulli und Eleonora vor zwanzig Jahren war folgerichtig und nachhaltig. Sie wichen künftig jedem Berg großräumig aus. Rotkarierte Hemden hassten sie fortan! Ihre Aversion war so stark, dass sie sich auf Rotkariertes schlechthin ausweitete. Sie rissen in Biergärten zornbebend Decken mit diesem Muster von den Tischen, zerstachen ebensolche Bettbezüge in den Hotels und veranstalteten ein Pfeifkonzert in der Oper »Hänsel und Gretel« von Engelbert Humperdinck: Die Schürze der singenden Hexe war nämlich – rotkariert.

Angemerkt sei zu dieser Geschichte erstens, dass heute sehr ernste Forschungen betrieben werden, welche nachweisen sollen, dass die Größe des Hemdkaros einen nicht unwesentlichen und durchaus messbaren Einfluss auf die Aufstiegsgeschwindigkeit des Hemdträgers habe.

Und zweitens, dass diese Geschichte natürlich nicht darstellen konnte, »wie man zum Bergsteigen kommt«. Sondern sie zeigt, wie man kein Bergsteiger wird. Aber wie wird man einer?

**Griesnerkar**

Bei mir war das so: Ich hatte den guten Freund, der einen mitnimmt. Ich hatte sogar mehrere. Der eine, der Theo, ging mit mir ins Griesnerkar im Wilden Kaiser. Im frühen Sommer, genau zu der Zeit, wo (damals) keine Skifahrer mehr vorhanden und die Bergsteiger noch nicht da waren. Wir waren also allein. Mit ein paar Gämsen.

Und mit der (geschlossenen) Fritz-Pflaum-Hütte. Dem schönsten Logenplatz alpiner Welten. So empfand ich es. Steile Schneeflanken rundummadum, die weißen Wolkenbällchen zum Greifen nah über uns. Traumhaft zum Rasten und Schauen.

Aber, da war noch was. Da war ein Drang, etwas zu unternehmen. Man müsse da doch irgendwo hinauf, dachte es in mir. Und mein mich mitnehmender Freund, dem ich das sagte, der meinte, dieser in mir entstandene Wunsch markiere den Zeitpunkt meines Eintritts in den Kreis der Alpinisten.

Wir gingen dann auch »irgendwo hinauf«, nämlich in Richtung »Schönwetterfensterl«. Man müsse da doch noch weiter hinauf, sagte ich. Ja, so sei es beim Bergsteigen, sagte der Theo, hinauf müsse man. Immer noch weiter hinauf! Das sei alpin absolut folgerichtig. Geradlinig müsse es nicht unbedingt sein. Aber folgerichtig. Hinauf müsse man!

Es wurde jetzt aber steiler. Der Schnee war hart, die Gefahr abzurutschen kaum auszuschließen. So sei es halt beim Bergsteigen, sagte der Theo. Nicht mit mir, dachte ich, setzte mich auf meinen Rucksack und rutschte in die Tiefe.

Das war fast wie Selbstmord aus Angst vor dem Tod. Aber ich überlebte den steilen Rutsch und der Theo auch. Jahre später, als ich, inzwischen erfahren, zum x-ten Mal im Frühjahr mit Ski ins Griesnerkar zog, konnte ich noch genau benennen, an welcher Stelle mein Rucksack damals mit meinem lädierten Hinterteil zum Stehen gekommen war.

**Gran Paradiso**

Der nächste, der mich mitnahm ins Gebirg, das war der Hans, der »König der Westalpen«. Es hieß, er kenne alle Stege und Wege und Spuren, und seine Begleitung sei ein Garantieschein für das unversehrte Erreichen des alpinen Zieles. Und für dergl. Rückkehr.

Meinen ersten Skiviertausender wollte er mir ermöglichen (nach gerade erst absolviertem Skikurs meinerseits), und er hatte den Gran Paradiso ausgewählt. Wir übernachteten auf dem Rifugio Vittorio Emanuele II, zusammen mit mehreren tausend anderen Skibergsteigern. So empfand ich es wenigstens. Aber der Hans meinte, die Vielzahl der Mitbesteiger spiele für uns keine Rolle: Er werde den Aufbruchszeitpunkt so früh ansetzen, dass die anderen alt aussähen und nur noch hinter uns her gucken könnten.

Wir kämpften uns nächtens aus dem schnarchenden Knäuel aus der Hütte heraus und brachen auf. Ich ging dabei davon aus, dass der Hans auch im zittrigen Schein der Stirnlampe die richtige Spur legen würde. Nach zwei Stunden waren wir nach meiner Einschätzung »auf einem Vorgipfel des Paradiso« und machten Brotzeit. Es

*Es werden Forschungen betrieben, welche nachweisen sollen, dass die Größe des Hemdkaros Einfluss auf die Aufstiegsgeschwindigkeit habe.*



wurde schon ein wenig hell, aber das Rifugio unten lag scheinbar noch in stiller Ruh.

We are the Champions, dachte ich, die Schlafmützen da unten lassen sich zuviel Zeit. Da blinkte das erste Stirnlampenlicht vom Hüttenvorplatz herauf, dann das zweite, das dritte, und so weiter. Und so weiter. Und hunderte und tausende. Egal, meinte der Hans, wir seien voraus, uneinholbar.

Die Lichter formierten sich und schlugen bergwärts eine Richtung ein. Aber die Richtung war nicht die, die wir gegangen waren. Die anderen gingen entschieden woanders hin. Ha, meinte der Hans, sie würden ihren Irrtum bald bemerken.

Um es kurz zu machen: Der Irrtum lag bei uns. Wir waren falsch gegangen. Der Hans hatte in Richtung Tresenta gezielt und nicht auf den Gipfel des Gran Paradiso. Um den zu erreichen, mussten wir abfahren und weit hinter den tausend anderen neu aufsteigen.

Wir taten das und wir – da beißt sich die Lehre von der alpinen Folgerichtigkeit ironisch in den eigenen Hintern – wir waren schließlich Stunden später auf dem Paradisogipfel ganz allein. Die anderen waren alle schon wieder weg.

Wir, der offensichtlich übersprungsglückliche Hans und ich, saßen in 4061 m Höhe neben der Gipfelmadonna und grinsten uns an. Ehrlich: Wenn ich nicht schon von Haus aus ein Satiriker gewesen wäre, in diesem Augenblick wäre ich einer geworden. Aber: Nun hatte ich auch den Salat, den Gipfelsalat! Ich wurde infiziert und war fortan süchtig. Süchtig nach der Beschaulichkeit an den Flanken der Berge und auf ihren Gipfeln.

*Manche Bergsteiger fanden es am gemütlichsten, wenn sie eine Hütte erreichten, wo die gleiche Stimmung herrschte, wie auf dem Oktoberfest.*



**Beschauliche Gemütlichkeit**

Mit der alpinen Beschaulichkeit ist es indes so eine Sache. Sie hat viel mit Gemütlichkeit zu tun, und damit ergeben sich definitorische Schwierigkeiten. Ich habe Bergsteiger kennengelernt, die es am gemütlichsten fanden, wenn sie eine Hütte erreichten, in deren Aufenthaltsraum die gleiche Stimmung herrschte, wie in einem Oktoberfestzelt um zehn Uhr abends. Und wenn das Matratzenlager dann noch dichtgedrängt, unruhig, kicherig und schnarchig war – dann sprachen sie von »dem Gipfel an Gemütlichkeit«. Und sie meinten es nicht satirisch.

Diese »alpinen Situationen« scheute ich, wie andere Steinschlag, Lawinen und Gewitter. Schlechtes Wetter aber, im Verbund mit leeren Hütten, weckte in mir den Philosophen. Zelt und Biwaksack im Gebirge sowie »abartige Jahreszeiten« erfüllten mir Aussteigerträume und verschafften mir den berühmten Punkt außerhalb, von dem aus ich meine Alltagswelt aus den Angeln heben konnte.

Noch ein Wort zur »Gemütlichkeit«. Im Österreichischen Fernsehen läuft sonntags eine Reihe, in der ein gewisser Harry seine »liabsten Hütt'n« vorstellt. Dabei ist viel von Gemütlichkeit und gutem Essen die Rede. Der Moderator führt aber genau das Gegenteil vor. Kaum ist er in der Hütte drin, hat zwei Sätze mit dem Hüttenwirt gesprochen und einen Löffel von dessen köstlicher Suppe gegessen – dann ist er auch schon wieder draußen, muss weiter. Zur nächsten Hütte.

**Draußen sein**

Dieses hektische rein-raus meine ich nicht, wenn ich jetzt das hohe Lied des Draußen-sein anstimme, welches mich Jahrzehnte bestimmt hat. In meiner Familie hat es sich, von meinem Vater ausgehend, wie



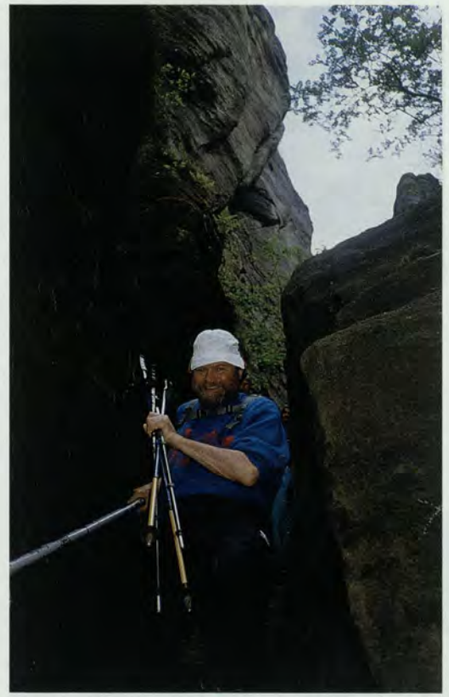
ein Virus verbreitet. Meine Schwester betritt keine Hütten und Gasthöfe. Lieber verhungert sie. Mein Sohn trifft sich auch heute, vierzig Jahre alt, mit mir nur, wenn man »draußen sitzen« kann. Und meine Tochter fuhr jahrelang freiwillig und ohne Not viele Kilometer zu ihrem Gymnasium jauchzend mit dem Fahrrad, bei jedem Wetter. Obwohl es einen guten Bus gegeben hätte. Ich selbst gehe heute schon öfter mal »ins Haus«. Wenn dann die am Hüttenfels turnenden Kinder meines Sohnes gefragt werden, wo der Opa sei, sagen sie, der Opa, der baue stark ab, der sei inzwischen mehr drinnen als draußen. Es gibt kein Wort, welches meine Enkel abfälliger aussprechen können, als dieses »drinnen«.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der Moderator der bayerischen Bergsteigersendung »bergauf-bergab« ausschließlich im Freien moderiert. Michael Pause flieht das Studio, wann immer es geht. Dabei kann es natürlich schon vorkommen, dass eine Sendung über, zum Beispiel, Grönland von einem Chiemgauer Hügel aus aufgemacht wird. Hauptsache, es ist »draußen«.

Apropos Grönland. Ich bin nie dort gewesen. Aber eine gute Freundin war mit einer Gruppenreise in dieser einmaligen Gegend. Nach ihrer Rückkehr hat sie mir alles Interessante erzählt. Wie sie gleich am Anfang der Reise eine unsympathische Mitreisende ertragen lernen musste, wie sie sich mit der immer gekabbelt hat, wie deren Unarten waren, deren ungerechte Auffassungen, die man nicht nachvollziehen könne! Dieses Grönland sei aber ansonsten trotzdem eine ganz akzeptable Gegend gewesen.

**Nordic-Walking ?**

Als ich neulich mittags zum Durchatmen auf den Münchner Olympiaberg ging, begegneten mir mehrere seltsame Gruppen. Die gingen, jeweils in Reihe, mit langen Skistöcken, wohlgemerkt: im Sommer. Manche hatten keine Stöcke. Bei einer Gruppe hatten alle keine Stöcke. Aber auch die ohne Stöcke machten die gleichen hektischen



*Seit dreißig Jahren ganzjährig mit Skistöcken im Gebirg. Der Autor im Elbsandstein.*

Armbewegungen, wie die anderen. Als ich meinem Begleiter erzählte, dass ich schon seit dreißig Jahren ganzjährig mit Skistöcken durchs Gebirge gehe (der Paradiso-Hans hatte es mich gelehrt), meinte der Begleiter: Dies hier sei aber etwas ganz Neues: Die Bewegungsart der Zukunft. Immer mit Stöcken. Auf meine Frage hinsichtlich derer ohne Stöcke sagte er, dies seien die einkommensschwächeren Teilnehmer. Das kann aber, meine ich, nicht sein. Beim Lebensmitteldiscounter habe ich Stöcke für 9,95 gesehen. Jeder kann daher mit Stöcken walken. Bis dann irgendwann diese Welle wieder vorbei ist. Dann wird man vielleicht wieder ausgelacht. Wie der Hans und ich vor dreißig Jahren. Und die alpine Folgerichtigkeit hat sich dann wieder einmal selbst gebissen.

**Gipfelsalat**

Verlassen wir das flache Walking und kehren wir dahin zurück, wo man hinauf muss (auffi muaß), zu den Berggipfeln. Die Zutaten zu meinem Gipfelsalat wurden zahlreich und vielfältig. Das ging von der




*Am Ende bestand der Gipfelsalat aus ganz genau eintausendzweihundertundfünfzig Gipfeln.*

grundsoliden Almwanderung bis zu so spinnigen Sachen, wie dem Teide auf Teneriffa, bestiegen an einem einzigen Tag, beginnend vom Meeresspiegel.

Bestimmte Blätter des Gipfelsalats waren einmalig, weil sehr schwierig, oder zu weit entfernt, oder aus anderen Gründen nicht zu wiederholen. Das Blaueis am Hochkalter mit Steinschlag und Armbruch der Gefährtin samt Rettung durch Raphael Hang und Sohn, das war so ein singuläres Ereignis.

Dagegen standen einige Hausberge mit hundert und mehr Besteigungen. Bemerkenswert ist dabei, dass jede dieser Wiederholungstouren etwas völlig Neues, Anderes war. Dem Satiriker verschlug es oft den Atem und die Sprache, das Herz ging ihm auf.



*Gipfelsalat: Die Zutaten wurden zahlreich und vielfältig.*

Schließlich, als die Hüftgelenke trotz Stockeinsatzes der ganzen Sache ein Ende machten, bestand der Gipfelsalat aus 1250 Blättern. Genau, aus eintausendzweihundertundfünfzig Gipfeln! Ich bin sicher, dass solches am Jüngsten Tag kräftig aufs Konto schlägt, denn fast auf jedem Kulminationspunkt stand ein Kreuz, und ich habe da hinauf viele Sünden abgebüßt.

**Alpines Panoptikum**

Schon früh begann ich, mit den bei meinen Touren entstandenen Dias »Vorträge« zu machen. Ich hatte das bei anderen gesehen. Manchmal gefiel es mir bei denen, oft auch nicht. Viele »Vortragende« beschränkten sich darauf, Bergbilder zu zeigen und dazu zu erzählen, was man auf den Bildern auch ohne jede Erklärung selbst sehen konnte.

Als Satiriker wollte ich das anders machen. Erstens versuchte ich, neben »schönen« auch »ausgefallene« Bergbilder zu zeigen. Zweitens äußerte ich zu den Bildern nie das, was die Zuschauer/-hörer erwarteten. Ich sagte kein einziges mal »Hier der Großglockner!«, wenn derselbe auf der Leinwand erschien.

Was herauskam, war eine Art alpines Kabarett, wie es bis dato außer Fritz März noch keiner gemacht hatte. Der hatte ein Dia-Gaudium auf Lager unter dem Titel »Einführung in die höhere alpine Genusslehre«. Fritz März aber durfte nicht mehr, weil er inzwischen 1. Vorsitzender des Alpenvereins geworden war. Absolut folgerichtig. Aber, durfte ich? Einige Freunde meinten, man werde mich rausschmeißen bei den Sektionen und mir noch einen Fußtritt hinterdrein geben!

Es kam anders: Die angeblich so martialisch ernsten Bergsteiger lachten erst aus vollem Herzen und dachten dann ausgiebig nach. Ich wurde weiterempfohlen und stand bald im Vortragsverzeichnis. Und auch die anfangs skeptische Ober-Vereinsführung auf der Praterinsel ließ sich überzeugen. Sogar Fritz März, der mit der Amtsübernahme vom satirischen Paulus zum Saulus mutiert war. Plötzlich war er wieder offen für die ironische »Bosheit aus Liebe zur alpinen Sache«.

Ich wurde eingeladen, beim einwöchigen Brixener Symposium 1984 den Schlussvortrag zu halten. Das war die Krönung meiner »alternativen Vortragsarbeit«: Der Hofnarr hatte das Schlusswort! Hinter Leinwand und Bühnenvorhang war schon das Abschiedsbuffet aufgebaut. Es duftete verführerisch! Aber vorher mussten sie über meine Gags lachen. Und das taten sie auch. Und, sie waren lauter Multiplikatoren. Ich konnte mich kaum retten vor Folgeaufträgen.

**»Neuzeitliche Entspannung«**

Clownerei sei für den Clown selbst meist nicht lustig, heißt es. Manchmal aber schon: Ich hielt auch alpine Vorträge bei Volkshochschulen. Die finden, wie schon der Name sagt, meist in Schulanlagen statt. Da gibt es mehrere Gebäude und viele Vortragssäle.

Angekommen auf dem Parkplatz der Schule in dem Städtchen, dessen Namen ich nicht verrate, suchte ich den Hausmeister. Ich fand ihn in seiner Wohnung vor dem Fernseher. Fußball. Auf meine Frage nach dem Vortragssaal sagte er, ohne sich zu mir umzuwenden: »Block B, 1. Stock, Saal 4.«

Da ging ich hin, schleppte meine Geräte rauf und baute auf. Außer mir war zunächst niemand da. Zehn Minuten vor dem angesetzten Beginn begannen Leute zu kommen. Die sahen unbergsteigerisch aus, gingen langsam und schwiegen. Jeder hatte eine aufgerollte Liegematte unter dem Arm. Der Saal wurde halbvoll. Als die Beginnzeit eine Viertelstunde überschritten war und mich keiner vorstellte, fing ich an.

Mein Thema hieß »Alpines Panoptikum«. Es lachte niemand während des Vortrags. Für mich ungewohnt. Und am Ende gab es keinen Applaus. Einer stand auf und fragte, ob denn eine Diskussion möglich sei. Ich bejahte. Aber es stellte niemand eine Frage. Und da gingen die Leute wieder, wie sie gekommen waren. Mit der Liegematte unter dem Arm.

Als ich meine Geräte wieder hinuntertrug, kam der Hausmeister, teilte das Ergebnis des Fußballspiels mit und fragte, wie's denn bei mir gewesen sei. »Mäßig,« sagte ich. »Na, da bin ich aber froh,« sagte der Hausmeister. »Drüben im Block C bei den Bergsteigern war's saumäßig. Da ist der Redner gar nicht gekommen!«

Ich nahm mir ein herumliegendes Faltblatt der VHS mit nach Hause. Das Thema in dem Saal, wo ich gesprochen hatte, hieß: »Neuzeitliche Entspannungsmethoden«. Dass mein Honorar pünktlich auf meinem Konto ankam, hielt ich trotzdem für absolut folgerichtig.



*Ich sagte kein einziges Mal »Hier der Großglockner!«, wenn derselbe auf der Leinwand erschien.*

**Hochland**

Über einen sehr geschätzten Arbeitskollegen, den Gustl, wurde ich Mitglied der Alpenvereinssektion Hochland. Das war damals eine reine Männersektion. Das heißt, sie nahmen keine Frauen als Mitglieder auf. Ich wusste das lange nicht, denn bei den Vortragsveranstaltungen und bei den Gemeinschaftstouren waren immer auch Frauen dabei. Warum konnten die nicht Mitglied werden? Keiner konnte mir das vernünftig beantworten. Man wolle das halt nicht, hieß es. Na ja, sie sagten es auf Münchnerisch: Mia meng hoit ned! Angeblich gilt eine solche Aussage in ganz Altbayern als nicht hinterfragbare Begründung.

Bei einer der Gemeinschaftstouren meiner Sektion zielten wir auf die Weißseespitze in den Ötztalern. Die erste Rast machten wir an der Gepatschalm. Dort gesellte sich eine aufgeweckte Geiß zu uns, welche sich als sehr anhänglich erwies. Bei unserem Aufbruch folgte sie uns und war, auch als es steil die Moräne hinaufging, nicht abzuschütteln. Beim Überqueren des bedrohlich wirkenden Gletscherbruchs sicherte sie sich, indem sie auf das zwischen unseren Leuten schleifende Seil trat.

Wir erreichten die unbewirtschaftete Rauhekopfhütte und blieben zwei Tage und zwei Nächte. Die Gegend war damals einsam und paradiesisch. Wir bestiegen die Weißseespitze, mit Geiß, und ließen es uns im Sonnenschein wohl sein («wellness« gab es noch nicht, aber wir hätten das sonst so genannt). Leider mussten wir nach der zweiten Nacht absteigen, denn die Verpflegung ging aus. Wir hatten zwar jede Menge Geißenmilch dabei. Aber keiner konnte melken. Auch unsere zwei Diplomingenieure nicht.

**Tiefengraber**

Bei der Gepatschalm, ihrem Zuhause, blieb die Geiß zurück. Der Gustl meinte, über das Geißenerlebnis müsse man etwas schreiben. An jedem Arbeitstag, mittags im Kasino, erinnerte er mich daran. Schließlich schrieb ich einen Artikel mit dem Titel »Unternehmen Gletschergeiß«. Der Gustl gab den Text an Dieter Seibert von der Zeitschrift »Der Bergsteiger«, und die druckten das. Für mich ein wichtiges Ereignis. Denn es war mein alpiner Erstling.

Wenig später lernte ich auf einer weiteren Tour mit dem Gustl einen Verleger kennen, welcher eine mit dem »Bergsteiger« konkurrierende Zeitschrift herausgab, den »Bergkamerad«. Der Verleger hatte zwar den Geißenartikel nicht gelesen, aber er warb mich (folgerichtig?) als Kolumnist an. Die Kolumne trug (nach mehreren anderen Namensversuchen) den Titel »Karl Tiefengraber« und erwies sich als äußerst langlebig. Sie schaffte es bis ins Literaturverzeichnis der Innsbrucker Dissertation von Irmtraud Dreßl-Kasy (im Nebenberuf Wirtin der Hochlandhütte im Karwendel), und Sandra Petrowitz erforschte die Einzelheiten der Tiefengraberschen Anatomie in einer Seminararbeit an der Universität Leipzig.

Erst nach drei Jahrzehnten konnte ich den Tiefengraber in Heft 6/2004 der Nachfolgezeitschrift ALPIN pensionieren. Weil Goethe immer Recht hat, ist es auch nicht ausgeblieben, dass sich »die böse Tat« fortzeugend vervielfältigt hat. Es sind vier Bücher daraus entstanden; nur das letzte davon ist unter dem Titel »Tiefengrabers Erzählungen« noch im Buchhandel zu haben.



*Beim Überqueren des Gletscherbruchs sicherte sich die Geiß, indem sie auf das schleifende Seil trat.*
Foto: Franz Nowak





*Alpine Beschaulichkeit hat viel mit Gemütlichkeit zu tun. Ausblick vom Ref. Albert 1.*

**Fazit**

Auf meinen »Gipfelsalat« bin ich stolz. Er zeigt meines Erachtens, dass es durchaus möglich ist, ein alpines Gericht aus Zutaten zu gestalten, welche kaum ein anderer zusammenmischen würde. Dass der Salat einigen, einigen wenigen nicht bekommt, ist kein Zufall, sondern folgerichtig.

Wenn man stolz ist, besteht immer die Gefahr, dass Eitelkeit daraus wird. Aber, der liebe Gott passt schon auf und sorgt dafür, dass man rechtzeitig ausrutscht.

Das letzte Mal bin ich ausgerutscht, als ich mir anmaßte, den erkrankten »Sicherheitspapst« Pit Schubert zu vertreten, auf dessen eigenen Wunsch zwar, aber gleichwohl vermessen. Es ging um den Eröffnungsvortrag bei einem Symposium von Toni Freudig in Pfronten im Allgäu.

Eine schöne Kirche steht da auf einer Anhöhe. Beim Luftschnappen vor der Veranstaltung wollten wir ihr einen Besuch abstatten, meine Frau und ich. Aber nur meine Frau ging in die Kirche hinein. Ich hatte anderes zu tun: Einer Plakatwand vor der Kirchenmauer strebte ich zu. Dort prangte, was meine Augen die ganze Zeit eifrigst gesucht hatten – ein Plakat mit meinem Namen!! Der liebe Gott muss die Eitelkeit erkannt haben, ich rutschte auf einer Eisplatte aus.

Doch dieser liebe Gott ist auch gnädig. Ich schlug zwar dermaßen hin, dass an sich komplizierte Arm- und Beinbrüche sowie ein veritabler Beckenbruch die Folgen hätten sein müssen. Jedoch nichts dergleichen passierte, ich war nur von oben bis unten kräftig geprellt.

Ohne Gips und Rollstuhl konnte ich den Symposium-Teilnehmern meinen »Gipfelsalat« servieren, in Vertretung des Sicherheitspapstes. Die alpine Folgerichtigkeit hatte diesmal nur ein bisschen gespaßt. In der folgenden Nacht erlaubte sie sich übrigens auch einen Spaß: Während der einzigen Stunde, welche mich die Prellungen schlafen ließen, träumte ich von einem Aufstieg mit Steigeisen auf das steile Kirchendach. Als ich oben am Kreuz ankam, reichte mir der liebe Gott die Hand, und mit der Linken gab er mir eine Schüssel. Und ER sagte: Hier hast du deinen satirischen Salat wieder. Wir brauchen solches hier oben nicht, mein Sohn.




# Alpine Geschichte

Helmut Schulze

Peter Danner

Ingrid Runggaldier Moroder

# Auf den Spuren von Oliver Perry-Smith

## Vor 100 Jahren gelang einem Amerikaner mit der Erstbesteigung des Teufelsturms die bis dahin schwerste Kletterei im Elbsandsteingebirge

VON HELMUT SCHULZE



*Begehung des Alten Weges am Teufelsturm am 12.05.1912 durch die Kletterer Straßberger, Pötzsch, Spiegel, Boden, Schneider, Semig, Petters, Kunze vom Kletterklub »Mönchsteiner Pirna 1898«.*
Foto: Richard Pötzsch (Archiv Karl Däweritz)

VOM WESTALPENAUFENTHALT schickte Oliver Perry-Smith anno 1906 eine Ansichtskarte des Matterhorns nach Dresden. Mit Tinte hatte er eine Linie durch die Nordwand gezeichnet und seinen Seilgefährten Rudolf Fehrmann aufgefordert, sofort nach Zermatt zu kommen, um die Route zu klettern. Welch kühner Gedanke! Diesen in die Tat umzusetzen blieb allerdings den Münchner Brüdern Franz und Toni Schmid vorbehalten – doch erst ein Vierteljahrhundert später.

Ende August erhielt Fehrmann abermals Post von Perry-Smith: diesmal die Aufforderung sich am nächsten Sonntag in Schmilka einzufinden, den Teufelsturm zu besteigen. Unmöglich – lautete bis dato das Urteil anerkannter sächsischer Bergsteigergrößen. Und es hatte wohl schon Versuche gegeben, den Teufelsturm zu bezwingen. Vergebliche Versuche. Auch der erste Angriff der Männer vom »Schwarzen Kamin« schlug fehl, Vorsteiger Walter Hünig hatte einen schlechten Tag erwischt. Bereits eine Woche darauf, es war der 9. September 1906, fand sich die Seilschaft wieder in der Teufelsturmscharte ein. Doch um Hünig war es nicht besser bestellt. Am Nachmittag übernahm Perry-Smith die Führung: »... ein ungeheuerliches Schnaufen und Ächzen hob an, wie von einer überheizten Lokomotive ... Dazwischen hinein fluchte er, daß ein ausgedienter Matrose von ihm hätte lernen können ... das ist Freund Ollies Kampfstimmung, das ist seine große Form!« Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit bis





*Bild rechte Seite: Bernd Arnold, Teufelsturm, Alter Weg VIIc.*
Foto: Helmut Schulze

Perry-Smith vom Gipfel tobte: »Bergheil, Bergheil, gottverdammich, eine Hurra für die Schworze Kamin!!«

Neben der Nordwestkante am Spannagelturm, heute nach dem Erstbegeher Perrykante genannt, und dem Dreifingerturm-Südriss ist die Kletterei am Teufelsturm der dritte Weg des Jahres 1906 bei dem – erstmalig auf der Welt – der Schwierigkeitsgrad VIIb (UIAA VI) erreicht wurde. Im zwei Jahre darauf erschienenen Kletterführer schreibt Fehrmann: »Die Besteigung des Teufelsturms gilt für die schwerste Kletterei der Sächsischen Schweiz; der Turm ist bisher nur dreimal erstiegen worden.«

Hundert Jahre später zählt dieser Aufstieg immer noch zu den anspruchsvollen Bergfahrten.



*Seilschaft (vermutlich Karl Ullrich) an der Ostkante (sächs. VI) des Schiefen Turmes (die Erstbegehung der Ostkante am 01.07.1906 durch Oliver Perry-Smith war zugleich die zweite Besteigung des Felsens – Oliver Perry-Smith war ebenfalls der Erstbesteiger dieses Turmes: Alter Weg VI, 3.12.1905).*
Foto: Paul Kippe um 1915, Archiv Helmut Schulze

In einem der Briefe an seinen amerikanischen Chronisten, die Perry-Smith als Zuarbeit zu dem in Würdigung seines 80. Geburtstags erschienenen Artikel verfasste, berichtet er: »Ich habe vergessen Dir zu sagen, wie meine Bergsteigerlaufbahn begann. Einen Sommer verbrachte ich in Bar Harbor mit dem Cousin John R. und Emily McLean. Großmutter Beale hatte mich schon in einem Pferdewagen zum Green Mountain mitgenommen, und erzählte viel von den wunderbaren Klettereien die sie durch das Fernrohr in Chamonix, Grindelwald und Zermatt gesehen hatte. Dies beeindruckte mich, und eines Tages lief ich zu den Newport (Champlain) Mountain, und kletterte die etwa 2000 Fuß zum Ozean hinunter. Es war nicht schwer, aber wir hatten kein Seil. Ein Südamerikaner namens Calvo war mit mir.«

Der Vater von Perry-Smith, der ebenfalls den Namen Oliver trug, war ein bekannter Sportler. Als Offizier kämpfte er im Spanisch-Amerikanischen Krieg und ist 1899,



*Arthur Hoyer, Oliver Perry-Smith, Walter Hünig (von links) im Oktober 1910 anlässlich eines Durchsteigungsversuches des späteren Matthäusrisses am Großen Falknerturm.*
Foto: Archiv Sächsischer Bergsteigerbund

Am 11. Oktober 1884 erblickte Oliver Perry-Smith in Philadelphia, einer Metropole der amerikanischen Ostküste, das Licht der Welt. Er entstammte einer wohlhabenden Familie, nach Angaben von J. Monroe Thorington, dem Autor der Perry-Smith Biografie im American Alpine Journal von 1964, war beispielsweise ein Cousin Eigentümer der Washington Post und des Cincinnati Enquirer.

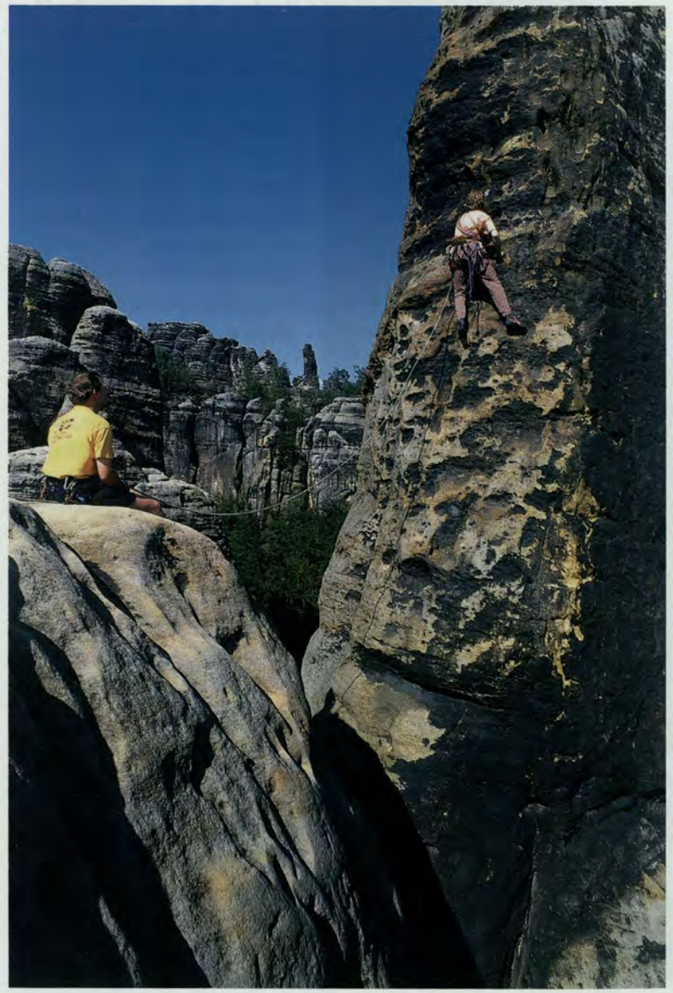


im Alter von 38 Jahren, in Havanna gefallen. Die Witwe heiratete wieder und zog nach Dresden. Sohn Oliver folgte ihr 1902 in die sächsische Residenz.

Hier im Elbsandsteingebirge begegnete er im Mai des gleichen Jahres, bei einer Kletterpartie am Hinteren Gansfels, Albert Kunze. Betrachtete Perry-Smith anfangs das Klettern an den Sandsteintürmen als Training für künftige Hochtouren in den Schweizer Alpen, wurde es bald zum Selbstzweck. So verband er sich mit Kunze für die folgenden Monate zu einer leistungsstarken Seilschaft. Erstes Neuland erschlossen beide mit dem Kunzeweg am Falkenstein. Einen wichtigen Impuls für die weitere Entwicklung des sächsischen Kletterns gab ihre hilfsmittellose Besteigung der Lokomotive. Beim Überfall von der Pfeife zum Gipfel der Esse wagten die Kletterer, anders als bei der bis dahin vorherrschenden Kamin- und Risskletterei, einen luftigen Spreizschritt ins Ungewisse – in die schwere Wand. Bemerkenswert an dieser Tat ist der Umstand, dass Kunze und Perry-Smith bereits drei Wochen zuvor auf dem Gipfel der Esse standen. Mit Hilfe von Seilwurf. »Der Gedanke an den leidigen Seilwurf ließ jedoch die rechte Gipfelfreude nicht aufkommen. Und der Rest der Freude wurde uns noch genommen, als ältere Bergfahrer uns belehrten, unsere ›Besteigung‹ zähle sportlich nicht mit, Seilwurf sei als Hilfsmittel nicht zulässig. Wir waren ganz geknickt, um so mehr, als wir die Berechtigung des Einwurfs ohne weiteres anerkennen mußten. Und das Eine stand seitdem für uns fest: nur durch eine freie Besteigung ohne jedes künstliche Hilfsmittel konnten wir unseren Fehler wieder gutmachen. Dies zu tun, waren wir fest entschlossen.« Dem Seilwurf wiederum waren mehrere vergebliche Versuche vorausgegangen, die Esse zu bezwingen. Unter der Jacke, neugierigen Augen anderer Bergsteiger verborgen, schleppte Ollie gar einen Eispickel zur Lok. In Rathen entging der Pickel natürlich nicht dem aufmerksamen Blick der Kletterer. Zum Spott kam der Misserfolg hinzu – Albert Kunze flog samt Pickel nach wenigen Klettermetern aus der Wand und Perry-Smith in die Arme. Auch das Seil mit Hilfe einer Stahlkugel über den Gipfel zu schleudern gelang nicht im ersten Versuch.

»... Perry-Smith entwickelte eine fabelhafte Geschicklichkeit im Kugelwerfen, seine Vorfahren müssen Büffeljäger gewesen sein. In mächtigem Schwung ließ er an einem Bindfaden die Eisenkugel um seinen Kopf kreisen, und dann »huih« pfiff sie über die Esse. Doch nie erreichte sie den Boden auf der anderen Seite ...«

Mitte Juli reisten Kunze und Perry-Smith ins Wallis. Ollie engagierte für die nächsten



*Raimond Forkert, Schrammtorwächter, Alter Weg VI.*
Foto: Helmut Schulze



*Eintrag Erstbesteigung Barbarine im Gästebuch vom Pfaffenstein.*
Quelle: Archiv Ralph Keiler

zwei Monate den Bergführer Joseph Knubel, Spross einer bekannten Zermatter Bergsteigerfamilie. Der Vater von Joseph, Peter Knubel, war zusammen mit vier Engländern der Erstbesteiger des Elbrus. Albert Kunze hatte nur sechs Urlaubstage Zeit, gemeinsam bestiegen sie Riffelhorn und Matterhorn. Dann musste Kunze zurück nach Dresden. Perry-Smith hingegen machte in den nächsten Wochen in der Zermatter Umgebung reichlich Beute: Wellenkuppe, Zinalrothorn, Weisshorn, Ober Gabelhorn, Dent Blanche, sowie einige andere Touren glückten ihm hier. Es folgte eine weitere Besteigung des Matterhorns, allein und ohne Bergführer, mit Abstieg nach der italienischen Seite.



*Lutz Wagner, Brandscheibe, Alter Weg VI.*
Foto: Helmut Schulze

Nach diesem Alpenaufenthalt kehrte Oliver Perry-Smith in die Vereinigten Staaten zurück. Um sich für künftige Klettertouren fit zu halten, boulderte er an Hausfassaden und schickte Aufnahmen davon an Freund Kunze.

Im Sommer 1905 traf unser Amerikaner erneut in Dresden ein. Beim Glücksspiel auf der Überfahrt hatte er fast seine gesamte Barschaft verzockt und musste vorerst bei Familie Kunze unterschlüpfen. Seinem Tatendrang tat dieser Verlust jedoch keinen Abbruch. Unmittelbar nach seiner Ankunft lernte er Rudolf Fehrmann kennen. An den ersten beiden Augusttagen war Perry-Smith dessen Seilpartner bei der Ersteigung des Großen Wehlturms. Und wie schon an der Lokomotive wurde auch am Wehlturm über die Erstbegehung hinaus Klettergeschichte geschrieben. Fehrmann setzte hier die ersten Sicherungsringe im Elbsandstein. Allerdings musste seinerzeit das Seil jedesmal durch den Ring gefädelt werden, denn Karabiner kamen im Elbsandsteingebirge erst zum Ende des Jahres 1913 zur Anwendung. Ein Foto, entstanden im November 1913, lässt erkennen, dass Perry auch bei seiner letzten sächsischen Erstbegehung noch keine Karabiner verwendet.

Am 27. August 1905 bestieg Rudolf Nake den Kleinen Prebischkegel. Damit gab er gewissermaßen den Startschuss für eine bis dahin beispiellose Erschließungswelle. Albert Kunze schildert Perry-Smith' Reaktion auf die Nachricht von der Besteigung des Prebischkegel: »Die Wirkung war erschreckend. Perry-Smith wurde blaß, starrte mich an, und dann kam eine Flut von Schimpfworten gegen Nake, daß ich mich über diesen Wortschatz sehr gewundert habe.« Ollie hatte Angst, Rudolf Nake könne als Nächstes den Schrammtorwächter besteigen. Nachdem ein Sicherungsring organisiert war, gab es kein Halten mehr. Am 10. September brachte Albert Kunze, Hans Schueller und Oliver Perry-Smith der erste Zug nach Schandau. Sie reisten mit der Ungewissheit: Ist der Schrammtorwächter schon bestiegen? Und richtig! Als sie den Vorgipfel erreichten, saß dort bereits ein Kletterer mit Hammer, Meißel und Abseilring, starrte auf die noch jungfräuliche Schlusswand. Jedoch von Perry-Smith eingeschüchtert, trat der Konkurrent schnellstens den Rückzug an.

»Da schob sich ein menschlicher Körper über den Gipfelrand, sprang auf und stürmte das Schlußstück. In wildem Rhythmus tanzte einer auf dem schmalen Plateau

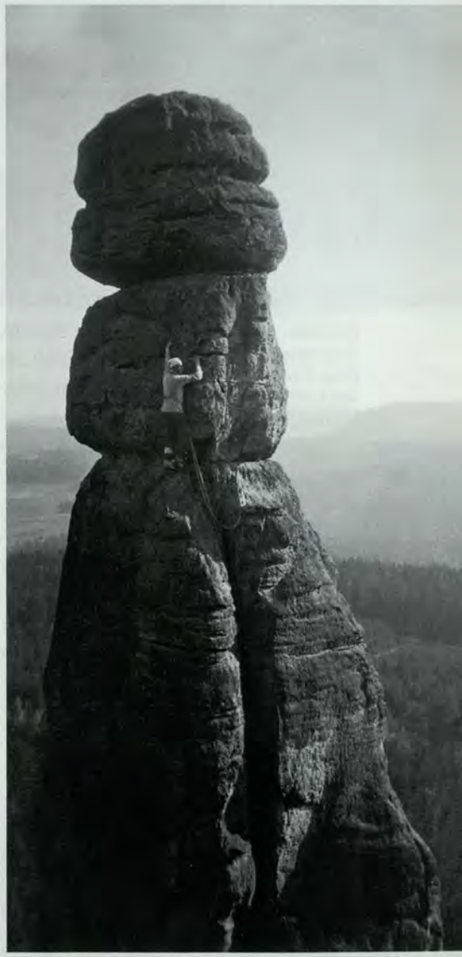


der Spitze, schrie jauchzend und jodelnd in das Land. So feierte Oliver Perry-Smith auf seine Art seinen Sieg über den heißumkämpften Torwächter«, berichtet uns Alexander R. Kopprasch, der die Besteigung vom Gipfel der Tante beobachtete.

Einen Sonntag später: Fehrmann und Perry-Smith weilten zum Klettern in Rathen, hatten gerade Höllenhund und Vexierturm erstbestiegen, sowie den Lammriss an der Lokomotive erschlossen, da kam ihnen eine Nachricht zu Ohren. Rudolf Fehrmann schrieb im Jahrbuch des Sächsischen Bergsteigerbundes 1914/15 darüber: »Eigentlich hatten wir abends wieder nach Dresden zurückkehren und erst im Laufe der Woche unser Werk fortsetzen wollen, als aber einige Kletterer, die von Königstein kamen, das Gerücht mitbrachten, daß soeben die Barbarine vergebens bestürmt worden sei, da guckten wir uns doch verständnisinnig an und entschlossen uns, gleich am nächsten Morgen ebenfalls dieser steinernen Jungfrau in des Wortes verwegenster Bedeutung auf den Leib zu rücken.«

So stieg am darauf folgenden Tag, es war der 18. September 1905, Rudolf Fehrmann, gesichert von Oliver Perry-Smith, der Barbarine bis auf die Schulter und schlug dort einen Sicherungsring. Weiter unten steckte bereits ein Ring oder Felshaken, den bei einem vorangegangen Besteigungsversuch Felix Wendschuh geschlagen hatte. Zu welchem genauen Datum des Jahres 1905 der Versuch von Wendschuh stattfand, dazu gibt es unterschiedliche Angaben.

In der Literatur, speziell in Publikationen der letzten Jahrzehnte, wird Fehrmann Unsportlichkeit oder auch wenig Kameradschaftsgeist vorgeworfen, er hätte Felix Wendschuh die Besteigung weggenommen. Das Studium der Literatur jener Jahre vermittelt ein etwas differenzierteres Bild. Es war damals durchaus üblich und verbreitet, wenn eine Seilschaft von einem Problem abgeschlagen von dannen zog, dass schon die nächsten ihre Seile auspackten. Sogar von regelrechten Wettrennen zwischen einzelnen Kletterklubs zum Einstieg einer mög-



*Rudolf Fehrmann bei der Erstbesteigung der Barbarine am 19.09.1905.*
Foto: Archiv Detlev Hinrichsen

lichen Erstbesteigung ist die Rede. Wäre Felix Wendschuh richtig verärgert auf die Seilschaft Fehrmann/Perry-Smith gewesen, hätte er dann gemeinsam mit eben diesem Oliver Perry-Smith, bereits vier Sonntage später und in geteilter Führung, den in der Schrammsteinkette gelegenen Kelch erstbestiegen? Andererseits fügte ein Unbekannter Fehrmanns Eintrag im Gästebuch vom Pfaffenstein ein »Ihr seid Luderkerle!« hinzu. Jedenfalls waren die Kletterer im Wettbewerb untereinander nicht gerade zimperlich und das heute gern propagierte Bild von hehrer Bergkameradschaft fehrmannscher Prägung ist sicher leicht verklärt. Doch zurück zur Barbarine. Nachdem Fehrmann an jenem 18. September den Sicherungsring eingelassen hatte, kletterte er noch bis zwei Meter unter dem Gipfel, bevor er den Rückzug antrat. Am nächsten Morgen standen Fehrmann und Perry-Smith erneut der Barbarine gegenüber, doch vorerst vereitelte ein herbstlicher Sturm den Angriff. Endlich – nachmittags gegen 17.00 Uhr war der Gipfelsieg errungen. »...Noch lange saßen wir auf dem kleinen Gipfel und sahen in das weite Land hinaus. Die Sonne ging zur Rüste, Abendrot stand am Himmel und die Landschaft schwamm in einem überirdischen Glanze.« Im Frühjahr darauf gelang der Seilschaft der Erstbesteiger, verstärkt durch Arthur Hoyer und diesmal unter Führung von Perry-Smith, die zweite Besteigung der Pfaffendorfer Jungfrau. Die dritte Besteigung am 24. April 1906 ging ebenfalls an Oliver Perry-Smith. Was die Anzahl neuer Routen und Gipfel betrifft, waren die

Jahre 1905 und 1906 die erfolgreichsten in Perry-Smith' Kletterkarriere: Wilder Kopf, Kanzelturm, Brandscheibe, Wehlnadel, Schiefer Turm... Zusammengezählt gelangen ihm über 30 Erstbegehungen allein in diesen beiden Jahren. Bei der Erstbegehung vom Nordostriss (sächs. VIIb) am Mönch dürfte es sich um eine der herausragenden Leistungen von 1908 handeln. Nur zögerlich fanden sich für diesen schlecht abzusichernden Schulterriss Wiederholer. Die zweite Begehung gelang Kurt Ullrich im Februar 1910. Selbst in heutiger Zeit sieht man für diesen Aufstieg im Gipfelbuch pro Jahr nur einstellige Begehungszahlen. 1908 stand Perry-Smith auch auf dem Hauptdrilling, dieser übertraf die Schwierigkeiten vom Mönch vermutlich noch. Allerdings fand beim Kletterführerautoren Fehrmann die Besteigung des Hauptdrillings keine Anerkennung. Denn die Schlüsselpassage wurde mit Hilfe eines menschlichen Steigbaums überwunden. Der Baumann stand aber nicht frei in der Wand, sondern saß im Seil, fixiert am Sicherungsring. Offensichtlich waren sich Oliver Perry-Smith und seine Gefährten bei ihrer Tat keiner Schuld bewusst. Nachfolgende Seilschaften erkletterten den Turm mit selben Mitteln. Und auch die Besteiger der Empornadel und anderer Gipfel überwanden eine abweisende Wandzone mit dieser Methode. Vermutlich ist erst unter dem Eindruck dieser Begehungen, die von den erreichten Schwierigkeiten eine neue Qualität des Kletterns repräsentierten, der Prozess des Findens einer genauen Definition über künstliche Hilfsmittel eingeleitet worden: Um dann diesen Aufstiegen nachträglich ihre sportliche Anerkennung zu versagen.

(In einigen böhmischen Sandsteingebieten, welche eine ähnliche, aber erst später einsetzende, klettersportliche Entwicklung aufweisen, ist das Unterstützen aus der Sitzschlinge regelkonforme Praxis.)

1910 erschien im Leipziger K. Georg Kummers Verlag das Taschenbuch Bergheil. In ihm sind, in einem Artikel ohne Urhebervermerk, erstmals Kletterregeln abgedruckt. Formulierungen wie – »Künstliches Hilfsmittel ist die zwischen Mensch und Fels beim Ersteigungsangriffe eingeführte Hilfsgröße, zu dem Zwecke benützt, die Überwindung der Schwerkraft zu ermöglichen oder zu erleichtern.« – sind die ersten schriftlich festgehaltenen sportlichen Verhaltensnormen. Diese von Fehrmann dann auch im Kletterführernachtrag von 1913 zu Papier gebrachten Gedanken bilden die Grundlage der noch heute gültigen, allerdings vielfach überarbeiteten und modifizierten sächsischen Kletterregeln.

Eine große Schwarze Fahne mit Totenkopf – die Klubstandarte vom »Schwarzen Kamin« – hisste Ollie als Siegeszeichen auf dem Hauptdrilling. »Der grinsende Totenschädel mit dem rotbebänderten Grünhut, den sie in Emaille als Klubabzeichen trugen, ließ uns ein Schauern kalt über den Rücken rieseln. Wir konnten verstehen, daß kneipen- und familienvertrottelten Philistern der Großstadt bei einem solchen Anblick das Herz tief in die angstschlotternden Hosenröhren fahren mußte« entsann sich Kopprasch einer Wirtshausbegegnung mit den Männern vom »Schwarzen Kamin«. Heute erinnern uns diese Zeilen vielleicht an die Piratenspiele der eigenen Kindheit, damals war der »Schwarze Kamin« der elitäre Kletterklub schlechthin. Gegründet am 3. Juni 1904 von Rudolf Fehrmann, zu dem Zwecke, die bis dahin vernachlässigte Wandkletterei auszubilden. Was dem Klub in der Folge auch hervorragend gelang,



*(Unbekannte) Seilschaft bei der Begehung der Perrykante am Hauptwiesenstein.*
Foto: Rudolf Weinhold um 1920, Archiv Helmut Schulze



konnte der »Schwarze Kamin« doch die Besten der sächsischen Kletterer vereinen. Neben Fehrmann und Perry-Smith zählten Albert Kunze, Walter Hünig, Arthur Hoyer, Arymund Fehrmann (der Bruder von Rudolf Fehrmann, 1914 gefallen), Bruno Henning, Franz Goetze, Karl Ullrich und andere, zu den Mitgliedern. »Fehrmann und Perry-Smith waren damals unerreicht. Henning hatte durch die unglaublich steil aufsteigende Kurve seiner Bergsteigerlaufbahn die Beachtung und Bewunderung der ältesten Recken erweckt und landete kurze Zeit später ebenfalls unter den Halbgöttern der Klettererwelt, durch seine Aufnahme in den »Schwarzen Kamin«, der damals noch nur die Allerstärksten in sich vereinte.« schrieb Hans Pohle 1921 in den Mitteilungen des Sächsischen Bergsteigerbundes. Ollie hatte die Ehre, ziemlich rasch Mitglied im ›Schwarzen Kamin‹ zu werden. Am 31. Juli 1905, kurz nach seiner erneuten Ankunft in Dresden, steht bereits diese Klubzugehörigkeit hinter seinem Namen im Gipfelbuch vom Mönchstein.

Für die Jahre von 1909 bis 1911 finden sich kaum Nachweise klettersportlicher Betätigung bei Perry-Smith. 1912 scheint er überhaupt nicht geklettert zu sein. Dafür gelangen ihm 1913 eine ganze Reihe von Erstbegehungen, viele davon im Bielatal. Beispielsweise die Südkante am Hauptwiesenstein. Hier sollte man wissen, und diese Information steht nicht in aktuellen Kletterführern, der Standort des Sicherungsringes wurde später gewaltig verändert. Früher steckte er etliche Meter über dem heutigen Platz. Also nach der technischen Schlüsselstelle des Aufstiegs. Wenn auch der kleine Absatz, an dem heute der Ring sitzt, in alten Führern als Standplatz angegeben ist, so war es doch von Perry eine ziemlich verwegene Angelegenheit zur Rinne zu queren. Vermutlich gesichert von einem Mann, der ohne Fixierung auf dem schmalen Absatz hockte oder stand, das Seil nur über der Schulter gehalten...

Wenige Tage nach der Tour vom Hauptwiesenstein folgten die Erschließung von



*Bernd Arnold, Daxenstein, Klavier VIIa.*
Foto: Helmut Schulze

Westriss und Ostkante am Daxenstein: Die Ostkante wird heute inhaltsreicher, ihres luftigen Querganges an einem verquarzten Hangelband wegen, Klavier genannt. Mit der Pirnaer Kaufmannsfrau Martha Pötzsch beteiligte sich hier eine Frau, erstmalig im Elbsandstein, an einer Neutour im siebenten Schwierigkeitsgrad. Der Westriss steht jetzt als Perryriss im Kletterführer: Um es Zweiflern zu zeigen, soll Ollie in Höhe des zweiten Sicherungsringes den Namenszug »Perry« an den Fels gemalt haben. Von der gegenüberliegenden Ottomühle, in jenen Jahren die Szenekneipe des gemeinen Klettervolkes, dürften die weißen Buchstaben förmlich über die Biertische geleuchtet haben. Mit gutem Auge und dem Wissen um das Vorhandensein, ist der Schriftzug noch heute lesbar. Allerdings hat man 1993, im Auftrag der Klettertechnischen Abteilung des Sächsischen Bergsteigerbundes, aus Altersgründen den Sicherungsring gewechselt. Und den neuen Ring in diesen Schriftzug geschlagen. So wurde ein weiteres, wenn auch kleines Stück Kulturgeschichte zerstört. Böser Wille wird es nicht gewesen sein, sondern Unkenntnis.

*Bernd Arnold, Daxenstein, Perryriss VIIb.*
Foto: Helmut Schulze



Die letzte Erstbegehung von Perry-Smith im Sandstein ist sicher von der Linie seine Großzügigste: der Südriss am

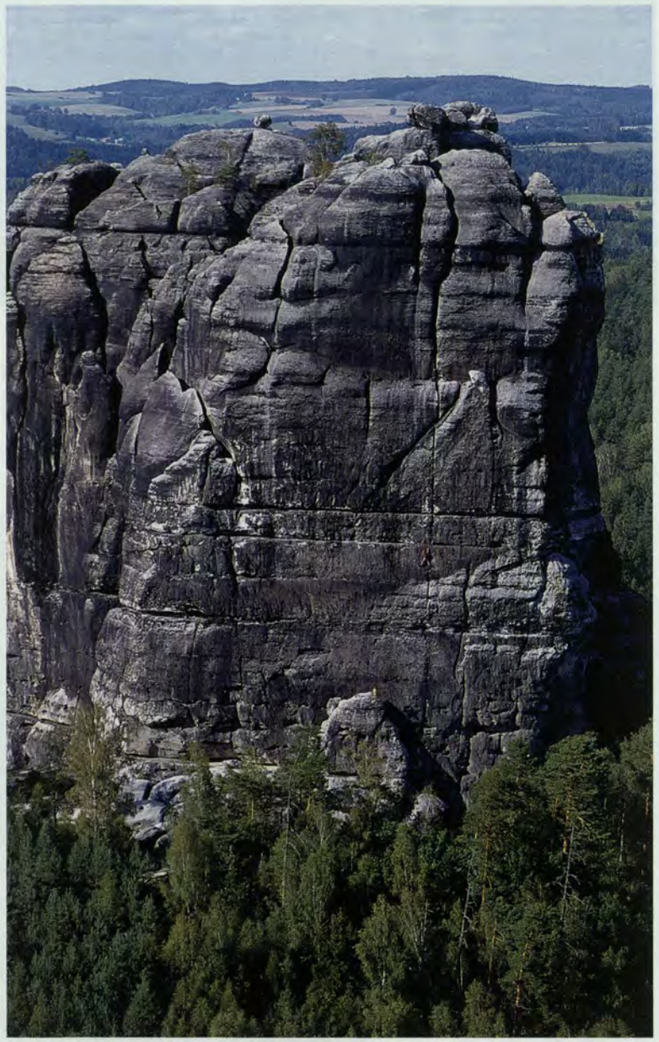
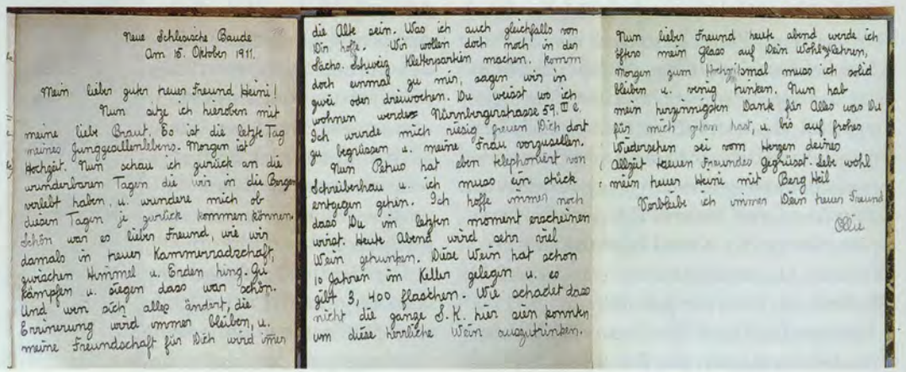


*Bild linke Seite:*
*Jörg Gerschel, Lutz Richter, Falkenstein, Südriss VIIa.*
Foto: Helmut Schulze



Neue Schlesische Baude
Am 15. Oktober 1911.

Mein lieber guter treuer Freund Heini!
Nun sitze ich hieroben mit meiner lieben Braut. So ist die letzte Tag meines Junggesellenlebens. Morgen ist Hochzeit. Nun schaue ich zurück an die wunderbaren Tagen die wir in die Berge verlebt haben. u. wundere mich ob diesen Tagen je zurück kommen können. Schön war es lieber Freund, wie wir damals in treuer Kameradschaft zwischen Himmel u. Erden hing. Gi Kämpfen u. sagen dass war schön. Und wen sich alles ändert, die Erinnerung wird immer bleiben, u. meine Freundschaft für Dich wird immer die Alte sein. Was ich auch gleichfalls von Dir hoffe. Wir wollen doch mahl in den Lache. Schweig Kletterpartien machen. Kommen doch einmal zu mir, sagen wir in zwei oder dreiwochen. Du weisst wo ich wohnen werde Nürnbergerstrasse 59. III e. Ich wünde mich riesig freuen Dich dort zu begrüssen u. meine Frau vorzustellen. Nun Paluo hat eben telephonirt von Schreiberhau u. ich muss ein stück entgegen gehen. Ich hoffe immer noch dass Du im letzten moment erscheinen wirst. Heute Abend wird sehr viel Wein getrunken. Dieser Wein hat schon 10 Jahren im Keller gelegen u. es gibt 3, 400 flaschen. Wir schadet dass nicht die ganze L.K. hier sein konnten um diese köstliche Wein auszutrinken.

Nun lieber Freund heute abend werde ich Ihre mein Glass auf Ihr Wohlergehen, Morgen zum Hochzeitmal muss ich schon bleiben u. wenig trinken. Nun hab mein herzinnigsten Dank für Alles was Du für mich getan hast, u. bis auf frohes Wiedersehen sei vom Herzen deines Allzeit treuen Freundes Gegrüsst. Lebe wohl mein treuer Heini mit Berg Heil

Verbleibe ich immer Dein treuer Freund

Olive

*Brief von Oliver Perry-Smith an Walter Hünig vom 15. Oktober 1911 (Vortag seiner Hochzeit),*
Quelle: Archiv Kletterklub Daxensteiner



Falkenstein. Ein Riss – 80 Meter lang – zieht sich vom Wandfuß bis fast zum höchsten Punkt des Gipfels.

Von einem talentierten Felskletterer wie Perry-Smith erwartet man, wenn dieser die Alpen unsicher macht, eine Anzahl herausragender Dolomitentouren. Genauso häufig aber war er in den Westalpen unterwegs, besonders oft im Wallis. Viele der Gipfel bestieg er mehrmals. Drei Mal stand er beispielsweise auf dem Matterhorn. Den Gipfel des Weisshorns erreichte er gar fünf Mal: Mit Joseph Knubel und dem englischen Schriftsteller Geoffrey Wintrop Young gelang ihm am 31. August 1909 eine neue Route durch die Nordostwand dieses Viertausenders.

In den Dolomiten finden wir drei Einträge über Erstbegehungen von Oliver Perry-Smith in der Führerliteratur: Kleine Zinne-Fehrmannkamin, Guglia di Brenta-Fehrmannverschneidung und Stabelerturm-Südwand »Fehrmann«. Obwohl die Aufstiege an der Guglia di Brenta und am Stabelerturm »Fehrmannwege« heißen, war bei diesen beiden Aufstiegen Perry-Smith der Erste am Seil. Entsprechend des alpinen Brauchs, Gipfelbucheinträge in alphabetischer Reihenfolge vorzunehmen, stand Fehrmann vor Perry. So erfolgte die Namensgebung zu Gunsten von Fehrmann – sicher nicht ganz mit Recht. Die Erstbegehung der »Fehrmannverschneidung« an der Guglia di Brenta war zugleich die 55. Besteigung dieses Gipfels, der damals als einer der am schwersten zu ersteigenden Dolomitentürme galt. 1906 gelang Perry-Smith in Begleitung des Bergführers Zischg eine weitere aufsehenerregende Tat: die Überschreitung von Ortler (Marltgrat)-Zebru-Königsspitze an einem Tag.

Neben seinen bergsportlichen Erfolgen war Oliver Perry-Smith ein begeisterter Wintersportler, er wird der erfolgreichste sächsische Skisportler in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg genannt. Drei Mal gewann er den Titel der Sachsenmeisterschaft, und zwar in den Jahren 1909, 1913 und 1914. Zum 1909 in Oberwiesental ausgetragenen Wettkampf reichte Perry-Smith, neben einer Zeit von 1:20:12 Stunden für die 14-Kilometer-Strecke, ein 17 Meter weiter Hopser für den Sieg. Bei der Bewertung dieser aus heutiger Sicht eher banalen Ergebnisse sollte man sich Ausrüstung und Wettkampfbedingungen der Sportler Anfang des 20. Jahrhunderts vor Augen halten. Neben dem ersten Platz bei den Österreichischen Skimeisterschaften erkämpfte sich Perry zahlreiche vordere Plätze bei anderen Wettbewerben, so wurde er 1911 Deutscher Vizemeister. Im Februar 1914 startete Perry-Smith für den Deutschen Skiverband bei den Hollmenkollenspielen in Norwegen über die Skilanglaufdistanz von 50 Kilometern. Er ging als einer der aussichtsreichsten Bewerber an den Start. Bis zum Kilometer 25 lag er gut im Rennen. Jedoch hatte Perry-Smith gehört, für Ausdauerleistungen sei die Einnahme von Kolapastillen von Vorteil. Getreu dem Motto »Viel hilft viel!« futterte er den Inhalt einer ganzen Schachtel auf. Den darauf folgenden Durst löschte er mit einem Liter roher Milch, die er bei einem Bauernhaus bekam. »Diese Milch hatte natürlich einen »durchschlagenden« Erfolg, und so war sein schlechtes Abschneiden und auch sein schnelles Verschwinden am Ziel wohl erklärlich« schreibt Ernst Baader in »Meister des Schneeschuhs«.

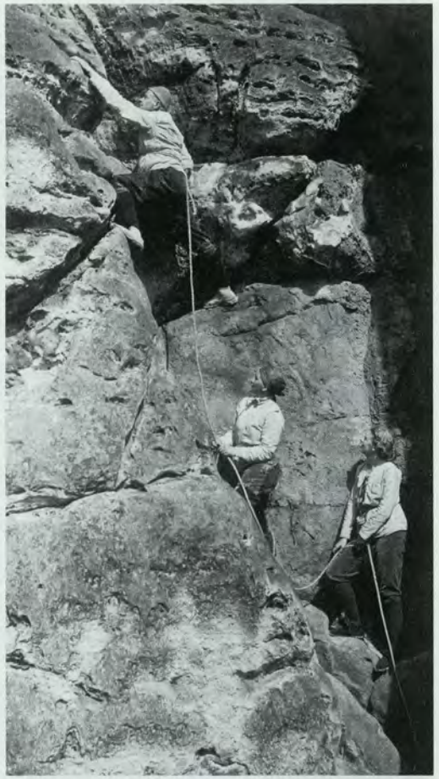
Bei der Ende Januar 1909 in Oberwiesental ausgetragenen Sachsenmeisterschaft begegnete Oliver Perry-Smith dem Eigentümer der im Riesengebirge gelegenen »Neuen Schlesischen Baude«, Franz Adolph. Dieser lud Perry-Smith zur Wintersportwoche nach Schreiberhau ein. Hier begeisterten unseren Amerikaner offensichtlich nicht nur die Wintersportbedingungen, sondern auch die Tochter des Hoteliers. Am 16. Oktober 1911 heirateten Agnes Adolph und Oliver Perry-Smith. Einige Monate darauf kam der Sohn Oliver III zur Welt. Eine Aufnahme zeigt den Jungen 1913 im Riesengebirge, gerade 18 Monaten alt, auf Skiern neben dem Vater stehend. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im September 1914, kehrte Oliver Perry-Smith mit seiner Familie in die Vereinigten Staaten zurück. Insgesamt hatte er vier Söhne, und alle waren begeisterte Sportler. Der jüngste Sohn Crosby, reiste zum Beispiel 1954 als Mitglied der amerikanischen Olympiamannschaft nach Schweden.

Einer Information des American Alpine Clubs zufolge, Oliver Perry-Smith ist dort Ehrenmitglied, wurde der älteste Sohn 1940



*Kay Kotkamp, Kirsten Hahn, Wehlnadel, Alter Weg V.*
Foto: Helmut Schulze

Literatur:
Karl Däweritz, Klettern im Sächsischen Fels, Sportverlag Berlin 1983
Rudolf Fehrmann, Im Gewitter auf der Kleinen Zinne, Bergheil-Kalender 1910, K. Georg Kummer's Verlag Leipzig
Rudolf Fehrmann, Der Teufelsturm, Der Fahrtgesell, Heft 22, 15. November 1926
Rudolf Fehrmann, Die erste Besteigung der Barbarine, Jahrbuch des Sächsischen Bergsteigerbundes 1914/15
Rudolf Fehrmann, Meine Seilgefährten, Bergsteigen in Sachsen, Dresden 1936
Dietrich Hasse, Oliver Perry-Smith und sein Freundeskreis, Wiege des Freikletterns, Bergverlag Rother 2000
Walter Hünig, Die Jungfer in den Schrammsteinen, Der Fahrtgesell, Heft 4, 1. April 1925
Walter Hünig, Die Eroberung der Hünigwand, Jahrbuch für Touristik 1955/56, BSG Empor Dresden Löbtau



*Richard Pötzsch, Martha Pötsch (Mitte) im Gühnekamin (sächs. III) am Vorderen Gansfels, Martha Pötzsch beteiligte sich als erste Frau im Elbsandsteingebirge an einer Erstbegehung im sächsischen siebenten Schwierigkeitsgrad.*
Foto: Nachlass Pötzsch, Archiv Karl Däweritz


Otto Jüngling, Alte Bergsteigereinkehrstätten, Jahrbuch für Touristik 1954, BSG Empor Dresden Löbtau

Alexander R. Kopprasch, Aus großer Zeit, Plaudereien aus den Sturmjahren unseres Klettersports, SBB Jahrbuch 1927

Rudolf Kopprasch, Die Falknertürme, Der Fahrtgesell, Heft 8, 1. Juni 1925

Rudolf Kopprasch und Hans Pohle, Die Erstbesteigung der Jungfer – ein Oliver Perry-Smith-Brief, Jahrbuch für Touristik 1954

Albert Kunze, Die erste Besteigung der Esse, Mitteilungen des Sächsischen Bergsteiger-Bundes e. V., November 1919

Albert Kunze, Plaudereien aus der Erschließerzeit 1900-1905, Jahrbuch für Touristik 1954, BSG Empor Dresden Löbtau


von einem Unbekannten erschossen. Eine andere Quelle nennt 1947 als das Jahr der Ermordung.

Oliver Perry-Smith lebte bis 1969, im Alter von 84 Jahren verstarb er am 23. Mai in Denver/Colorado. Zumindest in den letzten Lebensjahren korrespondierte er mit seinen alten Freunden aus dem Elbsandsteingebirge, an die Felstürme seiner Jugendtage kehrte er allerdings nie zurück.

Auf einem der erhaltenen, wiederholt publizierten Fotos ist Perry-Smith am Steuer eines Kraftwagens zu sehen. »Bugatti-Rennwagen« ist meist in der Bildlegende zu lesen.

Die Rückseite einer Aufnahme mit jenem Rennwagen, eine Kopie davon befindet sich im Archiv des Sächsischen Bergsteigerbundes, beschriftete Perry-Smith mit »De Dietrich Rennwagen«.

»Bugatti oder De Dietrich?« wird sich jetzt mancher fragen. Der 1881 in Mailand geborene Ettore Bugatti zog im Juni 1902 ins elsässische Niederbronn, wo er in der Firma De Dietrich & Cie. die Leitung der Automobilabteilung übernahm. Entsprechend hat man die von ihm konstruierten Autos mit »De Dietrich, System Bugatti« bezeichnet. Bei dem von Oliver Perry-Smith gefahrenen Auto handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eines jener Fahrzeuge. Der Automobilbau steckte damals noch in den Kinderschuhen; mit fortschreitender Entwicklung wurden technische Veränderungen an den Modellen vorgenommen. Auch verkaufte man seinerzeit Chassis und Karosserie getrennt, teils gab es für Karosserien separate Hersteller. So war wohl jedes Auto ein Unikat.

Vermutlich produzierte De Dietrich deutlich weniger als einhundert dieser Kraftfahrzeuge. Denn schon 1904/05 beendete die Firma die Zusammenarbeit mit Bugatti und stellte die Produktion in Niederbronn ein. Zwischenzeitlich unter anderem bei der Firma Deutz angestellt, begann Ettore Bugatti Ende 1909 mit der Manufaktur eigener Autos. Ganze fünf Fahrzeuge wurden 1910 hergestellt, drei Jahre später waren es schon 175 Wagen. Erst in der Zeit zwischen den Weltkriegen entwickelte sich die Bezeichnung »Bugatti« zum Markennamen. Damit wäre zu erklären, dass bei Perry-Smith' Rennwagen der Begriff »Bugatti« erst in späteren Jahren auftauchte.

Das von Perry-Smith beschriftete Bild trägt den Vermerk: »Gelegenheitskauf 9000 Mark«. Zum Vergleich: 1910 verdiente ein Arbeiter bei Opel in Rüsselsheim zwischen 25 und 45 Mark – in der Woche!

Darüber, wie Perry-Smith seinen Lebensunterhalt finanzierte, ist wenig bekannt. In den Jahren von 1912 bis 1914 steht im Einwohnerverzeichnis des Dresdner Adressbuches zumindest die Berufsbezeichnung Kaufmann hinter seinem Namen.

Perry-Smith lebte für den Sport – er war ein begeisterter Kletterer, bestritt zahlreiche Skiwettbewerbe. Und vielleicht beteiligte er sich auch an Autorennen? Jedenfalls veranstaltete man in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts unzählige dieser Wettkämpfe. Wurde damit einerseits die Entwicklung des Fahrzeugbaus vorangetrieben, erfreuten sich die Fabrikate der Sieger einer besonderen Käufergunst.

Nicht jeder teilte Ollies Freude an seinem Automobil: »Ach herje, was war das für eine Kiste! Irgend etwas gab es da stets zu reparieren. Nee, nee, Hünig und ich, wir sind da nie hineingestiegen. Einmal, im Bielatal, mußten wir uns halbtot schieben, ehe das Vehikel ansprang.« erinnerte sich der 92-jährige Willy Baudisch.

Betrachten wir noch einmal das Foto und lesen dazu Fehrmanns Aussage: »... im Rennauto über die nächtlichen Landstraßen zu jagen ...« – da bleibt die Frage: Wie machte Ollie das, so ganz ohne Licht?

Zweifellos ist Oliver Perry-Smith eine der farbigsten Gestalten des Elbsandsteinkletterns. Um sein Dasein ranken sich zahllose Geschichten wie auch Legenden. Häufig finden wir in der Literatur Anspielungen auf seine Sinnesfreudigkeit, speziell auf den Genuss von Alkohol; bei dem auf einem Gipfel hinterlegten Gefäß mit den Erstbesteigungsnotizen soll es sich um Perrys Schnapsflasche gehandelt haben. Im Perryriss am Daxenstein könne man noch die Scherben von seiner Weinflasche im Riss sehen... Ollie selbst hat wohl mit seinem Image kokettiert, als er 1908 an Fehrmann schrieb: »Mein lieber Petrus! Vielen herzlichen Dank für deinen lieben Brief und die 50.- Mark. Am 20. October kann ich Dir hoffentlich Gelt wieder geben. ... Ich bitte Dich recht herzlich um entschuldigung für die lange Zeit die ich gebraucht habe um Dich dein freundlicher lieber Brief zu beantworten. – Ich mußte erst versuchen wie ich die 50 Mark am besten verhauen konnten und da ich jetzt wenig trinke hat es ziemlich lange gedauert ...«

Rudolf Fehrmann schildert in »Bergsteigen in Sachsen« ein weiteres Erlebnis mit Perry-Smith: »Wie bärenstark er war, das sah ich zuerst im Herbst 1905 an der Brosinnadel. Wir hatten einen Anfänger am Seil, den er nicht recht leiden mochte. Perry-Smith stand mit ihm noch auf der Gipfelschneide, ich selbst auf einem kleinen Nebenzacken jenseits des Ausstiegskamines. Um unserem dritten Mann zur Strafe für eine kleine Überheblichkeit eins auszuwischen, gab ihm Freund Oliver den heimtückischen Rat, nicht über den üblichen Grat, sondern geradewegs die Südwand (Massivseite) hinabzusteigen. Anfangs ging alles gut, nur zu bald aber hörten Griffe und Tritte auf«. »Halten, halten, ich falle« rief der Unglückliche, aber Perry-Smith gab nur mit gespielter Wut zurück: »Das ist auch nicht schade um Sie; fallen Sie nur hinab in die Hölle, wo Sie hingehören.« »Halten Sie fest, halten Sie bloß das Seil fest« schrie unser Anfänger erneut. »Goddam, ich kann auch nicht halten«, tönte es von oben zurück, »ich muß die Messer nehmen und das Seil durchschneiden, ich habe keine Lust, wegen Ihnen hinunterzustirzen.« Ein Angstschrei aus der Tiefe brachte Oliver endlich dazu, mir zuzurufen: »Nun Petrus, du hast ihn ja am Seil, du mußt sehen, ihn zu dich hinüberzuziehen.« So geschah es denn auch, in Turmeshöhe schwebte der arme Kerl quer durch die Luft, während Oliver aufrecht auf der schmalen Schneide stand und in der Luft herumruderte, sprach Perry-Smith langsam die denkwürdigen Worte zu mir, die ich nie vergessen kann: »Gucke Petrus den scheene Bild; wie er schwebt, wie eine Adler!«


Hans Pohle, Die Nadel an der Dürren Biela, Mitteilungen des Sächsischen Bergsteiger-Bundes e. V., Juni 1921

Hans Pohle, Erstbesteigung des Haupt-Drilling, Werbeschrift der BSG Empor Dresden Löbtau, Dezember 1953

Hans Pohle, Erinnerungen an den Skimeister Oliver Perry-Smith, Jahrbuch für Touristik 1954, BSG Empor Dresden Löbtau

J. Monroe Thorington, Oliver Perry-Smith – Profile of a Mountaineer, American Alpine Journal 1964

Bernhard Villinger, Meister des Schneeschuh's, Verlag A. Marquardt A.G., Heilbronn 1928


*Oliver Perry-Smith am Steuer seines Rennwagens.*
Foto: Archiv Karl Däweritz



# Ärzte, Humanisten, Konquistatoren

## Das Besteigen der Berge in der frühen Neuzeit – 2. Teil

VON PETER DANNER

**Zoologie**

Einige der unter den Botanikern angeführten Forscher waren nicht auf die Pflanzenkunde spezialisiert, sondern beschäftigten sich auch mit der Zoologie und weiteren naturkundlichen Disziplinen. Luca Ghini[257], Ulisse Aldrovandi[258], Andrea Cisalpino[259], Konrad Gesner[260], Caspar Schwenckfelt[261], Pierre Belon[262] und Li Shizhen widmeten sich auf den Bergen auch der Tierwelt.

**Geologie/Paläontologie/Höhlenkunde**

Ulisse Aldrovandi, Luca Ghini[263] und Andrea Cisalpino[264] suchten in den Gebirgen Italiens, Caspar Schwenckfelt[265] in den Bergen Schlesiens nach Fossilien. Der Maler, Architekt und Ingenieur Leonardo da Vinci (1452-1519)[266] beobachtete Versteinerungen und Gesteinsschichten auf Wanderungen in den Bergen der Toskana und Emilia und in den Alpen[267].

Der Vulkanismus erregte nicht nur bei Forschern besonderes Interesse. Francesco Niger aus Lentini, der Arzt und Naturforscher war, starb um 1536 am Ätna (3328 m) unter der Einwirkung der Dämpfe und des Feuers[268]. Im Auftrag von Kaiser Rudolf II. untersuchte 1591 Reichard von Strein zusammen mit Friedrich von Zinzendorf, Hans Gasser, dem Prior der Karthause zu Gaming, Christoph Schallenberger, dem Arzt Johannes Michelius und elf Trägern die Höhlen des Ötscher[269].

**Physik/Meteorolgie**

Auch zur Beobachtung physikalischer und meteorologischer Phänomene wurden Berge bestiegen. Leonardo da Vinci, der sich in mehreren Schriften mit physikalischen Fragen beschäftigte, erwähnte in seiner Studie über die blaue Farbe der Luft die Besteigung des Monboso in den Alpen, die Frankreich und Italien trennen[270]. Darüber hinaus gibt es weitere Hinweise auf Exkursionen von Leonardo in die Alpen, welche er von Lecco in der Lombardei aus unternahm[271]. Wolfgang Meurer (1513-1585)[272] bezog Beobachtungen von Besteigern des Vesuv (1277 m) in seine Überlegungen über die Höhe der Wolken ein[273].

In Zusammenhang mit physikalischen Forschungen stehen auch verschiedene Flugversuche, die auf Bergen unternommen wurden. Leonardo kündigte am Schluss seiner Studien über den Vogelflug aus dem Jahr 1505 einen Flug vom Monte Ceceri (414 m) bei Fiesole an: »Vom Berg, der den Namen des großen Vogels [Cecero: Schwan] trägt, wird der berühmte Vogel, der die Welt mit seinem großen Ruhm füllen wird, den Flug aufnehmen.«[274] Um 1600 startete in Lucca der Künstler Paolo Guidotti, genannt Cavaliere Borghese (1560-1629)[275], von einem erhöhten Platz aus den Flug mit Flügeln, die aus mit Federn bedeckten Walknochen bestanden[276].

**Astronomie**

Konrad Gesner wies darauf hin, »dass von den höchsten Bergeshöhen aus die gesamte Halbkugel unseres Himmels sich deinem Anblick frei darbietet, dass du Auf- und Untergang der Gestirne ohne ein Hin-




*Francesco de Marchi, Architettura militare (1599) Taf. 104: Besteigung des Grand Sasso.*
Bildarchiv ÖNB Wien

[257]Cermenati (Anm. 180) 940-941; G. Mazzini, Rivista di storia delle scienze mediche e naturali 40, 1949, Nr. 2, 187.
[258]Fantuzzi (Anm. 176) 14.
[259]DBI 24, 123.
[260]BBKL 15, 638.
[261]Schwenckfelt (Anm. 242) 63.
[262]BUAM 3, 601-602.
[263]Cermenati (Anm. 180) 940; Mazzini (Anm. 257) 187.
[264]Fantuzzi (Anm. 176) 14; DBI 24, 123.
[265]Schwenckfelt (Anm. 242).
[266]BUAM 43, 562-568.
[267]F. Sacco in: S. Piantanida – C. Baroni (Hrsg.), Leonardo da Vinci. Das Lebensbild eines Genies (1977) 455-466.
[268]A. Philotheus de Homodeis, Aetnae topographia, Incendiorumque Aetnaeorum Historia (1591) 15.
[269]A. Schmidl in: Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 24 (1857), Heft I-III, 199-213.
[270]Coolidge XXXVI. 178*-181*; Leonardo da Vinci, Eine Auswahl aus seinen Schriften. Hrsg. v. V. Macchi (1954) 18-19. Deutsche Übersetzung: Leonardo da Vinci. Der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Übersetzung & Einleitung v. M. Herzfeld (1904) 32-33 Nr. LIV; Piantanida – Baroni (Anm. 267) 211. Der Monboso wurde mit dem Monte Rosa (4637 m), dem Monte Viso (3941 m) und dem Monte Bo (2556 m) im Monte Rosa-Gebiet identifiziert (Coolidge 23**). Die Besteigung wurde gegen 1511 datiert (Coolidge 23**).
[271]G. Uzielli, Leonardo da Vinci e le Alpi (1890) 1-13. 65-67 Nr. 1-11.
[272]ADB 21, 538.
[273]W. Meurer, Meteorologia quaestionibus informata et explicationibus dilucidis illustrata [...] (1587) 249-250; Thorndike (Vol. VI) (Anm. 39) 49-50.
[274]S. Piantanida in: Piantanida – Baroni (Anm. 267) 361. Übersetzung: P. Danner.
[275]DBI 61, 462-466.
[276]F. Baldinucci, Notizie de' professori del disegno da Cimabue in quà. Libro primo del decennale I. della par. III. del sec. IV. dal MDLXXX. al MDXC. Tomo XI (1771) 120-121.

dernis leicht beobachten kannst und die Sonne viel später untergehen, schneller wieder aufgehen siehst.«[277]

Als im August 1531 ein Komet und ein feuriger Stern gesehen wurden, stieg der St. Gallener Arzt und Humanist Joachim von Watt (Vadianus) (1483/84-1551)[278] mit seinem Bruder David von Watt, Konrad Eppenberger, Andreas Eck (+1531)[279], Jakob Riner, Johann Rütiner (+1556)[280] und Johannes Kessler (1502-1574)[281] in der Nacht auf die Bernegg bei St. Gallen, um die ungewöhnlichen Himmelserscheinungen und die Planeten zu beobachten[282].

Die Azteken errichteten auf Bergen Vorrichtungen zu astronomischen Messungen als Grundlage ihres Kalenders: »Auf den Bergen rings um Cusco [...] waren zwölf kleine Pfeile so angeordnet und in solcher Entfernung voneinander angebracht worden, daß ein jeder von ihnen, gemäß seiner jeweiligen Stellung zu Sonnenunter- und Sonnenaufgang, einen bestimmten Monat anzeigte. [...] Nach deren Stellung zur Sonne veranstalteten sie ihre Feste, bestimmten die Zeiten der Aussaat und der Ernte und allerlei andere Dinge mehr.«[283]



*Ägidius Tschudi, Gouache, Anfang 19. Jh.* Museum des Landes Glarus, Näfels.

**Vermessungen**

Zur geographischen Ortsbestimmung bestieg Paul Fabricius 1574 den Ötscher[284]. Leonardo Torriani führte im Zuge seiner Beschreibung der Kanarischen Inseln auf Vorgebirgen und Bergen Vermessungen durch[285]. Diese waren sicher genauer als jene, welche – offenbar aus großer Entfernung – die Höhe des Pico de Teide auf Teneriffa (3718 m) mit über 72 Meilen bestimmten[286]. Der Kapitän Andres Morales, der vom Gouverneur von Hispaniola den Auftrag zur kartographischen Vermessung der Insel erhalten hatte, bestieg im Zuge seiner Vermessungsarbeiten Berge[287]. Unter dem Gouverneur Rodrigo de Contreras wurde in Nicaragua die Höhe des Kraters des Masaya vermessen[288]. Schließlich bestimmten Blas del Castillo und seine Gefährten zur Vorbereitung des Abstiegs mit Hilfe von Seilen die Tiefe dieses Kraters[289].

Der aus Bologna stammende Militäringenieur Francesco de Marchi (1504-1576)[290] stellte 1573 durch seine Vermessungen auf dem Gran Sasso (2912 m) fest, dass dieser Gipfel der höchste der Abruzzen ist[291]. François de Foix, Graf von Candale (1512-1594)[292], der spätere Bischof von Aire, der ein berühmter Mathematiker war, führte auf dem Pic du Midi d'Ossau (2885 m) Höhenmessungen durch: »An einer passenden Stelle sitzend, die ein freies Hinabblicken gestattete, fing er an, mit seiner Dioptra die Höhe zu schätzen; und indem er als untere Grenze die Stelle nahm, wo die zum Berge gehörigen Bäche nicht mehr in Fällen absinken, sondern in gleichmäßigem Lauf dahinfließen, bis zu der Stelle, wo er saß, und bis zum höchsten Gipfel, den er vermessen konnte, bemerkte er, dass jener ganze Raum ungefähr 11000 Klafter (Toisen) betrage.«[293]

Der Mathematiker, Geograph und Mediziner Philipp Apian (1531-1589)[294] bestieg während seiner Arbeit an einer Karte von Bayern in den Jahren von 1554 bis 1661 mehrere Berge Bayerns, um von dort aus Vermessungen durchzuführen[295].

**Topographie**

Im Zuge topographischer Forschungen wurden vielfach Gebirge überschritten und Berge bestiegen. Der aus Glarus stammende Historiker und Politiker Ägidius Tschudi (1505-1572)[296] berichtete über die Ende der 20er Jahre durchgeführten Studien zur Abfassung seines Werkes »Die uralt warhafftig Alpisch Rhetia« aus dem Jahr 1538: »[...] etliche alpgebirg, namlich den hochen Sant Bernhart, den Gletscher [Theodulpass], die Furcken, da der Rhoddan entspringt, den Gothart da Ticinus, Ursa und der vorder Rhin usfliessend, den Luckmanier da der mittel Rhin, den Vogel [San Bernardino], da der hinder Rhin entspringend, den Urschler (ouch Splüger genant), den Septmer und andere mer durchwandlet.«[297] Im Reisebericht des Schweizer Priesters, Historikers und Kartographen Johannes Stumpf (1500-nach 1578)[298] sind mehrere Gebirgsüberquerungen in der Schweiz erwähnt[299]. Die Gipfel mied Stumpf, wie man seinem Urteil über die Berge des Wallis entnehmen kann: »Ja, die berg und ringmauren deß lands sind an vielen orten also hoch und gäch von velsen, das einen grauset hinauf zesehen.«[300]

Leonardo Torriani bestieg bei seiner Arbeiten an der Beschreibung der Kanarischen Inseln die höchsten Berge von Palma (Roque de los Muchachos, 2423 m)[301] und den Pico de Teide (3716 m) auf Teneriffa: »Der schwierige Anstieg ist wenig mehr als zwei Meilen, die Hälfte so steil, dass es weder Weg noch Straße gibt, der man folgen könnte, und diese ganze Pyramide ist von allerfeinstem Bimsstein bedeckt, auf dem man bei jedem Schritt vorwärts fast ebensoviel wieder zurückgleitet. Nur mit größ-

[277]Gesner (1555) (Anm. 151) 48. Übersetzung: Deubelbeiss (Anm. 202) 39.
[278]ADB 41, 239-244; HBLS 7, 429.
[279]HBLS 2, 778.
[280]HBLS 5, 748.
[281]ADB 15, 657-658; HBLS 4, 480.
[282]J. von Watt, Deutsche Historische Schriften III. Hrsg. v. E. Götzinger (1879) 292 Nr. 251; J. Kessler, Sabbata. Hrsg. v. E. Egli – R. Schoch (1902) 359; R. Frohne in: W. Wunderlich (Hrsg.), St. Gallen. Geschichte einer literarischen Kultur. Kloster – Stadt – Kanton – Region. Bd. 1: Darstellung (1999) 316-318; Bd. 2: Quellen (1999) 316-319.
[283]De Acosta (Anm. 27) 83 (6. Buch, 3. Kap.).
[284]S. Anm. 245.
[285]Torriani (Anm. 25) 43 (Vorwort). 197 (66. Kap.).
[286]G. Gilbert, De Mundo nostro Sublunari Philosophia nova (1651) 132 (2. Buch, 6. Kap.).
[287]Von Anghiera (Anm. 43) 294 (3. Dekade, 7. Buch, 41. Kap.).
[288]Oviedo (Anm. 29) 395 (42. Buch, 5. Kap.).
[289]Ebda. 399 (42. Buch, 6. Kap.).
[290]DBI 38, 447-454.
[291]De Marchi (1599) (Anm. 75) 168-169 (3. Buch, 104. Kap.); G. Venturi, Memoria intorno alla vita ed alle opere del Capitano Francesco Marchi (1816) 39.
[292]DBF 14, 212.
[293][J.-A. de Thou,] Memoires de la vie de Jacques-Auguste de Thou (1711) 61-62 [Coolidge 58**; Übersetzung: C. Michaelis, Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins N. F. 15, 1899, Nr. 21, 262]. Dieses Ereignis fand vor dem 25. Mai 1555 statt (Coolidge 58**), wie aus der Angabe von de Thou gefolgert werden kann, dass sich Candale, der von seinem Erlebnis 1582 berichtete, damals im Gefolge von Henri II. d'Albret, König von Navarra (1503-1555), befand. Im Internet wurde das Datum 1552 angegeben: http://www.pyrenees-team.com/pteam/randos/ossau/1; http://www.pyrenees-passion.info/conquete_ossau.php. Dagegen datierte Michaelis (Anm. 293) 261 die Besteigung irrtümlich um 1582. Falsch sind aus dem gleichen Grunde alle Angaben von W. Schmidkunz in: Alpines Handbuch. Bd. 1 (1931) 329: 1582/84, 1588?, 1566?.
[294]ADB 23, 23-25.
[295]H. Heyn, Süddeutsche Malerei aus dem bayerischen Hochland. Das Inntal, der Chiemgau und das Berchtesgadner Land in bildnerischen Zeugnissen (²1982) 52; Philipp Apian und die Kartographie der Renaissance (1989) 70-71. 102.
[296]ADB 38, 728-744; HBLS 7, 79-80; BBKL 12, 665-670.
[297]Ä. Tschudi, Chronicon Helveticum 2. Teil. Bearb. v. B. Stettler, Quellen zur Schweizer Geschichte. I. Abt. Chroniken. Bd. VII/2 (1974) 41* Anm. 3.
Zu Unrecht wurde Tschudi die Besteigung des Matterhorns zugeschrieben: H. W. Opaschowski, Tourismus. Eine systematische Einführung. Analysen und Prognosen (³2002) 41.
[298]ADB 36, 751-754; HBLS 6, 591-592.
[299]J. Stumpf in: Conradi Türst De situ confoederatorum descriptio. Balci descriptio Helvetiae. Fratis Felicis Fabri descriptio Sveviae. Johannes Stumpf, Reisebericht von 1544. Quellen zur Schweizer Geschichte. 6. Bd. (1884) 240. 256.
[300]J. Stumpff, Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick wirdiger thaaten beschreybung (1548), zitiert in:

ter Geduld und Mühe kann man ihn ersteigen. Auf dem Gipfel ist ein geräumiger, etwas gewölbter Platz, der nach Westen abfällt, mit einer Steinumrahmung ringsum, die einen Umfang von 500 Schritt hat. Hier herrscht äußerste Trockenheit; sie bedrückt den Kopf so, dass ich (nach dem, was ich erlebte) glaube, dass kein Mensch hier 24 Stunden leben könnte.«[302]

### Geschichtsforschung

Auf seinen Reisen durch Sizilien, die historischen und archäologischen Forschungen gewidmet waren, bestieg der sizilianische Dominikanerpater Tommaso Fazello (1498-1570)[303] Ende Juli 1541 den Ätna, wobei er einmal am Berg übernachtete[304]. Er behandelte die antiken und mittelalterlichen Quellen über diesen Vulkan, interessierte sich aber auch für die aktuellen vulkanischen Phänomene.

Der spanische Franziskanerpater Bernhardino de Sahagun (1499-1590) bestieg im Rahmen seiner Forschungen zur Geschichte Mexikos den Popocatepetl (5452 m) und den Iztaccíhuatl (5286 m)[305]. Der spanische Historiker Gonzalo Fernández de Oviedo y Valdés (1478-1557)[306], der die Geschichte der Neuen Welt erforschte, stieg am 25. Juli 1529 zusammen mit dem Kaziken Don Francisco, einem Neger und zwei Indios auf den Vulkan Masaya in Nicaragua[307], von dem er auch eine Zeichnung anfertigte.

Ein Luzerner Geistlicher entdeckte auf einem hohen Berg in der Schweiz den Überrest eines Schiffes, das durch die Sintflut dorthin gelangt sein musste.[308]

### Mythenforschung

Zu Zwecken mythologischer Forschung wurde vor allem der Pilatus in der Umgebung Luzerns[309] aufgesucht. Der Sage nach wurde der Leichnam des Pontius Pilatus nach dessen Selbstmord zunächst in den Tiber geworfen, worauf entsetzliche Gewitter einsetzten. Schließlich wurde er in den Pilatussee unterhalb des Gipfels des ursprünglich Frakmont genannten Berges verbannt, wo er weiterhin für Unwetter sorgte. In der Folge konnte er gebannt werden und wurde nur dann tätig, wenn man seinen Namen rief oder Holz oder Steine in den See warf. Der Rat von Luzern verbot daher, zum See zu gehen[310], und die Gelehrten und Reisenden, welche die Richtigkeit der



*Pico de Teide*
Foto: Christoph Thoma, DAV Summit Club

Frühe Zeugnisse. Die Alpenbegeisterung. Vorgestellt v. H. Zebhauser (1986) 154.
[301]Torriani (Anm. 25) 161 (50. Kap.). 197-199 (66. Kap.).
[302]Ebda. 163 (50. Kap.).
[303]DBI 45, 493-496.
[304]T. Fazello, De rebus Siculis, in: Rerum Sicularum scriptores ex recentioribus praecipui, in unum corpus nunc primum congesti […] (1579) 50-52 (1. Dekade, 2. Buch, 4. Kap.).
[305]B. de Sahagun, Historia general de las cosas de Nueva España. Hrsg. v. A. López – J. García Quintana (1988) 806 (11. Buch, 12. Kap., Pár. 6).
[306]BUAM 31, 546-547.
[307]Oviedo (Anm. 29) 393-397 (42. Buch, 5. Kap.).
[308]J. L. Cysat, Beschreibung des Berühmbten […] Vierwaldstätter Sees […] (1661).
[309]Balcus in: Conradi Türst (Anm. 299) 87.
[310]M. A. Cappeller, Montis Pilati Historia (1767) 9.
[311]Gesner (1555) (Anm. 151) 46 [Deubelbeiss (Anm. 202) 37].
[312]P. Mela, De orbis situ libri tres […] una cum



Sage überprüfen wollten, mussten um eine Genehmigung ansuchen[311]. Joachim von Watt bestieg den Berg 1518[312] mit den Luzerner Humanisten Oswald Geisshüsler (Myconius) (1488-1552)[313] und seinem Zürcher Schüler und späteren Schwager Konrad Grebel (1498-1526)[314]. Watt war beeindruckt vom See, der in einem Wald verborgen ist, »dessen Totenstille den Besucher mit heiligem Schauer erfüllt.« Er hielt sich an das seinem Führer gegebene Versprechen, nichts Ungeziemendes zu tun, und kam daher zu keinem sicheren Ergebnis: »Übrigens möchte ich die Wahrheit der Sage […] weder bekräftigen noch in Abrede stellen, da mir nicht möglich war, die Sache zu untersuchen, und wäre es mir möglich gewesen, so hätte es nicht ohne große Gefahr geschehen können.«[315] Watt und seine Begleiter stiegen vom See zum Gipfel des Gnepfstein (Mittaggüpfi, 1916 m), der westlichen Spitze im Pilatusmassiv[316], weiter. Konrad Gesner, der 1555 den Gnepfstein bestieg, schenkte der Pilatussage hingegen keinen Glauben[317].

Gesner erwähnte einen gebildeten Mann, der einige Jahre vor ihm den Pilatussee aufgesucht hatte und einen Prügel hineingeworfen hatte, um den Geist herauszufordern. Vielleicht war es der Luzerner Stadtarzt Johann Chrysostomus Huober[318].

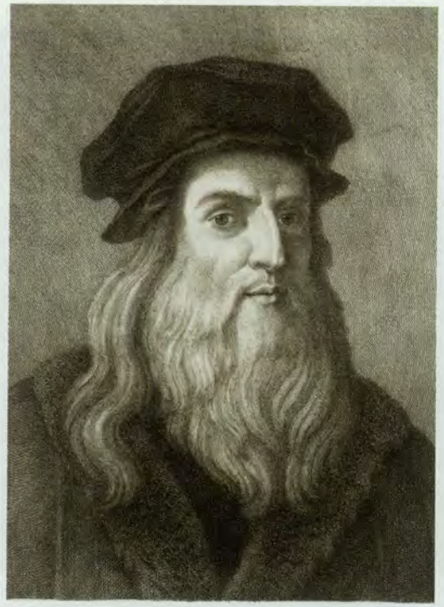
Der Luzerner Stadtpfarrer Johannes Müller erbrachte 1585 den Beweis für die Unrichtigkeit der Sage, indem er den Geist im See vor vielen Begleitern ansprach, Steine ins Wasser warf und Leute darin waten ließ, ohne dass es Folgen gab[319]. Daraufhin beschloß der Rat von Luzern, das Verbot aufzuheben und 1594 den See abzugraben, wodurch sich der Wasserspiegel senkte[320]. Um 1600 überzeugte sich der Jesuit P. Ferdinand Crendel[321], der Professor für Rhetorik in Luzern war, davon, dass das Werfen von vielen auch größeren Steinen in den Pilatussee keine Auswirkung auf die Witterung hatte[322].

Auch die Geister anderer Gebirge erregten das Interesse von Forschern. Caspar Schwenckfelt erklärte zwar, auf seinen Wanderungen durch das Riesengebirge niemals auf die Spuren Rübezahls gestoßen zu sein, ging aber mit wissenschaftlicher Exaktheit auf dessen wechselnde Erscheinungsformen ein[323].



*Pilatus von Giorgio Sommer.*
Schweizerisches Alpines Museum, Bern.

commentariis Joachim Vadiani [...] (1522) 34 [Übersetzung: Frohne (Anm. 282) 321-323].
[313]ADB 23, 127-129; HBLS 3, 425.
[314]ADB 9, 619-622; HBLS 3, 727.
[315]Frohne (Anm. 282) 323.
[316]Coolidge XXXVIII. 24**.
[317]Gesner (1555) (Anm. 151) 52-53 [ Deubelbeiss (Anm. 202) 43-44].
[318]Weber (Anm. 225) 258.
[319]Ebda. 261.
[320]Ebda. 261. 365-366.
[321]Ebda. 261.
[322]I. E. Nieremberg, De miris & miraculis Naturis in Europa libri duo, in: ders., Historia naturae, maxime peregrinas libris XVI. distincta (1635) 433 (2. Buch, 28. Kap.).
[323]Wozniakowski (Anm. 196) 219-220.
[324]P. Burke, Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien (1998) 148-150.



*Leonardo da Vinci.*
Bildarchiv ÖNB Wien

**Kunst**

Viele Künstler, darunter Albrecht Dürer, Pieter Breughel und Leonardo da Vinci, überschritten in beiden Richtungen die Alpen, um neue Erfahrungen zu sammeln[324]. Im Zuge von Wanderungen in die Berge entstanden Leonardos Darstellungen von Berglandschaften[325]. Philipp Apian malte im Zuge seiner Vermessungsarbeiten um 1560 von den Abhängen der Kampenwand in den bayerischen Alpen aus Aquarelle mit der Darstellung der höchsten Erhebungen dieses Berges.

Auch andere Kunstformen wurden auf Bergen ausgeübt, wie Babur über Transoxanien berichtete: »In diesen Gegenden gibt es den Brauch, Distichen oder andere Verse in die Felsen zu ritzen.«[326]

**Strafvollzug**

Galeerensträflinge mussten auf dem Weg nach Venedig die Alpen überschreiten[327]. Andere Delinquenten fanden in den Bergen durch Wurf gegen Felsen oder Sturz von Felsen den Tod. Die Spanier rissen in Hispaniola Säuglinge den Müttern von den Brüsten und schleuderten sie mit den Köpfen gegen Felsen[328]. In Kolumbien befahl Pedro de Alvarado, die Indianer von einem befestigten Felsen, den sie vergeblich verteidigt hatten, zu stürzen: »Die Spanier stürzten sie demnach sämtlich herab, und die Zeugen sagen, man habe siebenhundert Menschen auf einmal und zu gleicher Zeit wie eine Wolke vom Felsen herabfallen sehen, die insgesamt zerschmettert wurden.«[329]

**Selbstmord**

Andere Menschen suchten in den Bergen freiwillig den Tod. Auf den Kanarischen Inseln stürzten sich bei der Regierungsübernahme eines neuen Herrschers tapfere junge Krieger von den Felsen der Bergheiligtümer und gewannen dadurch hohen Nachruhm[330]. In Mexiko brachten sich Einsiedler im Gebirge manchmal »selbst dem Abgott als Opfer dar, indem sie sich von hohen Felsen stürzten.«[331] In Peru gab es ebenfalls religiös motivierte Selbstmorde[332]. Ein Festungskommandant der Inkas sprang hingegen wegen der Aussichtslosigkeit seiner Lage »von der Bastion mehr als 200 m tief hinunter und zerschellte.«[333]

**Humanitäre und weniger humanitäre Maßnahmen**

Gelegentlich rückten Menschen aus, um andere aus Bergnot zu retten. So wurde

[325]K. Clark, The Drawings of Leonardo da Vinci in the Collection of Her Majesty the Queen at Windsor Castle (²1968) 62-63 Nr. 12410, 12411 und 12413, 12414; A. Visconti in: Piantanida – Baroni (Anm. 267) 122.
[326]Babur (Anm. 46) 278.
[327]A. Erler – E. Kaufmann (Hrsg.), Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. I. Bd. (1971) 1373-1375 s. v. Galeerenstrafe (A. Erler).
[328]De las Casas (1981) (Anm. 65) 15.
[329]Ebda. 109.
[330]Torriani (Anm. 25) 241 (Anhang I); Th. Nicols in: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden. 2. Bd. (1748) 6 (4. Buch, 1. Kap.).
[331]De Acosta (Anm. 27) 44 (5. Buch, 16. Kap.).
[332]Die Eroberung Perus (Anm. 32) 387.
[333]Ebda. 206.



Guarinoni zufolge Kaiser Maximilian I. aus der Martinswand westlich von Innsbruck »von einem abgerichten Bawrn mit grosser Sorg / Mühe und Verwunderung herauß getragen«[334].

Es wurde aber auch berichtet, dass Hexen auf Berge stiegen, um Schaden zu stiften[335].

**Medizin**

Berge wurden aufgesucht, um Heilmittel und Heilung zu finden. Der Arzt Paracelsus (1493-1541)[336] meinte, »sämtliche Wiesen und Almen, Berge und Täler seien Apotheken.«[337] Guarinoni äußerte sich auf ähnliche Weise: »Insond'heit aber ist Das Bürg der rechte Platz der Ubung für die hochgelehrten der Artzney.«[338] Den Bergkräutern wurde eine größere Heilwirkung zugeschrieben als den Pflanzen von der Ebene[339]. Weitere Heilmittel, die auf Bergen gesammelt wurden, waren Lärchenholz und Lärchentriebe, die bei Aussatz angewandt wurden, ferner Lärchenharz, das bei Wunden, Verletzungen und inneren Krankheiten, aber auch zur Reinigung von Niere und Blase eingesetzt wurde[340]. Gesner erwähnte die auf dem Pilatus zu findende sog. Mondmilch, eine als Heilmittel verwendete »löchrige, weisse, ganz leichte und zerreibbare Substanz, welche man einen felsartigen Schwamm [...] nennen könnte«[341]. Nach dem Tiroler Kammerrat Matthias Burglechner (1573-1642)[342] galten auch Gletschereis und Gletscherwasser als Medizin: »Dann so brauchen sie auch disen Gletscher in schwären Krankhaiten für ain Arztney und löschen darmit die scharphen Fieber und hizigen Krankhaiten, sie trinken auch das [k]alte Wasser, so davon fleusst, für die Rot Ruehr, Dissenteria genant, dieselbig darmit zu stellen.«[343]

Um Heilung von Krankheiten zu finden, suchten die Menschen auf Bergen gelegene Heilquellen und Heilbäder auf[344]. Ferner wurde erkannt, dass der Aufenthalt in der Höhe[345] und das Bergsteigen als eine Form der körperlichen Ertüchtigung[346] eine positive Auswirkung auf die Gesundheit haben.




*Paracelsus.*
Schweizerisches Alpines Museum, Bern

[334]Guarinonius (Anm. 6) 1206 (6. Buch, 14. Kap.).
[335]Warhafftige newe Zeyttung so den 18. Martij in diesem 75. Jahr zu Bramberg im Pintzkaw […] mit einem Pfarrer und seiner Köchin zugetragen hat […] (1575), zitiert in: H. Klein, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 97, 1957, 48.
[336]ADB 12, 675-683.
[337]Wozniakowsky (Anm. 196) 219.
[338]Guarinonius (Anm. 6) 1205 (6. Buch, 14. Kap.).
[339]A. M. Brasavola, Examen omnium simplicium medicamentorum quorum in officinis usus est (1536) 12; Gesner (1555) (Anm. 151) 48 [Deubelbeiss (Anm. 202) 40]; Guarinonius (Anm. 6) 433 (3. Buch, 8. Kap.).
[340]Simler (Anm. 4) 168-169.
[341]Gesner (1555) (Anm. 151) 66 [Deubelbeiss (Anm. 202) 49-50].
[342]ADB 3, 608-609.
[343]M. Burglechner, Tyrolischer Adler, zitiert in: Stolz (1928) (Anm. 7) 64; vgl. Simler (Anm. 4) 160.
[344]Gesner (1555) (Anm. 151) 49-50 [Deubelbeiss (Anm. 202) 41]; Simler (Anm. 4) 157-160; G. Seitz, Wo Europa den Himmel berührt. Die Entdeckung der Alpen (1987) 76. 89-90.
[345]Guarinonius (Anm. 6) 435 (3. Buch, 8. Kap.).
[346]K. Gesner, Epistola ad Jacobum Avienum de montium admiratione,



*Postkarte mit Edelweiss.*
Schweizerisches
Alpines Museum, Bern

**Freizeitbeschäftigung**

*Naturkundliches Interesse*

Vielfach wurden Bergbesteigungen aus naturkundlichem Interesse durchgeführt, wobei die Abgrenzung von Bergbesteigungen zu Forschungszwecken manchmal schwierig ist. In Werken über die Kunst des Reisens wurde Reisenden nahegelegt, den Bergen Beachtung zu schenken[347]. Besondere Aufmerksamkeit wurden den Pflanzen und dem Vulkanismus gewidmet. L'Ecluse erhielt von der Gräfin Heissenstein Pflanzen zugesandt, die am Schneeberg gefunden worden waren[348]. Der Botaniker Guillaume Rondelet wurde auf seinen Exkursionen in die Berge der Provence, in den Pyrenäen und Cevennen häufig von seinem Freund Guillaume Pellicier (um 1490-1568)[349], dem Bischof von Maguelonne und Montpellier, begleitet.

Unter der Führung von Peter Kunz (um 1480-1544)[350], dem Münsterpfarrer in Bern, unternahmen der 1528-1538 als Professor für Griechische Sprache und Philosophie in Bern wirkende Johannes Müller (Rhellicanus) (1478/1488-1542)[351], Christian Dannmatter (+1572), der damals Helfer am Berner Münster war, der Berner Lehrer Johannes Endsberg und dessen Diener im Sommer 1536 eine Wanderung auf das Stockhorn, bei der Kunz seinen Gefährten die Pflanzenwelt des Berges zeigte[352].

Von den aktiven Vulkanen Europas war der Ätna der am meisten besuchte. Fazello zufolge gab es die Wahl zwischen dem schwierigeren, aber kürzeren Weg über Linguaglossa und Randazzo und dem längeren, aber leichteren Weg von Catania aus[353].

Der spätere Kardinal Pietro Bembo (1470-1547)[354] bestieg den Ätna während seines Studienaufenthaltes in Messina im Juli 1493 zusammen mit seinem Freund Angelo Gabriele[355]. Am ersten Juni des gleichen Jahres war der Mönch Urbanus, den Bembo einen »sehr wissbegierigen Erforscher dieser Dinge« nannte, auf dem Gipfel gewesen. Der Jurist Antonio Filoteo degli Omodei (um 1500-nach 1566)[356] erreichte in den Jahren 1533, 1540 und 1545 in Begleitung mehrerer Freunde den Gipfel des Ätna[357].

in: ders., Libellus de lacte et operibus lactariis (1541) 2 [Coolidge 2; Zebhauser (Anm. 300) 136]; Guarinonius (Anm. 6) 1204 (6. Buch, 14. Kap.).

[347]Th. Zwinger, Methodus apodemica in eorum gratiam, qui cum fructu in quocunq[ue] tandem vitae genere peregrinari cupiunt (1577) 121 (2. Buch, 18. Kap.); H. Pyrckmair, Commentariolus de arte apodemica seu vera peregrinandi ratione, in: De arte peregrinandi libri II [...] (1591) 12; H. Turler, De peregrinatione & agro Neapolitano libri duo, in: ebda. 55. 57 (1. Buch, 5. Kap.).

[348]Kerner (Anm. 198) 44. 61 Anm. 12.

[349]BUAM 32, 408-409.

[350]HBLS 4, 568.

[351]BBKL 8, 136-137.

[352]I. Rhellicanus, Stockhornias, in: Homeri vita, ex Plutarcho in Latinum tralata per Io. Rhellicanum [...] (1537) 155-159 [Coolidge 186*-195*; dt. Übersetzung: Bratschi (Anm. 206) 8-21].

[353]Fazello (Anm. 304) 50.

[354]DBI 8, 133-151.

[355]P. Bembo, De Aetna (1496).

[356]A. Mongitore, Biblioteca Sicula sive De scriptoribus Siculis. Tomus Primus (1707) 66-67.

[357]Philotheus de Homodeis (Anm. 268) 7. 17. 22.



Über den Pico de Teide auf Teneriffa berichtete Leonardo Torriani 1590: »Viele Personen wollten ihn besteigen, haben aber auf halbem Wege den Mut verloren, weil der Mensch fast außer sich gerät und von Schwindel und Übelkeit der Seefahrer befallen wird.«[358] Einer von denen, die nach Torriani[359] bis zum Gipfel vordringen konnten, war Sir Edmund Scory[360].

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts versuchten einheimische Prinzen und tapfere Portugiesen vergeblich, den Vulkan Gamalama (1715 m) auf der Molukken-Insel Ternate zu besteigen, um den Krater zu untersuchen[361]. Dagegen erreichte Antonio Galvano (1503-1557), der Gouverneur dieser Insel in den Jahren 1536-1540, den Gipfel des Berges[362].

Da der aztekische Herrscher Montezuma wissen wollte, woher der Rauch an der Spitze des Popocatepetl komme, befahl er zehn Leuten, von denen nur zwei überlebten, den Aufstieg zum Gipfel[363].

Über den Versuch, diesen Berg im Jahr 1519 zu besteigen, berichtete Hernán Cortes: »Da ich dies Geheimnis [die aufsteigende Dampfwolke] erkunden wollte, um darüber Bericht erstatten zu können, schickte ich zehn tüchtige Leute mit einigen Eingeborenen als Pfadfinder aus, den Berg zu besteigen. Sie versuchten, den Berg zu erklimmen, mußten es aber zuletzt wegen des vielen Schnees und wegen des Wirbelwindes, der die Asche umhertreibt, vor allem aber wegen der großen Kälte aufgeben. Sie kamen jedoch ganz in die Nähe des Kegels, und gerade als sie oben standen, begann der Dampf hervorzubrechen.«[364] In einem weiteren Bericht schrieb er: »Später habe ich noch andere Spanier hingeschickt, die nach zweimaligem Versuch endlich bis zum Krater gelangten.«[365] Bernal Diaz del Castillo[366] verdanken wir weitere Details über diese Besteigung: »Diego de Ordas kam die Lust an, ihn näher zu untersuchen und zu besteigen. Er bat Cortes um die Erlaubnis. Cortes war sofort einverstanden und erteilte entsprechende Befehle.« Die einheimischen Führer kehrten auf halber Höhe um. »Ordas aber stieg mit seinen zwei Männern weiter bis zur Spitze des Berges. Später sind viele bis zum Krater vorgedrungen; aber Ordas war eben der erste, der es wagte.«[367] Der spanische Dominikanerpater Bartholomé de las Casas (1475-1566)[368], Bruder Francisco de Bobadilla, der Provincial des Ordens der Gnade[369], Diego Machuca[370] und weitere Personen[371] bestiegen in der ersten

[358]Torriani (Anm. 25) 163 (50. Kap.).

[359]Dessen Text stammt aus dem Jahr 1590.

[360]Extracts taken out of the observations of the Right Worshipfull Sir Edmund Scory, Knight of the Pike of Tenariffe, and other rarities which bee observed there, in: Purchas his Pilgrimage or Relations of the World and the Religions Oberserved in all Ages and places Discovered, from the Creation unto this Present (⁴1626) 384-787; E. Scory in: Allgemeine Historie (Anm. 330) 28-29 (4. Buch, 1. Kap.); F. J. Castillo in: S. G. Fernández-Corugedo, Proceeding of the II Conference of the Spanish Society for English Renaissance Studies (1992) 65-69. Zur Datierung in die letzten Jahre des 16. oder in die ersten Jahrzehnte des 17. Jhs.: Allgemeine Historie (Anm. 330) 18-19. 27; Castillo (Anm. 100) 66. Dagegen die frühere Datierung um 1582: Schmidkunz (Anm. 293) 329; B. Bonnet, El Museo Canario IV, 8 (1936) 44-59.

[361]A. Galvano, The Discoveries of the World from their first original unto the Year of our Lord 1555. Corrected, quoted, and published in English, by Richard Haykluyt (1601). Now reprinted. With the original Portuguese Text: and edited by Vice-Admiral Bethune, C. B. (1862) 119-120; Briefe Collections of Voyages, chiefly of Spaniards and Portugals, taken out of Antonie Galvanos Booke of the Discoveries of the World, in: S. Purchas, Hakluytus Posthumus or Purchas His Pilgrimes Containing a History of the World in Sea Voyages and Lande Travells by Englishmen and others. Vol. 10 (1905) 31.

[362]Galvano (Anm. 361) 119; Purchas (1905) (Anm. 361) 31.

[363]Schmidkunz (Anm. 293) 326; J. M. Casanova Becera – C. Ranger Placencia – H. Delgado Granados, Popocatépetl. Guía turística, deportiva e histórica (1987) 61.

[364]Cortes (Anm. 88) 66.

[365]Ebda. 232.

[366]BUAM 7, 174.

[367]Castillo (Anm. 100) 202.

[368]BUAM 7, 102-103 ; BBKL 4, 1186-1190; B. de las Casas, Obras completas. 1. Vida y obras (1998) 171.

[369]Oviedo (Anm. 29) 395-396 (42. Buch, 5. Kap.).

Hälfte des 16. Jahrhunderts den aktiven Vulkan Masaya in Nicaragua.

*Jagd*

Für die Adeligen war die Jagd keine Erwerbsart, sondern ein Freizeitvergnügen. Dabei wurden auch alpinistische Spitzenleistungen erbracht. Ein begeisterter Jäger war Kaiser Maximilian I.[372], der über sich selbst schrieb: »Sooft er Gemsen jagte, ging er zuhöchst ins Gebirge, stieg in die Wände und schoss die Gemsen selbst heraus. Wiewohl es von solch einem grossmächtigen Herrn zuviel und nicht recht getan war, derart in hohe Berge und grause steinerne Wände zu steigen, so konnte er es doch nicht lassen, aus Lust, Neigung und Begierde, die er zu diesem Jagen trug. Nicht viele seiner Gemsenjäger kamen ihm beim Klettern gleich. Doch war er gar vorsichtig und kannte keinen Schwindel in seinem Haupt.«[373] Ferner behauptete der Kaiser: »Der große Waidmann ist auf dem höchsten Berg Europas gewesen. Und ist auf solchen Berg gekommen, ohne das Erdreich oder den Berg zu berühren. Es ist auch weder vor noch nach ihm keiner höher oben und näher dem Himmel gewesen als er.«[374] Offenbar meinte der Kaiser einen vergletscherten Berg, der wahrscheinlich in den Stubaier Alpen liegt[375]. Er stieg zum Gepatschferner[376] und erreichte am 1. November 1506 mit wenigen Adeligen und Jägern den Gipfel des Traunstein (1691 m) bei Gmunden[377].

Viele andere Herrscher, darunter Erzherzog Ferdinand II. von Tirol[378], Montezuma[379] und Babur[380], vergnügten sich bei der Jagd im Gebirge.

*Lustpartien*

Von einer Unternehmung kurz nach 1500 erzählte Babur: »Mumin schlug nun seinen Gästen eine Lustpartie am Rande eines Felsabgrundes vor. Am folgenden Tag erreichte mich die Nachricht, daß Noyan [Milchbruder von Babur] betrunken in den Abgrund gestürzt und tot sei.«[381] Einen weniger dramatischen Ausgang hatte ein Ausflug Baburs im Jahr 1528 in Indien: »Danach gingen wir den Fluß hinauf bis zu seinem Ursprung, kehrten von dort wieder um und erstiegen eine Anhöhe, wo wir einige Zeit verweilten, während uns die Musikanten aufspielten und die Sänger einige Weisen vortrugen.«[382]

Im Zuge eines Ausfluges auf den Uetliberg bei Zürich im Jahr 1551 pfückten die Schüler Blumen, flochten Kränze für den Kopf und spielten bukolische Szenen mit Rezitationen von Versen Vergils[383].

*Andere Gründe*

In anderen Fällen veranlassten sportlicher Ehrgeiz, Freude an der Bewegung in der Natur, Neugierde, der Wunsch nach Genuss der Fernsicht und weitere nicht genannte Motive Menschen zur Besteigung von Bergen.

Torriani berichtete von den Einwohnern Gran Canarias: »Sie hatten auch das Spiel, die schwierigsten Gipfel der höchsten Felsen der ganzen Insel zu erklettern; auf diesen pflanzten sie als Zeichen ein riesiges Stück Holz auf, das sie mit Mühe auf der Schulter trugen, wobei sie alle ihre Kräfte zeigten, weil das Holz nach dem Bericht der alten Inselbewohner nichts geringeres war als ein dicker Baum.«[384] Richard Hawkins (+1622)[385], der 1593 die Kanarischen Inseln besuchte, bemerkte, »sie kletterten auf die steilesten Felsen und schroffesten Hügel, die dem Ansehen nach gar nicht zu besteigen wären, mit so vieler Kunst und Behendigkeit, als man sich's nur einbilden kann.«[386]

Als sportliche Herausforderung galt offenbar auch die Besteigung eines Felsens auf dem Wendelstein (1838 m)[387].

Über die Zeit von 1501/1502 erzählte Babur: »Solange ich in Dikhket blieb, hatte ich die Gewohnheit, zu Fuß die umliegenden Berge zu durchstreifen. Ich wanderte zumeist barfuss, wodurch meine Füße so unempfindlich wurden, dass sie die Berge nicht mehr von den Steinen unterscheiden konnten.«[388]

Von einer Unternehmung Erzherzog Ferdinands II. von Tirol in den Jahren 1569-1570 wurde berichtet: »Der Erzherzog wollte eines Tages seine eigene Neugier befriedigen, welche darin bestand, sich auf den Gipfel eines der höchsten Berge in der Nachbarschaft zu begeben, welcher schier auf den meisten Seiten unnahbar war. Nach den nöthigen Rüstungen, die zur Überwindung des rauhen Weges erforderlich waren, begab er sich in Gesellschaft vieler seiner Hofleute, unter denen nach seinem Wunsche sich Pietro [Francavilla] befand, auf den Weg.«[389] Zwei Jahre später wurde diese Wanderung wiederholt[390]. Neugier veranlasste im August 1588 Jacques de Villamont[391] zur Besteigung des Rocciamelone[392], der auch das Ziel von Pilgern war.




*Druckgrafik »Gemsjäger«.* Schweizerisches Alpines Museum, Bern

Der Südtiroler Jakob Freiherr von Boimont zu Pairsberg (1527-1581) stieg am 24. August 1552 zusammen mit seiner Frau Katharina (um 1529-1567) und seiner Schwiegermutter Regina Botschin (+1569) auf die Laugenspitze (Monte Luco, 2434 m)[393]. Der Innsbrucker Hans Georg Ernstinger (1570-1611) bestieg die Frau Hitt (2369 m), »ain sehr hohes gebürg und das höchst so da herumb ist, welches ain lauter felsen sich in der höh etwas zuespizent und auf der seiten sich naigt, als ob er in das thal fallen wolt, welches schröckhlicher tieffen«, den Zurschenberg und die Waldrast (Maria Waldrast im Wipptal, 1641 m) in Tirol sowie Berge in der Umgebung von Genf und in den Pyrenäen[394].

Wie Renward Cysat berichtete, bestieg Herzog Ulrich von Württemberg (1487-1550)[395] im Jahr 1519 den Gnepfstein (Pila-

[370]Ebda. 396 (42. Buch, 5. Kap.).
[371]Ebda. 393. 396 (42. Buch, 5. Kap.). 408 (42. Buch, 10. Kap.).
[372]K. Ausserer, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 56, 1948, 385-417; F. Niederwolfsgruber, Kaiser Maximilians I. Jagd- und Fischereibücher (1965); E. Egg – W. Pfaundler, Kaiser Maximilian I. und Tirol (1969) 56-68.
[373]Kaiser Maximilians I. Weisskunig. Hrsg. v. H. Th. Musper – R. Buchner – H.-O. Burger – E. Petermann. Band I: Textband (1956) 338 (neuhochdeutsche Fassung: H.-O. Burger).
[374]Maximilian I. (Anm. 75) 51.
[375]Stolz (1927) (Anm. 73) 16. Dagegen Th. G. v. Karajan in: Maximilian I. (Anm. 75) 51 Anm. 1: Großglockner oder Großvenediger. Dort ist allerdings kein Aufenthalt Maximilians I. belegt.
[376]Egg – Pfaundler (Anm. 372) 62.
[377]H. Ankwicz, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 30, 1909, 298-299.
[378]Guarinonius (Anm. 6) 1206 (6. Buch, 14. Kap.).
[379]Castillo (Anm. 100) 284.
[380]Babur (Anm. 46) 572-573.
[381]Ebda. 277.
[382]Ebda. 824-825.
[383]Schmitz (Anm. 214) 18-19, V. 61-79.
[384]Torriani (Anm. 25) 121 (35. Kap.).
[385]BUAM 18, 593.
[386]Nicols (Anm. 330) 6.
[387]Philipp Apians Topographie von Bayern (Anm. 72) 88.
[388]Babur (Anm. 46) 275.
[389]A. Ilg, Außerordentliche Beilage zu den Monatsblättern des wissenschaftlichen Club in Wien 1, 1880, Nr. 7, 10; Stolz (1928) (Anm. 7) 42-43.
[390]Ilg (Anm. 389) 10; Stolz (1928) (Anm. 7) 43.
[391]BUAM 43, 403.
[392]De Villamont (Anm. 11) 10 (1. Buch, 3. Kap.); Coolidge 264*.
[393]P. M. Straganz, Programm des k. k. Obergymnasiums der Franciscaner zu Hall 1895/96, 14; J. Schatz, Mittheilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 29, N. F. 19, 1903, 10; Coolidge 95**. Da sich im Tagebuch des Jakob von Boimont kein Hinweis auf eine Besteigung der Laugenspitze im Jahr 1568 findet, beruht diese Angabe folgender Autoren auf einem Irrtum: Schmidkunz (Anm. 293) 328; H. Peskoller, BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe. 2 Studien (1997) 73.
[394]Hans Georg Ernstingers Raisbuch. Hrsg. v. Ph. A. F. Walther (1877) 12-13. 130. 183.
[395]ADB 39, 237-243.
[396]Weber (Anm. 225) 251-254.

tus)[396]. Tatsächlich fand dieses Ereignis wahrscheinlich ein Jahr später statt.

François de Foix, Graf von Candale, versuchte vor 1555, in Begleitung zahlreicher Adeliger, mit Hilfe von Leitern, Haken und Enterhaken den Pic du Midi d'Ossau zu besteigen[397]. Er erreichte eine größere Höhe als seine Begleiter, konnte aber nicht bis zum Gipfel vordringen. Der Alchimist und Orientalist Pierre-Victor Palma-Cayet (1525-1610)[398], der 1599 die Priesterweihe empfing, behauptete, 1591 den Gipfel dieses Berges bezwungen zu haben[399].



*Ausschnitt Panorama Gran Sasso.*
Schweizerisches Alpines Museum, Bern

Die Adelige Beata Laska unternahm 1565 in Begleitung vieler Einwohner von Kesmark einen Ausflug in die Berge der Tatra[400].

Am 19. August 1573 ging ein 32 Jahre lang gehegter Wunsch des damals 69 Jahre alten Militäringenieurs Francesco de Marchi in Erfüllung. Zusammen mit seinen Freunden Cesare Schiafinato und Diomedes dell'Aquila und mit drei Gemsenjägern, Francesco di Giandomenico und Giovanpietro und Simone di Giulio, als Führern, erreichte er den Gipfel des Gran Sasso, des höchsten Berges der Abruzzen[401]. Er berichtete von weiteren Bergsteigern, einem Klosterbruder, der 1572 nahe der Spitze des Berges abstürzte und tödlich verunglückte und von Lawinenopfern in den Jahren 1569 und 1571[402].

John Winter, der ein Schiff des Geschwaders von Francis Drake befehligte, diesen jedoch 1578 in der Magellanstraße verließ, bestieg den höchsten Berg an der Magellanstraße[403].

Zweifel bestehen an der Richtigkeit der Behauptung von Arnold Harff[404], er habe in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts die Mondberge im Inneren Afrikas bestiegen und dort die Nilquellen gefunden[405].

[397]Thou (Anm. 293) 60-62 [Coolidge 58**-61**; Michaelis (Anm. 293) 261-262].
[398]BUAM 7, 279-280; DBF 7, 1515-1516.
[399]http://perso.wanadoo.fr/pierre.fromenteze/sommets/picmidiossau/picmidiossau.htm.
[400]Ch. Genersich, Merkwürdigkeiten der Königlichen Freystadt Késmark in Oberungarn, am Fuße der Carpathen. Erster Theil (1804) 260; A. Kraushara, Olbracht Laski. Wojewoda Sieradzki. Wizerunek historyczny na tle dziejów Polski XVI wieku. Bd. 1 (1882) 79. Anders ist die Darstellung von F. von Reznicek, Von der Krinoline zum sechsten Grad (1967) 13, für die der Verf. keine Quellen finden konnte: Beata musste 1565 vor dem Kriegsgeschehen in ein Hochtal der Hohen Tatra flüchten, wo sie die Berge schätzen lernte und später in Begleitung von Gefährten häufig in den Bergen herumkletterte. Das veranlasste ihren Mann, sie wochenlang im Keller einzusperren. Dass Beata von ihrem Mann Albrecht Laski wegen privater Feindschaft bis 1575 im Schloss Kesmark in einem der Gefangenschaft ähnlichen Zustand gehalten wurde, ist belegt in: Anonymi Relatio Historica, quomodo dominium Civitatis Kesmark a Laszkio in Ruberum, ab hoc in Thökölium derivatum sit, in: C. Wagner, Analecta Scepusii sacri e profani. Pars II (1774) 299. Kein Hinweis auf einen Zusammenhang der Gefangenschaft mit dem Bergsteigen findet sich auch in folgendem Werk: A. Przezdzieckiego, Jagellonki Polskie w XVI. wieku. Bd. 5 (1878) CXLII-CLVII. Hier wird als Grund angegeben, dass sich Albrecht Laski des Eigentums seiner Gattin bemächtigen wollte.
[401]De Marchi (1599) (Anm. 75) 168-169 (3. Buch, 104. Kap.); Venturi (Anm. 291) 13. 38-40; F. de Marchi, In Cima al Corno Monte. Cronaca della prima ascensione al Gran Sasso nel 1573. Hrsg. v. M. C. Nicolai (1994).
[402]Venturi (Anm. 291) 13.
[403]Hampden (Anm. 110) 384.
[404]ADB 10, 599-600.
[405]Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien, wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Hrsg. v. E. von Groote (1860) 149-150; Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 64 v. 5. 3. 1861, 1041-1042; Beilage zu Nr. 65, 6. 3. 1861, 1057-1058.
[406]Gesner (1541) (Anm. 346) 2-3. Übersetzung: Die Entdeckung der Alpen. Eine Sammlung schweizerischer und deutscher Alpenliteratur bis zum Jahr 1800. Ausgew. u. bearb. v. R. Weiss (1934) 1-2. Wiederabgedruckt in Zebhauser (Anm. 300) 136-138.
[407]L. Fuchs, De historia stirpium commentarii insignes [...] (1542), Vorwort; Übersetzung: M. Boas, Die Renaissance der Naturwissenschaften. 1450-1630. Das Zeitalter des Kopernikus (1965) 57-58.
[408]Gesner (1555) (Anm. 151) 48-50. Übersetzung: Deubelbeiss (Anm. 202) 38-41.
[409]Aretius (Anm. 212) 232. Übersetzung: Bratschi (Anm. 206) 41-43.



**Zeitgenössische Bemerkungen über das Bergsteigen**

Nur wenige Autoren äußerten sich ausführlicher über das Vergnügen, das ihnen das Bergsteigen bereitete. In seinem 1541 veröffentlichten Brief an Jakob Vogel meinte Konrad Gesner: »Ich habe mir vorgenommen, sehr geehrter Vogel, fortan, so lange mir Gott das Leben gibt, jährlich mehrere Berge zu besteigen, wenn die Pflanzen in Blüte sind, teils um diese kennenzulernen, teils um den Körper auf eine ehrenwerte Weise zu üben und den Geist zu ergötzen. Denn welche Lust ist es, und, nicht wahr, welches Vergnügen für den ergriffenen Geist, die gewaltige Masse der Gebirge wie ein Schauspiel zu bewundern und das Haupt gleichsam in die Wolken zu erheben. [...]

Ich behaupte daher, daß ein Feind der Natur sei, wer die erhabenen Berge nicht einer eingehenden Betrachtung würdig erachtet.«[406]

Leonhard Fuchs behauptete 1542: »Niemand, der nicht weiß, daß es im Leben nichts Vergnüglicheres und Schöneres gibt, als die mit kleinen Blumen und Pflanzen der verschiedensten und anmutigsten Arten bekränzten und geschmückten Wälder, Gebirge und Ebenen zu durchstreifen und dabei alles eifrig zu betrachten.«[407]

1555 schilderte Gesner das Bergsteigen als Fest für alle Sinne: »Der Gesichtssinn erfreut sich am wunderbaren und ungewohnten Anblick der Berge, Anhöhen, Felsen, Wälder, Täler, Bäche, Quellen und Weiden, weil, was das Farbliche angeht, fast alles grünt und blüht. [...] Eine so grosse Mannigfaltigkeit wie in den Bergen findet man, jedenfalls innerhalb eines so kleinen Raumes, nirgendwo sonst [...].« Der Gehörsinn wird durch die Reden der Gefährten, den Gesang der Vögel und durch die Stille erfreut. Der Tastsinn wird durch die Berührung mit kalter Bergluft, der Geruchssinn durch die Pflanzen und der Geschmacksinn durch das kalte Wasser, die Bergfrüchte und Milchspeisen angeregt[408].

Benedikt Aretius bemerkte 1557: »Deshalb: wer könnte eine solche Gegend nicht bewundern, lieben, gerne besuchen, durchwandern und besteigen? Wirklich, solche möchte ich törichte Pilze, geschmacklose Fische und träge Schildkröten nennen, die durch solche Dinge nicht ergriffen werden.«[409]

Schließlich meinte Josias Simler (1530-1576) im Jahr 1574: »Wir aber, die wir die Rätsel der Natur niemals zu lösen vermögen, was uns im übrigen auch wenig Sorgen bereitet, müssen nichtsdestoweniger gestehen, daß die Bergwelt im höchsten Maße eingehende Betrachtung verdient.



*Josias Simler.*
Schweizerisches Alpines Museum, Bern



*Niesen von Hans Kempf.*
Schweizerisches
Alpines Museum, Bern

Denn nach jeder Richtung hin empfangen die Sinne Eindrücke, die den Geist anregen und beglücken.«[410]

Viele Bergsteiger, die nicht in gleicher Ausführlichkeit ihre Beweggründe für das Bergsteigen formulierten, rühmten die Aussicht von den Bergen: vom Ätna[411], vom Gran Sasso[412], vom Monte Baldo[413], vom Uetliberg[414], vom Pilatus[415], vom Stockhorn[416], vom Niesen[417], von der Frau Hitt[418], von der Kampenwand[419], vom Mont Saint-Clair bei Sète[420], von Bergen bei Valence[421], von den Pyrenäen[422], vom Berg Ida[423], vom Katharinenberg auf der Halbinsel Sinai[424], vom Maquam-Gebirge in Afghanistan[425] und vom Popocatepetl[426].

Allerdings genossen nicht alle, die Berge bestiegen und Pässe überwanden, die Schönheit der Natur und der Aussicht, wie eine in Versen verfasste Schilderung der Alpen des Dichters und Philologen Georg Sabinus (1508-1560)[427] aus dem Jahr 1535 zeigt: »Darauf eilten wir, wo der Lech in reißender Strömung fließt, zu den Alpen, die mit ihren Gipfeln bis zu den höchsten Wolken ragen. Welch ein Anblick eröffnet sich von ihnen tief in den Abgrund, in die Täler und hinauf zu den höchsten Sternen! Hagel und Schnee bleiben vereist auf den Gipfeln liegen, immerzu wütet auf ihnen der Winter mit grimmiger Kälte. Frei toben dort Sturmwolken und rasende Nordwinde und führen in düsteren Wirbeln ungestüme Kriege. Sie schleifen entwurzelte Eschen und Bruchstücke des Berges mit sich, Bruchstücke, die mit solchem Donnern he-

[410]Simler (Anm. 4) 4.
[411]Bembo (Anm. 355); Fazello (Anm. 304) 52; Philotheus (Anm. 268) 8.
[412]Venturi (Anm. 291) 39.
[413]Calzolari (Anm. 182) 12.
[414]J. Fabricius, Poemata (1556) 32.
[415]Gesner (1555) (Anm. 151) 52 [Deubelbeiss (Anm. 202) 43].
[416]Rhellicanus (Anm. 352) 156-157 Verse 51-55; [Coolidge 190*; Bratschi (Anm. 206) 14].
[417]Aretius (Anm. 212) 234; [Coolidge 242*-245*; Bratschi (Anm. 206) 55-57].
[418]Ernstinger (Anm. 58) 13.
[419]Philipp Apians Topographie von Bayern (Anm. 72) 99.
[420]Platter (Anm. 162) 88.
[421]Ernstinger (Anm. 58) 158.
[422]Ebda. 183.
[423]Belon (Anm. 89) 11 (1. Buch, 5. Kap.).
[424]Harff (Anm. 405) 127; Belon (Anm. 89) 226 (2. Buch, 64. Kap.); Harant (Anm. 15) 599-600; Pez (Anm. 15) 501-502.
[425]Babur (Anm. 46) 579.
[426]Castillo (Anm. 100) 202.



runterbrechen, als stürzte der gewaltige Bau des hohen Himmelsgewölbes ein, oft brachte ein solcher Steinschlag Unvorsichtigen den Tod. Oft erstarrten dort sogar in den Sommermonaten Wanderer vor Kälte, als hätten sie Medusa erblickt, oft hat durch enge Schluchten Wandernde die geballte Masse herabstürzenden Schnees zugedeckt. Zahlreiche Flüsse strömen die Alpen hinunter, die in eiligem Lauf gewaltige Felsbrocken mitführen, und wenn sie sich durch unterspülte Felsen schäumend wälzt, bricht die Flut mit ungeheuerem Studel hervor.«[428]

### Die Fortbewegung in Fels, Schnee und Eis

Der Aufstieg auf häufig begangene Pässe wurde durch die Anlage von Straßen, Wegen und Brücken erleichtert: »Vor allem sind fast sämtliche Wege im Hochgebirge von Natur aus holprig und schmal; zuweilen hat man sie unter Aufwand von viel Mühe und Arbeit in den Fels gesprengt [...]. Oft auch legt man da, wo der Pfad unterbrochen ist, von einem Fels zum anderen einen Balken an Stelle einer Brücke oder man errichtet eine Art schwebenden Weges, indem man in die glatten Felswände Stützen einlässt, über die Langhölzer gelegt werden, die man mit Rasenstücken und Reisigbündeln bedeckt.«[429] Abgründe wurden mit Felsbrocken gefüllt[430].

Bei Schnee wurde der Weg von Menschen durch Niedertrampeln[431] oder Wegräumen mit Hacken und Schaufeln[432] oder von Ochsen, die einen Balken nachzogen[433], gebahnt.

Der Anstieg zu Berggipfeln wurde durch Stufen[434], Leitern[435], Ketten und Seile[436] gesichert. In Notfällen wurden lange Spieße als Geländer[437] oder Sträucher als Haltegriffe verwendet[438]. Zum Abseilen wurden Seile[439], gelegentlich in Verbindung mit Winden und Flaschenzügen eingesetzt[440].

Neben technischen Hilfsmitteln wurden Tragtiere[441] und Menschen eingesetzt, letztere zum Ziehen, Schieben und Heben[442] und zum Tragen von Tragsesseln und Sänften[443].

Die Bergsteiger rüsteten sich mit Stöcken[444], die vielfach mit eisernen Spitzen ausgestattet waren[445], mit Haken und Enterhaken[446], mit Schuhen mit doppelten Sohlen[447], Holzschuhen[448] oder Schuhen mit Eisensohlen[449] und gegen Steinschlag mit »Hirnhauben«[450] oder Helmen, an denen zusätzlich ein Hut befestigt war[451], aus. Bei Schnee und Eis wurden Seile zum Sichern

[427]ADB 30, 107-111.
[428]G. Sabinus, Hodoeporicon Itineris Italici, in: Hodoeporica Sive Itinera [...] Studio Nathanis Chytraei [...] (1575) 120-121. Übersetzung: H. Wiegand in: P. J. Brenner (Hrsg.), Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur (1989) 127-128.
[429]Simler (Anm. 4) 124. Vgl. A. Ryff in: Hanke (Anm. 127) 110; O. Magnus, Historien der mittnächtigen Länder [...] (o. J. [1567]) 58 (2. Buch, 13. Kap.).
[430]Die Entdeckung von Peru (Anm. 117) 38 (Peru).
[431]Babur (Anm. 46) 486 (Afghanistan).
[432]Simler (Anm. 4) 130-131; P. Hentzner in: Hanke (Anm. 127) 110; Reißner (Anm. 98) 31 (2. Buch).
[433]Simler (Anm. 4) 130-131.
[434]Pez (Anm. 15) 496; G. Gratarolo, De regimine iter agentium [...], in: De arte peregrinandi libri II (1591) 154; A. de Espero in: H. E. Bolton (Hrsg.), Spanish Exploration in the Southwest, 1542-1706 (1916) 183.
[435]Thou (Anm. 293) 61 [Michaelis (Anm. 293) 262].
[436]De Barros (Anm. 24) 19 (Adam's Peak).
[437]Reißner (Anm. 98) 87a (4. Buch).
[438]Rauwolf (Anm. 253) 278 (Libanon).
[439]Cortes (Anm. 88) 266 (Popocatepetl).
[440]Simler (Anm. 4) 17; Oviedo (Anm. 29) 400 (42. Buch, 6. Kap.). 405 (42. Buch, 9. Kap.).
[441]Calzolari (Anm. 182) 6; Fischer (1932) (Anm. 174) 82.
[442]Reißner (Anm. 98) 87 (Alpen); Harant (Anm. 15) 595 (Sinai).
[443]Montaigne (Anm. 127) 234-237 (Alpen); Die Eroberung Perus (Anm. 32) 220 (Peru).
[444]Rhellicanus (Anm. 352) 155 [Bratschi (Anm. 206) 12] (Alpen); Schurhammer (Anm. 22) 216 (Japan).
[445]Simler (Anm. 4) 126; Deubelbeiss (Anm. 202) 43.
[446]Thou (Anm. 293) 61 [Michaelis (Anm. 293) 262].
[447]Bembo (Anm. 355).
[448]Gratarolo (Anm. 361) 156 (Frankreich).
[449]Ebda. 156b (Türkei).
[450]Maximilian I. (Anm. 75) 9.

auf Gletschern[452], Sonnenbrillen, dunkle Tücher oder Gegenstände als Augenschutz[453], Schi[454], Schneeschuhe[455] und Steigeisen[456] verwendet. In einem Fall wurden sogar Steigeisen für die Hände erwähnt[457]. Als Mittel gegen die Kälte wurde Wein empfohlen[458]. Überirdischen Schutz erwartete man von um den Hals gehängten Reliquien[459].

Orientierungshilfen waren Markierungen in Form von Kreuzen, die man in Bäume ritzte[460], Stangen[461] und Steinmalen[462]. Häufig bedienten sich Bergsteiger einheimischer Führer[463]. Schließlich wurde die Mitnahme von Landkarten vorgeschlagen[464].

Während die Bewegung bergauf, wenn man nicht Reittiere verwendete[465], den Einsatz der Füße und im steileren Gelände auch der Hände[466] erforderte, wobei die genannten Ausrüstungsgegenstände zu Hilfe genommen werden konnten, gab es für den Weg nach unten weitere Möglichkeiten der Fortbewegung: das Rutschen auf dem Gesäß[467], bei Schnee das Hinuntergleiten auf Schi[468] oder das Hinabrutschen in einer Lawine[469] und bei Steilwänden – nur in seltenen Fällen freiwillig – den freien Fall[470]. Eine ungewöhnliche Methode zur Bewegung nach unten wurde auf den Kanarischen Inseln beobachtet: »Erstlich schwingen sie ihre Lanze [...] dreymal, und zielen nach der Spitze eines Stückes von dem Felsen; indem sie nun hinabgehen, schlagen sie ihre Füße dicht an den Stab, und heben also ihren Leib in die Luft. Die Spitze von der Lanze kömmt zuerst auf den Ort, und verhindert den Fall; worauf sie denn sachte an dem Stabe hinunter flitschen, da sie denn zuweilen zehn Faden weit auf einen Satz springen.«[471]

**Verewigen auf Gipfeln**

Häufig verewigten sich Bergsteiger, um der Nachwelt sichtbare Spuren ihres Gipfelsieges zu hinterlassen. Konrad Gesner berichtete über eine Erhöhung am Gipfel des Pilatus: »In ihr sah man einige Buchstaben, Namen von Leuten, welche heraufgestiegen waren, Jahreszahlen und einige Wappen von Geschlechtern und Familien.«[472] Herzog Ulrich von Württemberg ließ »dessen ein gedächtnus under synem namen und titel durch einen mit sich geführten steinmetzen in den gybel des nächsten felsens daby yngraben und howen.«[473] Eine dem Herzog zugeordnete Inschrift[474] stammt allerdings aus späterer Zeit[475].

Benedikt Aretius beobachtete am Gipfel des Niesen »im Fels geritzte Inschriften, Verse und Sprichwörter mit den Bildern und Namen der Autoren. Unter anderem konnte man folgenden Spruch irgendeines Gelehrten und durch die Anmut der Berge Ergriffenen sehen: ›Die Liebe zu den Bergen ist die schönste.‹«[476] Antonio Filoteo und seine Gefährten errichteten auf dem Gipfel des Ätna viereckige Steinhaufen in Form eines Altares und trugen ihre Namen und Herkunft sowie das Jahr der Besteigung ein[477]. Auf dem Gipfel eines Tiroler Berges, den Erzherzog Ferdinand II. bestiegen hatte, wurden Spuren hinterlassen, die in der Regel nicht von Dauer sind: »Pietro [Francavilla] aber schrieb die Ankunft jenes grossen Fürsten samt den Namen der Hofleute, den Tag und die Stunde der Ankunft in den Boden [...].« Zwei Jahre danach wurde diese Buchstaben angeblich unversehrt vorgefunden, »als wenn sie nicht in den Staub, sondern in Porphyr gegraben wären.«[478]

Andere Bergsteiger brachten auf Gipfeln ihren Patriotismus zum Ausdruck. John Winter ritzte auf dem Gipfel des höchsten Berges an der Magellanstraße den Namen der Königin Elisabeth I. ein[479]. Über Vasco Nuñez Balboa wurde berichtet: »Beim Abstieg vom Gipfel der Berge ließ er rechts und links vom Pfade den Namen des spanischen Königs in die Rinde der Bäume einkerben, damit die Nachwelt die Entdecker nicht der Lüge bezichtigen könne.«[480]

Blas del Castillo und seine Gefährten nahmen 1538 drei Urkunden mit in den Krater des Masaya, um diesen im Namen des Kaisers und im eigenen Namen in Besitz zu nehmen[481].

**Zusammenfassung**

Wegen des neuen Selbstverständnisses der Menschen und aufgrund des Aufschwungs des Buchdrucks liegt im 16. Jahrhundert eine im Vergleich zum Mittelalter deutlich größere Anzahl autobiographischer Zeugnisse vor, die von Bergbesteigungen berichten. Daher ist ein viel genaueres Bild von den Bergtouren und den Beweggründen der Bergsteiger möglich als in früheren Zeiten. Einerseits wurden Berge weiterhin, wie bereits in der Antike und im Mittelalter, vielfach aus religiösen, wirtschaftlichen und militärischen Gründen bestiegen. Andererseits traten in der frühen Neuzeit jedoch weitere Aspekte in den Vordergrund, vor allem das Bergsteigen zu Forschungszwecken und als Freizeitbeschäftigung.

In Zusammenhang mit der verstärkten Bedeutung der Feldforschung gegenüber dem Studium der Werke früherer Autoren wurde die Bergwelt häufig von Wissenschaftlern, vor allem von Botanikern, aufgesucht. Ferner wurde das Bergsteigen als Form körperlicher Ertüchtigung und als Vergnügen für alle Sinne in stärkerem Ausmaß als früher positiv bewertet. Somit wurde im 16. Jahrhundert eine wichtige Grundlage gelegt für den Aufschwung des Alpinismus am Ende des 18. Jahrhunderts, als mit der Erstbesteigung des Montblanc und des Großglockners die systematische Erschließung der Alpen einsetzte.



*Großglockner.*
Foto: Peter Danner

[451]Oviedo (Anm. 29) 405 (42. Buch, 9. Kap.). 408 (42. Buch, 10. Kap.).
[452]Simler (Anm. 4) 130.
[453]Ebda. 137; Gratarolo (Anm. 361) 140-141.
[454]Magnus (Anm. 429) 5-6 (Skandinavien).
[455]Ebda. 132.
[456]Maximilian I. (Anm. 75) 5; Simler (Anm. 4) 126; Gratarolo (Anm. 361) 153; Kerner (Anm. 198) 43. 60 Anm. 8 (Clusius, Hist. Plant. lib. V, 128).
[457]De Villamont (Anm. 11) 11 (1. Buch, 3. Kap.); Coolidge 265*.
[458]Gratarolo (Anm. 361) 141a.
[459]Oviedo (Anm. 29) 408 (42. Buch, 10. Kap.).
[460]Castillo (Anm. 100) 626-627 (Honduras).
[461]Simler (Anm. 4) 131.
[462]Von Anghiera (Anm. 43) 222 (3. Dekade, 1. Buch, 1. Kap.) (Panama).
[463]Coolidge CXLIV-CXLVI. 51**-56** (Alpen); Simler (Anm. 4) 130 (Alpen); Frohne (Anm. 282) 321 (Schweiz); Gesner (1555) (Anm. 151) 46 [Deubelbeiss (Anm. 202) 34 (Schweiz)]; Henzner (Anm. 432) 110 (Schweiz); de Villamont (Anm. 11) 10-11 (1. Buch, 3. Kap.) (Italien); Rauwolf (Anm. 253) 278 (Libanon); Belon (Anm. 89) 224 (Sinai); Cortes (Anm. 88) 66 (Mexiko); von Anghiera (Anm. 43) 222 (3. Dekade, 1. Buch, 1. Kap.) (Panama).
[464]Gratarolo (Anm. 361) 155.
[465]Oviedo (Anm. 29) 395 (42. Buch, 5. Kap.); de las Casas (1998) (Anm. 368) 171; Extracts [...] Scory (Anm. 360) 784.
[466]Guarinonius (Anm. 6) 1204.
[467]Simler (Anm. 4) 126 (auf Fichtenzweigen); Guarinonius (Anm. 6) 1207 (6. Buch, 14. Kap.).
[468]S. Anm. 454.
[469]Pirckheimer (Anm. 114) 121.
[470]S. Anm. 329-333.
[471]Nicols (Anm. 330) 6 (4. Buch, 1. Kap.).
[472]Gesner (1555) (Anm. 151) 52. Übersetzung: Deubelbeiss (Anm. 202) 43.
[473]R. Cysat, zitiert in: Weber (Anm. 225) 252.
[474]Cappeller (Anm. 310); Coolidge 34**-35**: »H. W. 1518«
[475]Weber (Anm. 225) 251-252.
[476]Aretius (Anm. 212) 234. Übersetzung: Bratschi (Anm. 206) 55.
[477]Philotheus de Homodeis (Anm. 268) 22.
[478]Ilg (Anm. 389) 10.
[479]Hampden (Anm. 110) 384.
[480]Von Anghiera (Anm. 43) 222 (3. Dekade, 1. Buch, 1. Kap.).
[481]Oviedo (Anm. 29) 408 (42. Buch. 10. Kap.).

# Die Frau im Fels

## Die Anfänge des Frauenbergsteigens in Südtirol

VON INGRID RUNGGALDIER MORODER

*»Menschen, die in den Bergen leben, lieben sie wie die Sonne und die Blumen und empfinden sie als etwas ganz Selbstverständliches.«*

Freda du Faur

**Zum Begriff Frauenbergsteigen**

Die Entwicklung des Frauenbergsteigens in Südtirol ist Teil einer ganz allgemeinen Entwicklung und kann, wie das Bergsteigen in anderen Regionen der Welt, eigentlich nicht getrennt betrachtet werden. Denn natürlich gibt es in Tirol vor allem Berge und wie überall Frauen, doch sind weder das Bergsteigen noch die Emanzipation der Frau typische lokale Phänomene: Beide wurden und werden im Gegenteil von den Veränderungen gesellschaftlicher Verhältnisse, der Entwicklung geschichtlicher Ereignisse und den Leistungen einzelner Personen beeinflusst und je nachdem befruchtet oder behindert. So ist auch die Emanzipation der Frau im Alpinismus und Klettersport, zwei traditionell ausgesprochene Männerdomänen, parallel zu jener in allen anderen Berufs- und Lebensbereichen zu sehen.

Trotzdem will ich versuchen, in diesem Beitrag der einen oder anderen »Spur von Weiblichkeit« in den Bergen Südtirols und des Dolomitenraumes nachzugehen sowie einige der bedeutendsten Bergsteigerinnen und ihre alpinistischen und sportlichen Leistungen beleuchten.

Von einer »Geschichte« des Frauenbergsteigens im eigentlichen Sinn kann man genau genommen gar nicht sprechen, wenn schon von einer Sammlung von Ereignissen, Ausnahmen, Zufällen, Geschichten, vielen kleinen persönlichen Geschichten, die oft erst wieder entdeckt und aus der Vergessenheit gehoben werden müssen, denn die »Dunkelziffer« ist auch hier wie in anderen Bereichen der Frauengeschichtsschreibung groß. Frauen haben seit jeher weniger über sich und ihre Unternehmungen gesprochen und vor allem geschrieben, und sie werden auch in der Alpinliteratur kaum, jedenfalls weitaus weniger als ihre männlichen Kollegen, genannt. Manchmal wurde ihre Teilnahme bei Bergtouren sogar willentlich verschwiegen, da ihre Anwesenheit die Leistung der Männer geschmälert hätte, nach dem Motto: »Es konnte doch nicht so schwierig sein, wenn dort sogar eine Frau hinaufsteigen konnte.«

**Das Verhältnis des Menschen zu den Bergen im Laufe der Zeit**

Berge haben Menschen im Laufe der Jahrhunderte nicht immer und nicht gleichermaßen angezogen. Bis zur Neuzeit stellten Berge für die Menschen in erster Linie ein Hindernis dar, das es auf beschwerlichen und gefährlichen Reisen zu bewältigen galt. Straßen und Wege waren schlecht und, wenn es sie denn überhaupt gab, oft nur mit Pferden oder Maultieren begehbar. Auf Passübergängen waren Reisende stets von Lawinen, Steinschlag oder dem Erfrierungstod bedroht, auch weil die Gletscher, je nach klimatischen Verhältnissen oft bis tief in die Talsohlen reichten. Trotzdem waren die Alpen schon seit der Urzeit von Menschen besiedelt und auf größeren Höhen zumindest begangen, wobei Ötzi nur der spektakulärste und berühmteste der vielen archäologischen Funde ist, die dies belegen.

**Die »Bergfrauen« der Sagenwelt**

Auf die Tatsache, dass Frauen seit jeher, gleichermaßen wie Männer, zum Lebenserwerb und zur Formung der uns heute bekannten alpinen Kulturlandschaft beigetragen haben müssen, weisen außer den archäologischen Funden auch andere Quellen, wie etwa die Dolomitensagen, hin. Diese sind voller Spuren einer weiblich betonten Welt, einer von Frauen geprägten Gesellschaftsordnung. Dort wird kein Berg entjungfert, kein Gipfel erobert. In dieser mythischen Welt sind Frauen auch nicht auf passive und liebliche Dekoration reduziert. Die »Bergfrauen«, von denen uns die Sagen erzählen, sind Frauen aus Stein, halb Fels halb Mensch, halb Tier halb Geist, Königinnen und Göttinnen. Und so hören wir von Tanna, der Königin der Croderes, der Felsgeborenen, der ersten Menschen, die aus Stein waren. Um Mensch zu werden, muss Tanna ihre Raieta, das Diadem mit dem blauen Edelstein weggeben und die Berge verlassen. Auf diese Weise verliert sie ihre Macht und ihr Glück. Erst die Rückkehr in die Berge gibt ihr ihre ursprüngliche Kraft zurück – und sie wird Stein und Wasser und Erde. Wir hören auch von Moltina, die das friedliche Volk der Fanes in den Conturines aufnimmt und ihre Königin wird, von Dolasila, der Kriegerin, die gezwungen wird wie ein Mann zu leben, oder von ihrer Zwillingsschwester Luianta, die ihr besiegtes Volk unter den Seekofel in das Reich der Murmeltiere führt, um es zu retten. Mit den Murmeltieren sind diese Frauen verwandt. Sie leben mit ihnen in einer Art Symbiose und können sich gar in ein Murmeltier verwandeln. Das Murmeltier ist auch das Symbol, das das Wappen der Fanes ziert. Unter vielen anderen weiblichen Frauengestalten hören wir weiters von den Ganes und den Vivanes, jenen sonderbaren Wesen, halb Mensch und halb Geist, die wie die »Salingen« verborgen in den Wäldern und zwischen den Felsen leben und übernatürliche Kräfte besitzen. Manchmal kommt es vor, dass sie mit den Menschen in Frieden leben und ihnen Gutes tun, doch wenn man sie kränkt oder auch nur ihren Namen nennt, verschwinden sie für immer.[1]

**Erste dokumentierte weibliche Bergtour**

Die erste bekannte dokumentierte Besteigung eines Berggipfels mit weiblicher Beteiligung scheint jene vom 24. August des



*Die Emanzipation der Frau im Alpinismus und Klettersport, zwei traditionelle Männerdomänen, ist parallel zu ihrer Emanzipation in allen anderen Berufs- und Lebensbereichen zu sehen.*

Jahres 1552 auf die Laugenspitze im Ultental durch Regina von Brandis mit ihrer Tochter Katherina Botsch und dem Schwiegersohn Jakob von Boymont zu sein, der davon schriftlich berichtet.[2] Es ist anzunehmen, dass dieser längere Ausflug zum Zweck einer Art Lokalaugenscheins unternommen wurde, vielleicht um das Ausmaß geerbter oder erworbener Ländereien zu besichtigen, denn zu jener Zeit war es durchaus noch nicht üblich, einen Berg allein zum Selbstzweck zu besteigen, oder aus sportlichen Gründen, oder etwa zur »Freizeitgestaltung«. Sportliche Betätigung in unserem Sinn gab es damals überhaupt noch nicht.

**Anfänge des – weiblichen – Alpinismus**

Erst mit der Aufklärung und dem Rationalismus im achtzehnten Jahrhundert beginnt sich das Verhältnis zwischen Mensch und Natur beziehungsweise Wildnis, also auch den Bergen, langsam zu ändern. Die naturwissenschaftliche Erforschung der Alpen beginnt: Von nun an muss alles messbar, prüfbar, beweisbar sein. In dieser Epoche und in der Folgezeit tauchen klingende Namen wie etwa jene von Déodat de Dolomieu, Horace Bénedict de Saussure, Alexander von Humboldt, Ludwig Steub, oder Peter Anich auf.[3] Geographen, Kartographen, Botaniker, Sprachwissenschaftler, Anthropologen und Ethnologen beginnen, die

[1] Mit den Dolomitensagen im Besonderen und dem Matriarchat im Allgemeinen beschäftigen sich heute beispielsweise Wissenschaftlerinnen wie Heide Göttner-Abendroth oder Bruna Maria Dallago Veneri. Der 1992 im Haymon Verlag erschienene Band »Die Frauen aus Fanis« der Südtiroler Schriftstellerin Anita Pichler mit Zeichnungen von Markus Vallazza ist eine wunderbar erzählte Interpretation und Darstellung des Fanes-Sagenzyklus.

[2] »Den 24 augusti bin ich mit meiner schwiger und hausfrau auf den höchsten Laugenspitz gegangen«, in Archiv Wolkenstein, Toblino Nr. 232, fol. 6r, Südtiroler Landesarchiv.

[3] Einige Zeit später interessierten sich auch Wissenschaftlerinnen wie die Schottin Maria Mathilda Ogilvie Gordon für die geologische Beschaffenheit der Dolomiten, die sie durch Ferdinand von Richthofen kennen lernte. Außer verschiedenen Publikationen im Londoner Quarterly Journal erschienen zwischen 1893 und 1928 mehrere Bände wie beispielsweise jene über die Sella- und Langkofelgruppe sowie über das Grödner-, das Fassa- und das Ennebergergebiet.

Alpen, die bis dato weitgehend unbekannt waren, zu studieren und zu erschließen. Mit der Erstbesteigung des höchsten Berges der Alpen, des Mont Blanc, durch Jacques Balmat und Michel-Gabriel Paccard im Jahre 1786 nimmt der Alpinismus offiziell seinen Anfang. Schon 1808, 22 Jahre später, erreicht die Magd Marie Paradis aus Chamonix als erste Frau den Gipfel des Mont Blanc. Im Jahr 1838 gelingt die gleiche Unternehmung einer weiteren Frau: Die Adelige Henriette d'Angeville schreibt ein ausführliches Tagebuch über die Besteigung und wird über ihren Tod hinaus berühmt. So ist sie es und nicht die Erstbesteigerin, die fortan als Braut des Mont Blanc in die Geschichte des Alpinismus eingehen wird.



*An der Entwicklung des Alpinismus in Südtirol war die Niederdorfer Wirtin Emma Hellenstainer (1817-1904) maßgeblich beteiligt.*

1804 wird auch der Ortler erstmals bestiegen. Er ist zwar nicht der höchste Berg der Alpen, aber doch Tirols und der gesamten Donaumonarchie. Im selben Jahr wie Henriette d'Angeville, 1838, versucht die 16-jährige Marie Karner aus Prad, Schwester des dortigen Wirtes Anton Karner, den Ortler zu besteigen. Zwar verfehlt sie mit ihrer Bergsteigergruppe knapp den Gipfel, doch ist ihre Leistung wahrscheinlich nicht geringer einzuschätzen als jene von Henriette d'Angeville, da der Ortler, abgesehen von den Höhenproblemen, die beim Mont Blanc auftauchen können, größere technische Schwierigkeiten aufweist.

Die Ortlerbesteigung Marie Karners war eine Ausnahmeleistung, erstens, weil sie wirklich eine der frühesten dokumentierten weiblichen Besteigungen eines Berges darstellt, in einer Zeit, in der das Bergsteigen auch für Männer nicht gerade etwas alltägliches war und Frauen noch kaum so gefährliche Unternehmungen zugetraut und gestattet wurden, zweitens aber auch, weil Marie Karner ein einfaches einheimisches Mädchen war, das sich noch vor der eigentlichen Entwicklung des Alpinismus als sportliche und touristische Aktivität auf ein solch ungewöhnliches Abenteuer eingelassen hatte.

**Bergsteigen, eine elitäre Sache**

In der Folgezeit, etwa nach 1850, waren es nämlich vor allem die wohlhabenden Touristen[4] der höchsten Gesellschaftsschichten, die mit einheimischen Bergführern und Lastenträgern die Alpengipfel, also auch die Berge Tirols »eroberten«. Bergsteigen war in seinen Anfängen eine elitäre Angelegenheit. Nur wer genügend Geld und Zeit zur Verfügung hatte, konnte sich mehrwöchige oder mehrmonatige Aufenthalte in den Fremdenverkehrszentren der Alpen leisten. Was die Frauen betrifft, war außer den notwendigen materiellen Mitteln und der Muße auch noch ein weiterer Faktor erforderlich oder zumindest nützlich und zwar ein gewisser Grad an Bildung und Aufgeschlossenheit in der Familie, denn nur dadurch hatten sie Zugang zur damaligen Reise- und Alpinliteratur sowie zur diesbezüglichen Kunst und durften sie ihre Väter, Brüder oder Ehemänner auf deren Bergtouren und Wanderungen begleiten. In diesem Sinne war Frauen aus der Arbeiterklasse und dem Kleinbürgertum die Welt der Berge in der Regel fast gänzlich verschlossen, sie mussten sich mit ganz anderen Sorgen durchs Leben schlagen.

**Erste Schritte des Tourismus in Südtirol**

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verbessert sich das Straßennetz in Südtirol. 1856 wird beispielsweise die Grödner Straße von Waidbruck nach St. Ulrich gebaut, 1867 werden die Eisenbahntrasse über den Brenner durch das Eisacktal und, 1871, jene durch das Pustertal beendet. Im Zusammenhang mit dem Bau der Pustertaler Bahn ist die berühmte Wirtin des Gasthofes Schwarzer Adler in Niederdorf, Frau Emma Hellenstainer, zu erwähnen, die an der Entwicklung des Fremdenverkehrs und Alpinismus in Südtirol eine maßgebliche Rolle spielte. Jung verwitwet, doch mit einem ausgesprochenen Sinn fürs Geschäft, besaß sie den Weitblick, obwohl selbst Eigentümerin eines Stellwagenunternehmens, ein Grundstück für den Bau der Südbahn zu verkaufen. Sie war sich wohl bewusst, dass die Verbesserung der Straßen und des Eisenbahnnetzes nur zur Förderung des Fremdenverkehrs beitragen konnte. Emma Hellenstainer war im Jahr 1869 auch Mitbegründerin der Sektion Niederdorf des Deutschen Alpenvereins (der im Jahr 1873 mit dem Österreichischen Alpenverein zusammengeschlossen wurde) und erstes weibliches Mitglied des Vereins. Ihr Hotel wurde eines der besten und renommiertesten in ganz Tirol.

**Amelia Edwards durchwandert die Dolomiten**

Eine der ersten und interessantesten Frauen, die die Dolomiten bereisen, ist die 1831 geborene Engländerin Amelia Edwards. In ihrem Buch »Untrodden Peaks and unfrequented Valleys« beschreibt sie Landschaft und Menschen der Dolomiten[5], die sie 1872, mit der Kutsche von Venedig über Conegliano kommend, zu Fuß und auf Mauleseln reitend, durchwandert. Amelia Edwards ist zu diesem Zeitpunkt 41 Jahre alt und hoch gebildet. Da ihre Eltern verstorben sind, sie unverheiratet und durch ihre journalistische und schriftstellerische Tätigkeit finanziell unabhängig ist – sie hat bereits drei Romane, Gedichte und mehrere Erzählungen geschrieben –, kann sie sich die für eine Frau damals seltene Freiheit leisten, mit ihrer Freundin und Reisegefährtin mehrere Monate lang die Dolomiten zu erforschen, die in jenen Jahren im Ausland noch kaum bekannt waren. Daraus entsteht ein bezaubernder Reisebericht mit hübschen Skizzen, in dem Amelia Edwards ihre Erlebnisse mit viel Humor, Begeisterung und schriftstellerischer Gewandtheit schildert, so etwa, wenn sie die Civetta, den Monte Pelmo, den Sellastock oder den Langkofel bei unterschiedlicher Wetterlage und Tageszeit beschreibt, oder die Begegnung mit den teils einfachen, teils schlauen, manchmal weisen, dann wieder skurrilen Bergbewohnern ins Leben ruft.

**Zunahme des Tourismus**

In den folgenden Jahren sind die Berge Tirols, und ganz besonders auch die Dolomiten, Anziehungspunkt für eine immer größere Anzahl von Touristen. Hatte sich Amelia Edwards im Vorwort zu ihren Reiseaufzeichnungen noch veranlasst gefühlt, klarzustellen, dass die Dolomiten nicht etwa »eine Sekte wie die Drusen oder die Mormonen« seien, weil sie noch weitgehend unbekannt waren, so war der Tourismus gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Begriff, sich in vielen Orten Südtirols, wie beispielsweise im Pustertal, in Cortina, in Gröden oder im Schlern- und Ortlergebiet zu einem für die Bevölkerung wichtigen Wirtschaftszweig zu entwickeln. Während die Frauen im Gastgewerbe Beschäftigung fanden, ergab sich für die einheimischen Männer, durch die Tätigkeit als Bergführer oder Träger, die Möglichkeit eines Zusatzeinkommens. Mit der Zunahme des Fremdenverkehrs wächst auch die Anzahl der Bergsteigerinnen so weit an, dass es nichts Neues mehr ist, auf einer Bergtour einer Frau zu begegnen.

**Frauen in den alpinen Vereinen**

Dennoch bleibt Emma Hellenstainer als Mitbegründerin einer Alpenvereinssektion eine rare, wenn nicht einmalige Ausnahme. Die Mitgliedschaft in den alpinen Vereinen war für Frauen lange Zeit keine Selbstverständlichkeit. Während der D.Ö.A.V. oder der Club Alpino Italiano, mit Ausnahme einzelner Sektionen, Frauen grundsätzlich aufnahmen, verweigerten beispielsweise der Britische Alpine Club und der Schweizer Alpenclub, zwei der wichtigsten alpinen Vereine Europas, Frauen prinzipiell die Mitgliedschaft. Der Ausschluss aus den Vereinen implizierte für sie eine von vornherein schlechtere Ausgangsposition, weil sie dadurch auch von verschiedenen Informationen und Ausbildungsmöglichkeiten ausgeschlossen waren, was für die Bergsteigerinnen letztendlich auch geringere Leistungschancen bedeutete. Obwohl der D.Ö.A.V. den Frauen die Mitgliedschaft nicht a priori verwehrte, blieb der weibliche Mitglieder-

[4]Der Ausdruck »Tourist« wird aus dem Altfranzösischen »tour, tourn« abgeleitet, was so viel wie drehen, Runde, Umfang bedeutet (lat. tornare). Im Laufe der Zeit hat der Terminus eine Bedeutungserweiterung im Sinne von »reisen, herumgehen, sich fortbewegen« erfahren. Er wurde im Englischen erstmals 1643 erwähnt. Das erste dokumentierte Vorkommen des Ausdrucks »Tourist« geht hingegen auf das Jahr 1780 zurück.

[5]Amelia Edwards war eine der ersten Touristen überhaupt, die die Dolomiten beschrieben haben. Unter den bekanntesten Erschließern der Zentral- und Ostalpen vor ihr seien an dieser Stelle beispielsweise auch J. Ball sowie J. Gilbert und G. C. Churchill genannt.

anteil im Verein – mit schätzungsweise 5 bis 10% – zumindest bis zur Zwischenkriegszeit sehr begrenzt. Bei den meisten weiblichen Mitgliedern sowohl der Südtiroler als auch der übrigen Alpenvereinssektionen handelte es sich gewöhnlich um Ehefrauen, manchmal auch um Töchter männlicher Vereinsmitglieder. »Selbständige« weibliche Mitglieder waren Einzelfälle. In den Führungsgremien des Alpenvereins fehlten Frauen gänzlich. Anders verhielt es sich in Großbritannien bzw. England und in der Schweiz, wo aufgrund der genannten ausschließlich männlichen alpinen Vereine jeweils 1907 der Ladies' Alpine Club (LAC) und 1918 der Schweizer Frauenalpenclub (SFC) gegründet wurden.[6] Ihnen gehörten viele der besten Bergsteigerinnen Europas und Amerikas an. Doch auch prominente Persönlichkeiten beehrten sie durch ihre Mitgliedschaft. So war beispielsweise Königin Margherita von Italien Ehrenvorsitzende des Ladies' Alpine Club. Bergsteigerinnen, die diesem Verein beitreten wollten, wurden nach Vorweisen einer Tourenliste und auf Vorschlag zweier Mitglieder zugelassen. Beide Vereine, sowohl der Ladies' Alpine Club als auch der Schweizer Frauenalpenclub, genossen ein hohes Ansehen. Sie organisierten Kletterkurse, Vorträge, Ausstellungen und boten den Bergsteigerinnen die Möglichkeit, sich zu treffen und Erfahrungen auszutauschen. So gesehen scheint die vordergründig negativere Ausgangsposition der Britischen und Schweizer Bergsteigerinnen gegenüber jenen des D.Ö.A.V. oder des CAI im Nachhinein von Vorteil gewesen zu sein, da sie dort gezwungen wurden, selbst aktiv zu werden und sich selbständig in eigenen rein weiblichen alpinen Vereinen zusammenzuschließen, während sie in den ihnen anscheinend offenen Vereinen praktisch untergingen und sowohl numerisch als auch hinsichtlich ihres Einflusses und ihrer Bedeutung kaum ins Gewicht fielen.

**Bekleidung und Mode**

Die ersten Bergsteigerinnen kletterten und wanderten noch ohne spezifische Bergsteigerbekleidung. Steife Korsette sowie lange und sperrige Röcke, im besten Fall ein Flanellunterrock, waren auch auf den Gletschern der Westalpen die Regel. Hosen hätte man als skandalös empfunden. Eine der Bergsteigerinnen hatte eine Methode ausgeklügelt nach der am Rocksaum mehrere Ringe genäht wurden, die man bei Bedarf an einem Finger der Hand einführen konnte, um den Rock quasi automatisch aufheben zu können. Dieses System erwies sich jedoch vor allem bei Regen als unnütz, weil der Rock nass und schwer wurde.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt sich langsam eine spezifische Bekleidung zum Bergsteigen und Wandern. Die Röcke werden nach und nach durch breite Hosen ersetzt: Die berühmten Bloomers, die in England schon um die Mitte des Jahrhunderts kreiert worden waren, setzten sich mit der Zeit durch. Manchmal benutzte man auch Männerhosen, die von einem knielangen Mantel bedeckt wurden. Um auf den Gletschern das Gesicht vor Sonnenbrand zu schützen, wurden statt Sonnencremen vielfach Stoffmasken verwendet. Anhand von Katalogen, wie beispielsweise jene der Wiener Modefirma Mitzi Langer, ist ersichtlich, dass die Kategorie der Bergsteigerinnen um die Jahrhundertwende schon ein interessantes Kundenpotential darstellt. Der auch für seine Erstbesteigungen in den Dolomiten bekannte Offizier und Maler Gustav Jahn und der Künstler Ernst Platz zeichneten eine Reihe wunderbarer Damenmodelle, wie sie für den weiblichen Berg- und Skisport geeignet schienen.

**Das Schwierigkeitsklettern**

Seit den 1890er Jahren beginnt eine neue Phase im Alpinismus: Kletterausrüstung und Klettertechniken entwickeln sich und, wenn früher das Erreichen des Gipfels das vorrangige Ziel des Bergsteigens war, so versucht man jetzt den Gipfel über einen möglichst schwierigen Weg zu erreichen, und die Herausforderung besteht in der Lösung spezifischer Kletterprobleme. Auch in diesen Jahren kommen die Bergsteigerinnen, die sich in der Alpinliteratur ihrer Zeit zu Wort melden, oder von anderen genannt werden, vorwiegend aus den großen Städten Europas, aus England, Österreich-Ungarn, Deutschland, aber auch aus den Vereinigten Staaten.

Unter mehreren Frauen, die in dieser Zeit Südtiroler Bergsteigergeschichte geschrieben haben, ist vor allem Frau Rose Friedmann aus Wien zu nennen, die mit ihrem Mann zahlreiche schwierige Touren in den Dolomiten, im Ortlergebiet und in den Westalpen unternahm. Sie erstieg als erste Frau den Ortler über den Marltgrat und machte gemeinsam mit ihrem Mann zahlreiche Begehungen, mit und ohne Führer, wie etwa der Pala di San Martino, der Fünffinger- und der Rosengartenspitze, der Kleinen Zinne, der Croda da Lago, der Cima della Madonna, der Königspitze, der Thurwieserspitze.

Eine weitere Bergsteigerin, die eine lange Liste schwieriger Bergtouren aufweisen kann, ist die in Deutschland geborene und in Meran lebende Emilie Blank Meurer. Sie kletterte in Begleitung ihres Mannes Julius Meurer und des Bergführers Luigi Rizzi aus dem Fassatal. Einige ihrer wichtigsten Bergtouren in Südtirol sind der Winklerturm von Nordwest nach Ost, die Königspitze über den Suldengrat, der Cimone della Pala, die Fünffingerspitze und der Sas Maor.

Rose Kirschbaum aus Prag erkletterte mit ihrem Bruder den Möseler, die Zsigmondyspitze, den Elfer, den Zwölfer, die Kleine und die Große Zinne, den Monte Cristallo und den Pelmo. Mit Bergführern kletterte sie unter anderem auf die Fermeda, den Langkofel und die Fünffingerspitze.

Eine glänzende Tourenliste kann Hermine Tauscher-Geduly aus Pressburg, heute Bratislava, aufweisen. Diese umfasst etwa einhundertvierzig Hochtouren im gesamten Alpenraum, darunter, außer allen höchsten und schwierigsten Gipfeln der Westalpen, die Pala di San Martino, den Ortler über das Hochjoch, die Trafojer Eiswand über die Nordwand sowie die Königspitze, auf deren Gipfel sie als erste Frau gelangt. Außer durch ihre bergsteigerischen Leistungen machte sich Hermine Tauscher-Geduly auch als alpine Schriftstellerin einen Namen. Aus ihren Erlebnisberichten ist ihre Liebe zur Natur und zu den Bergen erkennbar. Sie gehören auch heute noch zu den schönsten Seiten der Alpinliteratur.

**Vorreiterin des modernen Klettersports**

Ein schillernder Name unter diesen Bergsteigerinnen ist May Norman Neruda. Sie war eine außerordentliche Bergsteigerin und begleitete ihren viel berühmteren Mann Ludwig auf fast allen seinen Klettertouren. Zusammen bestiegen sie so gut wie alle Gipfel der Pala-, der Langkofel- und der Rosengartengruppe. 1893 gelang ihnen mit dem Bergführer Tavernaro die Erstbegehung jenes Gipfels, den Tavernaro nach der wenige Monate zuvor geborenen Tochter des jungen Paares »Cima Wilma« nannte. Am 10. September 1898 musste May miterleben wie ihr Mann im Alter von nur 34 Jahren beim Aufstieg über den Schmittkamin der Fünffingerspitze[7] tödlich verunglückte Später berichtete sie über das Unglück und die Bergungsaktion, die sehr kompliziert und mühsam war. May Norman Neruda gab auch nach dem Tod ihres Mannes das Klettern nicht auf. Am 13. August 1904 gelang ihr zusammen mit Una Bell und den beiden Bergführern Cesare Menardi und Arcangelo Siorpaes die Erstbesteigung der Tre Sorelle in der Sorapisgruppe. Sie lebte bis 1915 in Cortina d'Ampezzo und später in Thierberg bei Kufstein, wo sie die Pension Neuhaus führte. May Norman Neruda kann als eine Vorreiterin des modernen Klettersports betrachtet werden. Sie muss eine sehr emanzipierte und intelligente Frau mit einer starken Persönlichkeit gewesen sein.[8]



*May Norman Neruda kletterte meistens mit ihrem viel berühmteren Mann Ludwig Norman Neruda. Ab und zu wechselten sie sich im Vorstieg ab.*

**Die Baronessen Eötvös**

Nicht unbekannt sind vielen vermutlich folgende Namen aus dieser Zeit: Eötvös, Immink und Tomasson.

[6]Der Ladies' Alpine Club und der Alpine Club wurden erst 1979 zusammengeschlossen. Der Schweizer Alpenclub erlaubt Frauen seit 1980 die Mitgliedschaft.

[7]Ludwig Norman Neruda war vorher schon sechs Mal auf der Fünffingerspitze gewesen, zweimal über dieselbe Route.

[8]Nach dem Tod ihres Mannes sammelte sie seine bedeutendsten Schriften und gab sie unter dem Titel The Climbs of Norman Neruda heraus. Diese Aufsatzsammlung erschien 1901 in deutscher Übersetzung mit dem Titel Bergfahrten von Ludwig Norman Neruda.

Die ungarischen Baronessen Rolanda und Ilona von Eötvös verbrachten ihre Sommer in Cortina. Ihr Vater war Physiker, der Großvater Unterrichtsminister Österreich-Ungarns. Sie kletterten vor allem mit den Ampezzaner Bergführern Dimai, Siorpaes und Verzi, mit denen ihnen auch einige Erstbesteigungen, so zum Beispiel 1901 die Südwand der Tofana und 1908 die Südwand der Grohmannspitze gelangen. Außerdem können sie eine beachtliche Liste von Wiederholungen aufweisen wie etwa am Campanile Basso (Guglia di Brenta), dessen Gipfel übrigens die Wienerin Vineta Meyer als erste Frau bestiegen hat. Ilona und Rolanda Eötvös blieben beide unverheiratet, sie gehörten zu den besten und vornehmsten Kreisen des damaligen Europa, es ist bekannt, dass sie in St. Moritz mit Baron Rothschild, mit dem sie bekannt waren, dinierten. Sie verbrachten mehrere Jahre hintereinander einen Teil ihres Sommers in Schluderbach und Cortina, wo sie sich mit einer großen Anzahl von Personal einquartierten. Nach dem Ersten Weltkrieg lebten sie bis an ihr Lebensende in Budapest von einer staatlichen Rente und den Einnahmen eines ihnen zum Unterhalt überlassenen Kinos.



*Beatrice Tomasson mit Arcangelo Siorpaes, 1868-1948, aus Cortina. Sie trägt eine Bloomer Hose und eine Spitzenbluse nach der neuesten Mode der Zeit; das Foto ist aus dem Jahr 1899, die Bergsteigerin war damals 40 Jahre alt.*

**Hervorragende Bergsteigerin aus Holland**

Die Holländerin Jeanne Immink wurde in den Dolomiten und darüber hinaus unter anderem durch die Fotografien, die Theodor Wundt auf den Drei Zinnen von ihr machte, bekannt. Auf diesen Bildern, die in Wundts Band »Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten« enthalten sind, kann man sehen, wie sie, sportlich in Hosen gekleidet, posiert. Jeanne Immink war eine hervorragende Bergsteigerin und eine ganz außergewöhnliche Frau mit einem turbulenten Leben, das besonders zu ihrer Zeit Anlass zu nicht geringer Kritik gegeben haben musste. Um ihrer Leidenschaft fürs Klettern nachgehen zu können, verließ sie ihren Mann und ihren Sohn in Pretoria, wohin sie 1874 emigriert war. Unter ihren vielen Bergtouren ist die zweite Begehung der Fünffingerspitze mit den Bergführern Antonio Dimai und Giuseppe Zecchini am 4. September 1891 zu erwähnen. Die erste Besteigung hatte erst ein Jahr zuvor durch Robert Schmitt und Johann Santner stattgefunden. Auf dem Gipfel trafen sie mit der Seilschaft von Ludwig Norman Neruda und seinem Freund, dem Schweizer Bergführer Christian Klucker zusammen, die gerade die erste Besteigung der Nordwandkamine hinter sich hatten. Jeanne bot dem hungrigen und durstigen Neruda – der es nicht geschafft hatte, für die Tour auch noch Proviant mitzunehmen – den letzten Schluck Brandy aus ihrer Flasche. An Jeanne Immink erinnert heute noch die Cima Immink in der Palagruppe.

**Touristinnen und Einheimische**

Es ist interessant festzustellen, dass unter diesen Pionierinnen des Alpinismus nur wenige einheimische Bergsteigerinnen zu finden sind.[9] Wo sind die Bergsteigerinnen aus Südtirol? Gab es keine? Hatte die allgemeine Begeisterung für die Berge die Frauen hierzulande überhaupt nicht berührt?

Die australische Alpinistin Freda du Faur sagte einmal: »Für die Menschen, die in den Bergen leben, sind die Berge so selbstverständlich wie die Sonne oder die Blumen, deshalb nehmen sie sie gar nicht richtig wahr. Meine ausgehungerte australische Seele hingegen sehnt sich nach dem ewigen Schnee der Gletscher und danach, die Hände in das wunderbare Weiß zu graben.«

Vermutlich ist an dieser Aussage etwas Wahres: Was sich vor der eigenen Haustür befindet, kennt man oft am wenigsten, auch wenn man die Möglichkeit und die Mittel dazu hätte. Freda du Faur erklärt das so: »The true mountaineer« meint sie, also der wahre Bergsteiger, »like the poet, is born, not made« – wird also, wie der Dichter, geboren und nicht gemacht.



**Das Bergsteigen für Frauen eine »konventionelle Schranke«**

Man muss sich zudem vergegenwärtigen, dass das Bergsteigen früher auch noch häufig mit verschiedenen Tabus behaftet war, für Männer und in einem noch höheren Ausmaß natürlich für Frauen: Mit wem ging sie? Mit einem Mann? Mit ihrem Mann? Mit einem anderen Mann? War sie allein? Wer versorgte inzwischen die Kinder zu Hause? Wer verrichtete die Hausarbeit?

Frauen, die auf Berge klettern wollten, sahen sich mit all diesen Fragen konfrontiert und mussten darüber Rechenschaft ablegen. Außerdem gab es keinen »triftigen« Grund, warum jemand einen Berg überhaupt besteigen sollte: Man verdiente nichts dabei, setzte sich unnötigen Gefahren aus und verdarb sich den guten Ruf. So war für die damaligen Bergsteigerinnen die größte Leistung gar nicht die Besteigung eines Berggipfels an sich, sondern die Tatsache, überhaupt gewagt zu haben, aus den engen Grenzen ihres häuslichen Bereichs auszubrechen.

**Wo sind die Bergsteigerinnen aus Südtirol?**

Die einheimischen Frauen, von denen man weiß, dass sie kletterten, hatten meist irgend einen Bezug zu den Bergen: eine verwandtschaftliche, eheliche oder freundschaftlichen Beziehung zu männlichen Bergsteigern oder einen »touristischen« Bezug, wie etwa die Töchter oder Angestellten von Gasthaus- oder Schutzhüttenwirten. Allerdings muss man auch davon ausgehen, dass wir heute von einigen Begehungen dieser einheimischen Frauen nichts wissen, weil sie selbst oder andere es nicht der Mühe wert fanden, beziehungsweise nicht imstande waren darüber zu berichten, weil sie nicht schreiben konnten.

Anna Ploner, die Tochter des Schluderbacher Wirtes Georg Ploner, war schon 1874 mit Michel und Hans Innerkofler sowie mit Luigi Orsolina auf die Große Zinne und im selben Jahr auch auf dem Gipfel des Monte Cristallo gestiegen. Zwei weitere Bergsteigerinnen aus Südtirol sind Antonie und Toni Santner Ronchetti, jeweils Gattin und Tochter des berühmten Bozner Dolomiten-Erschließers Johann Santner. Sie machten sich beide über die Grenzen Tirols hinaus einen Namen. Von der Mutter, Antonie Santner, ist bekannt, dass sie ihren Mann 1879 auf den Langkofel und 1880 auf die Schlernzacken begleitete.

In seinem Büchlein Das Grödner Tal schreibt Franz Moroder: »Er (Santner) war ein mutiger und tüchtiger Kletterer und hat sogar seine Frau (mit der er im September 1879 eine Nacht in den Langkofelfelsen zubrachte) und später seine Tochter auf manche schwierige Hochtour geführt.« Über diese Tochter, Toni, schreibt Maud Wundt[10], die Frau des Alpinschriftstellers und Fotografen Theodor Wundt, dass sie im Alter von sechs Jahren schon auf dem Schlern war und später »in den Dolomiten den Langkofel, die Grohmannspitze, den Fermedaturm, den Kesselkogel und die Rosengartenspitze bestiegen (hat) sowie Touren in der Ortlergruppe, im Zillertal, im Glocknergebiet, im ganzen 48 größere Touren, darunter einzelne auch im Winter, gemacht« hat.[11] Sie war außerdem 1890 auf der kleinen Furchetta und 1892 auf der Reiterjochspitze.

**Initiatorin für die Erstbesteigung der Marmolada-Südwand**

Es wundert also nicht, dass eine der größten alpinistischen Leistungen jener Jahre, die einen wahren Qualitätssprung im Bereich des Schwierigkeitskletterns darstellt, einer »Touristin« zuzuschreiben ist: der Engländerin Beatrice Tomasson. Sie war eine ausgezeichnete Bergsteigerin.

Der vierzigjährigen, unverheirateten und finanziell unabhängigen Gouvernante und Übersetzerin waren in den Dolomiten und im Ortlergebiet[12] schon einige Erstbesteigungen gelungen, als sie beschloss, die Bergführer Michele Bettega und Bortolo Zagonel aus Primiero (Primör) für die Erstbesteigung der Marmolada-Südwand zu engagieren. Viele der besten Bergsteiger hatten vor ihr erfolglos versucht, diese Wand, die wohl eine der monumentalsten Kletter-

[9] Von den Männern arbeiteten etliche schon als Bergführer.

[10] Maudt Wundt ist die Frau von Theodor Wundt, des Autors des Bandes »Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten«. Sie war selbst eine tüchtige Bergsteigerin und Autorin mehrerer Schriften, gerade auch zum Thema »Frauenbergsteigen«. Siehe Maudt Wundt »Berühmte Bergsteigerinnen« in Die Woche, Heft 31, 1901.

[11] Ebd.

[12] Drei Jahre zuvor eröffnete sie mit Hanssepp Pinggera eine Route durch die Südwand des Ortlers und eine weitere durch die Nordostwand des Zebrù sowie 1900 mit Luigi Rizzi zwei Führen am Sas-dal-Lecturm und am Dent de Mesdi

wände der Dolomiten ist, zu durchsteigen. Das Unternehmen wurde wie eine regelrechte Expedition geplant und durchgeführt: Es dauerte drei Tage, Träger sorgten für den Transport des Proviants und der Ausrüstung, die aus Seilen, Haken und leichten Kletterschuhen sowie schweren, genagelten Bergschuhen und warmer Kleidung bestand. Der Aufstieg selbst dauerte einen ganzen Tag und erfolgte nach einem Biwak am Fuße der Marmolada, um einen möglichst frühen Einstieg zu ermöglichen. Es war der 1. Juli 1901. Das Wetter war schlecht, Beatrice Tomasson wurde sogar von Steinschlag getroffen, glücklicherweise jedoch nur leicht am Kopf verletzt, und so gelang der Seilschaft schließlich die Durchsteigung der Wand. Tomassons Unternehmen war eine der hervorragendsten bergsteigerischen Leistungen vor dem Ersten Weltkrieg. Sie war eine der ersten Bergsteigerinnen, die schon so selbstbewusst und unabhängig waren, selbst die Initiative einer Erstbesteigung zu ergreifen, sie zu planen, sich eigene Bergführer zu nehmen und diese aus eigener Tasche zu bezahlen. Trotzdem oder vielleicht gerade wegen ihrer Selbstständigkeit, oder einfach nur, weil sie eine Frau war, wurde ihre Leistung an der Südwand der Marmolada des öfteren angezweifelt, als hätte »man« es einer Frau eben nicht zutrauen können. Übrigens ist die Route heute allgemein als Bettega-Zagonel-Führe bekannt: Interessant, denn gewöhnlich wurden die Routen damals nach den Namen der zahlenden Gäste und nicht nach jenen der Bergführer benannt. In diesem speziellen Fall jedoch kam diese Gepflogenheit offenbar nicht zum Tragen, denn obwohl zahlend, war der Gast eben eine Frau.

**Emmy Eisenberg**

Die Namen von Frauen, die in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts im Ortlergebiet und in den Dolomiten neue Routen durchstiegen haben, ist wahrlich lang. Mina Preuß[13], Hanne Franz, die Lebensgefährtin Hans Dülfers, Irma Glaser, die mit dem berühmten Fassaner Bergführer Tita Piaz kletterte, Käte Bröske, eine erfolgreiche Pianistin, die sich beim Klettern nicht um ihre Hände sorgte oder Baronin Kasnakoff[14], nach der zwar ein Turm unterhalb der Großen Fermeda benannt ist, die aber in der Alpinliteratur nicht einmal mit ihrem vollständigen Namen aufscheint, sind lediglich einige der wichtigsten.

An dieser Stelle möchte ich noch etwas näher auf Emmy Eisenberg, später Emmy Hartwich-Brioschi eingehen. Sie war eine Freundin und Klettergefährtin von Paul Preuß und hat mit ihm viele Besteigungen durchgeführt. Severino Casara, der sie gut kannte, beschreibt sie als eine elegante und charmante junge Frau, die sehr intelligent war und die Welt bereist hatte. Sie beherrschte fünf Sprachen und von den vielen Sportarten, die sie liebte – darunter das Eislaufen, Reiten, Tennis spielen und Skifahren – bevorzugte sie das Klettern. Paul Preuß sagte von ihr, dass sie leicht sei wie eine Feder, überall hinauf kletterte und sich nie beklagte – eine ideale Kletterpartnerin also!

Emmy Eisenberg selbst meinte mit typisch weiblicher Bescheidenheit: »Eine wirklich gute Bergsteigerin war ich nie, nur recht geschickt, nicht ängstlich, sehr leicht im Gewicht und ungemein begeistert, also tauglich zum Mitgenommen-Werden. Dass es die besten mehrerer Epochen waren, bleibt mein Stolz.«[15] Tatsächlich hatte sie das Glück mit den besten Bergsteigern ihrer Zeit zu klettern, mit Guido Mayer etwa oder später mit Emilio Comici und Mary Varale. »Die Gipfel« meinte Emmy Eisenberg »sind die einzigen sichtbaren Ideale, die man schnell erreichen kann«.[16] Dass heute relativ wenig über Emmy Hartwich-Brioschi bekannt ist, obwohl sie viel kletterte und ein hohes Alter erreichte, hängt außer mit der Tatsache, dass sie eine Frau war (und dieses Schicksal für Frauen bekanntlich nicht ungewöhnlich ist), wohl auch mit ihrer »jüdischen Herkunft«, dem späteren Nationalsozialismus und dem bis heute noch da und dort salonfähigen Antisemitismus zusammen.[17]

[13]Sie war die Schwester von Paul Preuß. Sie heiratete seinen Freund und Klettergefährten Paul Relly, nachdem sie sich am 28. Juli 1911 am Campanil Basso verlobt hatten, während Paul die »Preußführe« eröffnet.

[14]Die korrekte Schreibweise des Namens der Baronin ist nicht bekannt: Sie scheint sowohl mit dem Namen Kasnakoff als auch mit dem Namen Kasnapoff auf. Welche der beiden Formen die richtige ist, konnte ich bis heute nicht ausfindig machen.

[15]Siehe auch: Paul Preuß, Reinhold Messner, Alpine Klassiker, J. Berg bei Bruckmann, Hrsg. Deutscher Alpenverein, München, 1996, S. 87.

[16]Siehe: Preuß, l'alpinista leggendario. Severino Casara. Longanesi & Co. Milano, 1970.

[17]Siehe auch: Preuß, Reinhold Messner.



**Können und dürfen Frauen überhaupt klettern?**

Seit Frauen mit dem Bergsteigen angefangen haben, gab es auch immer wieder öffentliche Diskussionen darüber, ob Frauen klettern können, dürfen und sollen. Im Mittelpunkt stand das Thema der Gesundheit der Frau. So warnten Ärzte Frauen eindringlich vor Ausflügen in den Bergen, denn »das Mädchen, das sich auch nur einmal überangestrengt hat, wird für den Rest ihres Lebens zum Krüppel.« Außerdem meinten sie, dass lange Wanderungen irreversible Schäden an Körper und Teint verursachen und die Gebärfähigkeit der Frau beeinträchtigen würden.

**Plädoyer für das Bergsteigen der Frauen**

Obwohl, wie schon anfangs darauf hingewiesen, Frauen und gerade Bergsteigerinnen nie viel über sich und ihre Leistungen geschrieben haben, äußerte sich die eine oder andere dann doch in Artikeln und Vorträgen zu diesem Thema, das sie offensichtlich sehr beschäftigte. So betonte Gräfin Carolina Palazzi-Lavaggi, Mitglied des CAI Turin, schon 1882 in einem Vortrag wie wichtig sportliche Betätigung und frische Luft für die geistige und körperliche Gesundheit von Frauen und Kindern seien. Ihr Beitrag war ein begeistertes Plädoyer für das Frauenbergsteigen und für die Befreiung der Mädchen aus einem von Sticken, Zeichnen, ein wenig Lektüre und Haushalt geprägten Alltag.

Auch Maud Wundt beantwortet die Frage, ob Frauen Bergsteigen dürfen und können, bejahend, da der Bergsport – in Maßen betrieben – ein ideales Mittel gegen die Nervosität und Bleichsucht der Mädchen sei und in den Bergen der Appetit angeregt werde, die Schwächlichen würden dabei kräftig werden und die Rundlichen schlank.[18]

Zur Frage, ob sich die Frau zum Klettern überhaupt eigne, schrieb Emmy Hartwich-Brioschi im Jahr 1924, dass der Frau manche Eigenschaften, die Voraussetzung fürs Bergsteigen sind, zwar fehlten, doch: »Alle anderen Bergsteigereigenschaften hat die Frau. Nur, da die Nomenklatur von den Männern gemacht wurde, heißen sie bei uns anders. Und zwar: Mut – blöder Leichtsinn, Entschlossenheit – sträflicher Eigensinn, Ausdauer – eine gewisse Zähigkeit, Geistesgegenwart – glücklicher Zufall, und Liebe zur Sache – Liebe zum Mann.«[19]

Sportliche Betätigung war im neunzehnten Jahrhundert überhaupt noch ungewöhnlich, insbesondere für Frauen. Gymnastik wurde akzeptiert, Rad fahren schon weniger, aber Bergsteigen erregte vor allem aufgrund der unnötigen Gefahr, der man sich aussetzte, Anstoß: Seit jeher wurde Frauen viel weniger als Männern zugestanden, ihre Abenteuerlust und Leidenschaften auszuleben, aber auch das Recht, sich der Gefahr oder gar dem Tod auszusetzen. Das war Männersache und nur Männer konnten, durften Helden sein, wogegen die Rolle der Frau, die der Gebärenden, der Pflegenden, der Lebensbewahrenden sein sollte. Sich absichtlich einer Gefahr auszusetzen oder womöglich sogar den Tod herauszufordern kam – und kommt auch heute noch – einer unerlaubten Grenzüberschreitung gleich.

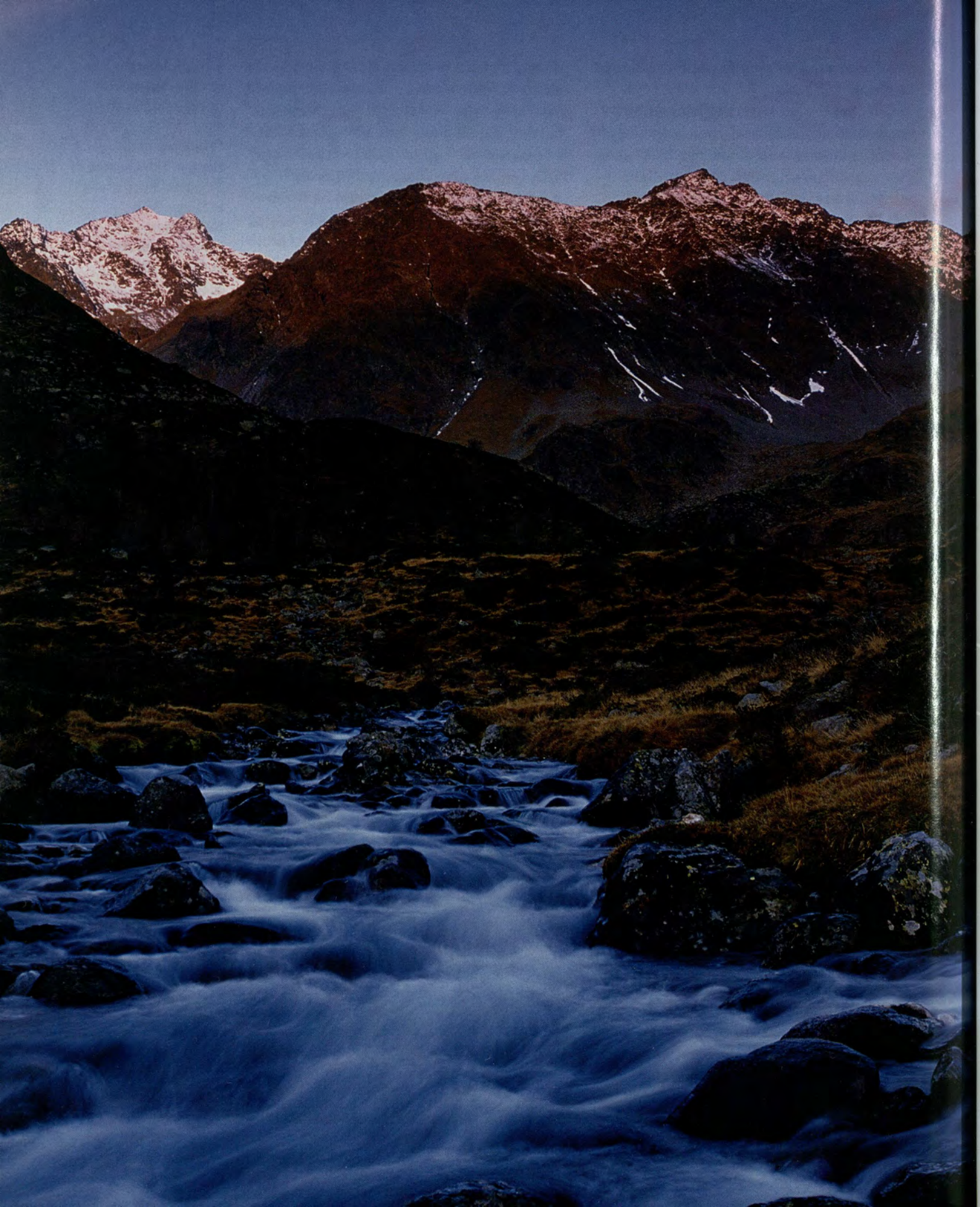


*Emmy Eisenberg aus Wien mit den Klettergefährten Paul Preuß und Walter Schmidkunz im August 1911 in Wolkenstein, Gröden.*

Dieser Beitrag erschien erstmals in der Zeitschrift SÜDTIROL IN WORT UND BILD 4/2004; siehe dort auch die Bildnachweise. Für BERG 2006 wurde er überarbeitet und erweitert.

[18]Maudt Wundt »Berühmte Bergsteigerinnen« in Die Woche.

[19]Die Frau in den Bergen. Eine heitere Plauderei über ernste Dinge. Von Emmy Hartwich, Mitteilungen des D.Ö.A.V. 1924, S.27.



# SCHOBER-GRUPPE

- KARTEN GEBIET
- GEBIETS THEMA

Gerhard Karl Lieb/
Michael Krobath

# Die Schobergruppe, ein stilles Kleinod der Hohen Tauern

VON GERHARD KARL LIEB UND MICHAEL KROBATH



*Der Glödis, ein typischer Felsgipfel der Schobergruppe, kontrastiert im Blick vom Keeskopf mit den weiten Gletscherflächen des Großvenedigers.*
Alle Fotos: Michael Krobath und Gerhard Karl Lieb

WENN MAN IN DER LITERATUR über die Schobergruppe – sei es ein alter Wanderführer oder ein junger Zeitschriftenartikel – stöbert, stößt man unweigerlich auf den viel zitierten großen Schatten, den die benachbarte Glocknergruppe auf das Gebiet wirft. Dies darf nicht verwundern, immerhin sind in der Schobergruppe die höchsten Gipfel rund 500 Meter niedriger als der Großglockner, die Gletscher nur eine Randerscheinung und auch die touristische Erschließung bescheidener. Außerdem tragen naturräumliche Eigenheiten dazu bei, dass es hier wesentlich ruhiger zugeht als dort. So findet man kaum einen Grat, der sich wirklich schön beklettern lässt, bevor er einem unter den Händen wegbricht. Wer gar nach rassigen Eisflanken Ausschau hält, setzt sowieso seit Jahrzehnten keinen Fuß mehr in die »Schottergrube«, wie der Name der Gruppe mitunter verballhornt wird. Damit wird sie allerdings zum Paradies für Bergfreunde, die abseits der großen Touristenziele Ruhe und Abgeschiedenheit suchen – und für all jene, die in einer vom Menschen nur wenig beeinflussten Gebirgslandschaft den Schönheiten und Besonderheiten der Natur- und Kulturlandschaft auf der Spur sind.

**Die Schobergruppe – Versuch eines Kurzporträts**

Die Schobergruppe ist ein zentralalpines Hochgebirgsmassiv, das südlich des Alpenhauptkammes an die Glocknergruppe anschließt. Es bedeckt eine Fläche von rund 400 km², erreicht im Petzeck 3283 m Höhe und wird im Westen vom Isel-, im Süden vom Drau- und im Osten vom Mölltal begrenzt. Die Landesgrenze zwischen Kärnten und Osttirol teilt die Berggruppe in zwei Teile ... So oder ähnlich könnte ein »Steckbrief« der Schobergruppe in einem Alpenlexikon aussehen. In diesem Beitrag sollen aber nicht bloß Fakten aneinander gereiht werden – vielmehr geht es darum, die Besonderheiten innerhalb der Hohen Tauern herauszuarbeiten und zu begründen.

Eine erste wichtige Feststellung hierzu ist die schon erwähnte Lage südlich des Alpenhauptkammes. Diese bewirkt, dass Luftmassen vom Atlantik auf ihrem Weg hierher schon viel Feuchtigkeit durch die niederschlagsstauende Wirkung der vorgelagerten Gebirgsketten verlieren und für die Schobergruppe nicht viel übrig bleibt. Da Ähnliches auch für die von Süden kommenden Luftmassen aus dem Mittelmeerraum gilt, empfängt die Gruppe insgesamt wesentlich weniger Niederschlag als ihre nördlichen und südlichen Nachbarn. Wie viel genau, ist unbekannt, denn im Inneren der Schobergruppe gibt es keine Messstation – im 2000-m-Niveau dürften es jedoch kaum mehr als 1500 mm jährlich sein.

Dies ist zwar bei weitem genug, um die Schobergruppe zu einem typischen zentralalpinen Gebirge mit zahlreichen Feuchtbiotopen, Quellen, Bächen, Wasserfällen und Seen zu machen, aber zu wenig für die Entstehung einer ausgedehnten Vergletscherung. Wie im letzten Kapitel noch gezeigt wird, blieben selbst in dem als »Kleine Eiszeit« bekannten Gletscherhochstand um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Gletscher auf relativ kleine Flächen in den innersten Teilen der Gruppe beschränkt. Dies ist allerdings nicht nur mit den vergleichsweise geringen Niederschlagsmengen allein zu erklären, sondern hängt auch mit den topographischen Gegebenheiten zusammen: Den Hochlagen der Schobergruppe fehlen beinahe vollständig flache Geländeteile oberhalb der Schneegrenze, worauf sich der zur Gletscherentstehung notwendige Schnee in großen Mengen ansammeln könnte.

Das Fehlen flachen Terrains in den Hochlagen macht das Erscheinungsbild der Gruppe mit ihren mächtigen felsigen Einzelgipfeln – je nach Zählweise sind rund 50 über 3000 m hoch – besonders pittoresk. Vielen Bergsteigern ist die imponierende Zackenreihe der Schobergruppengipfel im Blick von der Adlersruhe am Großglockner nach Süden bekannt! Wie sind nun diese von den Nachbargebieten abweichenden Bergformen zu erklären? Hierfür spielen neben dem Gestein die beiden folgenden Aspekte eine Rolle: Einerseits befindet sich die Schobergruppe sehr nahe am Drautal, das bei Lienz in nur knapp 650 m Seehöhe liegt. Der große Höhenunterschied dorthin bewirkt eine hohe Erosionsleistung der Bäche und die Entstehung steiler Oberflächenformen mit schroffen Gipfeln. Andererseits sind die im nächsten Absatz genannten Gesteine der Schobergruppe von vielen Störungslinien durchzogen. An diesen wirkt die Abtragung verstärkt und bildet zwischen den steilen Gipfeln tiefe Scharten und Täler. Für den Bergwanderer sind diese Bedingungen dadurch erlebbar, dass eine Durchquerung der Gruppe immer wieder mit großen Höhenunterschieden verbunden ist und die meisten der Hochgipfel geübten Bergsteigern vorbehalten bleiben.



*Die Schobergruppe – pittoreske Horizontlinie im Blick von der Adlersruhe am Großglockner nach Süden.*



*Herbschöne Felswildnis: Die Wände des Großen Friedrichskopfes über dem Gradental.*

Das »Baumaterial« dieses somit als außerordentlich schroff und herb charakterisierten Hochgebirges sind im Wesentlichen metamorphe Gesteine mit Glimmerschiefern, Gneisen und dem hornblendereichen Amphibolith als wichtigsten Vertretern. Sie gehören dem Altkristallin an und sind älter als die Gesteine des nördlich anschließenden »Tauernfensters«, woran die Schobergruppe nur im äußersten Norden und Nordosten einen kleinen Anteil hat. Dass das Tauernfenster tektonisch tiefer liegt als das ältere Kristallin der Schobergruppe, ist eine von vielen Manifestationen des alpinen Deckenbaus. Wer sich für diese Besonderheiten genauer interessiert, kann die Wissbegierde in Informationsstellen, durch Publikationen und bei Veranstaltungen des Nationalparks Hohe Tauern stillen. Dies gilt natürlich auch für andere Wissensgebiete, etwa die Pflanzen- und Tierwelt.

Diese besitzt im ersten Hinsehen keine Besonderheiten: Im Anstieg von den Tälern zu den Gipfeln durchschreitet man die für das Innere der Alpen typischen Höhenstufen – mit der üblichen Wirbeltierfauna samt Steinbock, Murmel, Steinadler & Co., den »Wappentieren« des Nationalparks. Das unterste der Stockwerke bildet der Bergwald der montanen Stufe, an den Sonnseiten vielfach unterbrochen von den Wiesen und Weiden der Bauernhöfe, die in der Schobergruppe selbst bis etwa 1500 m Höhe, in den benachbarten Gebieten aber auch über 1700 m ansteigen. Nicht nur diese Stufe ist alte Kulturlandschaft, auch für das in rund 2100 m Höhe gelegene »Moos« am Weg von Heiligenblut zur Elberfelderhütte etwa ist bereits für die Zeit um Christi Geburt Rodung zur Gewinnung von Almweiden bezeugt. Der für die gesamten Zentralalpen typische Lärchen-Zirbenwald bildete ursprünglich nahe 2200 m, wo auch heute noch die höchsten Einzelbäume stehen, die Waldgrenze. Darüber folgen alpine Rasen- und Zwergstrauchgesellschaften, die sich oberhalb von etwa 2400-2600 m in Einzelfragmente auflösen und in den höchsten Lagen von einer auf extreme Umweltbedingungen spezialisierten Pionierflora abgelöst werden.



*Die Schobergruppe ist voller Besonderheiten: Wollgras am Vorderen Langtalsee in der Gössnitz.*



Betrachtet man die Tier- und Pflanzenwelt genauer, so stößt man zuerst wieder einmal auf die Vernachlässigung der Schobergruppe: Die Erforschung der naturschutzfachlich höchst relevanten zoologischen Kostbarkeiten reicht im näheren Umkreis des Großglockners ins 19. Jahrhundert zurück, während in der Schobergruppe die systematische Suche danach (unterstützt vom Nationalpark Hohe Tauern) erst vor wenigen Jahren begann. Die ersten Ergebnisse können sich aber sehen lassen: So gelang im Gössnitztal der Nachweis von 19, das ist ein Drittel aller aus Österreich bekannten, Weberknechtarten. Auch liegt hier der weltweit höchste Fund des Wasserweberknechtes in 2200 m Seehöhe – diese Art lebt an der Unterseite wasserüberrieselter Steine. Viele weitere Spezialisten der hochalpinen und nivalen Stufe finden – etwa der versteckt lebende Gasteiner Geweihkanker in ausgedehnten Blockhalden und im Hohlraumsystem der Blockgletscher – hervorragende Lebensbedingungen. Als zoologische Sensation gilt der Fund einer für die Wissenschaft neuen Weberknechtart im Gössnitztal: Der handtellergroße Langbeiner wurde als Subalpiner Schwarzrückenkanker aus der Schobergruppe erstmals beschrieben. Diese bemerkenswerte Art besiedelt senkrechte Felsen der Subalpinstufe und gilt als Endemit der österreichischen Zentralalpen!

Das sind nur einige Beispiele aus der Gruppe der Spinnentiere, viel Interessantes gäbe es etwa auch von Laufkäfern, Heuschrecken oder Schmetterlingen, von denen allein im Gössnitztal 520 Arten nachgewiesen sind, zu berichten. Bei der Erklärung dieser tiergeographischen Besonderheiten begegnet man den Wirkungen der Eiszeit, als das Innere der Zentralalpen und somit auch die Schobergruppe beinahe vollständig von Eismassen bedeckt war. Das führte zur Auslöschung zahlreicher Arten, weshalb die zentralalpine Biodiversität nicht die Werte der teilweise unvergletscherten Südalpen erreicht. Nacheiszeitlich wanderten mobilere Arten vom wärmeren Süden in die Schobergruppe zurück, einigen Spezialisten gelang aber die Überdauerung der Eiszeit in Höhlen-, Fels- und Blockschuttbiotopen der Zentralalpen. Die lange Isolierung dieser von Eis eingeschlossenen Populationen führte zur Ausbildung neuer Spezies. Deshalb beherbergt auch die Schobergruppe kleinräumig verbreitete Tierarten, die weltweit ausschließlich in den Ostalpen zu finden sind.



*Erben der Eiszeit: Rundhöcker im hinteren Debanttal gegen die Alkuser Rotspitze.*

Ein ganz anderes Erbe der Eiszeit – neben vielen weiteren von den Gletscherschliffen bis zu instabilen Talhängen – soll als letzte Besonderheit dieses Kurzportrait beschließen. Mehr als die benachbarten Ge-



*Der Barrenlesee ist einer der höchst gelegenen und einsamsten Seen der Schobergruppe.*

birge prägen die Schobergruppe Seen, die in von früheren Gletschern ausgeschürften Felswannen liegen. Der Reichtum an Seen unterschiedlicher Größe (der mit 21,6 ha größte ist der 48 m tiefe Wangenitzsee) war auch die Ursache für die Wahl der Schobergruppe als ein frühes Untersuchungsgebiet der hochalpinen Seenforschung, deren eindrucksvolle Ergebnisse von F. Turnowsky bereits 1946 in einer Monographie festgehalten wurden. Es ist aber gar nicht so sehr die Zahl (63 nach Turnowsky), sondern der natürliche Zustand der Seen, der als Besonderheit gelten muss: Keine Staumauer erhöhte einen Seespiegel, kein Bach fiel einer Kraftwerks-Beileitung zum Opfer, keine Baustraße durchzieht die alpinen Matten. Zu begründen, warum es nicht – wie etwa gleich jenseits des Mölltales in der südlichen Goldberggruppe – zu all dem kam, ist Inhalt des folgenden Kapitels.



*Die Hochschoberhütte verdankt ihre heutige Form dem Neubau 1986 – im Hintergrund ist der Hochgall zu sehen.*

**Die Schobergruppe – spät entdeckt und früh geschützt**

Trotz der »seltenen Kühnheit und Vielgestaltigkeit der Gipfelformen« – wie es ein Chronist formulierte – erfolgte die erste dokumentierte Ersteigung eines Dreitausenders der Schobergruppe (Petzeck durch F. Graf 1844) zu einer Zeit, als der 1800 erstersteigene Großglockner schon beinahe ein »Modeberg« war. Der Gebirgsname soll übrigens erst 1845 von A. Schaubach eingeführt worden sein, und zwar nach dem Hochschober (3242 m), mit seiner vergletscherten Nordflanke der wohl auffälligste, aber nur vierthöchste Gipfel der Gruppe. Später widmete sich einer der ganz großen Alpinisten seiner Zeit, der Salzburger L. Purtscheller, systematisch der Erstersteigung von bis dahin noch nicht betretenen Gipfeln und berichtete im Alpenvereinsjahrbuch 1891 hierüber ausführlich in einer ersten Monographie über die Schobergruppe. Aber weder diese noch der nun einsetzende Bau von Wegen und Schutzhütten rissen die Gruppe aus dem Schatten des Großglockners. Als die Sektion Lienz des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1890 die erste Bergsteigerunterkunft – die Lienzer Hütte an idealer Stelle im Herzen der Gruppe – eröffnete, bestanden in der Glocknergruppe bereits fünf alpine Stützpunkte.

Die übrigen Hütten entstanden erst in der Zwischenkriegszeit, und zwar der Reihe nach die Hochschober- (1922), die Wangenitzsee- (1927), die Elberfelder- (1928) und die Noßberger-Hütte (1931). Der Name der zuletzt genannten erinnert an einen wichtigen Erschließer der Gruppe und Mitherausgeber des 1925 erschienenen ersten Gebietsführers. Das heute oft als Hüttentrekking bezeichnete Bergwandern entlang von Höhenrouten etablierte sich in der Schobergruppe mit der Eröffnung des Wiener Höhenweges. Aber auch dessen Grundidee als Verbindung von Lienz zum Großglockner lässt erkennen, wem das Interesse galt – die Schobergruppe lag da halt mehr zufällig »am Weg«!

Nicht nur das bergsteigerische Interesse an der Schobergruppe ist vergleichsweise gering, sondern auch das wirtschaftliche. In historischer Perspektive spielte nicht einmal der für die Hohen Tauern sonst so typische Bergbau eine große Rolle – es gab nur wenige kleinere Abbaustätten etwa in der Gössnitz. So hat es bis heute im Herzstück der Gruppe nur extensive wirtschaftliche Aktivitäten in Form von Almwirtschaft – lokal auch Bergmahd –, Jagd und bescheidenem Alpintourismus gegeben. Der deshalb recht naturnahe Zustand legte die Erklärung zum Naturschutzgebiet nahe, welche 1964 auf der Kärntner Seite erfolgte. Allerdings hinkte die Schobergruppe auch hierbei der Glocknergruppe nach, denn dort war das – durch die denkwürdige Schenkung des Villacher Industriellen Albert Wirth 1918 in den Besitz des Alpenvereins gekommene – Gebiet um die Pasterze bereits 1935 unter Naturschutz gestellt worden.

Etwa zur selben Zeit, als die Landeshauptleute von Kärnten, Salzburg und Tirol 1971 in der historischen »Vereinbarung von Heiligenblut« ihren politischen Willen zur Schaffung eines Nationalparks Hohe Tauern bekundeten, wurden Einzelheiten über das geplante Großkraftwerk Osttirol bekannt. Es sollten alle Gletscherbäche der Tauernsüdseite zwischen Venediger und Glockner in einem umfangreichen System von Beileitungen gefasst und hinter einer mehr als 200 m hohen Staumauer im Kalser Dorfertal in einem riesigen See zusammengeführt werden. Die Schobergruppe wäre je nach Variante unterschiedlich stark betroffen gewesen, Aufstau und Beileitung des Gössnitzbaches waren aber von Anfang an vorgesehen.



*Dem Gössnitztal ist die Nutzung zur Energiegewinnung erspart geblieben.*

Die Diskussion um diese Vorhaben fiel jedoch in eine Zeit, in der ein inzwischen von weiten Bevölkerungsschichten getragener Umweltschutzgedanke sich zunehmend in politischen Entscheidungen widerzuspiegeln begann. Für die Geschichte des gesamten österreichischen Natur- und Umweltschutzes sollte in der Folge von größter



*Blockgletscher sind an ihrer lavastromartigen Oberfläche leicht erkennbar – Blick von Norden ins Weißenkar.*

Bedeutung sein, dass sich 1987 die Kalser Bevölkerung mehrheitlich gegen den Bau des Dorfertal-Kraftwerkes aussprach und zwei Jahre später das endgültige politische Aus für dieses Projekt kam. Damit war der Weg frei zum im Sinne der ursprünglichen Vereinbarung von 1971 länderübergreifenden Nationalpark Hohe Tauern, der in Osttirol und auch im Osttiroler Teil der Schobergruppe seit 1992 existiert.

Der Kärntner Ostteil der Schobergruppe aber hatte zu diesem Zeitpunkt bereits das 10-Jahres-Jubiläum seines Bestandes hinter sich – und das war so gekommen: Nachdem im ersten Jahrzehnt nach der Vereinbarung von Heiligenblut – aus verschiedensten Gründen – die Realisierung des Nationalparks nicht in Schwung kommen wollte, das Bundesland Kärnten aber schon viele rechtliche Voraussetzungen hierfür geschaffen hatte, kam es am 15.9.1981 zu einer spektakulären Entscheidung. In Klagenfurt wurde im Alleingang eine Verordnung beschlossen, »womit der Nationalpark Hohe Tauern im Land Kärnten eingerichtet wird«, und zwar auf dem Gebiet der bestehenden Naturschutzgebiete in der Schober- und Glocknergruppe! Wenn auch die »Legalisierung« durch ein entsprechendes Gesetz erst 1983 erfolgte – etwa zeitgleich übrigens mit Salzburg –, kann dieser Schritt im Nachhinein doch als Meilenstein gelten, denn er brachte die anderen Bundesländer unter Zugzwang. Der Ostteil der Schobergruppe kann damit jedenfalls in Anspruch nehmen, Teil des ältesten Stücks Nationalpark in Österreich zu sein. Diese Vorreiterrolle blieb bis heute in manchen Belangen erhalten, wenn man etwa bedenkt, dass der Kärntner Anteil bei Redaktionsschluss immer noch der einzige Teil des Nationalparks Hohe Tauern war, dem die international renommierte Anerkennung als Schutzgebiet der Kategorie II der IUCN (International Union for the Conservation of Nature) zu Teil wurde. Dies freilich tröstet nur wenig über Rückschläge hinweg – etwa die Verkleinerung der Naturzone des Nationalparks im äußersten Gössnitztal, um den Bau eines Fahrweges zu den Almen zu ermöglichen ...

**Wenig bekannt, aber typisch: Permafrost und Blockgletscher**

Kehren wir zurück von den »Niederungen« der Umweltpolitik und Planungspraxis ins Herzstück der Schobergruppe. Der Blick soll sich nun auf das eingangs erwähnte brüchige Gestein, die scheinbar endlosen Schuttfelder und die weiten, unvergletscherten Kare richten. Aber was soll an diesen, für Bergsteiger abweisend klingenden Landschaftselementen interessant sein? Es ist dies eine Erscheinung, die man hier im ersten Ansehen nicht vermuten würde und die tatsächlich erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt wurde: Permafrost. Dieses Wort wird meist mit Alaska oder Sibirien assoziiert, doch auch in den Alpen kann man ab einer Seehöhe von rund 2500 m auf Permafrost stoßen. Es handelt sich dabei um Bodenmaterial, das ganzjährig eine Temperatur unter dem Gefrierpunkt aufweist. Auch wenn im Sommer die obersten Meter dieses Dauerfrostbodens sich über 0°C erwärmen und deshalb »Auftauschicht« genannt werden, bleibt das Wasser darunter oft bis in eine Tiefe von mehreren Zehnermetern gefroren.



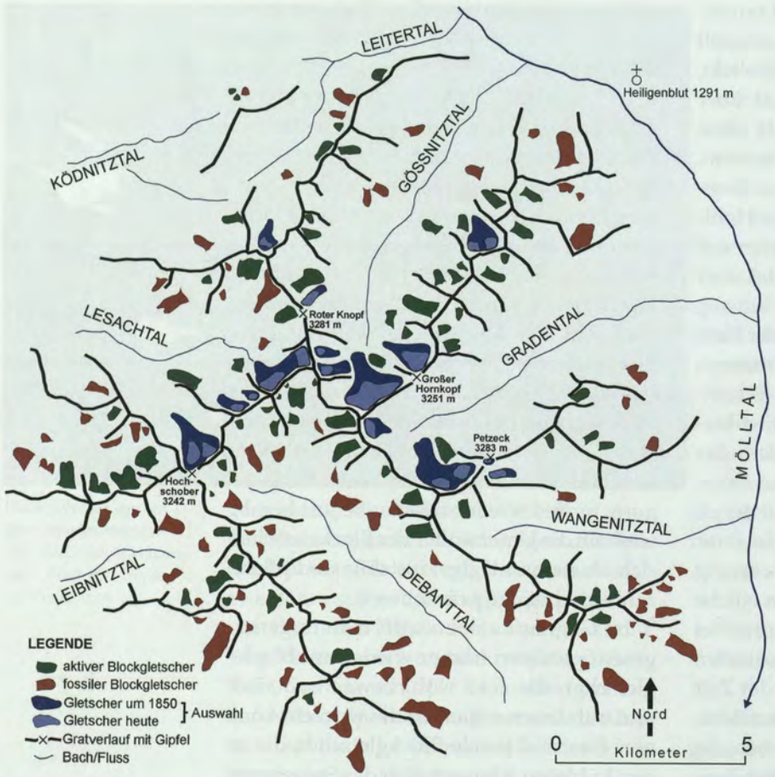
An der Oberfläche ist Permafrost nur indirekt erkennbar, besonders eindrucksvoll in Form von Blockgletschern: Sie entstehen, wenn sich grobblockiger Felsschutt über Jahrhunderte in den Karen sammelt, ohne von Gletschern abtransportiert zu werden. Aufgrund der ganzjährig negativen Temperaturen im Schutt kann sich in den Hohlräumen zwischen den einzelnen Blöcken auf unterschiedliche Weise Eis bilden, das über Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg erhalten bleibt. Wenn nun das Eis mehr Platz in Anspruch nimmt, als diese Hohlräumen bieten und sich damit die gesamte Schuttmasse ausdehnt, spricht man von Eisübersättigung. Diese erst ermöglicht, dass das Schutt-Eis-Gemisch bergab kriechen kann. Die Art dieser Bewegung ist zwar mit der eines Gletschers vergleichbar, aber in ihrer Geschwindigkeit um eine Größenordnung kleiner: Während Gletscher sich um etliche Meter jährlich bewegen können, sind es bei den meisten Blockgletschern nur Dezimeter. Trotzdem entwickeln sich im Lauf der Zeit deutliche Fließstrukturen an der Oberfläche, die dem Blockgletscher eine Form geben, die einem Lavastrom ähnelt. Die schuttreichen, unvergletscherten Kare der Schobergruppe sind besonders reich an solchen Blockgletschern – insgesamt wurden 126 davon in einer wissenschaftlichen Inventarisierung gezählt.

Dies wirft die Frage des Alters der Blockgletscher auf. Ihre Bildung konnte auf jeden Fall erst einsetzen, nachdem die Gletscher der Spät- und Nacheiszeit aus den Karen verschwunden waren. Auch aus der Hochrechnung aktueller Bewegungsmessungen, wie sie in der Schobergruppe derzeit an zwei Blockgletschern durchgeführt werden, lässt sich das Alter der größten intakten Blockgletscher (500-600 m Länge) auf einige tausend Jahre abschätzen. Man nennt solche in Bewegung befindlichen Blockgletscher aktive – im Gelände erkennbar an ihren Stirnen. Hier stürzt wegen der Vorwärtsbewegung immer wieder frischer Schutt herab, weshalb die Unterränder der Blockgletscher sich als steinschlägige, instabile und pflanzenlose Abhänge präsentieren.

Im Gegensatz dazu trifft man in geringeren Seehöhen immer wieder auf Blockgletscher, die sehr wohl bewachsen sind und auf denen sogar Bäume wurzeln können. Das sind fossile Blockgletscher, die in den kühleren Klimaphasen der Späteiszeit etwa im Zeitraum zwischen 15.000 und 11.000 Jahren vor heute aktiv waren. Heute



*Im Tiefblick von den Prijakten prägen gleich drei fossile Blockgletscher die Umgebung der Hochschoberhütte.*




enthalten sie keinen Permafrost mehr, das Eis ist ausgeschmolzen, die Oberfläche dadurch eingesunken und die Bewegung zum Stillstand gekommen. Die wallartigen Fließwülste sind allerdings noch erhalten und die Blockgletscher als solche daher gut erkennbar.

Zu Permafrost und Blockgletschern mag die Frage auftauchen, wozu es denn notwendig sein soll, womöglich bedeutende Geldsummen in die Erforschung dieser weit oben im Gebirge versteckten Phänomene zu investieren. Eine Antwort hierauf kann man über Pressemeldungen der vergangenen Jahre erschließen, die in direktem Zusammenhang mit dem Phänomen Permafrost standen: ein Murenabgang richtet in der westlichen Schobergruppe Schäden im Almbereich an, Teile der Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe senken sich bedenklich und im

*Abb. oben: Karte der Blockgletscher und Gletscher in der Schobergruppe.*



*Abb. unten und nächste Seite: Vergleichsbilder veranschaulichen den Gletscherschwund – Blick vom Großen Hornkopf (3251 m) auf die Gletscher zwischen Rotem Knopf und Gößnitzkopf vor 1925 (links) und 1999 (rechts).*



Jahr 2000 droht dem Sonnblick-Observatorium der Absturz über die Nordwand.

Die gemeinsame Ursache dieser Ereignisse ist das Abschmelzen von Permafrosteis auf Grund der allgemeinen Erwärmung der Atmosphäre. Offenbar läuft hier also derselbe Prozess ab, den man wesentlich augenscheinlicher vom massiven Schwinden der Alpengletscher kennt. Was passiert dabei mit dem Permafrost? Natürlich »nagen« höhere mittlere Lufttemperaturen auch am Eis im Untergrund, wenn auch wesentlich träger und im Gegensatz zu den Gletschern meist nicht direkt sichtbar. Die Folgen von verschwindendem Permafrost sind erst dann erkennbar, wenn dieser seine Rolle als »Stabilisator« von Fels- oder Schuttflanken verliert. Permafrost kann die im Gebirge großflächig auftretenden Schuttflächen durch das Eis regelrecht »zementieren« und sozusagen an den Berg »kleben«. Geht dieser Zusammenhalt verloren, kann das betroffene Felsmaterial instabil werden und dann, etwa bei Starkregenereignissen, als Mure zu Tal gehen. Auch ganze Felsflanken können betroffen sein, wie das Beispiel des Sonnblickgipfels zeigt, wo durch verstärktes Auftauen und Abbröckeln der Nordwand auch das dortige Observatorium gefährdet ist, was nur mit hohem technischen und finanziellen Aufwand saniert werden konnte. Der erwähnte Murenabgang in der westlichen Schobergruppe nahm von lockeren Schuttmassen seinen Ausgang, die sich während eines heftigen Regengusses von einem Blockgletscher lösten.

Neben solchen Großereignissen verstärkt sich natürlich auch die Steinschlaggefahr für den einzelnen Alpinisten, da auftauende Felsflanken verstärkt Material freisetzen, was besonders im Hitzesommer 2003 allerorten in den Alpen zu beobachten war. Außerdem betrifft das Phänomen Permafrost auch Bauten im Hochgebirge, wie etwa Hütten, Lift- oder Sendeanlagen, die sich bei Abschmelzen von Permafrost mit dem Boden absenken können – die erwähnten Probleme auf der Adlersruhe und am Sonnblick sind Beispiele hierfür.

Aber Permafrost und Blockgletscher sind nicht nur in ihrem klimagesteuerten Wandel als Gefahrenquelle von Interesse, sondern auch als Speichermedien für Trinkwasser. An der Stirn von Blockgletschern treten nämlich oft recht ergiebige Quellen aus.





*Das Gößnitzkees, der größte Gletscher der Schobergruppe, ist stark schuttbedeckt (Sommer 2004).*

Blockgletscher haben aufgrund ihrer zahlreichen Hohlräume die Funktion eines Schwamms, der Wasser speichern kann und dann kontinuierlich abgibt. Auch wenn eine Trinkwasserversorgung aus Blockgletschern sicher nicht großräumig möglich und in den Alpen auch nicht notwendig ist, gibt es doch schon Beispiele der wasserwirtschaftlichen Nutzung von Blockgletscherquellen. Somit lässt sich die Frage »Wofür ist denn die Erforschung der Blockgletscher gut?« recht gut beantworten und auch die Verwechslungsgefahr zwischen Blockgletscher und Gletscher sollte gebannt sein. Dennoch gibt es auch letztere in der Schobergruppe, wenn auch vielfach erst beim zweiten Hinschauen und kaum wirklich als die »weiße Zierde des Hochgebirges«.

**Versteckt und unscheinbar: die Gletscher der Schobergruppe**

Die Schobergruppe besitzt heute rund 20 Klein- bzw. Kleinstgletscher mit einer gesamten Fläche von rund 4 km², damit ist nur mehr etwa 1% der Fläche dieser Gebirgsgruppe mit Eis bedeckt. Die Glocknergruppe schlägt im Vergleich dazu mit rund 75 Gletschern, 60 km² Gesamtfläche und 10% Eisbedeckung zu Buche. Der Blick auf die Karte zeigt jedoch, dass vor einigen Jahrzehnten noch recht stattliche Gletscherflächen die Schobergruppe zierten. Da gab es Hängegletscher, Gletscherzungen und am Hochschober konnte man sogar dessen berühmte nördliche Eisflanke durchsteigen. Aktuelle Vergleichsbilder zeigen an diesen Stellen heute fast durchwegs nur mehr kleine Kargletscher am Fuß steiler Wände, die sich hier auf Grund der schattigen Lage und der Ernährung durch Lawinen aus diesen Felsumrahmungen erhalten haben.

Wie im Kurzportrait schon angedeutet, erklärt sich die Tatsache, dass die Schobergruppe weniger als ihre Nachbarn visuell von den Gletschern geprägt wird, besonders aus dem Fehlen von Verflachungen in größeren Höhen. Während solche Flachbereiche etwa in der Glocknergruppe existieren und die großen Schneesammelbecken und das Gletschernährgebiet der Pasterze darstellen, treten an deren Stelle in der Schobergruppe zumeist steil abfallende, mehrere hundert Meter hohe Felsflanken. Als Raum für die Bildung von Gletschern bieten sich dann erst die darunter liegenden Karböden an. Diese Lage unter steinschlägigen Wänden, gepaart mit der allgemeinen Rückzugstendenz der Gletscher, bewirkt eine immer stärker werdende Schuttbedeckung des Eises. So wird es für Ortsunkundige oft schwer bis unmöglich, überhaupt noch zwischen Gletscher und Schutt zu unterscheiden.

Ungeachtet ihrer geringen Größe werden drei Gletscher in der Schobergruppe jährlich vermessen und so der Gletscherschwund exakt dokumentiert. Es sind dies das Gössnitz- und das Hornkees (seit 1982) sowie ein namenloser Gletscher nordöstlich des Roten Knopfes (seit 1997), alle im Umfeld der Elberfelderhütte im Kärntner Anteil der Gruppe. Die Messungen werden im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins vom Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz durchgeführt und erscheinen auch im alljährlichen Gletscherbericht des Alpenvereins. Was zeigen nun diese Ergebnisse? Seit dem Beginn der Messungen wurden durchwegs Längenverluste registriert: Summiert man die einzelnen Rückzugswerte von Jahr zu Jahr auf, so ergibt sich, dass das Gössnitzkees allein seit Anfang der 80er-Jahre des 20.Jahrhunderts um rund 220 m und das Hornkees um rund 100 m kürzer geworden sind. Eine Trendumkehr ist wie bei allen Alpengletschern in absehbarer Zukunft nicht zu erwarten. Allerdings werden mit zunehmender Schuttbedeckung die Gletscher auch immer stärker vor direkter Sonneneinstrahlung geschützt, wodurch eine Verzögerung des Abschmelzens eintreten könnte.

Trotzdem werden Gletscher als Landschaftselemente der Schobergruppe immer mehr marginalisiert und einige werden in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sogar gänzlich verschwinden. Es wären nicht die ersten, denn von den 48 Gletschern zur Mitte des 19. Jahrhunderts existiert nicht einmal mehr die Hälfte. Wie in anderen Gebieten auch ist die Hochgebirgslandschaft also von einem starken, klimabedingten Wandel betroffen. So hat das Abschmelzen der Gletscher bereits die Entstehung neuer Seen bewirkt, an anderen Stellen das Freisetzen von Schuttmassen, die möglicherweise unter Permafrostbedingungen geraten können. Man sieht also – es gibt viele Fragen in der jüngsten Dynamik der Landschaft, die gerade die Schobergruppe auch in Zukunft zu einem interessanten Objekt der Hochgebirgsforschung machen werden.

Damit schließt sich der Kreis zum geringen Erschließungsgrad und zum Schutzstatus. Die Schobergruppe ist nicht nur für Liebhaber einsamer Gebirgslandschaften ein Eldorado, sondern bietet sich besonders für naturwissenschaftliche Forschungen auch als »Freiluftlaboratorium« an, worin sich natürliche Prozesse mit nur minimaler menschlicher Einflussnahme entfalten können – sieht man einmal davon ab, dass auch der Klimawandel vom Menschen mitverursacht ist. Naturschutz, Erhaltung der Kulturlandschaft, Erholung und Bildung sowie Forschung sind Ziele des Nationalparks Hohe Tauern. In all diesen Bereichen hat die Schobergruppe, wie dieser Artikel zeigen sollte, Besonderes zu bieten und darf daher zu Recht als Kleinod gelten. Und das obwohl Wände und Grate als Folge von ausschmelzendem Permafrost und zurückweichender Gletscher in Zukunft noch brüchiger werden dürften!

*Besondere Perspektiven beim Zerfall von Gletschern – der Rote Knopf aus dem Gletschertor des Gössnitzkeeses 1986.*



Dank
Für die Hinweise zur Tier- und Pflanzenwelt danken wir Christian Komposch, Wolfgang Paill und Helwig Brunner vom Ökoteam Graz herzlich.

# Forum Alpenverein

Elmar Landes
Wolfgang Wahl
Andreas Dick

# Kultur?

## Ansichten, Einsichten, Forderungen und Reflexionen

VON ELMAR LANDES

KULTUR – WAS IST DAS? Eine »prekäre Doppelnatur aus pathetischer Selbstheroisierung und realer Begrenztheit«? Dies jedenfalls bescheinigt ihr Ijoma Mangold in der Süddeutschen Zeitung vom 21.9.2004. Kaum bestreiten an dieser Deutung lässt sich die »reale Begrenztheit«. Gemeint nämlich ist die der zur Verfügung stehenden Mittel ganz allgemein und die Kultur betreffend im besonderen. Aber – kann Kultur sich »selbst heroisieren«? oder können das nur Kulturschaffende, -verwalter, -hüter, -apostel und -päpste? Was also ist Kultur? Zu einem Gedankenaustausch darüber bzw. etwas enger gefasst, um die Frage, was wohl als »Alpenvereinskultur« zu verstehen, worin sie begründet sei, welche Bedeutung ihr zukomme, welchen Ansprüchen sie zu genügen habe, hatten wir uns im Spätherbst des Jahres 2004 zu einer Gesprächsrunde zusammengefunden.

Wir, das sind einige Mitglieder aus dem Bundesausschuss für Kultur und Wissenschaft (BAKuW) des DAV, nämlich: **Dr. Georg Bayerle**, Bayerischer Rundfunk – Bayernabteilung und Bergsteigerredaktion, **Klara Esters**, Dipl.-Bibliothekarin, Leiterin der Bibliothek des DAV, **Univ.-Prof. Dr. Helge Gerndt**, Lehrstuhlinhaber Volkskunde/Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, **Dr. Richard Goedeke**, Geograph und Anglist, Lehrer i.R., Autor zahlreicher Kletterführer, **Bettina Hasselbring M.A.**, Leiterin des Historischen Archivs des Bayerischen Rundfunks, **Friedrike Kaiser M.A.**, Leiterin der Abteilung Kultur und des Alpinen Museums des DAV, **Stefan König**, Autor und Chefredakteur alpiner Publikationen, Journalist und Regisseur, **Dr. Joachim Opitz**, Naturwissenschaftler (Chemie), **Univ.-Prof. Dr.-Ing. Walter Welsch**, Professor für Vermessungswesen an der Universität der Bundeswehr München.

Klara Esters und Friederike Kaiser, beide hauptamtlich für die Kultur engagiert, standen der Runde mit kompetenten Auskünften über ihren Arbeitsbereich zur Verfügung.

Walter Welsch, Vorsitzender des BAKuW, als solcher zugleich Initiator des Treffens, hatte zu dessen Vorbereitung mit den Teilnehmern eine ausführliche E-mail-Korrespondenz über die »Verankerung der Kultur« im »Leitbild« des DAV geführt und moderierte die Diskussion.

Mein Part war es, den Gesprächsverlauf schriftlich wiederzugeben: als Kernstück eines Beitrags fürs AV-Jahrbuch.

### So wie mit der Henne und dem Ei?

Nicht nur das Verhältnis von Kultur zur Natur, sondern auch das zur Zivilisation zu bedenken –, dazu ermahnte uns **Dr. Helmuth Zebhauser**. Der war zwar nicht unmittelbar anwesend – seine Anregung erreichte uns brieflich – und dennoch war er spürbar präsent: als Schöpfer des Alpinen Museums in Kempten und des Alpenvereinsmuseums auf Münchens Praterinsel, doch zuvorderst als derjenige, der – zusammen mit Dr. Fritz März – ab den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im DAV das Bewusstsein neu erweckte, auch eine Kulturinstitution zu sein. Ohne sein manchmal unbeugsam missionarisches Wirken gäb's heute vermutlich keine Abteilung Kultur im DAV, keinen Bundesausschuss für Kultur und Wissenschaft. Womit sich auch unser Gespräch und diese Zusammenfassung desselben erübrigt hätten. Vermutlich gerade weil diesen Verdiensten alle an dem Treffen Beteiligten deutlich spürbaren Respekt entgegen bringen, hatten einige von ihnen indessen an Zebhausers Diskussionsanregung ebenso deutlich spürbar herumzubeißen. Am temperamentvollsten erkennen ließ das Stefan König: *Muss das sein? Ich meine, wir sollten es vermeiden, hier wieder einmal den Kulturbegriff zu bemühen, herbeizureden. Was ist Kultur? Wann ist Kultur?* Vielleicht wegen einiger recht verblüffter Gesichter, in die er dabei blickte, erklärte er jedoch, aus welchem Grundverständnis sich seine »Kulturgedanken« herleiten. Die Erklärung lautet: »Die Pflege des Geistigen (im Gegensatz zur Pflege der Tat).«

Den Tenor der weiteren Meinungsäußerungen zu dem Thema versuchte Walter Welsch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Demnach flössen die beiden Begriffe Kultur und Zivilisation so ineinander, dass sie – aus heutigem Verständnis – nicht zu trennen seien, auf keinen Fall aber ein Gegensatzpaar bildeten.



*Dass Stromkonzerne nicht nur weniger potente ihresgleichen, sondern z.B. auch Bergbahn- und Liftbetriebe »schlucken« – und damit über Fortbestand oder Schließung örtlicher Pistenskigebiete bestimmen, freut nicht alle Betroffenen. Auf dem Rauschberg bei Ruhpolding ist allerdings – dank der Sponsorenschaft von e.on – auch eine kleine aber feine Kunstmeile entstanden. Das markanteste Objekt darin: die mit Sockel knapp 8 Meter hohe Stahlplastik »Adams Hand« von Walter Angerer d.J. (siehe Foto). Die ist einem Detail der berühmten Michelangelo-Darstellung »Die Erschaffung des Adam« nachempfunden. Adams Zeigefinger weist vom Rauschberg nach Rom. Dorthin, heißt es, führen alle Wege. Ein großer, von vielen Seiten her ausdeutbarer Fingerzeig also ...*
Foto: Marianne Landes

Ein Verhältnis also, vergleichbar mit dem von der Henne und dem Ei. Jedenfalls kann ich mir Kulturleistungen ohne Zivilisation nicht vorstellen. Wohl aber scheint mir die Einschätzung plausibel, nach der jedes menschliche Tun, jede menschliche Verhaltensweise, die nicht unmittelbar und ausschließlich den Lebenserhalt bezweckt, auch einen ursächlichen Zusammenhang mit Zivilisation und/oder Kultur – oder auch Unkultur – erkennen lässt. Auf den Alpenverein bezogen müsste das dann aber fürs Bergsteigen ebenso wie für jegliche Form der sportlichen, wissenschaftlichen, kontemplativen, literarischen, künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Gebirge gelten: also für das gesamte interdisziplinäre Gemenge, wofür laut Helmuth Zebhauser der Begriff »Alpinismus« steht.

Wie anfechtbar diese Einschätzung auch sein mag, als Basis für einen angeregten, bisweilen lebhaften Gesprächsverlauf taugte sie offenbar recht gut.

**Georg Bayerle**, als Hochschuldozent und Rundfunkmann gleichermaßen darin geschult, Gedankengänge zu komprimieren

und in präzise Sätze zu fassen, riskierte als erster den Einstieg in das eigentliche Thema:

*Kultur als Institution im DAV ist die umfassende Reflexionsform des Alpinismus*, konstatierte er, *Kultur und in ihrer analytischen und philosophischen Grundlegung auch die Wissenschaft spielen natürlich in alle Bereiche des Alpenvereins hinein. Es sind im Grunde die übergreifenden Disziplinen der Selbstverständigung des Alpenvereins. Das Forum für künftige Entwürfe aber auch für kritische Reflexion auf die Gegenwart und Vergangenheit. Denn nur als Kultur-Geschichte werden Veränderungen, neue Wahrnehmungen, etc. sichtbar.*

Die Grundstufe jedes kulturellen Denkens sei die Wahrnehmung, argumentierte er weiter: *Das Thema der Wahrnehmung ist wahrscheinlich die Grundform kulturellen Denkens: wie betrachten wir die Alpen, was sehen wir in ihnen, welche Projektionen, Sehnsüchte, Wünsche rufen sie in uns hervor oder werden von uns hineingetragen. Zum kulturellen Phänomen im engeren Sinne wird diese menschliche Grundtätigkeit in dem Moment, wo die Wahrnehmungen reflektiert, niedergeschrieben, interpretiert werden.*

### Bereichertes Bergerlebnis

Damit war offenkundig ein Stichwort ausgesprochen für **Richard Goedeke**, den nimmermüden Kletterer und Alpinisten. Sowohl geographisches als auch historisches Hintergrundwissen bereichere unser konkretes Bergerlebnis, befand er und untermauerte seine Meinung sogleich mit einer Fülle von Beispielen:

*Das Trogtal von Pietramurata und die Moränen südlich des Gardasees als Werk der Gletscher zu erkennen, das hat einiges Wissen zur Voraussetzung und kann zugleich unsere Phantasie beflügeln: »Mensch, bis dorthin hat in den Eiszeiten der Gletscher gereicht...«*

*Oder: Beim schweißtreibenden Aufstieg über die dröhnende Eisentreppe vom Aletschgletscher hinauf zur Konkordiahütte auf der Talschulter zu wissen, dass sie einst am Rande des Gletschers gebaut wurde – das lässt etwas ahnen vom Gletscherrückgang.*

*Oder: Die Schilderungen des Herrn Kyselac vom Steinernen Meer vor 150 Jahren kennen, während man durch die Saugasse hinaufhatscht oder vor den letzten Mauerresten der Almhütte steht, in der Kyselac vor einem Schneesturm Schutz fand, das macht etwas vom Unterschied bewusst zwischen dem damaligen Erschließungszustand und dem heutigen.*

*Oder: Vom Hochfeiler hinabblicken nach Norden und wissen um den tollkühnen ersten Abstieg dorthin von Eugen Guido Lammer im Alleingang, das lässt uns staunend begreifen, was für eine Tat das damals war.*

*Oder: In Reibungspatschen vor der mit Nirosta-Bohrhaken versehenen Schlüsselstelle der Plattendirettissima der Kleinen Halt stehen und wissen, dass die Erstbegeher sie in Stiefeln und ohne Haken und Klemmkeile bezwangen, das kann uns in verschiedenen Richtungen zum Nachdenken über den Fortschritt bringen.*

*Oder: Die Ersteigungsgeschichte des Walkerpfeilers im Kopf zu haben und dann daran unterwegs zu sein (»hier wurde das Bild vom Rebuffat aus ›Sterne und Stürme‹ gemacht«, »hier hat der Buhl biwakiert«, »hier ist der Pit Schubert mal umgekehrt«, »von den Grauen Platten hat der Hiebeler beeindruckt erzählt«, das versonnene Zurückblicken »Au sommet on pleut parce qu'un grand rêve c'est fini« von André Contamine...). So etwas schafft zusätzliche Dimensionen im Kopf. Das kann aus einer Route eine Wallfahrt machen.*



*Gletscherschwund am Aletschgletscher: Treppe zur Konkordia-Hütte – die Hütte wurde auf Gletscher-Niveau gebaut!*
Foto: Richard Goedeke



Drum lohne es sich, das Wissen um die Entstehung der Berge, um die dort lebenden Menschen, Tiere, Pflanzen, um die Geschichte ihrer touristischen und sportlichen Erschließungen anzubieten für alle, die solche Bereicherungen wünschen. Und deshalb gehöre es zur Kulturarbeit des Alpenvereins, solche Angebote immer wieder neu zu machen.



*Klettern überm Gardasee am Monte Tiguale, »Marylin Monroe« »...Mensch, bis dorthin hat in den Eiszeiten der Gletscher gereicht...«*
Foto: Richard Goedeke

Von ihrer ganz anderen Erfahrungs- und Interessenslage ausgehend, hakte da **Bettina Hasselbring** ein. Kultur erschaffe der Mensch. Deshalb stehe bei allen Kulturüberlegungen der Mensch im Mittelpunkt, bekundete sie ihre Auffassung einleitend und fuhr fort: *Mit Kultur verbinde ich Aspekte wie Sinnesfreude, Genuss, Lebensqualität, Ästhetik, Wissen, Verantwortung gegenüber der Natur. Mit Bergen assoziiere ich: Weite, Ruhe, Gelassenheit, Kontemplation, Schönheit und Faszination (Berge im Abendlicht), Ehrfurcht vor der Größe und Beständigkeit, Religiosität, Mystik, geheimnisvolle Geschichten, z.B. Anekdoten, Sagen vom Rosengarten in Südtirol, aber auch Sinnesfreude (Essen auf Berghütten in der Sonne, Lust am Schauen, Lust an der Bewegung), Abenteuer (Herausforderungen, Gefahren).*

All dies nachzuempfinden fiel **Georg Bayerle**, dem ambitionierten Skitourengeher und Allroundalpinisten, sicherlich nicht schwer. Doch schien es ihm auch angemessen, das Thema wieder auf seine Grundfragen zurückzuführen. Es gebe keine reine Natur, stellte er zunächst fest:

*»Natur« gibt es in der Gesellschaft immer nur als Kultur-Natur. Selbst da, wo sie scheinbar »naturbelassen« ist, handelt es sich um eine beurteilte, gewertete, mit bestimmten kulturellen Attributen versehene Natur.* Jeder unterliege kulturellen Vorentscheidungen, führte er den Gedankengang weiter: *Im Grunde kann man sagen, dass jeder, der ins Gebirge aufbricht, einer Menge kultureller Vorentscheidungen unterliegt. Er ist sozusagen mit einem kulturellen Vorurteil ausgerüstet. Die Art, ob und wie zum Beispiel Wege angelegt werden, welche Standards auf Hütten gelten, welche Art Bergsport einer ausführt – ob es zum Beispiel besonders chic ist, in St. Moritz oder in Ischgl Ski zu fahren oder doch eher sanften Langlauf zu praktizieren.*

Das legt die Einsicht nahe, dass der Alpenverein Alpin-Kultur gestalte.

*Umgekehrt wirkt natürlich in einer Konsumgesellschaft jeder durch seine Entscheidung für eine bestimmte Herangehensweise an die Alpen an dieser alpinen Kultur mit! Und der Alpenverein kann je nachdem zum Trendsetter werden, indem bestimmte Verhaltensweisen gelehrt, verbreitet oder eben auch kritisiert werden.*

### »Kultur ist das Humane in der Natur...«

Walter Welsch bat nun auch **Helge Gerndt** um seine Ansicht. Der folgte der Bitte, konzentriert einiges vom bisher Gehörten rekapitulierend, in neue Zusammenhänge stellend, daraus eigene Überlegungen entwickelnd:

### Kulturarbeit im Deutschen Alpenverein

Kultur ist ein weiter Begriff, der sehr unterschiedlich gefasst werden kann. Zum Glück gehört es für mich als Leiterin der Kulturabteilung im Deutschen Alpenverein nicht zu meinen primären Aufgaben, mich mit solch schwierigen, komplexen Definitionen herumschlagen zu müssen. Ausschlaggebend für meine Arbeit ist eher ganz pragmatisch die Fragestellung, welche Art von Kultur von der Kulturabteilung des DAV gefördert werden sollte und was für Aufgaben sich daraus ergeben.

Ein zentraler Punkt ist für mich dabei, eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Alpinismus in seiner ganzen Bandbreite zu verstärken. Bereiche wie Bergwandern, Spitzensport, Hütten und Wege gehören genauso dazu wie Naturschutz oder die Berichte einzelner Bergsteiger. In diesem Sinne bietet das Haus des Alpinismus in Zusammenarbeit mit den anderen Abteilungen der Bundesgeschäftsstelle des Deutschen Alpenvereins Vorträge und Diskussionsveranstaltungen zu aktuellen Themen des Alpinismus an. So widmete sich beispielsweise die hochkarätig besetzte Diskussionsreihe »Bergforum« dem Thema Klimawandel in den Alpen in seinen verschiedenen Facetten. Die Bibliothek des Deutschen Alpenvereins, die zur Kulturabteilung gehört, bietet darüber hinaus die weltweit größte Spezialbibliothek zum ganzen Spektrum des Alpinismus an. Hier kann sich jedes DAV-Mitglied umfangreich informieren und je nach Interessenslage sein Wissen vertiefen.

Als einen weiteren wichtigen Punkt sehe ich die Beschäftigung mit der Geschichte des Alpinismus an. Nur wer sich mit der Geschichte auseinandersetzt, kann die Gegenwart kritisch hinterfragen. Dies trifft insbesondere auf den Alpinismus zu, der ja bekanntermaßen nicht naturgegeben ist, sondern sich erst vor circa 200 Jahren, und ausschließlich im abendländischen Kulturkreis, entwickelte. Eng verknüpft mit der allgemeinen Kultur- und Gesellschaftsgeschichte verändern sich seitdem kontinuierlich die Gründe für die Alpenbegeisterung. Erst die Beschäftigung mit der Geschichte läßt verstehen, wieso bis heute in den Bergen eine weltentrückte Idylle mit heilender Wirkung für den Stadtmenschen gesucht wird oder Gipfel nicht bestiegen, sondern »erzwungen« und »besiegt« werden. Dies ist wiederum Grundlage für jede Revision der eigenen Anschauung.

Aufgabe der Kulturabteilung sollte es deshalb sein, zum einen Forschungen zur Geschichte des Alpinismus anzuregen und zu fördern und zum anderen die Basis für die Geschichtsforschung zu liefern: Vergangene und gegenwärtige Zeugnisse des Alpinismus zu sammeln, langfristig zu konservieren und so aufzubereiten, dass sie für Recherchen zugänglich sind. Dieser Aufgabe wird sich die Kulturabteilung in den nächsten Jahren verstärkt und schwerpunktmäßig widmen. Durch die Inventarisierung der vorhandenen Sammlungen in einer professionellen Datenbank, die dann auch ins Internet gestellt wird, werden die Objekte und Informationen, die auf der Praterinsel lagern, allgemein zugänglich.

Ein weiterer Punkt, der in den nächsten Jahren angegangen werden soll, ist ein besserer Service der Kulturabteilung für die Sektionen. Viel Kulturarbeit findet in den Sektionen vor Ort zwischen Berchtesgaden und Flensburg statt. Nur wenige Mitglieder finden dabei immer den Weg zur Münchner Praterinsel. So werden schon jetzt einige Ausstellungen des Museums auf die Reise geschickt. Aber auch die Geschichte des Alpenvereins spielt sich zum großen Teil auf Sektionsebene ab. Auch hier gilt es, ausgesuchtes Schriftgut und andere wichtige Dokumente für die Zukunft zu bewahren. Deshalb denke ich an eine Art Beratungsservice für die Sektionen. Ein wichtiger Punkt in diesem Bereich ist zudem eine verbesserte Kommunikation. Durch ein alpenvereinsweites Netzwerk der Vortragsreferenten und anderer Kulturinteressierter in den Sektionen könnten viele Kulturangebote zum Nutzen aller ausgetauscht werden.

Friederike Kaiser

*Der Begriff »Kultur« erfasst im weitesten Sinne alles, was Menschen tun, was sie geschaffen und beeinflusst haben, was sie empfinden, denken oder bewerten. So kann man in der heutigen Zeit auch die Alpen und praktisch alle Bergwelten dieser Erde längst nicht mehr schlicht als Naturlandschaften bezeichnen. Sie stellen vielmehr in erster Linie Kulturräume dar. Die Alpen sind, so wie wir sie erleben, durch menschliche Aktivitäten (sowohl physischer wie geistiger Art) kulturell überformt. Selbstverständlich ist auch die Bewegung des Alpinismus, die sich im 19. Jahrhundert aufgrund sportlicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Antriebe entwickelt hat, ebenso wie z.B. der Typus des Bergsteigers oder der Deutsche Alpenverein ein Kulturphänomen. Für sämtliche Kulturerscheinungen gilt, dass sie unter spezifischen geschichtlichen und sozialen Bedingungen geprägt worden sind. Sie besitzen jeweils ihre eigene Geschichte. Sie gewinnen überdies für all jene Menschen, die mit ihnen in Beziehung treten, Bedeutung, und diese ist ihrerseits dem historischen Wandel unterworfen. Pointiert gesagt: Kultur charakterisiert die durch Menschen bedingte Lebenswelt. Kultur ist das Humane in der Natur. Das Kulturelle bestimmt Völkern und Regionen ihre Eigenart; in ihrer Kultur finden die Menschen ihre Identität.*

*Wer von Kulturarbeit spricht, muss den Kulturbegriff enger fassen, muss ihn spezifizieren. Kultur zielt in diesem Falle auf besondere Werte und fasst vor allem die geschichtliche Komponente menschlichen Handelns ins Auge. Kulturarbeit kümmert sich um die Kontinuität der Überlieferung, um die Erhaltung, Pflege und Weitergabe des überkommenen Wissens. Der Blick sollte aber nicht nostalgisch oder rückwärtsgewandt, sondern gegenwartsbezogen und in die Zukunft gerichtet sein. Kulturarbeit will die wertvollen Traditionen aus der Vergangenheit für das aktuelle Leben fruchtbar machen. Schatzhäuser des kulturellen Erbes sind z.B. Archive, Bibliotheken und Museen. Sie müssen verständig geordnet werden und allen, die daraus Nutzen ziehen wollen, zugänglich sein. Kulturarbeit muss zuerst ein Bewusstsein für die Bedeutung geschichtlicher Zeugnisse wecken. Sie sollte dann darüber hinaus die notwendigen Bedingungen für eine kreative Auseinandersetzung mit dem Vorgefundenen und auch Spielraum für neue Entwicklungen schaffen.*



*Eine Frau prägt das Bild der Berge: Johanna Spyris 1880 erschienene »Heidi« machte die Alpen weltweit populär. 2003 zeigte das Alpine Museum dazu die Ausstellung »Heidi: Mythos-Marken-Medienstar« der Universität Zürich (Leitung Prof. Dr. Walter Leimgruber).* Foto: Erich Sperl

**Grenzgänge angesagt**

Auch **Joachim Opitz** hatte sich bis hierher mit der Rolle eines Zuhörers an dem Gespräch begnügt. So wirkte es als Überraschungseffekt, als seine Wortmeldung mit temperamentvoll-engagierten Aussagen noch mehr zur Belebung des weiteren Gesprächsverlaufs beitrug. Zunächst anknüpfend an eine Aussage von Bettina Hasselbring: *Lebensäußerungen von Menschen sind banal, provokativ, richtungsweisend oder abwegig. Lebensäußerungen von Menschen sind Kultur. Vielleicht etwas weit gefasst, dieser »Rundumschlag«. Wir können ja versuchen, das etwas einzufassen, zu konkretisieren. Für mich bedeutet Kultur: etwas zu schaffen, kreativ zu sein, etwas zu erkennen, etwas zu wagen. Ich meine sogar, es heißt »Grenzgänge wagen«!*

*Dagegen könnte man halten: Kultur heißt Werte bewahren, pflegen, zur Verfügung stellen zum Nutzen Anderer, in unserem Fall: zum Nutzen der Mitglieder im Deutschen Alpenverein. Heißt Kultur in diesem Zusammenhang auch »konservieren«?*

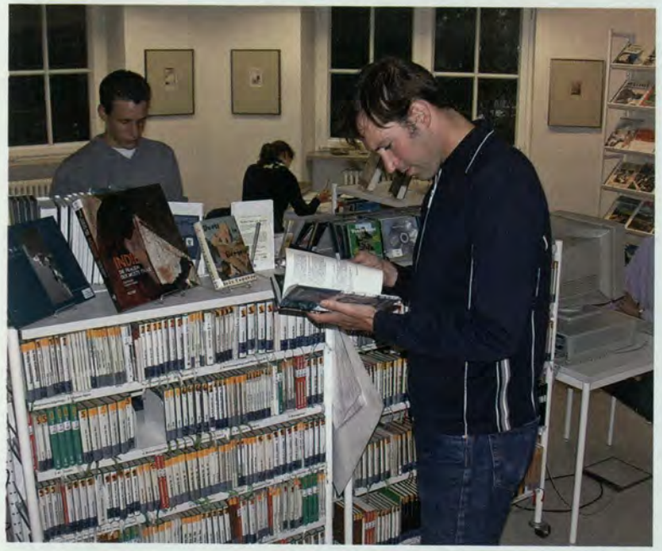
*Das sind die zwei Pole, zwischen denen Kultur im Deutschen Alpenverein aufgespannt ist – »aufgespannt«: das kommt von Spannung! Ich will versuchen Beispiele zu finden.*

*Zuerst eine kulturelle Äußerung, die sicherlich kein Grenzgang ist (oder vielleicht doch schon wieder?): Ich habe in diesem Sommer in Neustift im Stubaital zum ersten Mal nach vielen Jahren (Jahrzehnten) wieder die verklärten Wanderlieder der Jugendbewegung öffentlich vorgetragen gehört, ohne jede kritische Äußerung, ohne Selbstzweifel oder Fortentwicklung, künstlerisch oder inhaltlich. Völlig selbstverständlich hat ein großer Chor älterer Bergsteiger, unsere Bergfreunde aus Dresden, dieses Liedgut vorgestellt. »Im Frühtau zu Berge...«, heile Bergwelt wo bist du? Mir bleiben die »Bergvagabunden sind wir« im Halse stecken, wenn ich sehe, was oberhalb von Neustift das Sommer-Skigebiet aus einer einzigartigen Berglandschaft gemacht hat. Ist das Konservieren (Verklären?) vergangener Zeiten Kultur? Ich kann damit leben, es irritiert mich ein wenig, aber ich kann es auch als Kultur im Deutschen Alpenverein verstehen. Was mich daran überzeugt, ist nicht die lange vergangene Bergideologie, es ist die Freude und das Selbstverständnis, mit dem dieses Kulturgut gepflegt wird.*




*Auch das ist Kultur: Die Kampagne »So schmecken die Berge« mit einem regionalen Speiseangebot auf DAV-Hütten.*
Kampagnenlogo

*Beispiel des Gegenpols (jetzt sind Grenzgänge angesagt): Wenn Alexander Huber die Hasse/Brandler in der Großen Zinne Nordwand »free solo« durchsteigt... ist das Kultur? Oder wird es erst zu Kultur, wenn die geistige Aufarbeitung dieser Tat einsetzt? Ist der DAV dafür offen? Oder ist dieses Wagnis eines Menschen per se Kultur, egal ob und wie andere darauf reagieren? Wird es entwertet als authentisches Zeugnis, wenn es dokumentiert wird, kommerzialisiert wird? Kultur und Kommerz! Ist das ein Gegensatz oder ist es nicht vielmehr eine Symbiose?*



*Der Lesesaal in der AV-Bibliothek auf der Praterinsel.*
Foto: Erich Sperl

*Und auch das ist ein Grenzgang: Aufarbeiten der Verstrickung von Menschen in die Irrwege einer Ideologie, die »braune Vergangenheit«. Gab es damals Widerstand im DAV, warum war er so spärlich? Nicht die Beschreibung von Ereignissen ist gefragt, sondern die Erklärungsversuche dieser Ereignisse aus möglichst unterschiedlichen Blickwinkeln. Haben wir schon geklärt, wie wenig resistent oder sollte ich besser sagen, wie ANFÄLLIG die Mitglieder und Funktionäre des DuOeAV gegenüber dieser »Geistesströmung« waren? Warum gerade die Mitglieder eines Bergsteiger-Verbandes? Ist/war eine Geistesströmung im Alpenverein nahe bei dieser Ideologie angesiedelt? Und wie hat sich diese Geistesströmung (nach einer »Entfärbungsaktion«) weiterentwickelt?*

*Diese Fragen zu stellen, ist auch heute nicht ganz einfach. Das erfordert Mut. Ein Grenzgang. Wenn es konsequent gemacht wird... genau wie Alexander Huber. Das ist für mich Kultur.*

Zum Stichwort »braune Vergangenheit« fiel **Richard Goedeke** noch ein weiteres Erlebnis als Beispiel ein:

*Um die als Repressalie gegen Partisanenangriffe durch die SS vorgenommenen Geiselerschießungen von Gena zu wissen, lässt uns erst die Freundlichkeit würdigen, mit der uns heute der alte Dorfbewohner den Gruß erwidert...*

**»Kultur – eine brisante Disziplin...«**

Es hat ernstzunehmende Versuche gegeben im Alpenverein, sich der »braunen Vergangenheit« zu stellen. Zum Beispiel den Band »Alpinismus im Hitlerstaat« von Helmuth Zebhauser; herausgegeben vom DAV in der Reihe »Dokumente des Alpinismus«. Oder die Errichtung eines Gedenksteins auf Münchens Praterinsel zur Erinnerung an das jüdischen Mitgliedern in jenen Jahren zugefügte Unrecht und Leid. Dieser Hinweis soll Joachim Opitz' Mahnung nicht verwässern. Erinnert sei aber daran, dass uns die Geschehnisse jener Zeit auch lehren, wie wichtig es ist, die Augen vor den Erfordernissen der Gegenwart nicht zu verschließen. Dass dieser Versuchung unsere Runde nicht erlag, war wiederum **Georg Bayerle** zu danken. Anknüpfend an seine Äußerungen über den Alpin-Kultur gestaltenden und somit eine Trendsetterrolle innehabenden Alpenverein schien es ihm angezeigt, Kultur auch als eine ziemlich »brisante Disziplin« zu erkennen:

*Der Kultur wohnt in diesem Sinne eine enorme Brisanz inne: Hängen doch politische Entscheidungen, öffentliche Diskussionen und eben auch die gesellschaftliche Bewertung beispielsweise des Straßen- und Seilbahnbaus oder der Bedeutung wirtschaftlicher Erträge von den kulturellen Grundeinstellungen ab. Wenn beispielsweise der kulturelle Wert von ursprünglicher Natur sehr hoch ist, dann wird auch der Erhalt dieser Natur gegen konkurrierende Interessen leichter möglich sein. Wenn nicht das Ziel, sondern der Weg im Zentrum alpiner Tätigkeit steht, dann werden Täler leichter gesperrt werden können. Komfort, Erlebnis, Zeit, Geld – alle Schlüsselbegriffe der Gegenwart können in alpinen Zusammenhängen andere Bedeutungen annehmen und so auch zu einem anderen Kulturverständnis führen.*

Den von Georg Bayerle ausgelegten Faden aufgreifend, entrollte **Helge Gerndt** weitere Aspekte über die besondere Verantwortung des Alpenvereins:

*Bereits aufgrund seiner Geschichte ist dem Alpenverein Verantwortung zugewachsen: für die Eingriffe seiner Mitglieder in die Bergnatur ebenso wie für die Bewahrung des Andenkens an eine vorbildliche Erschließung dieses Lebensraums zum Nutzen der Allgemeinheit; für einen von Achtsamkeit geprägten Umgang mit den natürlichen Gegebenheiten, aber auch für eine kritische Betrachtung der eigenen Vereinsgeschichte. Durch Weitblick und großen Einsatz früherer Vereinsmitglieder sind wertvolle Archiv-, Buch- und Museumsbestände nicht nur zusammengetragen, sondern z.T. auch in ansprechender Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Das verpflichtet auch die heutige Generation zu Sorgfalt bei der Erhaltung, angemessener wissenschaftlicher Aufarbeitung und engagierter Weiterführung unter aktuellen Perspektiven.*

**Museum von einst bis irgendwann...**

Widersprechen wollte **Stefan König** dem allen nicht. Aber: *Ein Problem habe ich mit der oftmaligen Rückwärtsgewandtheit der alpenvereinsspezifischen Kulturarbeit: Museum von einst bis irgendwann, kaum bis heute. Oder: Klassiker des Alpinismus – natürlich ehrenwert und wertvoll, aber nur dann, wenn das andere Bein im wahrsten Sinn des Wortes Fuß fasst in der Gegenwart und besser noch, in der Zukunft. Wo ist der Mut zur Provokation? Wer lässt avantgardistische Kunst hinein in den Alpenverein? Politische, gesellschaftskritische und tourismuskritische Kunst? Wo bleibt der Mut, wenigstens in der Kulturarbeit auch die offensiven Kritiken an den Verein heranzulassen, und mehr als das, diese Kritiker zu fordern und in die Diskussion zu holen?*

Diese Aussage glaubte Moderator Walter Welsch nun doch moderat, wie von ihm gewohnt, relativieren zu sollen. So eine ganz den Vorstellungen des Stefan König entsprechende Ausstellung, organisiert vom DAV in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat der Stadt München, habe es schon gegeben, erinnerte er sich. Und die habe nicht nur in München einiges Aufsehen erregt, sondern auch in verschiedenen anderen Städten der Bundesrepublik, wo sie auf Wanderstation gezeigt worden sei. Das stimmt. Für den gesellschafts- und tourismuskritischen Inhalt nicht weniger der damals ausgestellten Werke sprechen z.B. Bildtitel wie »Verletzung der Landschaft – Berg« (von Hans Friedrich) oder »No future« (von Ernst Heckelmann). Begreiflich ist Stefan Königs Missbehagen dennoch. Denn die genannte Ausstellung »Berge 81« hat vor mehr als 20 Jahren ihre Wirkung getan. Weitere, allerdings kleiner aufgezogene, mit ebenfalls sehr tourismuskritischen Werken (von Johannes Birkhölzer z.B.) haben das seither immerhin auch. Und der kritische Gehalt einer (Foto-)Ausstellung wie »Gletscher im Treibhaus«, die im Münchner Alpenvereinsmuseum von April 2004 bis Februar 2005 zu sehen war, liegt schon in ihrer Thematik begründet. Deutlich unter-




*Sektionsschriften.*
Foto: Bahnmüller 1996



*Umweltgerechter Hütten- und Wegebau: Montage einer Solaranlage am Hochjoch-Hospiz der DAV-Sektion Berlin in den Ötztaler Alpen.* Foto: DAV, Sektion Berlin

strichen haben das zudem die hochkarätig besetzten Diskussionsrunden der »Bergforum«-Serie zu diesem Thema. Besonders aber zu würdigen sind solche Angebote gewiss in einer Zeit, da die »reale Begrenztheit« der Mittel auch des Alpenvereins Großprojekten wie jenem von 1981 wenig förderlich ist.

Auf finanzielle Knappheit zurückzuführende Zwänge kennt **Helge Gerndt** sicher aus dem eigenen Metier. Doch offensichtlich hat er es auch gelernt, solcher Zwänge wegen nicht gleich zu resignieren. Das jedenfalls lassen seine Empfehlungen an den DAV, wie der seiner Verantwortung gerecht werden könne und was Kulturarbeit zu leisten vermöge, annehmen:

*Der DAV muss sich – nicht zuletzt aufgrund seiner zahlenmäßigen Größe und aufgrund seiner gesellschaftlichen Bedeutung für praktisch alle Bevölkerungsschichten und Lebensalter – dezidiert als ein wichtiger kultureller Faktor in Deutschland verstehen. Das verlangt, einen angemessenen Teil seines Finanzvolumens für die Pflege der zentralen Einrichtungen des Vereins (Alpin-Bibliothek, Alpines Museum, Vereinsarchiv) einerseits und für die Unterstützung der Sektionen bei deren spezifischer Kulturarbeit (Archivierung, Vorträge, Fortbildung) andererseits zur Verfügung zu halten. Das verlangt ferner, durch fundierte, ideenreiche Vermittlungsarbeit die sozialkulturellen Leitgedanken des DAV auch in eine breitere Öffentlichkeit zu tragen.*

*Die Kulturarbeit des DAV hat eine doppelte Zielrichtung: Sie soll nach innen wirken und das Selbstverständnis der Vereinsmitglieder artikulieren und stärken; sie soll aber auch nach außen, in die Gesellschaft, wirken, um die Maximen eines kulturbewussten Umgangs mit der Natur beispielhaft weiterzugeben. Aktuelle Kulturarbeit kann auf dem in der Geschichte des Alpinismus erworbenen Wissen aufbauen, indem sie die Leistungen aus fast anderthalb Jahrhunderten Vereinsarbeit einfühlsam, kritisch und verantwortungsvoll vergegenwärtigt. Hier liegen Vergleichsmöglichkeiten, um sich fruchtbar mit neuen Trends und Entwicklungen auseinander zu setzen, oder auch Anregungen für eine moderne künstlerische Bewältigung alpinistischer Themen. So kann das naturnahe Bergerlebnis des Individuums im Bewusstsein seiner kulturellen Einbindung sinnvoll vertieft und bereichert werden.*

Da noch einmal nachzubohren, sah **Stefan König** sich veranlasst, gerade weil er eine seiner Aufgaben darin sehe, sich für die Förderung von Kulturarbeit im Alpenverein einzusetzen. *Es gibt bislang keine Kriterien – und schon gar kein Budget –, nach denen Autoren, Verlage, Filmemacher, Künstler wirtschaftliche oder auch ideelle Unterstützung beantragen können. Warum nicht? Wir sollten dabei nicht nur über die finanziellen Mittel sprechen, sondern auch über den Willen oder Unwillen, überhaupt etwas zu tun.*

*Hierbei sehe ich eine Chance im Bundesausschuss für Kultur und Wissenschaft. Mir gefällt die Arbeit inmitten dieser Meinungsvielfalt, das demokratische »Ringen« um richtige Entscheidungen. Früher oblag die Entscheidungsfindung oft so genannten »Altvorderen«, und die gab es bis vor gar nicht langer Zeit, und natürlich haben sie auch Zeichen, bisweilen sehr starke Zeichen gesetzt. Aber nun kann Kultur im Alpenverein offener werden, demokratischer – und sie muss es in der Nachfolge der selbsternannten und unhinterfragt gehuldigten »Kulturpäpste« von einst. Salopp gesagt: Seligsprechung ist okay, neue Wege gehen ein Muss.*



**Unterschiedliche Lebenskulturen von Frauen und Männern?**

Sehr befreiend schien Stefan Königs Plädoyer auf **Bettina Hasselbring** gewirkt zu haben; so als ob sie sich ermutigt sähe, ohne vorsorgliche Skrupel irgendwelcher Zwänge wegen endlich über die Themen zu reden, die ihrer Vorstellung nach dem kulturellen Wirken des Alpenvereins gut anstünden.

*Eine Frage zum Thema »Kultur und Berge« wäre die nach den Künsten. Wie prägen Berge bzw. eine Gebirgslandschaft die Kunst bzw. Volkskunst und wie verarbeiten KünstlerInnen Aspekte der Bergwelt. Ich denke z.B. an Tibet oder Nepal, an die Schweiz oder Bayern. Kunstaspekte können sein: Musik, Malerei, Literatur, Philosophie.*

*Hier fallen mir Namen ein wie Adalbert Stifter, Ludwig Thoma, Ganghofer, Bodo Hell (ein österreichischer Schriftsteller, der in Wien lebt und im Sommer als Senner auf einer Alm in der Steiermark) oder Elfriede Jelinek, »In den Alpen«, Thomas Mann »Zauberberg« oder der italienische Maler Giovanni Segantini (der versucht, eine absolute Berglandschaft zu malen, sich 1894 in Maloja niederlässt und1899 bei der Vollendung seines Bildes »La Natura« auf dem Berg eine akute Blinddarmentzündung erleidet, an der er stirbt) oder im Bereich der Musik z.B. auch die Schürzenjäger mit ihrem Schlager »Sierra Madre« oder die »Alpensinfonie« von Richard Strauss.*

*Interessant sind auch philosophische, metaphysische, religiöse Aspekte angesichts der Mächtigkeit/Ewigkeit der Berge, Enge versus Weite, im Hinduismus ist der Berg Meru der Sitz der Götter. Interessant könnten auch die Medien-Bilder der Berge/Alpen/des Alpinismus/des DAV, wie sie in Hörfunk und Fernsehen gespiegelt werden bzw. wie über sie Bericht erstattet wird, sein. Welche Sendungen beschäftigen sich wie mit diesem Thema? Eine neue Sendereihe des Bayerischen Fernsehens heißt »Gipfeltreffen«: Hier unterhält sich Werner Schmidbauer mit Prominenten bei einem Bergaufstieg.*

*Eine andere Frage ist: Wie prägen Berge die Menschen, die in unmittelbarer Umgebung mit ihnen leben, den Charakter, die Sprache, die Weltsicht. Gibt es Unterschiede zwischen sogenannten »Bergvölkern«, »Berg-Menschen« und Stadtmenschen, zwischen den Geschlechtern im Vergleich Landleben/Stadtleben?*

*Ein Aspekt, der bislang vernachlässigt wurde bei den Kultur- und Wissenschaftsüberlegun-*

**Zum Kulturbegriff im Alpenverein**

Der Begriff Kultur wird je nach Gesellschaft und Zugehörigkeit zu bestimmten Personengruppen sehr unterschiedlich interpretiert. Im Gegensatz zum Naturgegebenen wird mit dem Begriff Kultur im weitesten Sinne alles bezeichnet, was der Mensch geschaffen hat. Damit wird das Hervorgebrachte und das Künstliche, aber auch dessen Wertschätzung betont. Kultur ist die Gesamtheit der geistigen, künstlerischen und technischen Lebensäußerungen.

In den Kulturbegriff im weitesten Sinne ist der Alpenverein als Bergsteigerverein dreifach eingebunden: Seine Mitglieder sind Menschen, deren Ziel ein Leben mit der Natur ist, zu der sie ein Verhältnis auf der Grundlage ihrer kulturellen Identität finden. Diese verhilft dem Individuum zu Selbstständigkeit und Freiheit und bringt ihm die Möglichkeit zur Teilhabe am Kulturganzen. Aus dem Zusammenwirken der drei Elemente: Mensch – Kultur – Natur ergeben sich die allgemeinen Ziele und Aufgaben des Alpenvereins: die Beschäftigung mit dem Menschen (Bergsteigen), der Umgang mit der Natur (Natur- und Umweltschutz, Ökologie) und als geistige Grundlage die Pflege der Kultur. Die Pflege der Geschichte, der Tradition und des kulturellen Erbes sind die Ziele und Aufgaben der Kulturarbeit im engeren Sinne.

Der Grundsatz der Kulturarbeit des Deutschen Alpenvereins ist in seinem Leitbild wie folgt formuliert: »Der Deutsche Alpenverein strebt einen von gegenseitiger Achtung und Toleranz geprägten Umgang mit dem Menschen, seiner Geschichte und Tradition, sowie der Natur an«.

Dieser Grundsatz impliziert die Anerkennung und Beachtung wesentlicher Merkmale unserer abendländischen Kultur. Als spezifisch dem alpinen und alpinistischen Bereich zugewandte Gruppe der Gesellschaft ist der Alpenverein ein Kulturträger, dessen kulturelles Selbstverständnis sich in die gesamtgesellschaftlichen Wertesysteme und Sinndeutungen einbettet. Diese bilden die Grundlagen seiner Kulturarbeit, an deren oberste Stelle er »Achtung und Toleranz« gesetzt hat: Achtung und Toleranz für Menschen unterschiedlicher Individualität und kultureller Identität, Wertschätzung seiner eigenen und anderer Menschen Geschichte und Tradition, Bildung zum Bewusstwerden der eigenen Identität und zum Schutz vor Kulturlosigkeit, pfleglicher Umgang mit der für ihn so wichtigen Natur- und Kulturlandschaft.

Die Kulturarbeit des Deutschen Alpenvereins leistet nach ihrem Grundsatz einen Beitrag zu dem in seinem Leitbild festgelegten Ziel, den »Alpinismus in all seinen Formen und Bereichen verantwortungsvoll auszuüben, zu unterstützen und zu fördern.«

Walter Welsch

*gen im DAV, scheint mir der Frauen-Aspekt oder Gender-Aspekt. Man könnte mal dem Thema »Frauen im DAV« oder »Frauen und Alpinismus« nachgehen oder der Frage, wie beeinflussen Berglandschaften das Leben von Männern und Frauen, welche unterschiedlichen Lebenskulturen haben Frauen und Männer.*

Mit den folgenden Sätzen beendete **Joachim Opitz** zwar sein eigenes »Statement«, doch ich glaube, die passen sehr gut auch als Schlusswort für unseren Dialog insgesamt:

*Meine – unsere – Gedankensplitter sind kleine Bruchstücke aus einem großen Baum, wie es Splitter nun sind. Vielleicht etwas spitz, eben Splitter.*

*Ich sehe, dass es zwei Pole gibt. Das ist für mich ganz wichtig, so wie jeder Magnet zwei Pole hat. Bei uns Menschen (im Alpenverein) kommt noch eine Kleinigkeit hinzu, eine Notwendigkeit, weil wir keine unbelebten Magnete sind: TOLERANZ.*

*Die Vertikale als »Basis« für Ballettszenen – kreiert von Erika Engler der kletternden Tänzerin aus Lanquard in der Schweiz.*
Foto: Archiv Engler



**Geschichte von außen und innen**

Dass wir durch unseren Gedankenaustausch eine Antwort darauf gefunden hätten, wie nun also Kultur zu definieren sei, bildet sich niemand aus dem Kreis ein. Eher schon, scheint mir, sehen sich alle in dem Zweifel bestätigt, ob so ein Begriff überhaupt umfassend und letztgültig definierbar ist. Die Vielgestaltigkeit, Vielschichtigkeit, Vielfarbigkeit und auch das – bisweilen irritierende – Oszillieren in unterschiedlichsten Farbnuancen dessen, was wir als Kultur wahrnehmen, das immerhin hat sie wohl aufscheinen lassen, unsere Diskussion. Eine lebhaft, teils temperamentvoll geführte Diskussion, die – so kultiviert (oder zivilisiert?) alle Beteiligten zu argumentieren gewohnt sind – doch gelegentliche Spannungen zwischen den Verfechtern der einen oder anderen Ansicht hat spüren lassen! Und damit dem Thema vermutlich besonders gerecht geworden ist. Denn Kultur und Geschichte – wiederum so ein Begriffspaar! –: also Kulturgeschichte ist auch das sich ständig fortschreibende, sich dabei nicht zu selten selbst revidierende Ergebnis eines Prozesses, der seit jeher und fortlaufend von Menschen mitgestaltet, mitgetragen, miterlebt und miterlitten wird. Bewusst ist uns dieses immerwährende Miteinbezogensein aber zumeist nur undeutlich – oder gar nicht. Verständlicherweise! Denn angesichts von Zeugnissen vergangener Kulturepochen, konfrontiert mit einem Geflecht geschichtlicher Daten, durch das im Rückblick die Vergangenheit mehr oder weniger klar strukturiert erscheint, sind wir – so sehr wir uns auch da hineinzuversetzen versuchen – nicht unmittelbar mehr vom Leben und den Lebensumständen berührt, wovon diese Denkmäler und Daten künden.

Angesichts mancherorts prunkvoll-repräsentativer, viel häufiger aber, besonders in ländlichen Gegenden sinnlich-heiterer, das Himmelsgeschehen erdnah inszenierender Werke des Barock – wer vermag da heute wirklich lebensnah noch mitzuempfinden, dass diese Schöpfungen auch die Reaktion auf das Grauen und die grauenhaften Folgen des Dreißigjährigen Krieges mitgestaltet hat, das Bedürfnis, eine Gegenwelt zu entwerfen zu dem »Jammertal«, als welches jene Generationen ihren irdischen Aufenthaltsort vielfach empfunden haben?

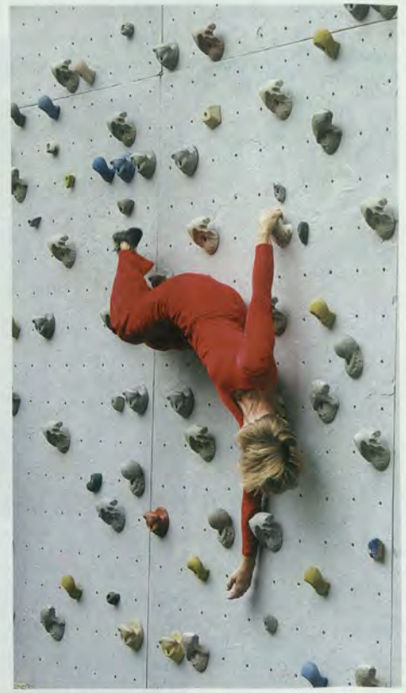
Andersrum aber ist es uns Heutigen, verstrickt in unsere Lebensumstände, nicht gegeben, aus der Perspektive künftiger Generationen gelassen zu betrachten, in welchem Datenraster sich der Gärprozess unserer Geschichte einmal präsentieren wird, ob oder welche Kulturdenkmäler von unserem Leben dann zeugen werden. Bestrebt außerdem, trotz aller uns gegenwärtig bedrängenden Unabwägbarkeiten mit dem eigenen Lebenskurs nicht zu sehr ins Schlingern zu geraten, fällt es uns wesentlich leichter, über offenkundige Verluste zu räsonieren – auf kulturellem Gebiet z.B. von zwar traditionsreichen aber »sich nicht rechnenden« Orchestern und Theatern – als der Empfehlung zu folgen, »auch wahrzunehmen, was neu entsteht.« (Bischof Wolfgang Huber)



**Wahrnehmungsversuche**

Doch versuchen wir, der Empfehlung wenigstens mit dem Blick beschränkt auf das – trotz aller Entwicklungssprünge der letzten Jahrzehnte – immer noch einigermaßen überschaubare Bergsteigergeschehen und die Bergsteiger zu entsprechen. Da ist der Reinhold Messner nicht zu übersehen. Ebenso unübersehbar scheiden sich an dem Bergsteiger- und Alpenvereinsgeister in Freund und Feind. Dies sogar soweit gehend, dass dahinter seine bahnbrechenden bergsportlichen Leistungen nur bruchstückweise noch zur Kenntnis genommen werden. Die beschränken sich nämlich nicht lediglich darauf, als erster Mensch alle Achttausender des Globus bestiegen zu haben. Und noch um einiges schwerer scheint es zu fallen, zu erkennen und anzuerkennen, wie viel dieser Reinhold Messner von seiner Vision einer Museumslandschaft in Südtirol, gewidmet der Entwicklung des Bergsteigens, den Bergvölkern der Erde, den Sitten und Religionen dieser Völker, bereits verwirklicht – und dabei ein Kulturdenkmal wie das Schloss Juval vorbildlich saniert – und neu belebt – hat; wie er mit der ihm eigenen Besessenheit und Durchsetzungskraft an der Vollendung seiner Vision weiterwirkt. Ähnliches gilt für sein, auf Juval und in Sulden beispielhaft selbst erprobtes Konzept für eine »kulturfreundliche« Tourismuspolitik.

Ein weiterer Versuch: Vermutlich assoziieren die Sportkletterer selbst mit ihrem Treiben nicht spontan so etwas wie Historie oder Kultur. Und doch gibt es bereits eine Geschichte des Sportkletterns, sogar in dessen einstigem (Spät-)Entwicklungsgebiet Mitteleuropa. Die treibt dort etwa ab Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein buntes Völkchen von Felsenfreaks mit sympathisch-subkulturellem Touch voran. Als viel bewunderte Vorbilder gelten die »Rock-Stars« aus den USA. Einer von denen, John Gill, doziert was von der »Selbstverwirklichung« in »kinästhetischem Bewusstsein«, die seinesgleichen suche. Subkulturelle Züge prägen das Sportklettern unterdessen längst nicht mehr. Es hat sich – sogar mit besonderem PR-Wert – etabliert in der (Bergsteiger-)Gesellschaft. Immer noch aber, wenn ich Meister, besonders aber Meisterinnen ihres Fachs in Aktion z.B. an »künstlichen« Kletterwänden, diesen Großplastiken von barocken bis postmodernen Bauformen bestaune, weckt das meine Erinnerung an jenes Wort vom »kinästhetischen Bewusstsein«. Und gewiss etwas ganz Ähnliches hat die Schweizerin Erika Engler, eine klettererfahrene Tänzerin, zu ihren fantasievollen Ballettinszenierungen in der Vertikalen inspiriert. Aufgetreten ist sie damit u.a. im Rahmenprogramm zu den Wettbewerben der »Hohnsteiner Kletterfeste«, die Bernd Arnold einige Jahre lang in seiner Heimatstadt hat »steigen lassen«.



*Für Ihre Steilwand-Choreographien erhielt Erika Engler mit ihrer Gruppe »Danse verticale« den Bündener Kulturpreis und den des Schweizer Alpenclubs.*
Foto: Archiv Engler

**Wünschenswerte Vorbildwirkung**

Zurück zu den Vorreitern des Sportkletterns hierzulande. Da deren Bedürfnissen die herkömmlichen Führerwerke bald nicht mehr genügen, versuchen sich einige der Freaks als Kleinstverleger mit Herstellung und Vertrieb sportklettergerechter »Topo«-Bändchen. Dadurch geben sie immerhin mit den Anstoß dazu, dass auch der Alpenverein das Konzept seines Führerwerks überdenkt und vorsichtig reformiert. Einer jener alternativen Miniverlage besticht von Anfang an durch die besondere, auch grafische Qualität seiner Produkte: PANICO (benannt nach den Gründern Achim PAsold und NIC[h]O Mailänder). Dort erscheinen bald schon auch die ersten Anthologien mit internationaler Autor(inn)enschaft. Und

*Das Alpine Museum auf der Praterinsel in München.*
Foto: Walter Theil




**Bibliothek des Deutschen Alpenvereins**

Seit Einsetzen der alpinen Buchproduktion in der Mitte des 19. Jahrhunderts befassten sich die neu gegründeten alpinen Vereine mit der Sammlung der bisher erschienenen Literatur.
Als älteste Kulturinstitution des Deutschen Alpenvereins sammelt die Bibliothek seit ihrer Gründung im Jahre 1902 alpine Literatur und bietet heute mit ihren Spezialsammelgebieten die größte Schatzkammer alpinen Wissens.
Frühe Zeugnisse aus dem 17. und 18. Jahrhundert vermitteln historische Grundlagen des Alpinismus. Reisen der Entdecker und Forscher eröffnen neue Horizonte. Veröffentlichungen auf den Gebieten Geologie, Geografie und speziell der Glaziologie zeugen von zeitiger Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Themen. Die Kartografie als frühes Betätigungsfeld der Vereine erleichtert mit der Herausgabe von alpinen Karten die Erschließung und wissenschaftliche Erforschung.
Reiseführer und Bildbände begründen den Beginn der touristischen Verlagspublikationen. Literatur aus dem Gebiet Natur- und Umweltschutz zeigt sich in vielfältigen Erscheinungsformen.
Der Berg- und Skisport eröffnet eine eigene Literaturgattung. Belletristik, Kunst und die Historie des Alpinismus gehören seit den Anfängen zum Sammelgebiet.
Eine fachgerechte Betreuung der Bibliothek seit ihrer Gründung ermöglicht heute die Recherche und Bestellung in der Bibliotheksdatei via Internet, so dass der gesamte Bibliotheksbestand allen Mitgliedern zugänglich ist. Mitglieder aus Sektionen außerhalb des Großraums München erhalten ihre gewünschten Bücher und Zeitschriften per Fernleihe.
Die Büchereien der Sektionen und die Bibliothek des Deutschen Alpenvereins bezeugen mit ihren Sammlungen und deren Benutzung die aktive Auseinandersetzung mit Themen des Alpinismus.
Mit der Reihe »Bücher im Gespräch« soll die alpine Literatur anhand von Einzelbeispielen der Öffentlichkeit näher gebracht werden. Die Präsentation von »Kostbarkeiten« im DAV-Panorama verstärkt diesen Aspekt den Mitgliedern gegenüber.
In den kommenden Jahren liegen die Schwerpunkte bei der Erschließung des Gesamtbestandes im Bereich der Karten und der Sektionsschriften.
Zukünftig wird die Bibliothek den Sektionen eine Kooperation bei der Übernahme von Buchdaten für ihre eigenen Programme anbieten.

Klara Esters



schließlich, 1992, Malte Roepers Erstlingsroman »Strategie und Müßiggang«. Allein Achim Pasolds sicherem Gespür für die Qualitäten des Textes und seinem Mut, diesen zu verlegen, auch ohne Garantie für den Verkauf der Auflage, verdankt Roeper, seinem eigenen Bekenntnis zufolge, die Chance, als Schriftsteller zu reüssieren. Nicht anders vermutlich verhält es sich mit Robert Rauch, dessen Erstling »Verwegen, dynamisch, erfolglos – eine Autobiographie« ein weiterer Band »Wohin einer kommt, wenn er geht« bei Panico gefolgt ist. Da verwundert es fast schon nicht mehr, dass ein Großteil der zwar nicht immer leicht verkäuflichen aber wichtigen Erscheinungen auf dem Bergbuchmarkt des letzten Jahrzehnts diesem erstaunlichen Kleinstverlag entstammt: z.B. Wilfried Schwedlers »Schreibtisch mit Gipfelblick« über berühmte Schriftsteller und ihr Verhältnis zum Gebirge; oder Bernd Arnolds hintergründig aufschlussreiches »Zwischen Dom und Schneckenhaus«, Otto Eidenschinks packende alpin- wie auch zeitgeschichtlich aussagekräftigen Lebenserinnerungen »Steil und steinig«, Clemens Kratzers »Emilio Zuccero«, Rudi Mayrs »Das Kriegsloch« und andere mehr. Dabei ist Achim Pasold weder ein Krösus, der auf Geldeinnahmen nicht zu achten hat, noch ein Träumer, der nicht rechnen kann. Das kann er als Schwabe sogar sehr gut. Und so weiß er auch ganz genau, dass das wirtschaftliche Fortkommen seines »Verlägles« die Topo-Führer-Produktion zu erbringen hat. Doch offensichtlich kennt er zugleich so etwas wie ein verlegerisches bzw. unternehmerisches Ethos, das ihn nicht allein dem eigenen Gewinn, sondern auch dem wohl-, also nicht ausschließlich finanziell, verstandenen Nutzen einer Gemeinschaft – in dem Fall der Bergsteiger – verpflichtet. Eine Haltung, der vielfache Vorbildwirkung zu wünschen wäre.

**Ganz unpathetisch...**

Christoph Finkel, vor nicht allzu langer Zeit noch Hoffnungsträger der deutschen Wettkampfkletterer bei Weltcuptreffen, heute Trainer der Nationalmannschaft, ist auch als bildender Künstler bekannt geworden. Am Ingolstädter Theater ging im November 2004 die Uraufführung von »Traum weißer Pferde« über die Bühne: ein Stück des Engländers Nick Wood über Grenzerfahrungen und das Sozialverhalten junger Leute beim Klettern.

Diesen Beispielen weitere hinzuzufügen, sollte – besonders mit Blick auch auf das vielfältige Leben in den Alpenvereinssektionen – nicht schwer fallen. Zählt es aber zum Aufgabenbereich von Kulturarbeit, einerseits dem Blick von außen auf historische Zeugnisse und Daten Einsicht zu vermitteln in das Leben, das jene Zeichen gegeben hat, andererseits über unsere Befangenheit im Gegenwärtigen hinausweisende Perspektiven anzureißen, dann verfügt der DAV dafür über drei vorzügliche Instrumente: das wohlbedacht ideengeschichtlich konzipierte, also Phasen des Alpinismus im »Kontext« mit gleichzeitig ablaufenden Strömungen und Ereignissen aufzeigende Alpenvereinsmuseum, das reichhaltige Archiv sowie die Schatzkammer der Alpenvereinsbibliothek, in der vom »Theuerdank« bis zu Malte Roepers zweitem Roman »Westwand« unterdessen mehr als 70.000 Medien das mit den Zeiten sich wandelnde Verhältnis der Menschen zu den Bergen dokumentieren.

Damit diese Feststellung aber niemandem als allzu »pathetische Selbstheroisierung« des DAV aufstoße, sei hinzugefügt, dass trotz der »realen Begrenztheit« auch ihrer Mittel der Österreichische Alpenverein z.B. oder der Schweizer Alpenclub und desgleichen andere nichtalpine Verbände entsprechende Einrichtungen unterhalten, deren Wert nicht lediglich finanziell bezifferbar ist. Zu Zeiten, da große Teile unserer Gesellschaft sogar das Bildungssystem vorwiegend danach zu beurteilen scheinen, ob bzw. inwieweit »es sich rechnet«, wächst solchem Engagement wohl erhebliche Bedeutung zu – in ganz unpathetischer Bescheidenheit gesagt!

# Auf der Suche nach dem Kick

## Wie risikobereit sind jugendliche Alpinsportler?

VON WOLFGANG WAHL



*Snowboarder beim »Kickern«.*
Foto: Wolfgang Wahl

**Fun, thrill, kick, flow ... Jugendliche auf der Suche nach Risiko und Spaß?**

Bergsteigen – ob im Winter oder Sommer – birgt gewisse Gefahren. Das bedarf keiner weiteren Erklärungen. Ob Klettern, Tourenskilauf, Wandern oder Hochgebirgstouren, wer den Boden – die platte Ebene – verlässt und nach oben steigt, der kann herunter fallen. Häufig wird der Bergsport deshalb als Risikosport bezeichnet. Das Bild jedenfalls, das in der Öffentlichkeit von den Akteuren und ihren alpinen Aktivitäten vorherrscht, und das von den Medien häufig und gerne bedient wird, ist das einer riskanten, gleichwohl mit Erlebnis- und Lustgewinn verbundenen Freizeitaktivität. Insbesondere wenn es um die mehr oder weniger jugendlichen Protagonisten der verschiedenen Bergsport-Disziplinen geht. Risiko, »risk« und Spaß, »fun« scheinen immer irgendwie dazu zu gehören. Und irgendwie scheint sich darin auch das jugendliche Lebensgefühl auszudrücken. Auf der Suche nach »fun«, »thrill«, »kick« oder »flow«: Jugendliche wollen Erlebnis, Risiko, Spaß. Und all das können sie sich beim Bouldern, Snowboarden oder auch Eisklettern holen.

So spricht zum Beispiel der bekannte Freizeitforscher Horst W. Opaschowski in einem Interview davon, dass besonders Jugendliche nach der Devise leben: »Wo ist am meisten los?«. Ihnen ginge es vor allem darum, so Opaschowski, »den ultimativen Kick (zu) erleben«, dann hätten sie am meisten Spaß[1]. Eine Vorstellung, die von Medien nur allzu gerne aufgegriffen wird. »Extremsportler suchen Abenteuer in der Natur«, »Vor allem Jugendliche reizt aus Langeweile mehr der Extremsport«, »Ob Bungee-Jumping, Freeclimbing, Paragliding oder Canyoning: Gesucht wird vor allem Spaß« ... so lauten die Tickermeldungen, die von Presseagenturen regelmäßig in die global zirkulierenden Informationsströme eingespeist werden. Ein Bild, das sich offenbar zwischenzeitlich auch in den Köpfen festgesetzt hat.

So verwundert es kaum, wenn angesichts tödlicher Alpinunfälle selbst die Ursachenforscher schnell mit entsprechenden Erklärungen bei der Hand sind.

*»Die Sucht nach dem Abenteuer, der sogenannte Kick für den Augenblick, der den Adrenalinspiegel und den Puls in die Höhe treibt, ist heute für Junge bzw. Junggebliebene in unserer erlebnis- und abenteuerhungrigen Freizeitgesellschaft das Höchste. Der bestandene Nervenkitzel, sei es beim Bungee-Jumping, Rafting, Paragliding, das Herunterrasen mit dem Mountainbike über steile Hänge und Schneefelder, flying Fox, Hydrospeeding, Canyoning, etc. verdrängt die Angst vor der Langeweile, wobei ein kleiner Hauch von Todessehnsucht mitschwebt. Wenn auch enorme Gefahren drohen, setzen viele weiterhin ihr Leben für den großen Kick aufs Spiel. Die zunehmende Bereitschaft, großes Risiko auf sich zu nehmen und die Jagd nach der übergroßen Herausforderung endet oft tödlich[2].«*

Der Hunger nach Erlebnis und Abenteuer, so unterstellt das Zitat, mache vor allem die jugendlichen Akteure blind für die Gefahren. Tödliche Unfälle sind letztlich »nur« eine Folge dieses oberflächlichen Erlebnishungers. So fügt sich das Bild vom leichtsinnigen, jugendlichen Snowboarder, der sich den steilen Lawinenhang hinabstürzt oder das vom wagemutigen Felskletterer, der sich nur an seinen Fingerspitzen über dem Abgrund hält, lückenlos in die allgemeine Vorstellung von der risikobereiten, verantwortungslosen, weil selbst- und erlebnishungrigen Jugend ein.

**Extrem virtuell**

Aber dieses medial vermittelte Zerrbild der risiko- und abenteuersüchtigen Jugend ist falsch. So gibt selbst Opaschowski in dem Interview zu: »Der allgemeine Eindruck, alle würden vom Fernsehturm springen, stimmt so nicht. In Wirklichkeit probieren eher wenige Menschen diese Extremsportarten aus«.

Zwar erfreuen sich gerade die sogenannten Extremsportarten in den Medien einer hohen Aufmerksamkeit, dies entspricht aber keinesfalls dem tatsächlichen Stellenwert dieser Aktivitäten in der Realität. Quantitativ gesehen haben die Risiko- bzw. Extremsportarten selbst bei Jugendlichen eine eher marginale Bedeutung[3]. In einer Studie von Brinkhoff/Sack[4] (1996) kommen die Risikosportarten nicht annähernd an die klassischen Hauptsportarten Jugendlicher wie Fußballspielen, Radfahren und Schwimmen heran. Auch wenn viele Jugendliche gerne einmal Risikosportarten wie Paragliding, Bungee Jumping oder Canyoning ausprobieren wollten, die Anzahl der tatsächlich Aktiven in diesen Disziplinen fällt kaum ins Gewicht. In der Studie von Opaschowski[5] findet sich nur eine einzige alpine »Extremsportart« mit einem etwas höheren Verbreitungsgrad. Gerade mal 12% der Jugendlichen geben an, Erfahrungen im Mountainbiking zu haben. Alle anderen so genannten Extremsportarten erreichen Aktivenzahlen, die zwischen 1% und 3% schwanken.

Mit anderen Worten: das Bild des »kick«- und »thrill«-süchtigen, jugendlichen Extremsportlers, das von den Medien so gern bedient wird, hat mit der Wirklichkeit nicht viel zu tun. Viel eher spiegelt sich in den medialen Inszenierungen des Extremen die Sehnsucht des Medienkonsumenten nach spektakulären Bildern und sensationellen Leistungen wieder.

Der Großteil dieser Zuschauer, so steht zu vermuten, begnügt sich allein mit der Wirkungen dieser Bilder. Das virtuelle Nacherleben des Extremen reicht ihnen vollkommen.

[1]Interview mit dem Freizeitforscher H.W. Opaschowski, im Internet unter: www.netdoktor.de/topic/fitness/interview_opaschowski.htm (10.5.05)

[2]Österreichisches Kuratorium für alpine Sicherheit, Alpinunfallbericht 1999, im Internet unter: http://www.alpinesicherheit.at

[3]Im Bild der Öffentlichkeit werden »Risikosport« und »Extremsport« häufig als dasselbe wahrgenommen. Eine Sportart ist eben dann extrem, wenn sie mit gewissen Risiken verbunden ist. Dass es aber einen großen Unterschied zwischen dem subjektiv erlebten Risiko und der tatsächlichen Verletzungsgefahr gibt, wird dabei meist übersehen.

[4]Brinkhoff, K.-P./Sack, H.-G.: Überblick über das Sportengagement von Kindern und Jugendlichen in der Freizeit, in: Dies. (Hrsg.): Der Sportverein und seine Leistungen – Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend. Forschungsbericht aus der Reihe: Materialien zum Sport in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1996, Heft 44, 29-74.

[5]Opaschowski, H.W.: Xtrem. Der kalkulierte Wahnsinn. Extremsport als Zeitphänomen. Hamburg 2000

**Wer verunglückt wirklich?**

Schränkt man den Blick auf die alpinen Risikosportarten ein, so kommt noch eine andere, weit erstaunlichere Tatsache hinzu, die das gezeichnete Bild des todesmutigen, jugendlichen Extremsportlers noch deutlicher desavouiert. Betrachtet man die einschlägigen Unfallstatistiken des Deutschen Alpenvereins, so ist man zu einer frappierenden Einsicht gezwungen: nicht die jugendlichen BergsteigerInnen sind überwiegend von Bergunfällen betroffen. Dies mag noch vor 30 Jahren so gewesen sein. Gegenwärtig verschiebt sich die Spitze in der Altersverteilung deutlich nach hinten.

Noch in den 60er Jahren konnte man von der bergsteigenden Jugend als einer Hochrisikogruppe sprechen. Der Anteil der 18 bis 30jährigen an den tödlich verunglückten BergsteigerInnen war damals deutlich erhöht (siehe Abb.1)[6].

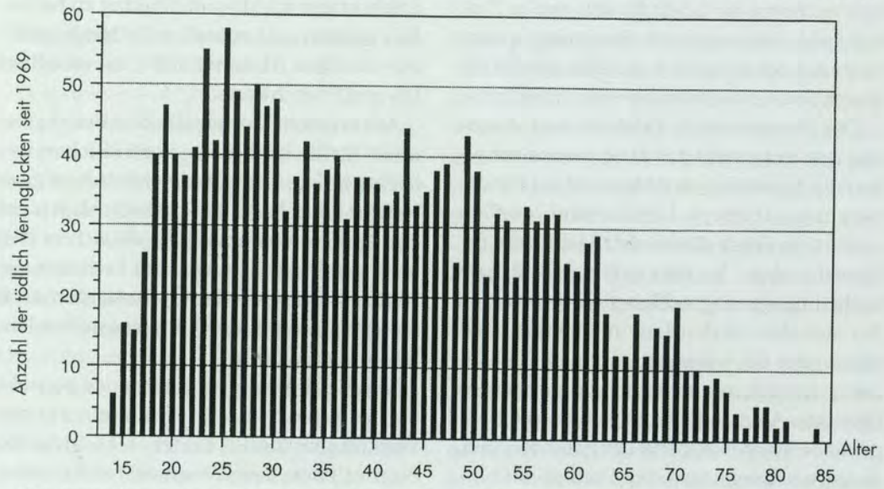
Zwischenzeitlich hat sich dies jedoch gewandelt. Die Altersgruppe der 55-62jährigen bildet gegenwärtig die eigentliche »Hochrisikogruppe« im Bergsport (siehe Abb. 2). Diese Tendenz wird von der Unfallstatistik aus den Jahren 1998 und 1999 bestätigt.[7]

Damit wird aber die gängige Meinung auf den Kopf gestellt! Natürlich lässt sich viel über die Gründe für diese Entwicklung diskutieren. So gibt es heutzutage sicherlich mehr bergsteigende ältere und alte Menschen als früher. Und viele dieser Unfallopfer sind nicht etwa auf extreme Aktivitäten, sonder – ganz unspektakulär – auf Herz-Kreislaufversagen zurückzuführen. Indessen bleibt die Grundaussage in Bezug auf das Thema Risiko bestehen.

**riskn' fun ist cool. Jugendsprache**

Zugegebenermaßen wäre es zu simpel, allein die Medien für die verschobene Wahrnehmung in Bezug auf das Thema Jugend und Risiko verantwortlich zu machen. Natürlich sind es auch und vor allem die Jugendlichen selbst, die entsprechend auftreten. Sprache und Bilder werden von Jugendlichen gezielt genutzt, um sich in der Öffentlichkeit, aber auch in ihren jeweiligen Szenen zu präsentieren. Selbstinszenierung, Selbstdarstellung ist ein wesentlicher Bestandteil jugendlicher (Sub-) Kulturen. »Risk and fun« ist eben cool, einen »kicker« zu machen ist geil, »action« voll fett und sowieso ist Trendsport »xtreme« angesagt.

Die Sprache von Jugendlichen, insbesondere wenn es sich um spezielle Szenesprachen handelt, wie in der Snowboarderzene, der Freeride-Szene, der Boulderer-Szene oder der Sportkletterszene, gehorcht eigenen Regeln und folgt einer eigenen Logik. Das Extreme, Außergewöhnliche, Superlative und Übersteigerungen sind in der Sprache der Jugendlichen eher das Normale. Um so mehr, als es für die Jugendlichen gerade darum geht, sich durch ihr Tun und ihre Sprache von den Erwachsenen abzuheben, sich vielleicht sogar zu »outen« und als besonders »krass« darzustellen.




*Altersverteilung der tödlich Verunglückten seit 1969* Abb.1

[6]Deutscher Alpenverein (Hrsg.), Bergunfallstatistik 1993-97, München o.J.

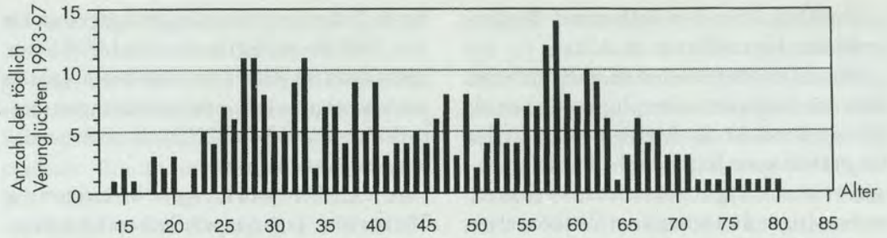
[7]Deutscher Alpenverein (Hrsg.), Bergunfallstatistik 1998-1999, München, o.J., S. 6

[8]Umso lächerlicher wirkt es, wenn Personen oder Institutionen sich mittels der Sprache versuchen, an Jugendliche und Jugendszenen anzubiedern. So »outete« sich beispielsweise die österreichische Gesundheitsministerin Maria Rauch-Kallat im Jahr 2004 als sie ankündigte, dass der neue Gesundheitspass »mega-affentitten-geil« sein würde. Dieser Ausdruck wirkte auf viele Österreicher lächerlich und unangebracht.

[9]Eine peer group ist eine Gruppe Gleichaltriger, die ähnliche soziale Verhaltensweisen untereinander pflegen. Peer groups übernehmen für Kinder und Jugendliche wichtige Sozialisationsfunktionen und dienen der Emanzipation vom Elternhaus.

[10]Quelle: http://www.detlev-mahnert.de/Jugendsprache.html






*Altersverteilung der tödlich Verunglückten im Berichtszeitraum. Die Verteilung ist aufgrund des kurzen Zeitraums noch starken Zufallsschwankungen unterworfen.* Abb.2

*Grafik linke Seite unten: s. Fußnote 6.*
*Grafik rechte Seite oben: s. Fußnote 7.*

Beispielsweise reden jugendliche Snowboarder bzw. Freerider von einem »voll coolen extremecarve« (www.extremecarving.com) oder auch von einem »geilen kicker« den einer irgendwo in einem Steilhang »abgezogen« hat (http://www.snowboard-community.de). Das hat dann allerdings weniger mit einer »thrill-« und »kick-« versessenen Jugend zu tun, die sich, ohne Rücksicht auf die Gefahren, todesmutig die Steilhänge hinab stürzt. Vielmehr geht es dabei um die Kultivierung und Verständigung in eigenen Sprachformen, die der Selbstinszenierung und Selbstdarstellung nach innen sowie der Abgrenzung nach außen hin dienen. Sprache ist Erkennungszeichen für Gruppenzugehörigkeit und Insiderwissen. Häufig spricht sich darin sogar der eigene Lebensstil bzw. die eigene Lebensphilosophie aus. Wer den Jargon der Snowboarder authentisch »rüberbringt«, der gehört dazu.[8]

Die Sprachstile solcher Jugendszenen wirken aber häufig über die eigene peergroup[9] hinaus auf Medien und Öffentlichkeit zurück. Die Medien nehmen die Jugendsprachen auf, verleiben sich diese ein und stellen sie in den Dienst ihrer eigenen Interessen. So heißt es beispielsweise in der Tiroler Tageszeitung (1.11.04): »Votet das coolste Oktoberevent und gewinnt mit der TT eines von 3 Raiffeisen Club-Sparbüchern im Wert von 100,- Euro oder 5 x 2 Kinotickets für die Cineplexx World«.[10]



*Jugendliche beim winterlichen Eisklettern.* Foto: Baldo Pazzaglia

Jugendsprache und Medien bilden zwischenzeitlich ein eng verwobenes Wechselspiel. Die medial transformierte und kommerzialisierte Jugendsprache wirkt wieder zurück auf die Jugendlichen selbst, wird von ihnen aufgenommen und erneut ihrem eigenen Sprachstil integriert. Letztlich ist die Rede von »risk and fun«, von »thrill« und »kick« auch und vor allem Teil einer von den Medien selbst produzierten, kommerzialisierten Spaßkultur und hat mit der Realität des jugendlichen Erlebens selbst meist nicht mehr viel gemein.

**Ein Blick über den Tellerrand: Risikoverhalten Jugendlicher im Alltag**

Nun ist es aber wiederum auch nicht so, dass das Risikoverhalten Jugendlicher allein ein Produkt der Medien wäre. In der Tat praktizieren Jugendliche in vielen Bereichen des Alltags risikoreiches Verhalten, so dass Jugendforscher vom Risikoverhalten als einer »jugendspezifischen Altersnorm«[11] sprechen.

Dass Kinder und Jugendliche in ihrer alltäglichen Lebenswelt zu riskantem Verhalten neigen, ist allgemein bekannt. Die rasante Fahrt im Auto zum Disco-Besuch, Alkohol- oder Drogenmissbrauch, Mutproben in der Clique oder der »Stunt« mit dem Skateboard – wer könnte nicht auch aus eigenen Erfahrungen über solche »Jugendsünden« berichten.

In den überwiegenden Fällen gehen die Mutproben jugendlicher »Halbstarker« glimpflich aus. Aber leider enden sie auch viel zu häufig mit Unfällen, schweren Verletzungen oder gar mit dem Tod – wie vor allem die Unfallstatistiken zum Straßenverkehr offenbaren. Die erfassten Unfallzahlen belegen diesen engen Zusammenhang von Jugendalter und Risikoverhalten. Unfallverletzungen stellen demnach (in höchindustrialisierten Ländern) die häufigste Todesursache im Jugendalter dar. Im Jahr 2000 starben in Deutschland 1698 junge Menschen im Alter von zehn bis 20 Jahren an den Folgen von Unfallverletzungen (Statistisches Bundesamt 2002), die meisten davon im Straßenverkehr.

Andere Untersuchungen[12] bestätigen die These vom »jugendspezifischen Risikoverhalten«. Insbesondere männliche Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 15 und 20 Jahren verunglücken besonders häufig. Zu den jährlich ca. 1300 Verkehrstoten in der BRD kommen noch ca. 20.000 Jugendliche und junge Erwachsene hinzu, die Jahr für Jahr schwere Verletzungen erleiden und oft lebenslang körperlich oder geistig behindert sind. Dass es dabei eindeutige Geschlechtsunterschiede gibt, kann man fast schon erwarten. Die Mehrheit der im Straßenverkehr getöteten Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind männlich (74%).

Ähnliches offenbaren Untersuchungen zu Mutproben bei Jugendlichen[13]. Tödliche Unfälle oder Verletzungen sind, so die Wissenschaftler, allzu oft die Folge von riskanten Mutproben. Jugendliche balancieren auf den Geländern von Brücken, laufen über stark befahrene Autobahnen, setzen sich auf Schienen vor herannahenden Zügen, surfen auf Autos oder veranstalten Autorennen, konsumieren Drogen, um ihren »Mut« unter Beweis zu stellen. Bereits in der frühen Adoleszenz scheinen Mutproben verbreitet zu sein. Fast die Hälfte aller 13jährigen SchülerInnen berichtet über bereits gemachte Mutproben-Erfahrungen.

*Jugendliche beim Kartenstudium.*
Foto: Johannes Hühn



**Jenseits von kick und flow**

Ist aber der Gang an der Sturzgrenze beim Klettern nicht auch irgendwie eine Mutprobe? Sucht der jugendliche Snowboardfahrer mit der Abfahrt über den lawinengefährdeten Steilhang nicht doch den »Kick«, um sich und anderen was zu beweisen? Solche Schlüsse liegen nahe. Vom S-Bahn-Surfen Jugendlicher und der Abfahrt über den Lawinenhang scheint nur ein kleiner Schritt zu liegen. »Sensation-seeking«[14] nennen die Psychologen ein solches Verhalten. Auf der Flucht vor Langeweile, um Freunde zu beeindrucken oder einfach nur um »Spaß zu haben« suchen die Kids das Unbekannte, Spannende, Prickelnde. Ein anderer Erklärungsversuch geht von dem Flow-Modell von M. Csikszentmihalyi aus. Demnach würden z. B. Kletterer sich bei der Ausübung ihrer Aktivität in einem »glückseligen Zustand des totalen Bei-Sich-Seins«[15] befinden – ein Zustand der Ausgeglichenheit, der Freude und des tiefen Glücks – des Flow eben. Solche und ähnliche Erklärungsmodelle stoßen auch bei den Jugendlichen auf eine hohe Zustimmung. Ja häufig machen sich die Aktiven sogar diese populären Konzepte zu eigen, da sie ihrem eigenen Rollenverständnis bzw. der medial produzierten Rollenerwartung voll und ganz entsprechen.

Indessen gibt es zwischen dem Mutproben-Verhalten Jugendlicher im Alltag und dem Risikoverhalten Jugendlicher beim Bergsport erhebliche Unterschiede. Blickt man etwas näher auf die Struktur und den Kontext der alpinen »Risikosportarten«, so zeigt sich, dass die alltäglichen Mutproben Jugendlicher mit den – vermeintlich – riskanten Verhaltensweisen in den Alpinsportarten wenig gemein haben.

Das Risikoverhalten Jugendlicher beim Bergsport entspringt ganz anderen Motiven und folgt anderen Regeln als beispielsweise jugendliches Risikoverhalten im Straßenverkehr. Beim Bergsteigen, Klettern oder »Freeriden« geht es in aller Regel gerade nicht um das Bestehen von Mutproben oder die Suche nach dem schnellen »Kick«. Die Logik der Bergsportaktivität erfordert vielmehr eine überlegte und geplante Verhaltenssteuerung. Eine Mountainbike- oder Klettertour erfordert ein hohes Maß an technischem Können, an Training, Planung und Vorbereitung. Die eigenen Bedürfnisse, der eigene Körper müssen »beherrscht« werden, um Erfolg zu haben. Stundenlange Fußmärsche, körperliche Entbehrungen, Hunger und Durst, wer in der Lage ist, solche Strapazen auf sich zu nehmen, und dabei auch kein aufmerksames Publikum hat, der tut dies nicht, um sich anschließend über Mutproben selbst zu beweisen. Zumindest die klassischen Bergsportaktivitäten lassen wenig Raum für kurzfristige und spontane Mutproben. Das mag für Freerider oder Snowboarder, die ja in erster Linie mit der Seilbahn nach oben kommen, zum Teil gelten, aber auch diese jungen Leute sind alles andere als Adrenalinjunkies.

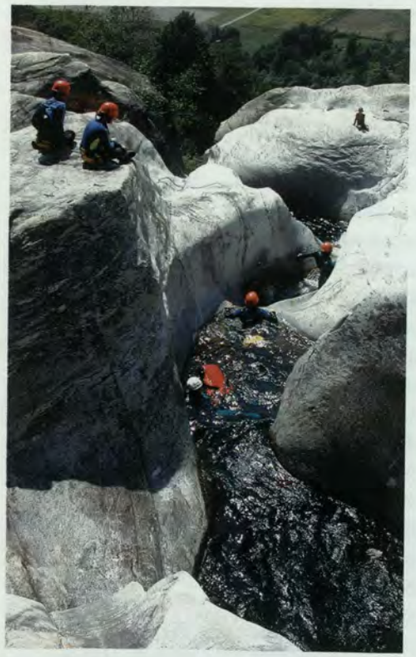
Umfragen und Interviews beispielsweise mit Snowboardern zeigen, dass »Sport treiben«, »Freunde« und »Familie« in der Werteskala der Snowboarder ganz oben stehen.[16]

Ein Blick auf die sozialen Hintergründe der Jugendlichen mag hier aufschlussreich sein. Die oben erwähnte Studie zu Mutproben im Jugendalter geht davon aus, dass die Ursache für riskantes Verhalten eng mit der persönlichen und familiären Situation der Jugendlichen zu tun hat. »Risikoverhalten«, so die Autoren »kann ein potentielles Resultat des Zusammenwirkens von psychosozialen Belastungen und unzureichenden Bewältigungs-Ressourcen sein«.[17] Mit anderen Worten, eine belastende familiäre Situation, Überforderung in Schule oder Ausbildung, ein geringes Selbstwertgefühl und geringe »Kompensations-Ressourcen« bilden häufig den sozialen Hintergrund von riskanten Verhaltensweisen. Die genannte Studie offenbart auch einen Zusammenhang zwischen riskanten Verhaltensweisen und Unfällen auf der einen und Bildungsniveau auf der anderen Seite. So zeigt die Mutproben-Untersuchung, dass 65% der Verursacher von sogenannten Disco-Unfällen Hauptschüler sind, obwohl deren Anteil in der Altersgruppe nur bei 37% liegt. Besonders die »Problem-Kids« sind für riskantes Verhalten anfällig: Sie leben in einem konfliktreichen Elternhaus, es mangelt ihnen an familiärer Unterstützung und häufig sind sie in der Schule überfordert. Wenn dann auch noch im Freundeskreis Alkohol und Drogen konsumiert werden, dann steigt die Bereitschaft an, sich über riskante Verhaltensweisen zu profilieren.

[11] Raithel, J.: Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Formen, Erklärungen und Präventionen, Opladen 2001, S. 11
[12] Limbourg, M./Reiter, K.: Denn sie wissen nicht, was sie tun... Jugendliches Risikoverhalten im Verkehr, in: Unsere Jugend 2003, Heft 1
[13] Limbourg, M./Raithel, J./Niebaum, I./Maifeld, S.: Mutproben im Jugendalter, in: Schweer, M. (Hg.): Perspektiven pädagogisch-psychologischer Forschung: Das Jugendalter, 2003 S. 81-108
[14] Zuckermann, M.: Sensation seeking: Beyond the optimal level of arousal. Hilsdale, Erlbaum, 1979
[15] Csikszentmihalyi, M.: Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile, Stuttgart 1991
[16] Jugendwertestudie (JuWe) 2000
[17] Limbourg, M. u.a., 2003, S. 102

**Und wo steht die bergsteigende Jugend?**

Untersuchungen zu den soziodemographischen Daten bergsteigender Jugendlicher existieren bis dato nicht. Allerdings gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass Jugendliche, die eine alpine (Risiko-) Sportart ausüben, in der Regel aus der »Mittelschicht« stammen. Bezogen auf Bildungsstand und Einkommen der Eltern dürften sich diese Jugendlichen deutlich von den oben genannten »Problem-Kids« unterscheiden. Schon allein die Kosten der Bergsportausrüstung sowie die bisweilen großen Entfernungen zu den Bergen dürften ein kaum zu überwindendes Hindernis für viele Kinder und Jugendliche aus einkommensschwachen Familien darstellen. Eine Übertragung der »Mutproben-Theorie« auf den Bergsport ist damit nicht so ohne weiteres möglich.



*Canyoning – Gemeinschafts- und Naturlerlebnis garantiert.*
Foto: Baldo Pazzagglia

Ich glaube nicht, dass das Risiko selbst, der »thrill«, »kick« oder wie immer man dazu auch sagen mag, für Jugendliche ein entscheidendes Motiv bei der Wahl oder Ausübung ihrer Bergsportaktivität ist. Wenn Jugendliche vordergründig von »fun« oder »flow« reden, so ist das meines Erachtens eher als Zugeständnis an gängige Szene-Sprachen zu werten, denn als hintergründige Beschreibung des eigenen Tuns.

Natürlich sind die Theorien der Psychologen damit nicht obsolet geworden. Erklärungsmodelle wie die Wagnis-Theorie[18], der Ansatz des Sensation-Seekings oder die Flow-Theorie haben durchaus ihren Erklärungswert und erfreuen sich im Übrigen unter den Aktiven selbst hoher Zustimmungsraten. Ich meine, das hat mehr damit zu tun, dass diese Theorien das eigene Tun insgesamt in einem sehr positiven Licht erscheinen lassen. Denn wer möchte widersprechen, wenn das Klettern durch eine psychologische Theorie quasi zur metaphysischen Tätigkeit geadelt wird, dazu geeignet Körper und Geist in einem Alleinheitserlebnis zu vereinen. Oder aber der Flug des Paragliders wird zum Gipfel der quasireligiösen Selbsterhöhung mit dem Anspruch auf eigene Selbstvervollkommnung (Wagnis-Theorie).

Mein Eindruck ist, dass es in der Realität deutlich profaner, deswegen aber nicht unbedingt schlechter zugeht. Jugendliche wollen, beim Bergsteigen genauso wie in anderen Sportarten auch, gemeinsam was machen, in einer Gruppe von Freunden und Gleichgesinnten Sport treiben, sich bewegen, und dabei natürlich möglichst gute Gefühle und schöne Erlebnisse haben.

Bergsteigende Jugendliche – welche Spielart sie auch immer betreiben – gehen in und durch ihre alpinsportlichen Freizeitaktivitäten zwar Risiken ein, sie tun dies aber zumeist sehr bewusst, gut vorbereitet und auch besser informiert als dies vielleicht früher der Fall gewesen sein mag – und offenbar auch mit einem geringerem Unfallrisiko wie die – vermeintlich – erfahreneren »alten« BergsteigerInnen.

Die mediale Dominanz von spektakulären Trendsportarten wie Eisklettern, Snowboarden oder Mountainbiken verdeckt zudem, dass es sehr viele Jugendliche gibt, die gerne und häufig Bergwandern. Darf man den Trendforschern glauben so ist gerade unter Jugendlichen eine gestiegenes Interesse für das klassische Bergwandern festzustellen.[19]

**Aus Risiko wächst Verantwortung**

Beim Thema Jugend und Risiko geht es heutzutage nicht in erster Linie darum, dass JungbergsteigerInnen massenweise und hirnlos in alpine Abenteuerrouten einsteigen oder sich lawinengefährdete Steilhänge hinabstürzen.



Jugendliche wollen – genauso wie die Erwachsenen auch – die Risiken beherrschen.

Problematischer scheint mir von daher ein anderer Aspekt zu sein: Das zwischenzeitlich enorm angestiegene Sicherheitsniveau in Kletterhallen, Klettergärten und vielen Sportkletterrouten hat gleichsam einen Negativ-Effekt: Infolge der gestiegenen Sicherheit, die durch Bohrhaken, Handys, verbesserte Ausrüstung usw. erreicht wurde, besteht die Gefahr, dass Risiken als solche gar nicht mehr so ohne weiteres sichtbar sind und von daher auch keine eigene Risikokulter mehr entstehen kann. Jugendliche BergsteigerInnen machen heutzutage ihre ersten Erfahrungen mit dem Bergsport zumeist nicht mehr im Gebirge. Es wächst eine neue Generation heran, die in den Kletterhallen und Klettergärten sozialisiert ist und alpine Gefahren aus eigener Anschauung meist gar nicht kennt. Ihnen geht somit ein wichtiger Erfahrungshintergrund ab, der früher für einen Alpenvereins-Jugendlichen mehr oder weniger selbstverständlich war. Wenn aber die Klettergarten-Mentalität bruchlos auf das Gebirge übertragen wird, gemäß dem Motto: »Bei der Absicherung kann ja nichts passieren!« – dann entstehen neue Gefahren gerade aus dieser fehlenden Risikokultur heraus.

Jugendliche brauchen Räume des Erprobens, Experimentierens, Räume der Grenzerfahrungen aber auch Räume des Scheiterns. Man kann einem Jugendlichen nicht verbieten, Jugendlicher zu sein. Solche Räume zu öffnen und zu erhalten sehe ich durchaus als eine Aufgabe jugendgemäßer Verbandsarbeit, die sich die Jugend des Deutschen Alpenvereins zur Aufgabe gemacht hat. Denn aus jugendspezifischer Sicht ist nicht nur das Risikoverhalten selbst riskant, es kann sich auch als riskant erweisen, Risikosituationen zu vermeiden. Aus der Verkehrserziehung beispielsweise weiß man, dass Kinder, die früh zu selbstständigen Verkehrsteilnehmern erzogen werden, statistisch gesehen weniger häufig verunfallen als Kinder, die von Verkehrssituationen ferngehalten werden.

Jugendliche sollen auch die Chance haben, eigene Erfahrungen zu machen, ihre Grenzen zu erfahren und vielleicht auch einmal über ihre Grenzen hinaus zu gehen.

Wenn man ihnen diese Möglichkeit nicht gibt, dann suchen sie sich eben ihre eigenen Mittel und Wege. Eigenverantwortung kann nur dort wachsen, wo sich reale Handlungsmöglichkeiten bieten und selbst entschieden werden kann. Verantwortung und Risiko sind letztlich also nicht voneinander zu trennen. Das Ziel von Jugendarbeit im Alpenverein muss daher sein, Unsicherheit erlebbar und erfahrbar zu machen.

Das heißt, dass zusammen mit den Jugendlichen bewusst »Unsicherheits-Räume« aufgesucht werden, um Selbst-Entscheidung gleichsam zu trainieren. Dass dabei allerdings die Grenzen eines »gesunden« und das heißt pädagogisch erwünschten, selbststärkenden Risikoverhaltens nicht überschritten werden, dafür sollten ausgebildete Jugendgruppenleiter sorgen. Aber auch ein noch so gewissenhafter Leiter kann die Unfall- und Verletzungsgefahr nicht vollkommen ausschließen. Es bleibt eine permanente Aufgabe, Jugendliche dabei zu unterstützen, ihre Balance zu finden zwischen den pädagogisch erwünschten, positiven Aspekten und den möglichen gesundheitsgefährdeten, negativen Folgen von Bergsport.



*Deutsch-französische Jugendgruppe auf dem Gipfel des Montblanc.*
Foto: Wolfgang Wahl

[18]Warwitz, S.: Sinnsuche im Wagnis: Leben in wachsenden Ringen; Erklärungsmodelle für grenzüberschreitendes Verhalten. Hohengehren, 2001. Siehe auch Beitrag Seite 96 ff.

[19]Bergwandern gilt zwar nicht als Risiko- bzw. Extremsportart, der Großteil der tödlichen Alpinunfälle geht aber auf das Konto dieser vermeintlich harmlosen Betätigung. Siehe hierzu den Beitrag von Rainer Brämer in bergundsteigen, 2/2002, Innsbruck: Bergsteigen gefährlicher als Autofahren.

# Aufwärts in die Zukunft

## Bedeutende Leistungen im Bergsport 2004 und Stilfragen

VON ANDREAS DICK



*Dai Koymada in »The wheel of life«.*
Foto: Jörg Zeidelhack

DURCHSTÖBERT MAN DIE internationale Presse auf der Suche nach den Bergsport-Topleistungen des Jahres 2004, so könnte einem der Satz von Paul Preuß aus dem Jahr 1911 in den Sinn kommen, dass »ohne radikale Maßregeln auch nicht der mittelmäßigste Fortschritt zu erreichen wäre.« Die technologische Entwicklung von Ausrüstung (z.B. Eisgeräte, Bohrhaken) und Logistik (z.B. Wetterbericht per Satellitenhandy) hat besonders in den letzten 30 Jahren eine fast unglaubliche Explosion der erreichten Schwierigkeiten ermöglicht. Heute sind Fortschritte nur noch in Nuancen feststellbar, vergleichbar den Hundertstelsekunden im Hundertmeterlauf. Umso wichtiger wird in den Diskussionen der Aktiven der Stil, in dem eine Leistung erbracht wird. Wirken hier schon die sportethischen Leitlinien der Tirol Deklaration? Oder hat dieser selbstverpflichtende Codex der Bergsportler-Gemeinschaft nur zur rechten Zeit zusammengefasst, was in der Luft lag? Jedenfalls scheint sich in der Szene die Ansicht zu verbreiten, dass beim Vergleich von Topleistungen der Stil eine wichtige Rolle spielt. Und »Stil« bedeutet oft, eine Begehung möglichst nur mit der Ausrüstung durchzuführen, die unbedingt nötig ist. In der Beschränkung und im Verzicht auf technologischen Overkill zeigt sich am High End die Meisterschaft.

Vielleicht ist die Einfachheit der Mittel ein Grund für die immer noch wachsende Beliebtheit des **Boulderns**. Ein kurzes Stück Fels, ein Mensch, ein paar Kletterschuhe und ein gut gefüllter Magnesiabeutel. (Dazu natürlich noch eine Wollmütze für die meist winterlichen Temperaturen, Bürsten zum Putzen der Griffe, Absprungmatten und eine Gruppe von Helfern…). Beim Bouldern war 2004 ein Sprung zu verzeichnen: Ein neuer höchster Schwierigkeitsgrad von Fb 8c+ wurde für zwei Routen vorgeschlagen, die ihrerseits wieder für zwei mögliche Entwicklungsrichtungen im Bouldern stehen. Die Route »Wheel of Life« des Japaners Dai Koyamada in Australien führt in 76 Zügen über 30 Meter durch eine Grotte, in der schon etliche Toplevel-Boulder existieren. An kleinen Griffen noch länger durchhalten, das ist eine Maxime, die auch viele moderne Sportkletterrouten auszeichnet. Die andere Richtung heißt: noch kleinere oder rundere Griffe halten, noch brachialer durchreißen – in diese Kategorie dürfte »Tonino 78« von Mauro Calibani (I) in Meschia fallen, eine Verlängerung des Boulders »Leonardo da Vinci« (Fb 8b+) um einen fünfzügigen Sitzstart. Julien Nadiras konnte das Gesamtwerk wiederholen, nachdem er 25 Tage lang an den 15 Zügen gearbeitet hatte. »Jetzt ist es an der Zeit, echte Grade zu klettern und unseren Sport wirklich voranzubringen«, postuliert dagegen der Amerikaner Dave Graham. Seinen Boulder »A story of two worlds« bewertete er »nur« mit Fb 8c, obwohl er ihn für deutlich härter als bisherige 8c-Marksteine hält; damit möchte er einer Inflation von womöglich überbewerteten 8b+- und 8c-Bouldern entgegentreten. Wann erreicht eine Route einen neuen Schwierigkeitsgrad? Diese Frage stellt sich auch im Sportklettern und vor allem im Mixed-Sportklettern – beim Gedrängel an der Spitze wird es immer schwerer, Aufmerksamkeit zu erregen; da wächst vielleicht die Versuchung, durch eine hohe Zahl in den Medien wahrgenommen zu werden. Deshalb müssen vorgeschlagene Bewertungen immer von Wiederholern bestätigt werden.

Leider gehen die Wiederholer nicht immer mit dem nötigen Respekt an ihre selbst gewählte Aufgabe. So wurden im Schweizer Dischmatal Boulder mit Hammer und Meißel verändert oder gar zerstört. Und der Markstein und Mythos »Dreamtime« in Cresciano wurde von einem Aspiranten, der dem Original offensichtlich nicht gewachsen war, subtil vereinfacht. Toni Lamprecht (D), der den ersten 8c-Boulder der Welt vor und nach der Manipulation kennt, schilderte in »Klettern«, wie mit fehlgeleitetem Sachverstand winzige, aber entscheidend erleichternde Verbesserungen an wichtigen Griffen durchgeführt wurden, und beklagte: »Wenn es so etwas wie die Traumzeit gibt, dann ist sie jetzt angefüllt mit den egoistischen Gedanken einer sehr respektlosen Person, die nicht davor zurückschreckte, die Leistung anderer zu zerstören.«

Beim **Sportklettern** leuchtete das Highlight des Jahres wohl in der Disziplin »**on sight**«: Dabei heißt die Aufgabe, ohne jede Vorinformation in eine unbekannte Route zu steigen und sauber bis zur Umlenkung durchzuklettern. Das fordert viel mehr Flexibilität und Kreativität für die Lösung der Probleme als die Rotpunktbegehung einer eingeübten Route, mehr Ausdauer, Mut und Entschlusskraft. »Wenn ich eine Route rotpunkt begehe, bin ich wie eine andere Person«, beschreibt der Japaner Yuji Hirayama das Erlebnis, wenn einstudierte Züge wie in einem Film ablaufen, »wenn ich dagegen ein Onsight versuche, dann kann ich ich selbst sein, dann kann ich durch die Route meine Persönlichkeit interpretieren und ausdrücken. Dann kann ich leuchten…« Hirayama beleuchtete den neuen Maßstab mit der Onsight-Begehung von »White Zombie« im spanischen Baltzola, die mit 8c (UIAA X+/XI-) bewertet ist. Drei Tage lang wartete er auf ideale Bedingungen in der 30 Meter langen Route, die nach einer stark überhängenden ersten Hälfte (8a+/b) eine technisch anspruchsvolle Schlüsselstelle mit Wandkletterei bereithält. »Beim Schlüsselzug war ich noch frisch… einen Bigwall on-



*François Nicole in »Bimba Luna«.*
Foto: Laurent de Senarclens

sight klettern kann viel härter sein als eine 8c«, bilanzierte Hirayama, der auch am Umlenker noch Kraftreserven hatte und noch schwerere Onsights für möglich hält.

Gleich fünf Onsights im Grad 8b+ konnte der Spanier Patxi Usobiaga klettern, der außerdem Vierter der Weltcup-Gesamtwertung wurde. Er kletterte zudem eine 9a und konnte auch die dritte Begehung von »Realization/Biographie Extension« (9a+) verbuchen, eine der schwersten Routen der Welt, deren erste Wiederholung an den Franzosen Sylvain Millet fiel. Neben mehreren 9a-Routen wurden zwei weitere High-End-Routen eröffnet: »Bimba Luna« (9a/a+) durch François Nicole (CH) in St. Loup und »Violent New Breed« (9a+) durch John Gaskins (GB) in Giggleswick South, die nur sechs Meter lang ist und damit der Tendenz zu endlosen Ausdauerdächern konzentrierte rohe Gewalt entgegensetzt.

Der Onsight-Topgrad 8c ist mittlerweile fast Kinderkram: Die Nachwuchsstars David Lama (A, 13, ,»7 pm JP chaud«) und Adam Ondra (Cze, 11, »Mascherina«) konnten ihn klettern. Die Amerikanerin Beth Rodden eröffnete mit dem diffizilen Fingerriss »The Optimist« in Smith Rocks als zweite Frau nach Marietta Uhden eine 8c-Route; nur fünf Frauen konnten bisher diese Schwierigkeit klettern, darunter Alexandra Taistra mit »Powerplay« in ihrem Heimatland Polen. Eine Klasse für sich und den Männern dicht auf den Fersen bleibt die Spanierin Josune Bereziartu: Sie konnte zwei 8b+/c-Routen, drei 8c-Routen und ihre zweite 9a (»Logical Progression«, Japan) klettern und die 8b »Steroid Performance« onsighten. Beeindruckend Josune kletterte am gleichen Tag neben »Logical Progression« (9a) auch noch »Pocaprogression« (8b+/c). Solche Leistungen bringen kaum zwei Handvoll Männer. Doch auch bei den Frauen lässt der Nachwuchs hoffen: Die 14jährige Französin Charlotte Durif durchstieg 25 Routen von 8a oder schwerer in sechs Monaten, darunter »L'odyssée espèce« (8a+/b) on sight und »Voie ultime femme« (8b); die Amerikanerin Cicada Renée Jenerik boulderte mit 10 Jahren »Lowrider« (Fb 7c/c+) und kletterte »Captain Bullet« (8a).

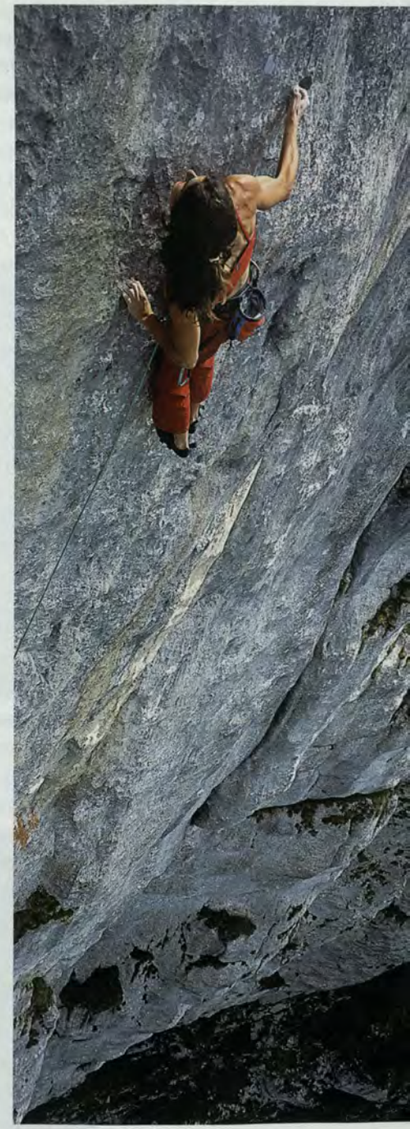
*»Cani morti«.*
Foto: Archiv Zanolla



Provozieren und Diskussionen anregen wollte der Schweizer Walter Britschgi mit seiner Route »Kritikfutter« (6b), die er in der Schweiz einrichtete, indem er 44 rote Kunstgriffe an eine rutschige, überhängende Wand schraubte, die seiner Ansicht nach »für freies Klettern völlig ungeeignet« war. Wer dagegen in der Reduktion künstlicher Hilfsmittel sein stilistisches Ideal sucht und auf Bohrhaken verzichtet, landet beim **Trad-Klettern**, dem englischen Stil mit ausschließlich »natürlicher« Absicherung (Klemmkeile, Friends und ähnliches). Hier ist Stand der Technik der englische Grad E10, 7a, was einer 8b+ mit mäßiger Absicherung entspricht; Ben Birkett gelang das mit einer Wiederholung von »Breathless«. Ben Heason stieg neun E7-Routen onsight, was bei den unübersichtlichen Strukturen des englischen »Gritstone« und der Schwierigkeit, dabei auch noch Sicherungen legen zu müssen, besonders anspruchsvoll ist. Lucy Creamer gelangen Onsights zweier E7-Routen, und die Amerikanerin Lisa Rands konnte mit »End of the Affair« (E8 6c) als erste Frau eine E8 klettern. Der Kanadier Sonny Trotter rang dem Smith-Rocks-Markstein »East Face of Monkey Face« (8b) die erste lupenreine Trad-Begehung ab. In der 40 Meter langen Wand legte er alle Sicherungen im Vorstieg und stieg die obere glatte Passage, in der der Erstbegeher 1985 mangels natürlicher Sicherungsmöglichkeiten fünf Bohrhaken gesetzt hatte, ohne diese hinaus, mit der Chance auf einen 20-Meter-Sturz. Lässt man Seil und Keile auch noch weg, landet man beim **Free Solo**. Hier zelebrierte Alex Huber (D) seinen anstehenden, altersbedingten Abschied vom allerschwersten Klettern mit einer Free-Solo-Begehung des »Kommunist« (8b+) am Schleier Wasserfall – schwieriger ist noch niemand solo geklettert. Diese Schwierigkeit war für ihn die absolute Grenze, nur an guten Tagen konnte er die Route sturzfrei durchsteigen. Durch mentales Training war er aber sicher, auch so nahe an seiner Grenze die Crux zehn Meter über kantigen Blöcken souverän steigen zu können. Eine riesige Landematte nutzt man beim »Deep Water Soloing« (DWS), dem Klettern über dem Meer. Dass aber schräge Stürze aus großer Höhe aufs bewegte Meerwasser immer noch herb ausgehen können, beweist der Name »Ring of fire«, den Steve McClure (GB) seiner Erstbegehung im Grad 8b+ gab, nachdem er bei einem vorigen Versuch aus der Crux in neun Metern Höhe gefallen und mit etwas gespreizten Beinen aufgeschlagen war.

Beim **Freewall-Klettern**, dem »alpinen« Sportklettern in Mehrseillängenrouten, gibt es vielerlei stilistische Feinheiten. Man kann höchste Schwierigkeiten bei guten Bohrhaken suchen wie Josune Bereziartu und Rikardo Otegui (E) in »Yeah Man« (300 m, 8b+, erste freie Begehung) an den Gastlosen, Iker und Eneko Pou (E) in »Bravo les Filles« (600 m, 8b, erste freie Begehung) in Madagaskar oder Martina Cufar und Marko Lukic (Slo) in »Hotel Supramonte« (8b, erste Frauenbegehung) auf Sardinien. Man kann diese Bohrhaken weiter auseinander setzen wie Markus Dorfleitner und Stefan Glowacz in »Letzte Ausfahrt Titlis« (500 m, 8a+) in der Titlis-Ostwand, die von Ines Papert, Ueli Steck, Mattias Trottmann und Pascal Siegrist wiederholt wurde – oder wie Maurizio »Manolo« Zanolla und Ricardo Scarian in »Cani Morti« (5 SL, 8b+) in der Pala, bei der man den Grad 8a zwischen den Haken zwingend klettern muss. Und man kann alte Technorouten frei begehen oder Neutouren anlegen und dabei auf Bohrhaken weitgehend oder vollständig verzichten. So gelang Pietro dal Pra (I) die erste freie Begehung der A4-Route »Via della Cattedrale« (19 SL, 8a+) in der Marmolada-Südwand ohne zusätzliche Bohrhaken; allerdings verlängerte er manche Originalhaken mit mehrere Meter langen Schlingen, wenn die beste Freikletterlinie tiefer verlief. Bubu Bole (I) gelangen die ersten freien Begehungen von »Isolitudine« (14 SL, 6b+, A4) auf Sardinien mit »naiver« Absicherung im Grad 8b und der »Via Italia« (4 SL, 8a) am Piz Ciavazes. Am Torre Trieste eröffnete er »Patrick Berhault« (21 SL, 8a), mit der Möglichkeit weiter Stürze und »nicht immer mit guten Sicherungen.«

Man kann seinen Ehrgeiz auf Geschwindigkeit legen wie Marko Lukic und Andrej Grmovsek, die die zwei 300-Meter-7c-Routen »Les ailes du désir« und »Americana« an der Südwand der Aiguille du Fou in einem Tag kletterten und die erste Wiederholung der »Couzy« (8a+) in der Nordwand der Westlichen Zinne machten. In Grönland durchstiegen die Amerikaner Nathan Martin und Jared Ogden ihre Erstbegehung »Prowed and free« (500 m, 7c+) in 15 Stunden in Wechselführung, wobei sich ihre Hände »zu Kugeln verkrampften.« Und die Amerikanerin Steph Davis konnte als zweite Frau eine El-Capitan-Route im Yosemite Valley an einem Tag frei klettern: »Free Rider« (38 SL, 7c+/8a) gelang ihr gemeinsam mit Heinz Zak in 22:15 Stunden. Als kleine Frau musste sie in der »Huber-Länge« einen seitlichen Freiflug-Dynamo an einen Seitgriff mit freischwingenden Füßen abfangen. Die schwerste El-Capitan-Route jedoch ging an ihren Landsmann Tommy Caldwell: Nach wochenlangem Üben konnte er in vier Ta-



*Josune Bereziartu in »Yeah Man«.*
Foto: Rikar Otegui

gen die »Dihedral Wall« (25 SL, 8b+) freiklettern, eine einzigartig anhaltend schwierige Route mit zehn aufeinander folgenden Seillängen von 8a oder schwerer, unterbrochen nur von einem unangenehmen 7c+-Körperriss. Beim Training kletterte Caldwell fünf Tage pro Woche, stieg dabei oft um fünf Uhr morgens in die Route ein, kletterte die 600 schwersten Meter und ging nach dem Mittagessen noch bis zum Dunkelwerden Bouldern. Die bisher schwerste El-Cap-Route, die Freikletterversion der »Zodiac« (8b/b+) der Huber-Brüder hatte Caldwell zweitbegangen.

Diskussionsstoff für die Szene lieferten die Amerikaner Jared Ogden und Ryan Nelson mit ihrer »Fraid«-(free aid-)Begehung von »The Hallucinogen Wall« (600 m, 5.10, A3+) im Black Canyon of Gunnison in Colorado. Die 1980 als schwerste Technoroute der Welt geltende Linie kletterten sie mit der originalen, mageren Absicherung, zum Beispiel einem Sechs-Meter-Runout im 8a-Gelände über einer Ausgleichsverankerung an zwei Copperheads. Nur rostige Originalbohrhaken ersetzten sie durch neue und platzierten zwei Bolts in einer Variante, mit der sie einen Pendelquergang umgingen. Die Provokation kam bei der Bohrhaken-



*Harald Berger in »The Game«.*
Foto: Hermann Erber

leiter der 13. Seillänge. Die Schüppchen waren ihnen zu winzig für echtes Freiklettern; deshalb stiegen sie die Länge mit Kletterschuhen und mit Eisgeräten, an deren Spitzen sie Birdbeaks geschraubt hatten. Die Schwierigkeiten verglichen sie mit denen einer M10+ und stuften sie als D (Drytool) 10+ ein; die gesamte Route »Free Halluzinations« geht nun als 8a+ R, D10+. Mit echtem Freiklettern hat das natürlich nichts zu tun, aber es ist ein Zwitterwesen zwischen »richtigem« Klettern und purem Aiden mit Leitern; vergleichbar dem **Mixed-Sportklettern**, aus dem sie die Bewertung entlehnt haben.

Auch in dieser Disziplin entbrannten Diskussionen, wo selbstgesetzte Regeln die Weiterentwicklung der Technologie ausbremsen sollten. Heutige »Eis«geräte haben mehrere abgewinkelte Griffmöglichkeiten wie Reckstangen, so dass gut Trainierte stundenlang daran hängen und dabei Kraft regenerieren können, sobald nur einmal die Spitze Halt im Fels gefunden hat. Ein Fersensporn am Steigeisen, das fest auf den Schuh aufgeschraubt ist, erlaubt zudem fledermausähnliches Rasten, an den Füßen aufgehängt, indem man den Sporn am Eisgerät einhakt oder in stabilem Eis platziert. Der Eiskletter-Weltmeister Hari Berger (A) regte nun an, zumindest die Eisgeräte nur noch mit den Händen zu belasten, um die Anforderungen an die Kraftausdauer zu steigern; in diesem jungen Sport muss sich die Szene noch einigen, wie sie ihre Werte bestimmen will. Derweil geht die Entwicklung der Grade in Sprüngen weiter, die nichts mehr mit den Stufen beim Felsklettern gemeinsam haben. Toprouten des Vorjahres wie »Vertical Limits« (M12) in Üschenen wurden von Berger als Aufwärmroute und von Markus Bendler (A) geflasht, Ines Papert (D) konnte sie beinahe flashen und danach gleich durchsteigen, M11-Routen wurden regelmäßig on sight begangen. Den Grad M13 führte Ben Firth in Kanada ein; für das langwierige Einüben von »The Game« musste er allerdings oft Neulinge rekrutieren – genau wie für den ersten Durch-



stieg, der dann auch prompt scheiterte, weil der angeworbene »Sicherungsneger« mit dem Grigri als Sicherungsgerät nicht zurechtkam und das blockierte Seil Firth von der Dachkante zog. Hari Berger, Bubu Bole (I) und Israel Blanco (E) konnten die Route wiederholen, Berger mit einem Riesendynamo, bei dem er mit allen vier Extremitäten von der Wand entfernt war. Neben solchen artistischen Showstückchen nehmen sich die Solobegehungen zweier Tiroler WI6-Wasserfälle durch Florian Schranz (A) geradezu bescheiden aus; die mentalen Anforderungen dabei liegen aber deutlich über denen bohrhakengesicherter Turnkunststücke.

Gute Nerven sind neben großem Können auch wesentlich bei den etwas wilderen Disziplinen des Bergsports – etwa beim **Speedklettern**. So klettert bei der Methode des »Short Fixing« der Vorsteiger mit 20 Meter Schlappseil vom Stand weg, an dem sein Seil fixiert ist, während der Nachsteiger an der fixierten Hälfte hochjümart. Alexander und Thomas Huber (A) profitierten bei ihren Speedbegehungen von »Zodiac« (600 m, 6a, A3) von ihrer perfekten Kenntnis der Route durch die erste freie Begehung: Passagen im achten bis neunten Grad kletterten sie frei und schafften nach mehreren Versuchen die Hammerzeit von 1:51:34 Stunden. Die Amerikanerinnen Heidi Wirtz und Vera Schultz-Pelkum verbesserten die Frauen-Speedrekorde der 6a-A2-Routen Leaning Tower Westwand (500 m, 5:15 Std.), Half Dome Nordwestwand (600 m, 5:19 Std.) und El Capitan »Nose« (1000 m, 12:15 Std.). Ihr Landsmann Ammon McNeely indes sammelte in fünf Monaten mit verschiedenen Partnern gleich elf der schwereren El-Capitan-Routen, neun davon in Rekordzeit und fünf erstmals in einem Tag, darunter »Atlantic Ocean Wall« (6b, A4, 23:38 Std.) und »Pressure Cooker« (6b, A4, 23:41 Std.). In »Pacific Ocean Wall« (6a, A3) war er 33:02 Stunden unterwegs, »die längste Zeit, die ich ohne zu schlafen geklettert war.« Sein Jahresfazit, mit Rückblick auf die erste Speedroute des mühsamen Jahres, stellt klar, dass Speed- und Genussklettern unterschiedliche Disziplinen sind: »Mein Gehirn war ausgebrannt, meine Muskeln schmerzten und meine Verletzungen hatten sich entzündet. Dies sollte ein typischer Zustand für mich im Rest des Jahres werden.«



*Steph Davis in »Freerider«.*
Foto: Heinz Zak

Auch wenn man sich beim **Technoklettern** mehr Zeit lässt, kann es aufregend sein. Nicht etwa aus Gemütlichkeitsgründen, sondern wegen der prekären Zuverlässigkeit ihrer Fortbewegungshilfen brauchten Anna Torretta und Erika Morandi (I) sieben Tage für die erste Wiederholung der fünf Seillängen von »B.A.T.« (A3) am Caporal im Valle dell' Orco; schließlich kann man aus der schwierigsten Seillänge auf den Boden stürzen. Weitere schöne Aid-Erstbegehungen lieferten beispielsweise Thomas Tivadar (D) – »Acqua senza grappa« (300 m, 6c, A4+ c) im Val Masino mit Gabor Bereczund »Lost Friends« (400 m, 6a+, A3 c) in Grönland solo –, die Polen Marcin Michalek und Adam Pieprzycki in der Tatra (»Time of dispise«, 25 SL, 6a+, A4, sieben Tage) oder ihre Landsleute Chris Belczynski, Bodziu Kowalski und Wojtek Wiwatowski in dreizehn Tagen am Südlichen Paineturm (»Self right to suicide«, 1100 m, 6b, A4, 55°, Kapselstil). Die Amerikaner Josh Helling und Mike Libecki genossen in der Antarktis zuerst vier

Wochen lang die Landschaft, bevor sie am schönsten Berg weit und breit, einer Pyramide namens Fenris, in 16 Tagen die Westwand (700 m, 6b+, A4) durchstiegen. Auch die Granitzacken des Karakorum eignen sich zum Technoklettern: Silvia Vidal und Eloi Callado (E) etwa zogen in 13 Tagen die Route »Mai Blau« (890 m, A3+, 6b, 70°) durch die Westwand des Neverseen Tower (5700 m) im Miyar Tal, während die Russen Valeri Rozov, Arkady Seregin, Alexander Lastochkin und Sergej Kovaljov in 33 Tagen, von denen nur drei schönes Wetter boten, eine neue Route (1250 m, A3 6a) durch die Westwand des Amin Brakk (5850 m) legten, die Rozov mit einem BASE Jump vom Gipfel krönte.



*Steve House in der Nordwand des North Twin.*
Foto: Marko Prezelj

Auch in der traditionellen Disziplin des »**klassischen**« **Alpinismus** sind schöne Leistungen zu vermelden. So zogen Elio Orlandi, Horacio Codo und Luca Fava (I) in sieben Tagen die »Linea di Eleganza« (1450 m, ED3, 6c, A3, 90°, M7) auf den Fitz Roy; Ben Gilmore und Kevin Mahoney (USA) eröffneten in drei Tagen »Arctic Rage« (1000 m, AI 6+ R, A2) in der Ostwand des Moose's Tooth; Simone Moro, Bruno Tassi (I) und Denis Urubko (Ukraine) legten im Gedenken an Patrick Berhault »Ciao Patrick« (36 SL, 5c, M6+, 90°) durch die Nordwand des Baruntse Nord (7066 m), und Jean-Christophe Lafaille stieg solo in vier Tagen auf der neuen Route »Katia et Tom« (1800 m, M6, A1, 80°) durch die Nordseite des Kangchungtse (Makalu II, 7678 m). »Ich habe mich noch nie so alleine gefühlt, so weit entfernt von der Welt der Menschen. Die Route war die härteste und schönste meiner Solorouten im Himalaya«, berichtete der französische Allrounder von dem Unternehmen, bei dem er auf 7400 Metern noch Schwierigkeiten von M5/M6 kletterte. Für die geplante Fortsetzung über den Makalu La zum Gipfel des Makalu war er dann jedoch zu müde, und nach dem Abstieg ins nepalesische Basislager durfte er keinen Versuch mehr starten, weil er von der tibetischen Seite gekommen war und sein Permit nur für diese Seite des Berges galt.

»Commitment« ist das Wesen des großen Alpinismus, das Durchhalten im selbst gewählten Risiko. Diese Facette des Bergsports erlebten die Amerikaner Kelly Cordes und Josh Wharton bei der Erstbegehung der »Azeem Ridge« (2000 m, 7a R/X, A2, M6), des Südwestgrates am Großen Trangoturm (6284 m), der vielleicht größten Klettertour der Erde. »In den letzten 24 Stunden hatten wir das Spaß-Klettern hinter uns gelassen, eine Kruste des Leidens durchbrochen und waren kopfüber ins Überleben eingetaucht«, schildert Wharton die Situation am vierten Tag, nachdem sie am zweiten Abend ihr Gas aufgebraucht hatten und mangels Schmelzwasser schon 40 Stunden lang ohne Trinken unterwegs waren. In dieser Situation geriet Wharton per Pendelquergang an wackligen Haken in einen vereisten Körperriss, in dem er sich bei Schwierigkeiten im achten Grad 30 Meter ohne Zwischensicherung hinaufarbeiten musste, die linke Körperhälfte mit Steigeisen und Eisgerät im Riss, die rechte mit Kletterschuhen im Fels. »Es war die Art von Seillänge, die mich in die Berge treibt. Große Routen, besonders anspruchsvolle, fordern mein Bestes, zwingen mich dazu, Dinge zu tun, die ich daheim im Klettergarten nie tun würde. Ihr Geschenk an mich ist, mein Potenzial freizusetzen.« Erst am nächsten Tag erreichten sie den Gipfel und nach wilder Abseilfahrt den Normalweg mit Schmelzwasser am Gletscher.



**Was ist was?**

Die rein »technischen« Schwierigkeiten fürs Felsklettern sind nach der französischen Skala angegeben (Vergleich mit UIAA-Skala: VI = 5c, VII = 6b, VIII = 7a, IX = 7c, X = 8b, XI = 9a, XII = 9c), die Zusätze R und X stehen für riskante und brüchige Passagen. Boulderbewertungen sind durch »Fb« gekennzeichnet und fallen etwa eineinhalb Stufen härter aus (Fb 8b+ entspricht ca. 9a). Künstliche Kletterei wird mit A0 bis A5 bezeichnet, der Zusatz »C« bedeutet, dass keine Haken geschlagen wurden. Schwierigkeiten im Eis sind in Grad-Steilheit angegeben oder nach der WI- (Winter Ice-) Skala mit einer römischen Zahl für die Gesamtanforderung und einer arabischen für die technische Schwierigkeit, Mixed-Grade sind durch »M« gekennzeichnet. Die Gesamtanforderungen von Routen sind nach dem französischen System eingestuft, bei dem »ED 1 – ED 5« die höchste Stufe »extrèmement difficile« differenziert.

Gut unterwegs war auch ihr Landsmann Steve House am K7 (6934 m) im pakistanischen Charakusa Tal. In einem 42-stündigen Solo-Rundtrip gelang ihm die zweite Besteigung des Berges über eine neue Route in der Südwestwand (2400 m, 6b, A2, 80°, M6+). Nur vier Kilogramm ausgesuchtes Material und kein Biwakzeug trug er mit, kletterte auch in der Nacht; für die komplizierten Gendarmen am Gipfelgrat (A2, M6) brauchte er neuneinhalb Stunden. Neben weiteren Erstbegehungen und Wiederholungen gelang House mit Doug Chabot und Steve Swenson noch die Erstbesteigung des Kapura Peak (6554 m, 5c, 90°, M4), mit Bruce Miller kam er auf einer neuen Route in der Rupalflanke des Nanga Parbat (8125 m) bis 7500 Meter, bevor sie wegen Krankheit umdrehen mussten. Swenson und Chabot gelang am Nanga Parbat die erste Überschreitung des berüchtigten und oft versuchten, rund zehn Kilometer langen Mazeno Grates (AI 3, M4) bis zum Zusammentreffen mit der Schellroute, doch auch sie erreichten wegen Erschöpfung und schlechtem Wetter nicht den Gipfel.

Für seine K7-Leistung bekam Steve House den Publikumspreis bei der Verleihung des Piolet d'Or, des französischen Alpinismus-Oscars. Doch der Hauptgewinn ging weder an ihn noch an Jean-Christophe Lafaille, der nach seiner Erstbegehung am Makalu II im Spätherbst wieder kam und im Dezember solo durch die Südwand der Shisha Pangma (8046 m) stieg. Da für die tibetischen Behörden der Winter am 1. Dezember beginnt, reklamierte Lafaille die erste Winterbesteigung für sich – und wurde dafür kritisiert von Simone Moro (I) und Piotr Morawski (Pol), die im Januar bei 35 Grad minus und 140 km/h Windböen auf dem Gipfel standen und behaupteten, sie seien die wahren Winter-Erstbesteiger. Ob man den Winter per Kalender oder nach Paragraphen misst: Lafailles Aufstieg in völliger Selbstständigkeit, mit nur einem Zelt auf 7000 Metern und ein paar Fixseilstücken auf teilweise neuer Route, bleibt eine große alpinistische Leistung. Der französische Alpenverein FFME verlieh ihm dafür den »Cristal« – doch der »piolet d'or« blieb aus.



*Simone Moro im Winter auf der Shishapangma.*
Foto: Simone Moro

Nominiert waren außer Lafaille und House die Erstbegeher von »Arctic Rage«, »Linea di eleganza« sowie Tomaz Humar und Ales Kozelj für ihre Neutour in der Aconcagua-Südwand aus dem Dezember 2003 (siehe Chronik in BERG 2005). Der renommierte Preis jedoch ging an ein großes russisches Team unter Leitung von Ale-



**Personen 2004**

* Josune Bereziartu (E): Klettert als Frau auf Männer-Topten-Niveau: 9a rotpunkt, 8b on sight, Yeah Man (300 m, 8b+, rotpunkt)
* Yuji Hirayama (Japan): erste 8c on sight: White Zombie, Baltzola
* Patxi Usobiaga (E): fünfmal 8b+ on sight, »Realization« (9a+) rotpunkt
* Ines Papert (D): »Vertical Limits« (M 12), Weltmeisterin im Eisklettern, »Letzte Ausfahrt Titlis« (500 m, 8a+, rotpunkt)
* Steve House (USA): North Twin (Kanada) Nordwand (Neutour, 1500 m, 6b, A3, vier Tage bei winterlichen Verhältnissen), K7 (6934 m) Zweitbesteigung und Neutour Südwestwand (2400 m, 6b, A2, 80°, M6+, 42 Stunden rauf + runter, solo), Nanga Parbat (8125 m) Rupalflanke auf neuer Route bis 7500 m.
* Jean-Christophe Lafaille (F): Makalu II (7678 m) Neutour durch die Nordflanke (1800 m, M6, A1, 80°, solo, vier Tage), Shishapangma (8046 m) Südwand (ca. 2000 m, 50°) auf teilweise neuer Route solo, Gipfel am 11. Dezember.

xander Odintsov, das den wohl bisher schwersten und höchstgelegenen Bigwall der Erde eroberte, die direkte Nordwand des Jannu (7710 m). In eineinhalb Monaten arbeiteten sich abwechselnde Seilschaften auch bei miserabelstem Wetter und bei Schwierigkeiten von ED5, 90°, 6b, A3+, M6 die über 2000 Meter hohe Wand hinauf. Der Expeditionsbericht liest sich wie ein Kriegstagebuch: »Nirgends hatten wir solches Gelände gesehen oder davon gehört. Verluste waren üblich, wie im Krieg. Und die Kämpfer flohen von der Klippe wie verschossene Munition: Ein Kopf war angeschlagen, eine Rippe gebrochen, ein Auge weigerte sich, diesen Horror mit anzuschauen. Gefahren lauerten überall.« Entsprechend archaisch waren die Methoden: Die ganze Strecke wurde mit Fixseilen ausgestattet, drei Lager wurden eingerichtet, darunter ein Portaledge auf 7400 Metern; an manchen Tagen konnten nur 20 oder 40 Meter geklettert werden. Den Gipfel erreichten Alexander Ruschkin und Dmitri Pavlenko, dann Sergej Borisov, Gennadij Krievskij und Nikolaj Totmjanin. Die Leistung und der Einsatz der Russen sind sicher außergewöhnlich; ob diese Route im Alpin- oder zumindest Kapselstil hätte erstbegangen werden können, ist sehr fraglich. Trotzdem gab es lautstarke Kritik vieler Spitzenbergsteiger, dass der Piolet d'Or, der visionäre Topleistungen ehren sollte, an ein Unternehmen ging, das mit Generalstabstaktiken und Belagerungserschließung sein Projekt niederrang. Die Zukunft des Alpinismus liegt sicher darin, Routen wie die direkte Jannu-Nordwand im Kleinteam ohne Fixseilkette schnell zu durchsteigen. Vielleicht war die Zeit noch nicht reif dafür.

Sehr klassisch wurde auch die erste Neutour seit 1983 am Mount Everest (8850 m) erstbegangen: Wieder waren es Russen, die mit durchgehendem Fixseileinsatz eine neue Linie durch die Direkte Nordwand (2500 m) zogen, auf abschüssig-plattigem, vereistem Fels und mit zwei Biwaks auf 8600 Metern beim Gipfelgang der ersten Mannschaft. Unter den acht Gipfelbesteigern waren bekannte Alpinisten wie Pavel Shabalin, Gleb Sokolov und Jewgenij Vinogradski. Besonders gefährlich für das Team war die Bedrohung durch leere Sauerstoffflaschen, die rücksichtslose Normalweghatscher vom Nordgrat herunterwarfen, statt sie zu entsorgen. Weitere Rekorde vom höchsten Berg der Welt: Pemba Dorji Sherpa rannte mit Flaschensauerstoff in 8:08 vom nepalesischen Basislager (5300 m) zum Gipfel, Appa Sherpa stand zum 14. Mal oben, Ed Viesturs (USA) zum 6. Mal (seine 19. Achttausenderbesteigung), die Nepalesin Lhakpa Sherpa zum vierten Mal; auf 320 Besteigungen im Vormonsun kamen sieben Tote. Der Brite Richard Meredith-Hardy flog im Microlight-Flugzeug über den Gipfel.

Bemerkenswert aus der Welt der hohen Gipfel ist auch das französische Team Yannick Graziani, Patrick Wagnon und Christian Trommsdorff, das im Alpinstil den Südostgrat des Makalu (8463 m) beging und dabei erstmals über den unteren, tibetischen Gratteil aufstieg; nur Graziani schaffte es bis ganz nach oben. Am K2 (8611 m) gab es nach zwei Flaute-Jahren im 50. Jubiläumsjahr der Erstbesteigung gleich 47 Gipfelerfolge, darunter ein Enkel von Achille Compagnoni und ein Neffe von Lino Lacedelli, den Erstbesteigern. Den spanischen Alpinismuspreis »piolet de oro« erhielt ein spanisches Team, das erstmals die »Magic Line« am Südwestpfeiler wiederholte; Jordi Corominas erreichte ohne Flaschensauerstoff den Gipfel um Mitternacht und stieg gleich auf dem Normalweg ab bis Lager 3, wobei er 30 Stunden nonstop unterwegs war. Karl Unterkircher (I) bestieg Everest und K2 ohne Flaschensauerstoff innerhalb von zwei Monaten. Juanito Oiarzabal (48, E) stand zum zweiten Mal auf dem Gipfel und hat damit 21 Achttausenderbesteigungen zu verbuchen; beim Abstieg erreichte er allerdings das höchste Lager nicht mehr und zog sich schwere Erfrierungen zu. Seine Begleiterin und Landsfrau Edurne Pasaban ist nun die einzige lebende Besteigerin des K2 und unter den Sammlerinnen die mit der stärksten Liste: unter ihren sieben 8000ern sind fünf der sechs höchsten. Nives Meroi (I) hat nach dem Lhotse (8506 m) nun auch sieben Gipfel zu vermelden, während Gerlinde Kaltenbrunner (A) nach Annapurna und G I auf sechs Hauptgipfeln stand, plus Shishapangma Zentral und Broad Peak Vorgipfel. Aber wer das Achttausender-Sammelspiel spielt, darf eben nur die Hauptgipfel zählen…

Einige konditionell interessante Leistungen sollen den Reigen der Bergsport-Highlights abschließen: Die Schweizer Stefan Siegrist und Ueli Steck überrannten in 25 Stunden die Nordwände von Eiger (Heckmair, 1600 m, ED2, 5b, 70°), Mönch (Lauper, 500 m, TD, 5a, 60°) und Jungfrau (Lauper, 700 m, TD, 4c, 50°, brüchig); die jahrelang versuchte Überschreitung der kompletten Teton-Kette (USA) gelang den Amerikanern Stephen Koch und Mark Newcomb in drei, Hans Johnstone und Renny Jackson in vier Tagen; und Lionel Daudet und Philippe Pellet überschritten zwischen Mitte April und Ende Juni mit über 30 Biwaks und Kletterei bis 7a die 250 Kilometer lange Hauptkette der Dauphiné. Eilig hatte es Vincent Delebarre: Er gewann den Ultramarathon rund um den Montblanc, der der normalerweise 10-tägigen Wanderstrecke von 155 Kilometern folgt, in 21:06 Stunden. Und an die Zeiten, als die afrikanischen Urmenschen Antilopen zu Tode hetzten, erinnert der Sieg von Huw Lobb beim »Man Versus Horse Marathon« in Wales über 22 Meilen Moorland, Farmwege und Straßen. Vor 25 Jahren wurde ein Preis von 1000 englischen Pfund ausgeschrieben für den Menschen, der die Strecke schneller als das schnellste Pferd laufen würde, und in jedem erfolglosen Jahr um die gleiche Summe erhöht. Nun knackte Lobb den Jackpot von 25.000 Pfund in der Zeit von 2:05:19 Stunden; das Pferd Kay Bee Jay brauchte zwei Minuten länger. Solche Summen sind für Bergsportler nirgends zu holen; ihr Hauptgewinn ist und bleibt der Spaß an der Aktion und womöglich die Befriedigung, das selbst gesetzte Ziel erreicht zu haben – vielleicht sogar in einem sauberen und hochwertigen Stil.

*Beide Bilder: Gerlinde Kaltenbrunner an der Annapurna.*
Fotos: Ralf Dujmovits



Herzlichen Dank für Unterstützung an die freundlichen Damen der Alpenvereinsbibliothek und an Jan Mersch. Ausführlichere Zusammenstellungen aller recherchierten Routen versende ich gerne per E-Mail (andreasdick@wortler.de) oder gegen Rückporto (1,53 Euro, Germeringer Str. 12 g, 82152 Planegg). Für Mitteilungen über ambitionierte Unternehmungen und Leistungen bin ich dankbar.

# Autoren

**Dr. Georg Bayerle**, geb. 1967, Studium Germanistik/Geschichte, seit 1999 beim Bayerischen Rundfunk – Bayernabteilung und Bergsteigerredaktion, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Uni Köln, seit 1998 Lehrauftrag im Fachbereich Germanistik an der LMU München – Forschungsvorhaben »Bergliteratur«, Marketingreferent und Studienreiseleiter bei Studiosus, Vorträge und Reportagen über Bergthemen, aktiver Bergsportler im Bereich Skitouren und Bergsteigen.

**Dennis Cramer**, geb. 1970, studierte Deutsch, Ev. Theologie und Sport an der PH Ludwigsburg. Heute ist er als Realschullehrer und Schulbuchautor tätig. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern bei Schwäbisch Hall. Publiziert seit 1994 Reisereportagen und literarische Miniaturen zu alpinen Themen. Klettert gerne (bis V) und unternimmt Trekkingtouren im Himalaya und Hochtouren.

**Dr. phil. Peter Danner**, geb. 1960 in Salzburg. Archäologe und Historiker in Salzburg. Archäologische Forschungsprojekte in Griechenland, Italien und Österreich. Publikationen zur griechischen, etruskischen und römischen Archäologie, zur Geschichte der Antike, zur Salzburger Landesgeschichte, zur Geschichte des Bergsteigens und zu weiteren historischen Themen.

**Andreas Dick**, geb. 1964 in Baden-Baden, lebt mit Frau und Ronja (12) in Planegg bei München als freier Journalist und Redakteur. Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Mitglied im Lehrteam Bergsteigen und im erweiterten Lehrteam Sportklettern des DAV, Vorsitzender des Bundesausschusses Breitenbergsport, Aus- und Fortbildung im DAV. Wenn Zeit, Wetter und Partner stimmen, geht er klettern in Fels und Eis.

**Klara Esters**, geb. 1953, Dipl.-Bibliothekarin, Berufsstart mit Aufbau der Bibliothek des Umweltbundesamtes in Berlin, Erziehungsurlaub, Tätigkeit in Dachauer Buchhandlung, Bibliothek der KZ-Gedenkstätte Dachau, Internationale Jugendbibliothek, Bibliothek des Deutschen Museums, seit 1990 beim DAV, seit 1998 Leiterin der Bibliothek des DAV und ab 2004 Leitung des Archivs.

**Univ.-Prof. Dr. Helge Gerndt**, geb. 1939, Studium der Volkskunde, Germanistik, Geographie, 1980 – 2004 Lehrstuhlinhaber für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München, Verfasser mehrerer Bücher zur Kulturwissenschaft.

**Dr. Richard Goedeke**, geb. 1939, Geograph und Anglist, Lehrer i.R., extremer Kletterer und Allroundbergsteiger (119 alpine Erstbegehungen, über 1000 im Mittelgebirge), früherer Landesjugendleiter des DAV. 10 Jahre Mitglied im Hauptausschuss des DAV, Naturschutzreferent, Garant von Mountain Wilderness, Mitglied im ehem. Bundesausschuss und jetzigen Fachbeirat Klettern und Natur des DAV, Autor von Kletterführern und Mitautor der Kletterkonzeption Niedersachsen.

**Bettina Hasselbring M.A.**, geb. 1963, Studium Geschichte und Germanistik. Seit 1990 Aufbau und seit 1996 Leiterin des Historischen Archivs des Bayerischen Rundfunks (BR), Vertreterin des BR in der Historischen Kommission der ARD, Konzeption und Durchführung von Ausstellungen zur Rundfunkgeschichte. Seit 2002 Lehrbeauftragte am Institut für Kommunikationswissenschaft der LMU, passionierte Skisportlerin.

**Dr. Christoph Höbenreich**, Sportpädagoge, Geograph und staatlich geprüfter Berg- und Schiführer. Leiter mehrerer erfolgreicher Polarexpeditionen (Nordpol, Trans-Grönland, Mt.Vinson, Franz Josef Land). Mitarbeiter der Sportabteilung im Amt der Tiroler Landesregierung. Vater von Timo-Nanuk.

**Dr. Werner Hickel**, geboren 1967 in Koblenz, lebt seit 1987 in Köln, wo er Philosophie, Germanistik und Politik studierte, in Germanistik promovierte und am Gymnasium unterrichtet. Er ist verheiratet und hat einen Sohn.

**Friedrike Kaiser M.A.**, geb. 1965, studierte Kunstgeschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft in München und Hamburg. Nach Stationen im Kultur- und Bürgerzentrum Pasinger Fabrik, München, und dem Museum für Kommunikation in Nürnberg leitet sie seit 2000 das Alpine Museum des Deutschen Alpenvereins in München.

**Joe Klausner**, geb. 1955 im Zillertal, freiberuflicher Reiseleiter und Naturfotograf, Neuzeit-Nomade. Seine Vorliebe gilt den unberührten und ungezähmten Landschaften unserer Erde und den Abenteuern, sie zu erreichen. Jahrelange Aufenthalte auf fast allen Kontinenten. Unzählige Touren in den südamerikanischen Anden, dem Himalaja, Karakorum, Ostafrika und dem Westen Kanadas. Er kennt die fernen Gebirge besser als seine Heimat die Alpen.

**Stefan König**, geb. 1959, Autor und Chefredakteur alpiner Publikationen, Literaturpreis des DAV, Journalist und Regisseur, Juror beim Filmfest Internazionale »Citta di Trento«. Seit 1995 Leiter des Filmfests St. Anton »Berge, Menschen, Abenteuer«. Leitet die Öffentlichkeitsarbeit der Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger.

**Michael Krobath** studierte Geographie an der Universität Graz und ist in der Umweltbildung tätig. Seit rund 15 Jahren regelmäßig in der Schobergruppe unterwegs, beschäftigte er sich auch im Zuge seiner Diplomarbeit mit diesem Gebiet und betreut seit 2003 die dortigen Gletschermessungen.

**Toni Lamprecht**, geb. 1971, studierte Sonderpädagogik an der LMU München. Autor des Lehrbuches »Klettern mit geistig behinderten Menschen«, arbeitet seit 2002 als Sonderschullehrer an der Schule zur Erziehungshilfe in München, seit 1997 »hauptberuflicher Boulderer«.



**Elmar Landes**, geb. 1936, von 1970 – 1998 Redakteur und Gestalter der DAV-Mitteilungen und des Alpenvereins-Jahrbuches sowie einiger anderer DAV-Publikationen.

**Dr. Gerhard Karl Lieb**, Professor am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz, hat einen seiner Arbeitsschwerpunkte in der Hochgebirgsforschung. Viele seiner Publikationen befassen sich mit den Gletschern und dem Permafrost der Hohen Tauern.

**Bernhard Malkmus**, Studium der Germanistik und moderner Fremdsprachen in Würzburg, Konstanz und Cambridge; Lehr- und Studienaufenthalte in Prag und Harvard; journalistische Tätigkeit für deutsche Tageszeitungen; unterrichtet und promoviert derzeit an der Universität Cambridge in England; AV-Mitglied seit 1984.

**Andreas Mühlleitner**, geb. 1970 in Aspach, Lehre als GWH-Installateur, Matura auf dem zweiten Bildungsweg, lebt mit Frau und Sohn im Innviertel, Oberösterreich. Seit 15 Jahren beim Alpenverein und in den Bergen der Ost- und Westalpen unterwegs. Mehrere ausgedehnte Reisen vor allem nach Asien (Neuguinea, Borneo, Philippinen, Nepal, Indien), intensive Beschäftigung mit Reisefotographie, Ornithologie und Völkerkunde. Entdeckte vor einigen Jahren die Lust am Schreiben, einige Veröffentlichungen in ornithologischen Fachzeitschriften und Reisemagazinen.

**Eberhard Neubronner**, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u. a. »Der Weg« (DAV-Literaturpreis 1994), »Das Schwarze Tal« (1996), »Die Insel Nevermore – Geschichten von draußen« (2004, unveröffentlicht).

**Dr. Joachim Opitz**, geb. 1949, studierte Chemie, Promotion und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Berlin, dann Wechsel in die industrielle Forschung, Arbeitsschwerpunkt Nanotechnologie. Heute wohnhaft in Aachen, verschiedene Funktionen in der dortigen Sektion, u.a. Erster Vorsitzender seit 1996. Klettert gerne alpin, geht auf Hochtouren und interessiert sich für Bildende Kunst.

**Dr. Markus Pingold**, (geb. Schneider), Jahrgang 1977, früh schon erste Versuche, Veränderungen in den Alpen zu beobachten; Geografie- und Lehramts-Studium in Erlangen, Promotion bei Prof. Werner Bätzing über die Wahrnehmung und Bewertung des Landschaftswandels in Bad Hindelang; Lehrer für Erdkunde und Deutsch. Privat berg- und bewegungsbegeistert mit klassischem Querschnitt von Hochtouren bis Sportklettern, seit einigen Jahren in Verbindung von Arbeit und Leben auffällig oft im Allgäu unterwegs.

**Matthias Pinn**, Adventure Photograph, Bergsteiger und Gleitschirmpilot war sechs Wochen in Peru vor Ort, um den Alpamayo zu besteigen und mit dem Gleitschirm zu fliegen. Mit seinem Bruder Michael gelang ihm die Erstbefliegung des Cerro Torre und Fitz Roy in Patagonien. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften, Büchern, Kalendern.

**Dr. phil. Claudia Richartz-Sasse**, geb. 1966, Volkskundlerin. Lebt und arbeitet in München. Kuratorin für die Sonderausstellung »Die Zugspitze – Vom Bergsteigen zum Massentourismus« des Alpinen Museums in München (2003), die anschließend im Werdenfels-Museum in Garmisch-Partenkirchen und Ehrwald zu sehen war. Seit Juli 2005 örtliche Museumsleiterin des Bauernhausmuseums Amerang, Bezirk Oberbayern.

**Dr. Ingrid Runggaldier Moroder**, geb. 1963 in Bozen, aufgewachsen in Gröden. Germanistik und Anglistikstudium in Innsbruck. Übersetzerin in der Landesverwaltung der Provinz Bozen Südtirol. Arbeitet als freie Mitarbeiterin für verschiedene Zeitschriften, Radio und Fernsehen. Verschiedene Filmdokumentationen, darunter »Frau im Aufstieg« (2002), und »Worte im Kopf« (2004). Außerdem Mitglied des Landesbeirats für Chancengleichheit zwischen Frau und Mann, Kulturreferentin beim Alpenverein Südtirol und Mitglied des Verwaltungsrates des Internationalen Bergfilmfestivals der Stadt Trient.

**Dr. Peter Schatzl**, 32 Jahre, ist freiberuflicher Geograph. Er schrieb seine Dissertation über »Nachhaltigkeit bei organisierten Trekkingreisen« und ist seither bemüht, diese Thematik mit verschiedenen Spezialreiseveranstaltern im deutschsprachigen Raum umzusetzen. Er hält Lehrveranstaltungen an der Universität Salzburg, ist für die österreichisch-nepalesische NGO Eco-Himal tätig und führt die Geschäfte des Zentrums für Tropen-, Reise- und Geomedizin in Salzburg.

**Pit Schubert**, geb. 1935 in Breslau, Dipl.-Ing. (FH), eineinhalb Jahrzehnte in der Luft- und Raumfahrtbranche tätig, seit 1996 Präsident der UIAA-Sicherheitskommission; zuvor, seit 1973, DAV-Delegierter in dieser Kommission. Von 1968-2000 Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchungen von Berg- und Kletterausrüstung, Sicherungsmethoden und Unfällen. Zahlreiche Bücher und Veröffentlichungen über den Themenkreis »Sicherheit am Berg«. Verschiedene Preise, u.a. Dietmar-Eybl-Preis, Bundesverdienstkreuz, King Albert Medal of Merit. Zu Beginn der sechziger Jahre einer der wenigen Deutschen, denen alle drei großen Nordwände der Alpen gelangen, über 60-mal im Himalaya, Beschäftigung mit dem Buddhismus.

**Helmut Schulze**, geb. 1966, Bergsteiger, Kletterer, Fotograf, bereiste Mittelasien, Südamerika, Ostafrika und Grönland. War in den letzten Jahren mehrmals zum Klettern in Jordanien und Algerien. Fotografiert mittlerweile das siebente Jahr den Kalender »Klettern im Sächsischen Fels«. Lebt in Dresden.

**Karin Steinbach Tarnutzer**, geboren 1966, ist bei München aufgewachsen und war von frühester Jugend an in den Bergen unterwegs. Im Deutschen Alpenverein machte sie die Ausbildung zur Fachübungsleiterin Hochtouren. Sie studierte Literatur- und Kommunikationswissenschaften sowie Psychologie. In ihrer beruflichen Tätigkeit bei verschiedenen Münchner Zeitschriften- und Buchverlagen – als Verlagskauffrau, Lektorin, zuletzt als Programmleiterin – spiegelt sich die Affinität zum Kulturgut Buch. Seit ihrer Übersiedlung in die Schweiz ist sie Lektorin im Züricher AS Verlag mit dem Programmschwerpunkt alpine Literatur. Daneben ist sie auch für andere Verlage und als Autorin tätig.

**Bernhard Streicher**, Diplom-Psychologe, Jahrgang 1967. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialpsychologie

der LMU München, Mitglied im Lehrteam der Jugendleiterausbildung des DAV und der Zusatzqualifikation Erlebnispädagogik. Langjährige Beschäftigung mit Entscheidungsfindung in Risikosituationen, insbesondere auf Skitouren.

**Gunar Streu,** Jahrgang 1967, ist mit Rad, Boot oder zu Fuß unterwegs, wobei er vor allem die Bergeinsamkeit liebt. Seine ersten Touren führten ihn ins heimische Erz- und Elbsandsteingebirge, in die rumänischen Karpaten, die tschechischen und slowakischen Bergen, später in die Alpen. Mit Reisen nach Südschweden, nach Nordamerika, Nepal und Patagonien ist er inzwischen weltweit fotografierend unterwegs und besitzt ein umfangreiches Bildarchiv; lebt derzeit nördlich des Polarkreises in Schweden.

**Team risk'n'fun – Daniela Tollinger**, Mag. phil, Studium Erziehungswissenschaften, Kulturmanagement und Propädeutikum an der Uni Innsbruck, Snowboarderin, Leitung risk'n'fun seit 2002, Mitarbeit und Konzeptionierung von verschiedensten Projekten im Kultur- und Snowboardbereich mit den Arbeitsschwerpunkten Kommunikation und Projektmanagement.

**Franz Xaver Wagner**, Jahrgang 1939, lebt mit seiner Frau Marinka in München. Er bezeichnet sich als Satiriker von Geburt an. Sportlich habe er sich ursprünglich dauerlaufend, schwimmend und radfahrend betätigt. Kurz vor Vollendung des dreißigsten Lebensjahres habe ihn der alpine Floh gebissen. Seither versuche er, Satire und Alpinismus auf einen Nenner zubringen. Was bei den derzeitigen Erscheinungsformen des letzteren gar nicht so schwer sei. Sagt er.

**Dr. phil. Wolfgang Wahl**, Jahrgang 1965, Studium der Philosophie, Soziologie und Pädagogik, Master-Abschluss in Social Work (FH), Staatl. gepr. Berg- und Skiführer, langjähriges Mitglied im Schulungsteam der Jugend des Deutschen Alpenvereins, seit 1998 hauptamtlicher Bildungsreferent des DAV, zahlreiche Publikationen zu Themen der Jugendarbeit, Erlebnispädagogik, Sozialen Arbeit und Philosophie.

**Dr. Siegbert Warwitz**, Jahrgang 1937, Berufsweg: Offizier bei der Bundeswehr (Fernmeldeeinheit), Studium der Germanistik, Sportwissenschaft, Philosophie, Psychologie und Pädagogik an den Universitäten Münster, Innsbruck und Wien, Experimentalpsychologischer Forschungsauftrag der Universität Wien über Zusammenhänge zwischen physischen und intellektuellen Fähigkeitsbereichen (Dissertation), fünf Jahre Lehrtätigkeit am Humanistischen Spohngymnasium in Ravensburg, 1971 bis 2002 Lehre und Forschung an der Pädagogischen Hochschule (University of Education) Karlsruhe, Geschäftsführender Direktor Sportwissenschaft, Leiter des Fachbereichs V, Senatsaufträge u.a. zum Musisch-Ästhetischen Gegenstandsbereich und zur Verkehrserziehung. Forschungsschwerpunkte: Neukonzeptionierung der Verkehrserziehung, Wahrnehmungserziehung, Didaktik und Methodik des Projektunterrichts, Spielforschung, Risiko- und Wagnisproblematik (Grenzerleben). Zahlreiche Publikationen. Verleihung des Bruno-Epple-Preises (Der 7. Sinn für Kinder) 1995. Hobbies: Fliegen (Gleitschirmfliegen, Drachenfliegen, Segelfliegen, Motorfliegen), Bergsteigen, Wildnistrekking und Kulturreisen, Literatur, Philosophie, Medizin, Geschichte.

**Univ.-Prof. Dr.-Ing. Walter Welsch**, geb. 1939, Dr.-Ing. der Geodäsie, seit 1976 Professor an der Universität der Bundeswehr München, Mitglied in zahlreichen Fachgremien. Leiter und Teilnehmer verschiedener alpinistischer und wissenschaftlicher Expeditionen. Seit 1964 verschiedene Funktionen in der Sektion Bayerland (u.a. acht Jahre Erster Vorsitzender), Vorsitzender des ehem. Auslandsbergfahrtenausschusses, seit 1998 Referent des DAV für Wissenschaft und Kultur.

**Mag. Walter Würtl**, geb. 1969 in Kitzbühel, ist Berg- und Schiführer, Alpinwissenschafter und Redakteur bei bergundsteigen. Schon während seiner Studienzeit arbeitete er für das Lehrteam des ÖAV und Globetrek, die Bergsteigerschule des Alpenvereins. Er ist Bundeslawinenreferent des Österreichischen Bergrettungsdienstes, Autor mehrerer Publikationen zu alpinen Themen und leidenschaftlicher Erlebnisbergsteiger.


IMPRESSUM

ISSN 0179-1419 ISBN 3-937530-10-X (Buchhandelsausgabe)
ISBN 3-937530-09-6 (Mitgliederausgabe)
ISBN 3-928777-12-2 (beiliegende AV-Karte)



*Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.*

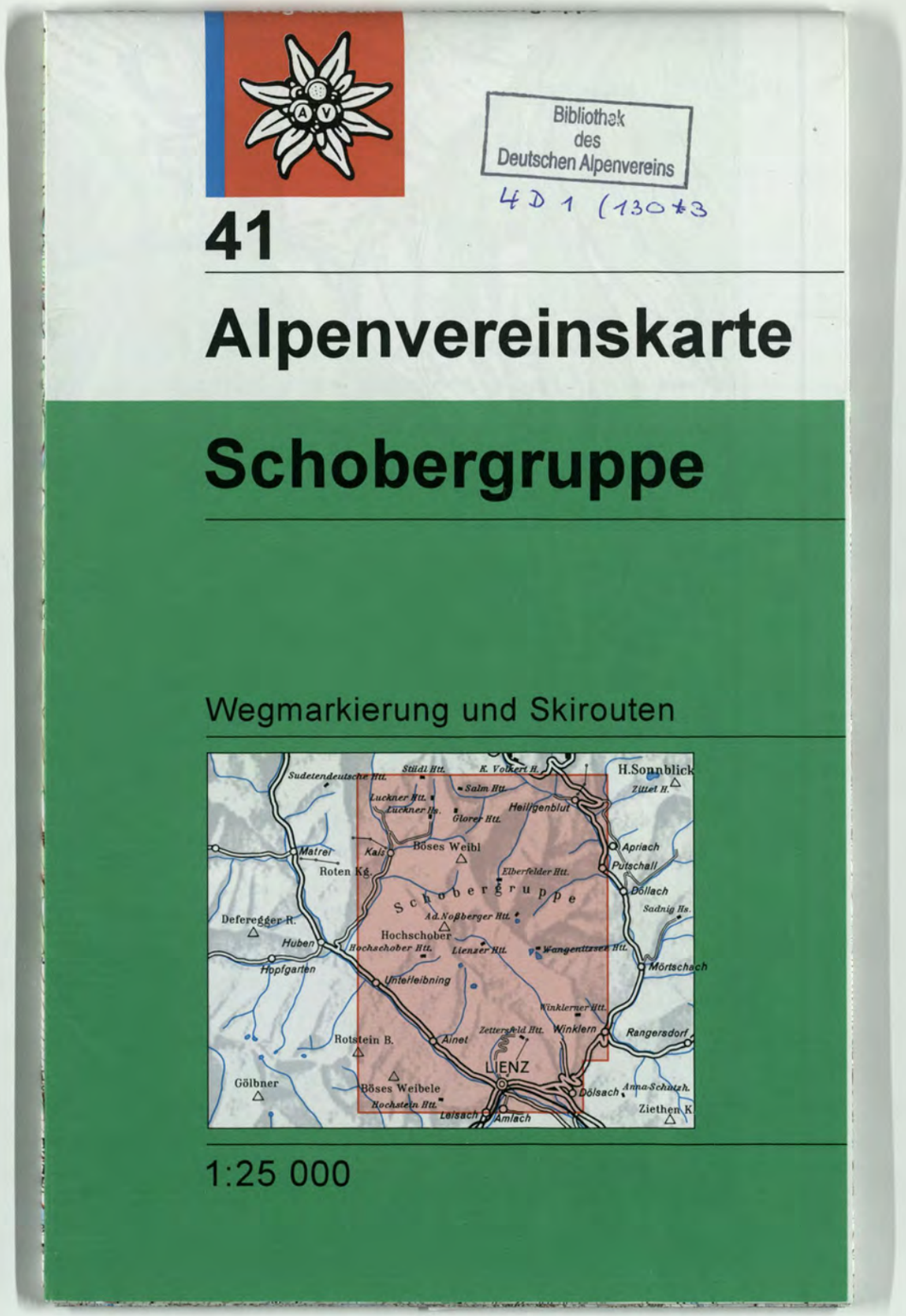


Text- u. Bildredaktion: Karin Straßer, Walter Theil
Konzeption u. Layout: wt-BuchTeam Walter Theil, Garching/Alz
Umschlaggestaltung: Norbert Freudenthaler
Reprographische Arbeiten: Wolfgang Ehn, Mittenwald
Gesamtherstellung: Biedermann GmbH, Parsdorf b. München

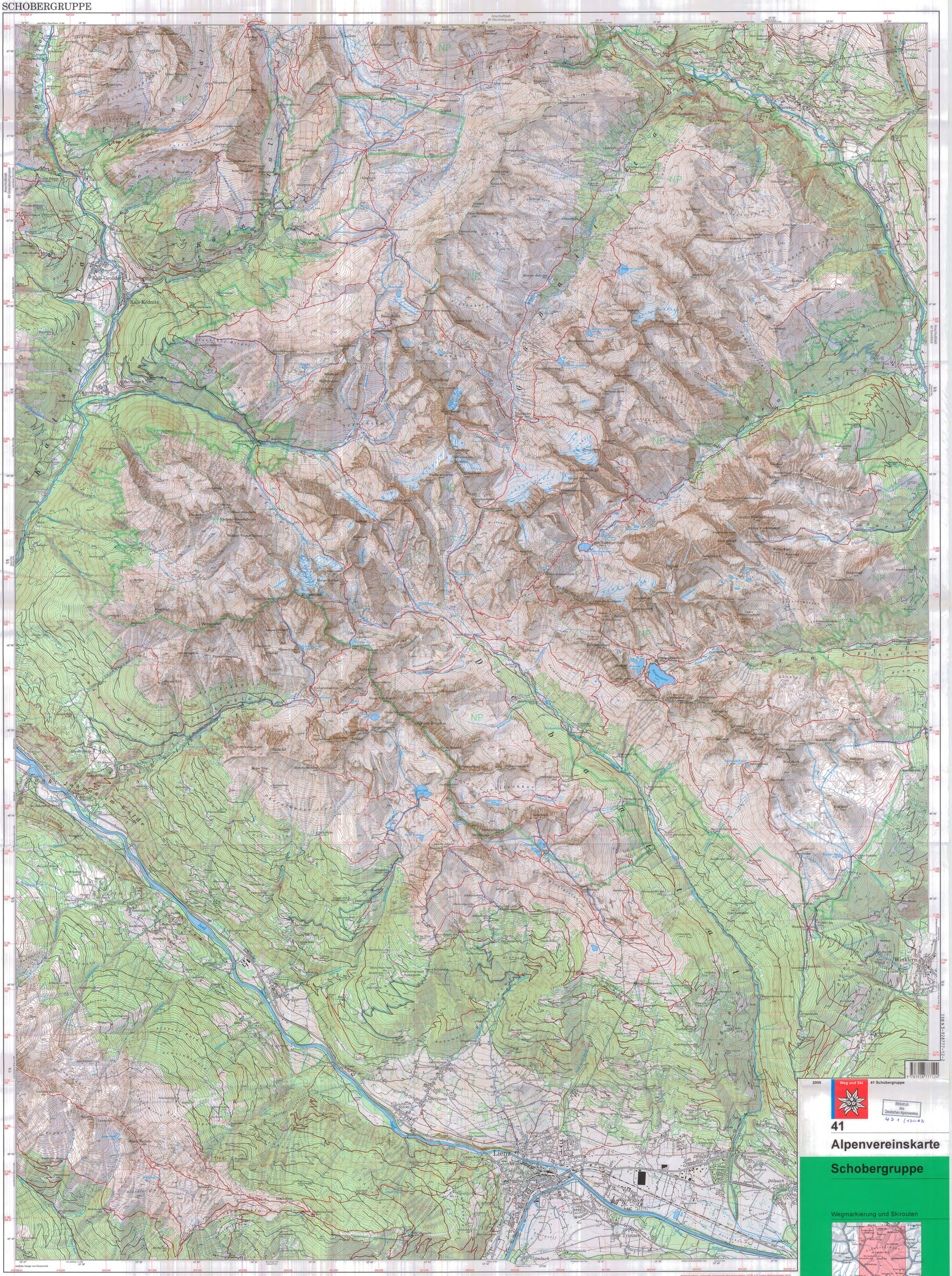
Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: GeoCenter, Postfach 800330, 70508 Stuttgart
in Österreich: Freytag-Berndt u. Artaria, Brunner Str. 69, 1231 Wien


*Bildnachweis (Kapitelseiten):*
*Bild S. 10: Sichern am Klettersteig.*
Foto: A. Strauss
*Bild S. 112: Kletterer.*
Foto: Wolfgang Ehn
*Bild S. 170: Kloster Grigoriou auf Athos.*
Foto: Dennis Cramer
*Bild S. 228: Druckgrafik »Gemsjäger«.*
Quelle: Schweizerisches Alpines Museum, Bern
*Bild S. 270: Hochschober, Debantgrat von Lienzer Hütte.*
Foto: A. Strauss
*Bild S. 284: Steph Davis in »Freerider«.*
Foto: Heinz Zak





SCHOBERGRUPPE



## Top Thema: Sicherheit und Risiko

Markus Pingold, Christoph Höbenreich,
Werner Hickel, Peter Schatzl,
Pit Schubert, Bernhard Streicher,
Team risk'n'fun, Walter Würtl, Siegbert Warwitz

## Bergsport heute

Joe Klausner, Toni Lamprecht,
Andreas Mühlleitner, Eberhard Neubronner,
Matthias Pinn, Gunar Streu

## Kultur/Wissenschaft

Bernhard Malkmus, Dennis Cramer,
Karin Steinbach Tarnutzer,
Claudia Richartz-Sasse,
Franz Xaver Wagner

## Alpine Geschichte

Helmut Schulze, Peter Danner,
Ingrid Runggaldier Moroder

## Gebietsthema & Kartengebiet: Schobergruppe

Gerhard Karl Lieb/Michael Krobath

## Forum Alpenverein

Elmar Landes,
Wolfgang Wahl, Andreas Dick

## Kartenbeilage

Schobergrupe 1:25000

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000479457

Zukunft schützen
DAV Deutscher Alpenverein
ÖAV Österreichischer Alpenverein
Berge erleben
AVS ALPENVEREIN SÜDTIROL

ISSN 0179-1419 · ISBN 3-937530-09-6 (Mitgliederausgabe) · 3-937530-10-X (Buchhandelsausgabe)